Neue Wege

BLÄTTER FÜR RELIGIÖSE ARBEIT

JAHRGANG 1926



Verlag:
Vereinigung „Freunde der Neuen Wege“

Inhaltsverzeichnis für den Jahrgang 1926.

I. Predigten und Andachten.

II. Religiöse, ethische und kulturelle Fragen.

III. Politische und soziale Fragen.

IV. Aussprache.

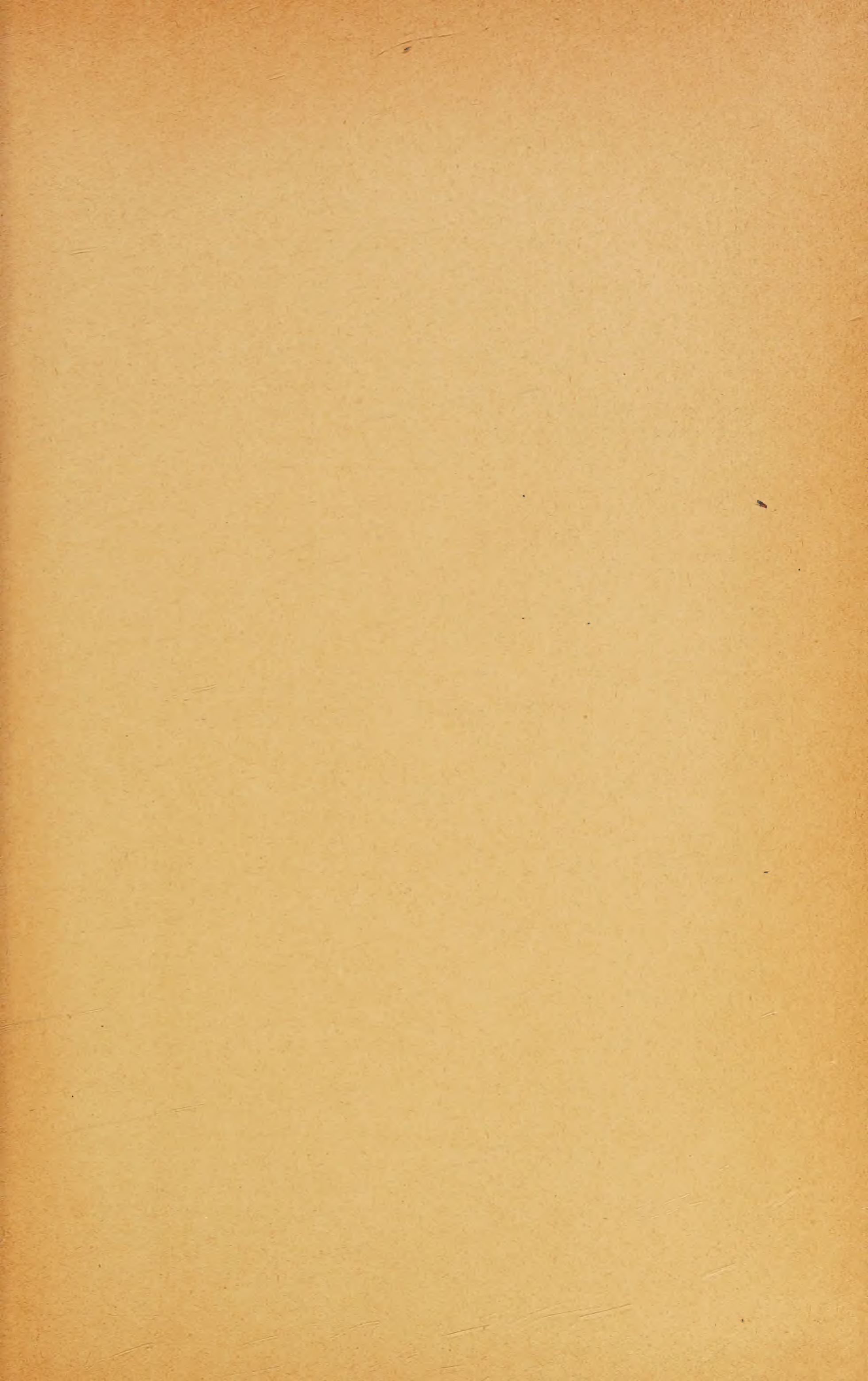
V. Berichte.

VI. Gedichte und Sprüche.

VII. Rundschau.

VIII. Von Büchern.

IX. Redaktionelles.





Im Anfang.[1])

Im Anfang schuf Gott den Himmel und die Erde.

Und die Erde war Wirrnis und Wüste.
Finsternis allüber Abgrund.
Braus Gottes brütend allüber den Wassern.

Da sprach Gott: Licht werde! Und Licht ward.
Und Gott sah das Licht, dass es gut war.
So schied Gott zwischen dem Licht und der Finsternis.
Dem Licht rief Gott: Tag! und der Finsternis rief er: Nacht!
Abend ward und Morgen ward: Ein Tag.

Gott sprach:
Gewölbe werde inmitten der Wasser
und sei Scheide von Wasser und Wasser!
So machte Gott das Gewölbe
und schied zwischen dem Wasser rings unter dem Gewölbe und dem Wasser rings über dem Gewölbe.
Und es ward.
Dem Gewölbe rief Gott: Himmel!
Abend ward und Morgen ward: zweiter Tag.

Gott sprach:
Das Wasser unterm Himmel sammle sich an einem Ort,
und das Trockene erscheine!
Und es ward.
Dem Trockenen rief Gott: Erde! und der Sammlung der Wasser rief er: Meere!
Und Gott sah, dass es gut war.
Gott sprach:
Spriessen lasse die Erde Gespross,
Kraut, das Samen samt, Fruchtbaum, der nach seiner Art Frucht trägt, darin sein Same ist, auf der Erde!
Und es ward.

---

[1]) Martin Buber, in Verbindung mit Franz Rosenzweig, wagt den Wurf, eine neue Uebersetzung der „Schrift", d. h. des Alten Testamentes, zu geben. Es soll von dem Unternehmen in den „Neuen Wegen" sobald als möglich gesprochen werden. Das Werk erscheint bei Lambert Schneider in Berlin. Wir bringen als Probe den Anfang der Bibel, das erste Kapitel der Genesis. Man lese es laut, wenn möglich in einem Kreise, und man wird der ganzen Grossartigkeit sowohl des Inhaltes wie der neuen deutschen Form inne werden. D. Red.

Die Erde trieb Gespross,
Kraut, das nach seiner Art Samen samt, Baum, der nach seiner Art Frucht trägt, darin sein Same ist.
Und Gott sah, dass es gut war.
Abend ward und Morgen ward: dritter Tag.

Gott sprach:
Leuchten seien am Gewölbe des Himmels, zwischen Tag und Nacht zu scheiden,
dass sie werden zu Malen, so für Gezeiten, so für Tage und Jahre,
und seien Leuchten am Gewölbe des Himmels, über die Erde zu scheinen!
Und es ward.
So machte Gott die zwei grossen Leuchten,
die grössere Leuchte zur Herrschaft des Tags und die kleinere Leuchte zur Herrschaft der Nacht
und die Sterne.
Gott setzte sie ans Gewölb des Himmels,
über die Erde zu scheinen, Tag und Nacht zu beherrschen, zu scheiden zwischen dem Licht und der Finsternis.
Und Gott sah, dass es gut war.
Abend und Morgen ward: vierter Tag.

Gott sprach:
Das Wasser wimmle, ein Wimmeln lebenden Wesens,
und Gevögel fliege über der Erde vor dem Gewölbe des Himmels!
So schuf Gott die grossen Wale
und alle lebenden regen Wesen, welche das Wasser hervorwimmelte, nach ihren Arten,
und alle beschwingten Vögel nach ihrer Art.
Und Gott sah, dass es gut war.
Gott segnete sie und sprach:
Fruchtet und mehrt euch und füllt das Wasser in den Meeren,
und das Gevögel mehre sich über der Erde!
Abend ward und Morgen ward: fünfter Tag.

Gott sprach:
Die Erde treibe lebendes Wesen nach seiner Art,
Vieh, Gewürm und das Getier des Feldes nach seiner Art!
Und es ward.
So machte Gott das Getier des Feldes nach seiner Art und das Vieh nach seiner Art und alles Gewürm des Ackers nach seiner Art.
Und Gott sah, dass es gut war.
Gott sprach:
Machen wir Menschen in unserem Bild nach unserem Gleichnis!

Sie sollen walten unter den Fischen des Meeres, den Vögeln des Himmels, allem Getier der Erde und allem Gewürm, das auf Erden sich regt.
So schuf Gott den Menschen in seinem Bilde,
im Bilde Gottes schuf er ihn,
männlich, weiblich schuf er sie.
Gott segnete sie,
und Gott sprach zu ihnen:
Fruchtet und mehrt euch und füllet die Erde und werdet ihrer mächtig!
Waltet unter den Fischen des Meeres, den Vögeln des Himmels und allem Getier, das auf Erden sich regt!
Und Gott sprach:
Hier gebe ich
euch alles Kraut, das Samen gibt, auf der ganzen Erde.
und jeglichen Baum mit samensäender Baumfrucht,
euch sei es zur Speise,
und allen Tieren des Feldes, allen Vögeln des Himmels, allem, was auf Erden sich regt, darin lebendes Wesen ist,
alles Grün der Kräuter zur Speise.
Und es ward.
Da sah Gott alles, was er gemacht hatte;
ja, es war sehr gut.
Abend ward und Morgen ward: der sechste Tag.

Vollendet waren der Himmel und die Erde, mit ihrem ganzen Heer.
da vollendete Gott am siebenten Tag die getane Arbeit
und feierte am siebenten Tag von aller getanen Arbeit.
So segnete Gott den siebenten Tag und heiligte ihn,
denn an ihm feierte er von all seiner Arbeit, Gottes schaffender Tat.

Dies sind die Zeugungen des Himmels und der Erde, ihr Erschaffensein.

Der Sinn des Lebens.

Der Sinn des Lebens ist: dass die Gottheit im Menschen zum Durchbruch und zur Verkörperung komme. Unser Heil hängt an der Erfüllung dieses Sinnes. Alles Unheil rührt im Grunde von dem Widerstande, den wir ihr entgegensetzen. Denn der Mensch wird erst dadurch Mensch, dass Gott sich in ihm verkörpert. Erst Kraft dieses Aktes kommt der Mensch also zu sich selber, ohne ihn entfernt und entfremdet er sich immer mehr von seinem wahren Selbst; und darin hat alle Not, alles Leiden, alle Qual ihren Ursprung.

Für diese Nähe oder Ferne, in der wir von unserem ewigen Wesen leben, gibt es einen untrüglichen Masstab und Gradmesser: das Gewissen. Wie schon sein Name sagt, ist es eine Art Wissen — und zwar eine viel tiefere und gründlichere als die, von der in den meisten Büchern und Schulen die Rede zu sein pflegt. Es lässt uns — sofern wir nur wollen — in jedem Augenblick mit Genauigkeit erkennen, wo wir stehn und wo wir eigentlich stehn sollten. Man hat es auch als eine innere Stimme oder als ein inneres Licht bezeichnet. Diese Stimme spricht stets vernehmbar und deutlich; dieses Licht leuchtet stets klar und rein. Wir aber dämpfen ihre Deutlichkeit durch die verwirrenden Geräusche des Alltags, wir trüben seine Klarheit durch die Nebelschwärme unserer kleinen und grossen Eitelkeiten. Wir stumpfen unser inneres Ohr und Auge ab; und dann hadern wir mit Gott und Welt, dass unser Hören und Sehen ein mangelhaftes ist.

Das Gewissen belehrt uns in jedem Augenblick darüber, was wir zu tun und was wir zu lassen haben. Beides ist im Grunde Eines. Etwas Gutes tun heisst immer: etwas Böses unterlassen. Und umgekehrt ist jede böse Tat die Unterlassung einer guten. Indem wir uns das zum Bewusstsein bringen, gewinnen wir eine sehr vereinfachte Formel der Moral, deren Gebrauch uns ihre Vortrefflichkeit zeigen wird. Wir können nämlich schlechthin sagen: Der Mensch sündigt nicht durch das, was er tut, sondern durch das, was er unterlässt. Unsere Aufgabe soll jetzt die Prüfung und Beglaubigung dieses Satzes sein.

Zunächst könnte man sich an ihm stossen, weil doch das Tun das Positive, das Lassen das Negative ist, die Verantwortung mithin sich auf jenes erstrecken zu müssen scheint. Genauer betrachtet, bürgt gerade das für seine Wahrheit. Denn es ist nicht einzusehen, wieso eine Tat an sich selber — ohne Beziehung auf ein Anderes, davon Verschiedenes — die Marke der Sünde oder auch bloss der Unvollkommenheit tragen sollte. Das ist bloss möglich, wenn sie an etwas gemessen, mit etwas verglichen wird, das besser ist als sie und an ihrer Stelle hätte getan werden sollen, während es doch ihr zuliebe unterlassen wurde.

Das ist es, was zu beweisen war. Und nun wollen wir es durch einige Beispiele, eigentlich durch ein einziges, vielfältig abwandelbares Beispiel verdeutlichen, das sich hiezu sehr empfiehlt: den Rausch. Es gibt verschiedene Formen desselben, denen aber das Wesentliche gemeinsam sein muss, da sie sonst nicht unter einen Begriff vereinigt werden könnten. Nehmen wir ihn zunächst in seiner sinnfälligsten, sich am häufigsten aufdrängenden Erscheinungsform. Warum wirkt der Anblick eines Betrunkenen so abstossend, wodurch verletzt er das Gefühl der Menschenwürde?

Ist doch die Trunkenheit ein Zustand, der für sehr viele einen fast unwiderstehlichen Reiz besitzt! Seine Geringschätzung und gesellschaftliche Aechtung würde in dem Augenblick aufhören, in dem er der Normalzustand für alle wäre. Ein freilich unausdenkbarer Gedanke, weil der Mensch in diesem Falle seiner ersten und obersten Attribute, des klaren Bewusstseins, der Kontrolle über sich, der Selbstbeherrschung und Selbstbestimmung ganz oder zum grossen Teile beraubt wäre. Hier ist indessen die Grundvoraussetzung schon eingeschlossen: die nämlich, dass die Nüchternheit mit ihren Begleit- und Folgeerscheinungen dem Rausche samt den seinigen vorgezogen wird. Oder mit andern Worten: wir verdammen die Trunkenheit nicht um ihrer selbst willen, sondern weil sie den Trunkenen daran verhindert, die Taten des Nüchternen zu tun.

Wenn weiter vom Liebes- oder richtiger Geschlechtsrausch die Rede ist, so geschieht das nicht bloss in bildlicher Weise. Die wesentlichen Symptome sind ja die gleichen oder wenigstens ähnliche: Trübung der Vernunft, Verlust des Gleichgewichts, Einbusse der Freiheit. In der Wollust als solcher, auch der schrankenlosesten, ist nichts, das sie verdammlich erscheinen liesse. Im Gegenteil, sie enthält als intensivste Lustempfindung eine ganz unmittelbare Bejahung und Setzung ihrer selbst, um deretwillen sie zumal von naturnahen, elementaren Menschen und Völkern als tiefes Mysterium empfunden wird. Und dennoch erfährt man, wenn man sich ihr blind überlässt, mit unabweisbarer Deutlichkeit, dass man durch sie und an ihr schuldig wird. Ekel, Reue, Selbstverachtung treten nun als ihr bitterer Bodensatz zutage. Das Heiligtum der Seele und des Leibes ist geschändet worden. Wie erklärt sich dies? Offenbar daraus, dass es etwas Höheres in uns gibt als die Lust, das ihr nicht unterworfen werden darf: der Wert, der uns heiligt und der es nicht duldet, zum Werkzeug des Genusses entweiht zu werden. Dieser Wert, diese Heiligkeit unseres Wesens forderte den Einsatz eines reineren Gefühles, als es blosse Lust ist. Nur das reinste kann ihnen genugtun: Liebe. Der Asket hat freilich darin Unrecht, dass er sie in einen ausschliessenden Gegensatz zur Lust stellt, da es doch vielmehr das Geheimnis der wahren Liebe ist, alles — so namentlich die Lust — in ihrem göttlichen Feuer umzuschmelzen und zu verwandeln. Die Lust aber, die sich solcher Verwandlung nicht zu unterziehen vermag, die sich ausserhalb und jenseits der Liebe stellt, vergreift sich an deren Eigentum und hat nun allerdings ihren Vorwitz um so härter zu büssen: der angemasste Besitz muss ihr unter den Händen zuschanden und zunichte werden.

Noch von einer Art Rausch spreche ich hier, der furchtbarsten und verderblichsten: dem Blutrausch. Auch dieser widerlegt sich nicht selbst, wie etwa der Begriff eines runden Quadrates oder

eines hölzernen Eisens. Er ist sogar von jeher mit einem geheimnisvollen Nimbus umgeben worden, der sich noch heute vielfach in der Rechtfertigung und Verherrlichung des Krieges äussert. Und doch ist die Widerlegung hier noch einfacher als in den vorgenannten Fällen. Der Mensch soll den Menschen nicht töten, weil es etwas Besseres gibt, das er mit ihm und aus ihm machen kann. Das Leben ist uns — so unheilig seine Erscheinungsform oftmals sei — um seines göttlichen Wesenskernes willen heilig. Auf ihn müssen wir uns richten, wie und wo immer er uns entgegentrete: im Einzelnen, in der Menge, in einem ganzen Volke. Und darum: solange es eine grössere Aufgabe für die Völker gibt, als die, einander gegenseitig auszurotten, werden wir den Frieden über den Krieg stellen und die angeblichen Tugenden des letzteren für das ansehen, was sie in Wahrheit sind: für glänzende — oder richtiger: gleissende Laster. Jene Aufgabe aber besteht nicht etwa in einem leidlichen Auskommen durch Verringerung der Reibungen und Abdämpfung der Konflikte, also in der Herbeiführung eines Zustandes, den man nicht zu Unrecht als faulen Frieden bezeichnet, sondern in dem Willen und seiner tätigen Verwirklichung, gerade die natürlichen Unterschiede und Gegensätze, anstatt sie zum Feuer eines gewaltsamen und zerstörenden Hasses auflodern zu lassen, zu fruchtbarer Ergänzung und Durchdringung, zur Erzeugung höchster Harmonie des Menschlichen zu verwerten; dermassen im echten Sinne nicht bloss neben, bei und mit, sondern für einander zu leben und zu wirken. So sicher der Krieg nun besser ist als ein fauler Frieden, so wenig darf er dem wahren Frieden der Tat und Schöpfung, den es auf Erden einzupflanzen gilt, den Boden streitig machen. Wiederum wird dies durch das Verhalten des Einzelnen zum Mitmenschen verdeutlicht. Man ist heute jedenfalls human genug, um — wenn auch nicht immer den Krieg, so doch unbedingt den Kannibalismus zu verwerfen. Es hat indessen eine Zeit gegeben, in der das Töten und Verzehren von Menschen als ein hervorragend religiöser Akt galt. Der geistige Sinn des Vorganges liegt darin, dass der Kannibale sich durch den Genuss des Opfers mit dessen innersten Kräften in Verbindung zu setzen, sie sich anzueignen und einzuverleiben trachtet. Blicken wir tiefer, so finden wir auch im Krieg einen unüberwundenen Rest des Kannibalismus, sofern hier ein Volk durch blutige Bezwingung oder gar Vernichtung eines andern — bewusst oder unbewusst — dessen verborgene Kräfte in sich aufzunehmen trachtet; auch in der Form des Ländererwerbs, der dann Besitzergreifung von dem ist, was man als materiellen Niederschlag des besiegten Volkstums ansehen kann. Insofern ist auch der Krieg — wenn man so will — ein Liebesakt, freilich ein durchaus atavistischer. Der Versuch mancher Kriegsideologen, ihn daraus zu recht-

fertigen, verfehlte jedoch aus dem gleichen Grunde sein Ziel, aus dem es vergebliche Mühe wäre, den Kannibalismus heiligen zu wollen. Wir kennen eben höhere Formen der Verbindung und Einverleibung als die durch Mord und Genuss des Opfers; Formen, die um so viel höher sind, dass uns die andern als Ausdruck einer entmenschten und bestialischen Gemütsart erscheinen, die wir in ihren letzten Spuren auszurotten bestrebt sein müssen.

Diese Beispiele sind weniger um ihrer selbst willen, als zur Verdeutlichung des sie durchwaltenden Prinzips gewählt worden. Wenn dabei auch einiges Licht auf wichtige Fragen der Gegenwart fiel, so ist das als günstiger Nebenertrag zu erachten. Jenes Prinzip aber lautet, dass der Mensch sündigt, nicht durch dasjenige, was er tut, sondern was er unterlässt.

Er sündigt, indem er es unterlässt, das jeweilige Bessere zu tun; er sündigt um so mehr, je weiter sich, was er tut, von dem entfernt, was er unterlässt, je mehr Zwischenglieder hier eingeschaltet werden können. Der Betrunkene, wir hörten es schon, sündigt damit, dass er sich durch seinen Zustand der Möglichkeit beraubt, die Worte und Werke der Nüchternheit zu verwirklichen. Der Wollüstling sündigt nicht durch den Sinnengenuss als solchen, sondern durch den Mangel an Liebe, an seelischer und geistiger Verinnerlichung, der sich in seinem Verhalten zum andern Geschlecht kundgibt. Die Sünde des Kannibalen schliesslich ist im Grunde nicht die, dass er Menschen tötet und verzehrt, sondern dass er seinen Drang nach Vereinigung mit ihnen nicht auf bessere Weise betätigt.

Entscheidend ist sonach alle Male nicht, dass etwas an sich schlecht wäre; entscheidend ist, dass es etwas *Besseres* gibt. In dem Augenblicke, da ein solches existiert und gewusst wird, hört das Gute auf, gut zu sein. Denn das Bessere ist des Guten Mass und Gericht. So ist die Nüchternheit das Gericht des Rausches; die Liebe das Gericht der Wollust; und — mag der Krieg auch das Gericht des faulen Friedens sein — der wahre Friede ist das Gericht jedes Krieges.

Scheint es aber nicht, dass wir damit Gut und Böse verflüchtigen und relativieren, den Zweiflern an einem absoluten Werte Recht gebend? Dieser Schein ist jedoch ein völlig oberflächlicher. Der Wert ist freilich mit keiner Sache in äusserlich starrer Weise verbunden. Die Stufen der Erkenntnis und dementsprechend die Grade der Verwirklichung sind verschieden bei den verschiedenen Menschen; so dass, was bei dem primitiven, minder bewussten noch vergleichsweise als gut, beim besser entwickelten, bewussteren schon als böse zu gelten hat. Aber gerade das ist doch kein Relativismus in der gewöhnlichen Bedeutung. Im Gegenteil setzt diese Unterscheidung des Guten vom Besseren, diese Rangordnung der Werte

eben das Vorhandensein eines festen Masstabes, einer untrüglich sicheren Orientierung voraus. Dass hinter und über dem, was anfänglich als gut erschien, ein Besseres sich kundmacht und uns nötigt, es als das anzuerkennen und zu erfüllen, dass dieser Prozess weiter und weiter geht, dass die Willkür des Wählens sich hier vor einer höheren und höchsten Instanz zu rechtfertigen und zu verantworten hat, zeigt offenkundig den objektiven, ja, absoluten Charakter dieser Ordnung an, der notwendig auf ein Absolutes hinweist. Wir dürfen uns die Welt der sittlichen Werte eben nicht als ein Museum vorstellen, in dessen Räumen sie unter Glas verwahrt sind, sondern als Prozess, als immerwährende Bewegung, die nicht willkürlich oder zufällig abläuft, sondern einer vom Mittelpunkt unserer Wesenheit auf sie ausgeübten Zugspannung gehorcht. So verstehen wir den Doppelsinn des Richtens, laut welchem es nicht bloss den Vollzug eines Gerichtes, sondern ebenso wohl, ja, in erster Reihe, das Setzen einer Richtung, mithin eine Zielgebung einschliesst. Das eine zeigt sich sogar durch das andere bedingt: der Vollzug des Gerichtes durch das Vorhandensein der Richtung. Das Gute wird vom Besseren und zum Besseren gerichtet; es wird vom Besseren gerichtet, weil und sofern es zum Besseren gerichtet wird.

Ich wiederhole, dass alle Relativität in der Luft hängt, die nicht im Absoluten verankert ist. Ein Besseres kann es allein dort geben, wo es ein Bestes, also ein schlechthin Gutes und Vollkommenes gibt. Ist dies aber mehr als ein Begriff? Hierauf antworte ich: was ein bloser Begriff ist, das können wir, wie wir es gedacht haben, auch wiederum wegdenken. Wir haben ihm gegenüber freien Spielraum; in dem wörtlichen Sinne, dass wir es ernst nehmen, damit aber auch spielen können. Nun mag der Mensch, zumal der sich für auf- und abgeklärt haltende, oft genug von der Vollkommenheit abstrahieren; bestimmend ist, dass sie nicht von ihm abstrahiert; er mag sein Spiel mit ihr zu treiben versuchen — so wird jedesmal blutiger Ernst daraus werden. Ihre Wirklichkeit ist darin verbürgt, dass wir uns ihrer Wirkung nicht entziehen können. Unablässig wirbt und wacht die Forderung in uns, vollkommen zu sein; unablässig weist sie uns zurecht und straft uns, wenn wir sie umgehen; erhebt und stärkt sie uns in dem Masse, wie wir sie erfüllen.

Haben wir uns einmal der Grundtatsache des sittlichen und religiösen Lebens versichert, so wird es uns nicht schwer sein, denen, die sie bezweifeln oder ableugnen, die richtige Antwort zu geben. Sie berufen sich mit Vorliebe auf das Schwankende der moralischen Werte und Masstäbe, auf die Veränderlichkeit dessen, was von Volk zu Volk, von Geschlecht zu Geschlecht als gut und böse gilt. Hierauf ist zunächst zu erwidern, dass diese Verschiedenheit sich viel

mehr auf die Schale als auf den Kern erstreckt. Der Kern ist die Ueberwindung der Absonderung durch die Gemeinschaft, der Selbstsucht durch die Liebe; und der ist in allen grossen Religionen, Sittenlehren, Weltanschauungen unwandelbar der gleiche. Was sich wandelt, ist der dem menschlichen Bemühen, diesen Kern zu erfassen und herauszuheben, beschiedene Erfolg. Und dass es für das sittliche und religiöse Bewusstsein eine Veränderung und Entwicklung gibt, was kann da Wunder nehmen? Entwicklung bedeutet freilich etwas anderes als blossen Wechsel; sie bedeutet die Auseinanderfaltung eines Keimes, das Ans-Licht-Treten von etwas, das schon da ist, die Verwirklichung der Anlage, das Aufgehen des Samenkornes. Vollendete Sittlichkeit und Religion ist Offenbarung des Urselbst. Zum Ich ist der Weg indessen zugleich der kürzeste und der längste. Wir sind geneigt, es überall dort zu suchen, wo es nicht ist. Die Moral und Religion enthält die Geschichte der menschlichen Irrungen und damit zugleich die der fortschreitenden Entdeckung der Wahrheit.

Zuerst und zuletzt wird jedoch aller Relativismus, Skeptizismus, Nihilismus durch die Tatsächlichkeit des Göttlichen in uns geschlagen. Dass diese Tatsächlichkeit nicht mit den Sinnen zu greifen ist, beweist schon insoferne nichts, als nicht einmal im Sinnlichen vollständige Uebereinstimmung zu erzielen ist. Will ich eine möglichst zuverlässige Aussage über Farbe, Gestalt, Grösse eines Dinges erhalten, so werde ich dem Zeugnis des Normalsichtigen mehr Vertrauen schenken als dem, dessen Sehkraft geschwächt ist. Es leuchtet mir nicht ein, warum wir von diesem Grundsatz abweichen sollen, wenn es sich um innere Tatsachen handelt, warum wir da den Kurzsichtigen oder gar den Seelen- und Geistesblinden zu unserem Führer wählen. Lernen wir vor allem, in das eigene Wesen schauen und horchen, unbeirrt durch die Zweifelsucht der andern. Haben wir in uns die Klarheit und Wahrheit gewonnen, so verstehen wir auch, was an der fremden Meinung klar und wahr ist; dahingegen wir, den Schwerpunkt von innen nach aussen, in die Breite der Oeffentlichkeit verlegend, uns immer weiter von der Wahrheit und Klarheit entfernen. Für das Faktum der Erkenntnis ist doch nicht derjenige massgebend, der nicht erkennt — und wäre es auch die erdrückende Majorität — sondern der Erkennende — und wäre es auch ein Einziger, und wäre er überhaupt noch gar nicht da — ist dafür entscheidend. Aber woher weiss er denn, dass er der Erkennende ist? Er weiss es, weil die Wahrheit sich selbst verbürgt.

Wie sie ihr eigenes Mass ist, so ist sie, nach dem grossen Worte Spinozas, auch das Mass des Irrtums. Ein sehr einfaches Beispiel: Der Lehrer, der die Rechenarbeit seiner Schüler ausbessert, wird, wo das Resultat nicht stimmt, da er im Besitz desselben ist, auch

den Fehlerquellen nachforschen können. Aber der Schüler, der sich verrechnet hat, kommt nicht zum richtigen Resultat, er entfremdet sich ihm um so mehr, je grösser der Fehler. Ganz genau so verhält es sich im sittlichen und geistigen Leben. Wer hier d e n W e g kennt, den einzigen, der zum Ziele führt, der kann auch alle Abirrungen davon, alle Abwege und Abseitigkeiten verstehn. Nicht aber umgekehrt. Der Egoist, der sich einredet, die Menschen seien samt und sonders wie er, muss den Sinn des tugendhaften Handelns missverstehen, ihm falsche Motive unterschieben; im Augenblicke, da er es nicht mehr tut, die Tugend als das begreift und anerkennt, was sie ist, in diesem Augenblick ist auch schon eine Bresche in seinen Egoismus geschlagen. Wir können allgemein sagen, dass Irrtümer und Verfehlungen wie Knoten sind, in die sich der Lebensfaden legt; der Knoten löst sich nicht von selber; bloss der kann ihn lösen, der den unverknoteten, straff laufenden Faden kennt.

Der Materialist bildet sich ein, die Liebe durch die Selbstsucht, die Vollkommenheit durch die Unvollkommenheit, die Gottheit im Menschen durch das Tier in ihm zu widerlegen. Oder er meint, die Liebe sei ein gedämpfter Egoismus, die Vollkommenheit eine verringerte Unvollkommenheit, die Göttlichkeit eine verfeinerte Bestialität. Allein davon abgesehen, dass ich nicht verstehe, was denn eigentlich den Egoismus dämpfen soll, wenn es nichts gibt als ihn, was die Unvollkommenheit vermindern soll, wenn es nichts gibt als sie, was die Bestialität verfeinern soll, wenn es nichts gibt als sie, ist die ganze Betrachtungsweise eine durchaus verkehrte und unhaltbare. Es ist so, als wollte der Blinde über dasjenige urteilen, was der Sehende sieht, da doch keine noch so grosse Anstrengung seiner Einbildungskraft ihn dazu befähigt; wogegen der Sehende bloss die Augen zu schliessen braucht, um sich annähernd in die Lage des Blinden zu versetzen. Und hier handelt es sich ja wirklich um einen Fall von Gottes-, Geistes- und Seelenblindheit; richtiger freilich: um ein absichtliches Sich-Abblenden gegen Gottheit, Geist, Seele. Widerlegungen helfen hier nicht viel. Christus sprach zum Lahmen das einzige Wort: Nimm dein Bett und geh! Und der Lahme stand auf und ging und war geheilt. So müssen wir zum Ungläubigen sprechen: Mach dein inwendiges Auge auf! Blick in dich! Du könntest gar nicht von Besser und Schlechter, von Graden der Unvollkommenheit sprechen, wenn nicht das Urbild des schlechthin Guten und Vollkommenen, wenn nicht Gott in dir lebte!

Wir werden immer zu dieser Grunderkenntnis geführt: Das Positive ist das Mass des Negativen, nicht umgekehrt; der Irrtum wird durch die Wahrheit erkannt, nicht die Wahrheit durch den Irrtum; der Wahnsinn ist getrübte Verantwortung, nicht die Verantwortung gemilderter Wahnsinn; die Sklaverei ist aufgehobene Freiheit, nicht

die Freiheit aufgehobene Sklaverei; die Finsternis begreift nicht das Licht, aber das Licht begreift die Finsternis; das Gute ist des Bösen mächtig, nicht aber das Böse des Guten.

Wenn das Göttliche in uns nicht bloss tatsächlich da ist, nein, die Tatsache der Tatsachen, die Urtatsache schlechthin ist, woher dann aber auch bloss die Möglichkeit, es zu bezweifeln oder gar zu verneinen? Die Frage kann bloss den in Verwirrung bringen, der des Geistigen noch in geringem Grade kundig ist. Der Geist unterscheidet sich von der Materie, der grosse Unsichtbare von ihr, der stets sicht- und greifbaren eben darin, dass er sich niemandem aufdrängt, also auch nicht einfach und ohne dass man sich um ihn zu bemühen hätte, da ist. Er fordert einen Einsatz. Es muss für ihn etwas getan werden. Gerade darin ist es Tatsache im unmittelbarsten und tiefsten Sinn des Wortes. Bloss durch die Tat wird es zur Sache, zum Objekt der Erkenntnis. Je geistiger wir leben, um so mehr erfahren wir vom Geiste, um so mehr geistiges Wissen und Gewissheit bekommen wir.[1]) Praktisch drückt sich dies so aus, dass uns in jedem Momente die innere Stimme sagt, was wir zu tun, was wir zu lassen haben. Folgen wir dieser Stimme, dann wird sie sich im nächsten Momente noch klarer und vernehmlicher künden; und das immer fortgesetzt und um so mehr, je treuer wir den Gehorsam halten. Zumeist geschieht aber das Gegenteil. Die Menschen sind ungehorsam, sie stellen sich harthörig und kurzsichtig und die Folge ist, dass ihnen wirklich mit der Zeit das Hören wie das Sehen vergeht, dass die innere Stimme ferner und undeutlicher zu hören, das geistige Licht sich zu trüben scheint, bis zum Schlusse eine Art Seelentaubheit und Geistesblindheit sich einstellt. Daher die Unsicherheit und Ratlosigkeit der meisten, ihre Neigung zum Zweifel, zum Unglauben, zur Verneinung; ihr Bedürfnis, anstatt in sich selbst die Klarheit zu suchen und zu finden, die Unklarheit und Verwirrung der andern zum Vorwand und Zeichen zu nehmen, dass der Geist überhaupt keine Wirklichkeit ist.

Doch nicht der Geist, sondern die Leugnung des Geistes ist eine Wahngeburt. Denn, so wenig er sich aufdrängt, es ist doch unmöglich, sich ihm dauernd zu verschliessen; er ist immer gegenwärtig, als die Stimme, als das Licht, als das Gericht in uns. Nicht äusserlich können wir zu ihm hingezwungen werden, aber innerlich bezwingt er uns. So sehr der Sterbliche auch versucht, das Eben-

---

[1]) Hiezu meine Schrift „Die Religion des Lebens", V. Kap. Verlag Kober, Basel. [Dieses Buch, das vor kurzem in den „Neuen Wegen" besprochen worden ist, sei Menschen, die die letzte Wahrheit des Lebens suchen, nochmals aufs wärmste empfohlen. Es enthält des Guten und Besten ganz ausserordentlich viel. Die Red.]

bild der Gottheit, das er verkörpert, zu entstellen, zu verfälschen, in den Staub zu ziehen, er vermag es nicht ganz; durch die gemeinste Hülle noch leuchtet es hindurch, sich selbst in unversehrbarem Glanze bezeugend. Denn Gott ist stärker als sein Widersacher, wie das Leben stärker als der Tod ist.

Ja, wenn wir genauer hinblicken, so nehmen wir wahr, dass der Mensch auch durch alles Ungöttliche und Widergöttliche, was er tut, Gott bezeugt. Immer will er das Unendliche, das Absolute; entweder geradlinig — und dann ist sein Wollen ein gutes; oder auf Umwegen — und das ist der Fall, wo wir es böse nennen. Wir haben ja in unseren früheren Beispielen gesehen, dass alles irgendwie auf Verbindung und Vereinigung mit dem All abspielt, die sich lediglich in verschiedener, vollkommenerer und unvollkommenerer Form vollzieht.

Aus dem menschlichen Stoffe ein Modell und Ebenbild der Gottheit herauszumeisseln: das ist der Sinn des persönlichen Schicksals wie der ganzen Geschichte der Menschheit. So lange wir diesen Prozess unbewusst durchmachen, sind wir ihm unterworfen, sind wir sein Objekt, leiden wir notwendig durch ihn. Aller Fortschritt, alle Befreiung hängen daran, dass wir ihn mit Bewusstsein leben, solchermassen uns zu seinem Träger und Subjekt erhebend. Damit dies geschehe, muss die zwiefache Hemmung, die ihm bereitet wird, ein Ende haben. Weder dürfen wir der Gottheit den Körper der Welt, noch dem Körper der Welt die Gottheit entziehen. Das erste ist der Erbfehler der meisten Religionen, wenigstens in ihrer historischen Ausgestaltung; namentlich die Kirche hat sich seiner schuldig gemacht. Sie will Gott und die Menschenseele in eine innere Verbindung setzen, welche nicht oder doch bloss zum geringeren Teil durch die Materie hindurchgeht. Die notwendige Folge davon ist, dass diese, die Welt, sich selbst überlassen, immer materieller und weltlicher, immer entgotteter, entgeisteter, entseelter wird und also in Verfall und Verderb gerät. Kraft der tiefen Einheit alles Seienden muss sich derselbe indessen auch fortschreitend der Seele und dem Geiste mitteilen; das religiöse Bewusstsein erfährt eine Schwächung, wird schliesslich mit Auflösung bedroht. Nun stürzt sich der Mensch ganz in die Materie, um ihr zu helfen; weil sie an ihr versagt haben, verleugnet er nun Gott, Geist, Seele überhaupt. Das ist der zweite Irrtum, nicht minder verhängnisvoll als der erstere; der Irrtum der ausschliessenden Weltlichkeit; der Irrtum der Materialisten, Freidenker, der antireligiösen Sozialisten. Der Materie kann nicht von ihr selber geholfen werden: einzig der sich ihr hingebende, sich in sie einsenkende Geist kann ihr Hilfe leisten. Und das sollte in dem Satze ausgedrückt sein, mit dem wir diese Betrachtungen begannen: Gott will sich in

uns bezeugen und verkörpern. Nichts darf ihm verschlossen bleiben, alles ist *sein*. Er will und muss unseren ganzen Stoff durchdringen und verwandeln. So erst wird das Chaos endgültig überwunden und die Schöpfung zu dem, was von Ewigkeit her ihre Bestimmung ist: zum *Reiche Gottes*. In diesem erfüllt sich die grosse messianische Weissagung: Sie werden keine Kriege mehr führen und die Schwerter sollen zu Pflugscharen werden. Nicht Hass, Macht, Gewalt, sondern Liebe, Güte, Friede regieren fortan die Welt. Es gibt nicht Unterdrückung und Ausbeutung mehr; die Menschheit ist eine einzige, innerlich geeinte Gemeinschaft, ein lebendiger Organismus.

Solche Verwandlung und Vergottung ist ein absoluter Akt, sehr zu unterscheiden von einem blossen Kompromiss und Ausgleich zwischen Geist und Materie, einer äusserlichen Mischung der beiden. Zu ihr verhält er sich wie die Alchymie zur Technik des Vergoldens. Die Letztere besteht darin, dass ein Körper mit einer dünneren oder dickeren Schicht Goldes überzogen wird, unter welcher er, dem Auge bloss unsichtbar, seine alte Substanz weiter beibehält. Der Alchymist dagegen will das Wunder zustande bringen, die Substanz selbst zu lauterem Golde zu transformieren. Wahre Religion ist Alchymie der Seele und des Geistes. Kein Stäubchen unseres Seins geht verloren; aber es wird von der Flüchtigkeit und Vergänglichkeit allen Staubes gereinigt, um im Glanze unverweslicher Herrlichkeit zu erstrahlen. So entsteigt, wie der Phönix der eigenen Asche, dem Brande seiner Eitelkeiten als Ueberwinder des Todes und Meister des Lebens, der erlöste und befreite Gottmensch.

Oskar Ewald.

Ganze Menschen!

Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches zufallen.
Matth. 6, 33.

Es bedarf keines Beweises: was wir nötig haben, was uns aber so arg fehlt, sind *ganze* Menschen, Menschen, die eine ganze *Sache* vertreten, eine zugleich umfassende und in die letzte Tiefe gehende Sache, und die diese Sache ganz *vertreten*, nicht nur ein wenig, nicht nur nebenbei. Wir haben wohl Menschen genug, und haben sie in der Schweiz besonders zahlreich, die für irgend einen *Ausschnitt* aus der Wahrheit, irgend ein Sektentum (wobei ich aber nicht bloss an dessen religiöse Formen denke) mit Fanatismus und bis aufs äusserste, mit allem, was sie sind und haben, einstehen, dafür reden, schreiben, agitieren, auch intrigieren, wenns sein muss. Aber damit ist uns natürlich am wenigsten geholfen.

Das ist ja unser Elend, dass das Absolute, das die Wahrheit G o t t e s ist, und zwar seine Verheissung wie seine Forderung, und das eine ebenso weite wie tiefe Sache ist, sich gleichsam zerspaltet und in viele Teilwahrheiten fährt, in viele Bewegungen und Theorien eingeht, die halbe Wahrheiten und, wenn doch als ganze Wahrheiten genommen, ganze Irrtümer sind, wodurch aus dem Dienst Gottes wieder ein Dienst der Götzen wird. Denn der Götze und der Götzendienst entstehen ja immer da, wo das Absolute, das nur dem Unendlichen angehört, sich auf ein Endliches wirft.

Wir haben Fanatiker einer Partei, einer Bewegung, einer Theorie, einer Person in Ueberfülle, aber es fehlt uns an g a n z e n Menschen, an Menschen, die einer ganzen, und das bedeutet: einer einfachen, vom Zentrum her kommenden und das Zentrum deutlich vertretenden Sache, sagen wir in dem soeben dargestellten Sinne, der Sache G o t t e s ganz dienen.

Das ist der Grundschaden unseres ö f f e n t l i c h e n L e b e n s. Wir haben auf der einen Seite die Macht des Bösen, oft vertreten durch Menschen, denen die trotzige Entschlossenheit des Bösen, sein Recht und Reich zu verteidigen, eignet, und auf der andern nicht wenige Menschen, Männer und Frauen, die edel gesinnt sind, die das Gute und Rechte erkennen und ihm auch dienen möchten, aber doch nur halb, doch mehr nebenbei, mehr im Nebenamt. Sie trachten wohl nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, aber sie trachten daneben, mit den Menschen gut auszukommen, sich ein kleines Ansehen, eine nette Beliebtheit zu gründen, mit der Partei, der sie angehören, nicht in Widerspruch zu geraten, die eigene Laufbahn nicht zu gefährden, den Mann oder die Frau oder die Verwandtschaft sich nicht zu entfremden, das Leben immer ein wenig angenehm zu gestalten und es nicht allzu mühsam werden zu lassen. Es fehlt an der Leidenschaft des Geistes, dem draufgängerischen Mut, der göttlichen Torheit, dem seelischen Heldentum. Es fehlt oft schon der Jugend daran. Wir sind ein zu kluges und von sich selbst erfülltes, auch seelisch schwaches Geschlecht. Darum — ja gerade darum! — haben wir so viel Militarismus — der im Grunde geistige Feigheit ist und aus geistiger Feigheit entspringt — und so wenig Kämpfertum, Zeugentum, Märtyrertum im höheren Chor.

Davon hat das B ö s e den Gewinn. Es bleiben im öffentlichen Wesen Menschen und Mächte an der Herrschaft, deren Reich eigentlich auf recht schwachen Füssen steht, die ein rechter, tapferer Kampf stürzen müsste, die eine mit der Leidenschaft der Wahrheit geführte Auseinandersetzung nicht vertrügen, weil sie durch und durch unwahr sind und auch nur von dem Nimbus der Unantastbarkeit leben, aber die Kämpfer und Stürmer sind nicht da; die es

sein sollten, sind gelähmt durch den Gedanken, dass solches Kämpfen und Stürmen unnütz, ja etwas plebejisch sei; sie meinen, das Böse werde sich wohl etwa von selbst verziehen und überleben; sie sind zu schwach, sie fürchten sich wohl auch. Denn Schwäche wird immer zur Furcht. Und so herrschen das Böse und die Bösen, die sich ihrerseits nicht fürchten, gerade weil sie sich noch mehr fürchten — nämlich vor der Wahreit und dem Rechten, wenn diese einmal aufstünden.

Wir verderben den Erfolg, im guten Sinn, jedenfalls den besten und höchsten, den ganzen Erfolg der Sache, der wir dienen, dadurch, dass wir darin nicht g a n z sind, dass wir nicht mit entfalteten Fahnen ihr dienen, ihr nicht dienen mit jedem Atemzug, ihr nicht dienen bis aufs Blut, den Weg nicht bis zu Ende gehen. Es hängt doch auf jedem Lebensgebiet gerade daran der Erfolg. Was müssen die Menschen des Geschäftes, der Politik, der Technik, ja auch nur des Sportes, was die Bahnbrecher der Kunst und Wissenschaft daran setzen, wie viel Arbeit und Wachen, wie viel Entbehrung und Verkennung, wie viel Todesgefahr. Und wir, die wir in einem höheren Sinn die Sache Gottes vertreten wollen, meinen wir mit halber Anstrengung zum Ziel gelangen, mit halbem Kampf den Siegespreis erringen zu können? Wir begeben uns auf den Weg, wir arbeiten, kämpfen, leiden, opfern, aber nicht g a n z, nicht mit ganzer Kraft und Hingabe. Wir behalten noch etwas zurück, verschweigen noch etwas, setzen uns nieder, wo das letzte, schwerste Stück des Weges beginnt. Das ists, was uns fehlt. Darum schlägt es nicht durch. Das ist das Geheimnis der mangelnden Siegeskraft des Guten und Rechten unter uns. In d i e s e r Form hat es nie gesiegt, s o hat es nie die grossen Durchbrüche gegeben.

Was aber für das öffentliche Wesen gilt und für die Sache, die wir vertreten, das trifft auch für unser i n d i v i d u e l l e s Leben zu. Warum erfahren wir darin nicht stärker und reicher die Kraft Gottes und die Wirklichkeiten seines Reiches? Weil wir nicht z u e r s t nach diesem trachten, sondern zwar schon nach ihm trachten, aber daneben, ja oft sogar vorher nach vielem andern, nach Genuss und Behagen, Ehre und Ansehen, ja sogar Geld und Gut; weil wir auch nicht zuerst, das heisst: ganz und gar und unbedingt, daran g l a u b e n, sondern nur so halb und halb, nur bedingt, nur mit Vorbehalten, nicht in Vollkraft, sondern in Seelenschwäche. Wenn wir diese Halbheit und Schwäche abwürfen, wenn wir wirklich glaubten, in Ganzheit glaubten, wenn wir wirklich zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachteten, dann würde auch in unserem eigenen Leben alles anders werden, dann würden wir ganz anders Gottes Wirklichkeit erfahren, ganz anders seine Taten erleben. Wir haben immer zu wenig Atem, hören im entscheiden-

den Augenblick auf, verlieren zu früh das Vertrauen, sind keine kühnen und zähen Kämpfer. Wären wir dies, wären wir ganz (soweit Menschen dies sein können!), hielten wir aus, wir würden das Wunder Gottes schauen, ja, wir würden viel, viel mehr von Hilfe, Sieg, Erfolg erleben, als wir uns je hätten träumen lassen. Gott kann uns nur in dem Masse Gott sein, als wir ihm trauen und ihm allein und zuerst dienen.

Das ist darum der Punkt, von dem im öffentlichen Wesen, im Kampf für alles Gute und Rechte, in der Vertretung der Sache Gottes wie in unserem individuellen Leben die Wendung ausgehen muss: es müssen Menschen kommen mit dieser Ganzheit des Glaubens und der Hingabe an Gottes, nicht an irgend eines Götzen Sache, Menschen von erschütternder, aufrüttelnder Unerbittlichkeit des Rechten, ja, wenns sein kann, des Grossen, Menschen, die keine Rücksicht auf sich selber mehr kennen, Menschen, die nicht seitwärts schielen, Menschen, die nicht umfallen, Menschen, die ihre Schiffe hinter sich verbrannt haben. Dann wird es vorwärts gehen, dann wird die Stagnation, die auf der Welt und besonders auf unserem Volke liegt, weichen und die Seelen aus Halbheit, Klugheit und Behagen erwachen; dann wird es grosse Siege des Guten, grosse Durchbrüche des Rechten geben, dann allein, dann aber gewiss.

Dann werden wir auch zur E i n i g k e i t gelangen können. Denn die Zwietracht, die uns heute lähmt, die auch in die Kreise derer, die das Gute wollen, die Gottes Sache wollen, eindringt und dort erst recht vergiftend und verheerend wirkt, woher kommt sie? Kommt sie nicht eben daher, dass wir „zwiefach“ trachten, das bedeutet: nicht nach Gott allein trachten, sondern auch nach uns selbst oder nach einer blossen Teilwahrheit trachten, wohinter im Grunde immer das Selbst steckt? In dem Masse, als wir immer auch noch, wenn auch noch so verborgen, uns selbst suchen, kommen wir auseinander, in dem Masse, als wir Gott allein suchen, können wir uns zusammenfinden. Und je mehr wir darin g a n z werden, desto mehr verliert sich Eifersucht, Empfindlichkeit, Machtdrang und umfasst Gottes Sache in uns alles, was sich ihm entgegen bewegt, was sich zu ihm ziehen lassen will; man glaubt in dem Masse, als man ganz wird, an diesen Zug der Menschen und Dinge zu Gott.

Und in dem Masse, als wir so ganz und zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit trachten, wird uns die Erlösung des individuellen Lebens zufallen und unser Verhältnis zu Gott selbst lebendiger und freudiger werden. Das ist — um dies wieder einmal zu sagen — der ungeheure Fehler, der auf unserem frommen Wesen lastet, dass wir sogar im Verhältnis zu Gott zuerst nach u n s trachten, nach u n s e r e m Trost, u n s e r e r Heiligung, u n s e r e m

Heil. Darob werden wir so matt und so arm an höherem Leben und an Erfahrung der Kraft und Wirklichkeit Gottes. Nein, zuerst Er — und von dort aus dann alles andere, alles — und von dort aus glänzt seine Herrlichkeit auch in unserem individuellen Leben auf. Wie würde sie in der Christenheit aufglänzen, wie nähme sie zu an Glauben, Liebe, Hoffnung, ewigem Leben, wenn ihr Gottes Sache in allem Ernst, aller Ganzheit, aller Unerbittlichkeit zuerst käme, statt zuletzt!

Das ist die grosse notwendige Wendung: dass wir ganz zu Gott kommen — zu dem Gott der Gerechtigkeit, deren letztes Wort die Liebe ist — damit er uns ganz mache. L. Ragaz.

Zur Weltlage

Der Amerikanismus.

1. Der Amerikanismus als Weltfaktor.

Vor Jahren ist von einem Manne, der damals eine grosse Rolle spielte, jetzt aber auch schon fast verschollen ist, dem späteren (oder schon damaligen?) Präsidenten der Vereinigten Staaten, Theodor Roosefeldt, ein Buch erschienen, das den Titel „Amerikanismus" trug. Das Stichwort war dazumalen neu und überraschend. „Amerikanismus", was war das? Amerika war damals für die ungeheure Mehrheit der Europäer kaum etwas anderes, als das Land des Dollars, der Sensation, der „unbegrenzten Möglichkeiten". Was konnte es der übrigen Welt zu sagen haben?

Inzwischen ist der Amerikanismus einer der grossen Faktoren der Weltlage und zwar nicht bloss der politischen und sozialen geworden. Eine Auseinandersetzung mit ihm ist für jeden, der sich in der heutigen Welt zurechtfinden und zu ihren Problemen Stellung nehmen will, durchaus notwendig. Wenn ich nun unter der Rubrik „Zur Weltlage" davon spreche, so tue ich es, wie hier immer, mehr, um die Aufmerksamkeit auf diesen Punkt zu lenken und zum Nachdenken anzuregen, als mit dem Anspruch, den Gegenstand, wie man sagt, zu erschöpfen.[1]) Die „Neuen Wege" wollen ja nicht andern vordenken oder für sie denken, sondern ein Organ gemeinsamer Denkarbeit sein.

2. Was ist Amerikanismus?

Wenn man sich fragt, was Amerikanismus sei, so ist man natür-

[1]) Ich lasse darum z. B. das Problem der Demokratie, das auch hieher gehörte, auf der Seite, weil es mir diesmal mehr auf anderes ankommt.

lich geneigt, zunächst an Amerika selbst, genauer, die Vereinigten Staaten von Nordamerika, vielleicht noch an Kanada, zu denken. Dass diese besonders infolge des Weltkrieges mit ungeahnter Plötzlichkeit zu einer beherrschenden Macht im politischen und vor allem im wirtschaftlichen Leben der Welt geworden sind, liegt nur zu sehr zu Tage. Es ist möglich und vielleicht sogar notwendig, sich das Bild der heutigen Welt so vorzustellen, dass auf der einen Seite Asien steht, das erwachende, zu dem man dann vielleicht als Asiens Vormacht Russland rechnet, und auf der andern die angelsächsische Welt mit Amerika (d. h. vor allem den Vereinigten Staaten) als Führer, so dass Europa, besonders das festländische, dazwischen zur Bedeutungslosigkeit herabsänke. Das wäre dann nur ein besonderer Ausdruck für den Gegensatz von Osten und Westen, der zweifellos zu den beherrschenden Zügen am Bild der heutigen Welt gehört. Ich glaube zwar nicht, dass die Entwicklungen der Geschichte in diesen Rahmen gesperrt seien (wer weiss, aus welchem unerwarteten Erdenwinkel ihre grössten Bewegungsmächte hervorbrechen können?), aber es bleibt doch dabei, dass diese Konstellation von unermesslicher Bedeutung ist.

In diesen Rahmen ist nun allerdings auch das zu stellen, was wir Amerikanismus nennen können. Diese Erscheinung gehört in den grossen Kampf von Osten und Westen. Sie ist darin der extremste Ausdruck des westlichen Geistes. Dabei haben wir aber nun nicht bloss an den politischen und wirtschaftlichen Einfluss Amerikas zu denken, sondern, wie angedeutet wurde, an einen bestimmten G e i s t, anders gesagt, an eine bestimmte Art von Kultur und — Unkultur! Wir dürfen dabei auch nicht bloss an eine Sache denken, die auf Amerika beschränkt wäre. Sie tritt uns dort zwar am ausgeprägtesten entgegen, aber sie ist keinesweg an Amerika gebunden, sondern ist gerade jetzt im Begriffe, die ganze Welt zu erobern. Sie mag besonders der angelsächsischen Welt nahe liegen, also auch im ganzen Bereich englischen Wesens besonders verbreitet sein, aber es scheint in ihr doch auch etwas zum Ausdruck zu kommen, was der Kultur des Westens überhaupt im Blute liegt. Amerikanismus ist, möchte ich sagen, ein Lebenssystem, eine Weltauffassung, ein Stil der ganzen Kultur — oder Unkultur!

Was ist denn sein Wesen und welches seine Auswirkungen?

Ich versuche die Antwort zu geben, indem ich zwei Seiten daran unterscheide, eine Seite des Segens und eine Seite des Fluches.

3. Der Amerikanismus als Segen.

Wenn ich den Amerikanismus durch ein möglichst umfassendes und doch möglichst bezeichnendes Stichwort zu charakterisieren versuche, so sage ich dafür am liebsten E n e r g i s m u s.

Was meine ich damit?

Es liegt in dem Wort vom Energismus etwas von Tat, Tatkraft, Tatglauben. Und so ist es ja auch. Der Amerikaner ist vor allem auf das Tun aus. Die „blosse Idee“ ist ihm nichts, er ist beinahe geneigt, sie zu verachten, es kommt ihm darauf an, dass etwas getan, und das heisst, etwas ausgerichtet, etwas gestaltet werde. Seine Lebensstimmung ist aktiv, nicht kontemplativ. Die geistige Funktion, die bei ihm die Hauptrolle spielt, ist der Wille. Er glaubt auf jede Weise an die Wundermacht des Willens, ihm ist nichts unmöglich.[1]) Er glaubt an die schöpferische Tat und an die schöpferische Fähigkeit des Menschen. Die Tat des Menschen soll und kann die Welt gestalten. Diese ist Material in der Hand des Menschen. Er ist freier Herr der Dinge. Von diesem Geist ist ein Philosoph wie William James und überhaupt der ganze Pragmatismus ebensogut ein Ausdruck wie die Christliche Wissenschaft mit allen ihr verwandten Bestrebungen und die Ernsten Bibelforscher, aber auch die amerikanische Politik und das amerikanische Wirtschaftswesen oder, um wieder zu etwas ganz anderm überzuspringen, ein Emerson und ein Walt Whitman. Die Kolossalstatue der Freiheit, die die Welt mit ihrer Fackel erleuchtet, das Zeichen, das neben den gigantischen „Wolkenkratzern“ (die innerlich dazu gehören), denjenigen begrüsst, der vom Ozean her sich zum ersten Mal der neuen Welt nähert, drückt wirklich die Seele des Amerikanismus aus. Ich weiss, was ich sage und bleibe durchaus im Herzen der Sache, wenn ich hinzufüge, dass Bergson mit seiner Lehre vom élan vital und der „évolution créatrice“[2]) dieser Seele Amerikas wohl noch besseren Ausdruck verleiht, als der Seele Frankreichs. Es ist ein unruhiger Wille, ein Wille, der schaffend vorwärts drängt, der sich nicht in das versenkt, was ist und gewesen ist, sondern auf das zielt, was sein wird und sein soll, der nicht im Alten und Ewigen beharren will, sondern mit Leidenschaft dem Neuen entgegenstürmt und die Ewigkeit sozusagen im Wirbel der bewegten und eroberten Zeitlichkeit ergreifen will.

Dieser Energismus, der im Amerikanismus seine höchste Spannung (und vielleicht Ueberspannung) gewinnt, ist zugleich das, was den ganzen Westen vom Osten unterscheidet. Den Osten charakterisiert der Q u i e t i s m u s, das Ruhen in der Betrachtung des ewigen Seins, das im Spiel des Wechsels beharrt. Ihm ist die Zeit ein Trugbild und die Veränderung eine Verböserung. Seine Lebensstimmung ist kontemplativ, nicht praktisch. Die Meditation ist

---

[1]) „Ich weigere mich glatt, irgend etwas für unmöglich zu halten,“ sagt Henry Ford und drückt damit das Gemeinempfinden des Amerikaners aus.

[2]) élan vital = Lebensschwung, évolution créatrice = schöpferische Entwicklung.

ihm wichtiger als die Aktion, die stille Beschauung des Göttlichen des Strebens höchstes Ziel. Wenn Michelangelo im hohen Alter klagt:

„Le favole del mondo m'hanno tolto il tempo
Datomi per contemplar Iddeo."[1])

so drückt er damit, als typischer Vertreter des Westens, doch die innerste Lebensempfindung des östlichen Menschen aus.

Damit ist freilich auch schon angedeutet, dass auch dieser Gegensatz nicht absolut ist, sondern bloss ein Unterschied in der Grundstimmung, eine verschiedene Setzung des Akzentes. Der Chinese fühlt anders als der Indier und der Russe anders als der Deutsche. Dem deutschen Wesen ist, im Gegensatz zum amerikanischen, freilich auch ein mehr quietistischer Zug eigen, insofern auch er geneigt ist, das Sein dem Sollen vorauszustellen, im Seienden auszuruhen. Es ist das freilich nur e i n e Seite des deutschen Wesens; zur deutschen Kultur gehört neben Hegel auch Kant und ringt mit ihm. Durchschlagender ist ein anderer Unterschied. Der Deutsche ist von Natur theoretischer, um nicht zu sagen intellektualistischer (was eine gewisse Verengerung bedeutete), er ist mehr auf die Erkenntnis als auf die Tat aus, glaubt nicht so wie der Amerikaner an die Allmacht der Tat. Entgegen dem Energismus, der die Welt v e r ä n d e r n will, eignet ihm ein Idealismus, der geneigt ist, sie zu v e r k l ä r e n. Auch dieser Unterschied darf nicht übertrieben werden, aber so viel scheint mir doch klar, dass der Deutsche (wie übrigens auch der Franzose und Italiener) in dieser Beziehung eine gewisse Mitte zwischen Osten und Westen innehält.

Nun ist es meine Ueberzeugung, dass dieser energistische Zug, der mir das Charakteristikum des Amerikanismus auszumachen scheint, ein Segen für die Welt ist, etwas, das wir nicht entbehren könnten. Ohne dieses Element der Lebensunruhe, das im Westen herrscht, würde die Welt in Schlaf und Tod verfallen. Daran ist aller gar zu einseitigen Verherrlichung des Ostens gegenüber unbedingt festzuhalten. Dieser Energismus aber ist in der neuesten Zeit nicht bloss aus der angelsächsischen Welt überhaupt, sondern ganz besonders auch aus Amerika zu uns herübergeströmt, zu unserem Heil. Und es wird und soll weiterhin geschehen.

Besonders haben wir das nötig gehabt, was man den O p t i m i s m u s dieser angelsächsischen Art zu nennen pflegt und was, genauer gesagt, ein männlicher, jugendlicher Glaube an den Sieg alles Guten ist.[2]) Wir andern — hierin gehören wir Festländer alle

---

[1]) Die Fabeln der Welt haben mir die Zeit geraubt, die mir gegeben war, Gott zu betrachten.

[2]) Ich zitiere wieder ein Wort von Ford: „Etwas Gutes steckt in jedem Menschen, man muss ihm nur Gelegenheit zur Entfaltung geben," oder eines von Walt Whitmann: „Ich finde keinen Makel an der Schöpfung."

zum „Osten“ — liefen ja Gefahr, im Pessimismus zu versinken. Der Glaube, dass die Welt dem Bösen fast unrettbar verfallen, verbunden mit dem andern, dass die Welt fertig sei, lastete auf uns mit der Wucht der Selbstverständlichkeit. Dass sich darin vor allem auch der Einfluss des Luthertums, das im übrigen so weltfreudig ist, aber im Sinn des Respektes vor dem Seienden, sich geltend machte, ist meine wohlbegründete Ueberzeugung. Freilich ist auch hierin der Gegensatz nur relativ; gerade wir hatten ja, und inmitten der „lutherischen“ Welt, Blumhardt, und anderswo andere seiner Art. Aber es bleibt dabei, dass der Stoss jenes amerikanischen Energismus mit seinem Glauben an die Kraft des Guten und die ihm dienende Tat in unsere in der Atmosphäre eines halben oder dreiviertels Pessimismus stagnierende Welt des Abendlandes herein eine Notwendigkeit und ein unermesslicher Segen war. Am gewaltigsten und augenfälligsten zeigte sich dieses in der Art, wie Wilson in die von den Höllenschatten des Kriegs verdunkelte Welt des Abendlandes hereintrat und wie er aufgenommen wurde.

Ich glaube, dass man ein Recht hat, diesen Energismus, der das Beste am Amerikanismus ist, zum grossen Teil auf Calvin zurückzuführen. Es ist dies eine abgekürzte Ausdrucksweise; aber man wird verstehen, wie ich es meine. Dieser Energismus ist in seinem Besten nicht bloss ein leichter, weltlicher Optimismus, auf einer wohl falschen Einschätzung der Menschennatur beruhend, sondern Glaube, Glauben an den Gott, dem alle Wirklichkeit gehört, dessen Ehre alle Wirklichkeit dienen soll, Glaube an den Gott, der selbst Wille ist, heiliger Wille, und dem man nicht durch Gnosis und Kontemplation,[1]) sondern durch den Gehorsam der Tat dient. Dieser Glaube an den starken, allmächtigen, heiligen Gott, dem die Welt gehören und dessen Mitarbeiter der Mensch durch die schöpferische, wagende, sieghafte Tat werden soll, ist die tiefe, heilige Wurzel des amerikanischen Energismus. Er wird ganz von selbst in unseren Tagen zu jenem Glauben an das kommende Reich Gottes, die Gottesherrschaft auf Erden, den einst das Täufertum zum Teil gegen Calvin, wie gegen Luther und Zwingli, vertreten. Es ist kein Zufall, dass Rauschenbusch, ein Amerikaner, einer seiner edelsten und wirksamsten Propheten ist und dass in Stockholm die Angelsachsen ihn vielleicht nicht am stärksten, aber am meisten als Selbstverständlichkeit vertraten.

4. Der Fluch des Amerikanismus.

Das ist, so wie ich es sehe, der Segen des Amerikanismus. Ich habe mich in meinem bisherigen Wirken verpflichtet gefühlt, diese Seite am amerikanischen Wesen hervorzuheben. Dazu nötigten

[1]) Theoretische Erkenntnis und Beschaulichkeit.

mich auf der einen Seite geistesgeschichtliche Ueberlegungen, die für mich Erlebnisse waren, und die durch eine amerikanische Reise noch bekräftigt und durch allerlei andere Faktoren stets bereichert wurden, auf der andern die oberflächliche und tendenziöse, den wahren Interessen des Abendlandes entgegengesetzte und besonders der Geschichte und Mission der Schweiz ins Gesicht schlagende Art, wie man bei uns meistens Amerika und amerikanisches Wesen beurteilte. Nachdem das nun aber gesagt ist und gesagt bleibt (ich bin, wenns not tut, auch immer bereit, es aufs neue zu sagen), fühle ich mich, auf Grund der neuen Lage, verpflichtet, auch die andere Seite des Amerikanismus hervorzuheben, jene Seite, durch die er aus einem Segen zu einem Fluch der Welt wird oder doch würde.

Der Uebergang aus dem Einen ins Andere vollzieht sich auf jenem Wege, der auch für andere grosse Erscheinungen, z. B. das Luthertum, zur Ursache des tragischen Verfalls geworden ist. Er heisst: Verweltlichung. Jener Energismus löst sich von seiner heiligen Wurzel los; er wird weltlich, rationell, wird rein politisch, wirtschaftlich, kulturell. Damit verwandelt sich der Glaube wirklich in Optimismus, der Gehorsam gegen das Gesetz des heiligen Gottes in Moralismus, ja Pharisäismus. Der Energismus wird Selbstzweck. Jeder Selbstzweck aber, der von Gott gelöst wird, wird zum Götzen. Und so geht der Weg des Amerikanismus, auf d i e s e r Linie, der Linie des Abfalls, wirklich von Gott zu den Götzen. Persönlich ausgedrückt: er führt von Calvin zu Rockefeller, Taylor und Ford. An Stelle der Ehre Gottes treten der Erfolg, das Geld, die Arbeit als Selbstzweck, an Stelle des Gehorsams die verzehrende Ruhelosigkeit des blossen Tuns um des Tuns willen. Und das alles bedeutet, dass aus Segen Fluch wird.

Ich will, auch hier, allen Anspruch auf Vollständigkeit von vornherein fallen lassend, an drei Hauptpunkten diesen Abfallsweg des Amerikanismus zu erläutern versuchen.

a) D i e f a l s c h e Z w e c k h a f t i g k e i t d e s L e b e n s. Der echte Puritaner (und der amerikanische Calvinismus war ja puritanisch) ist von der Grundstimmung erfüllt, dass das Leben nicht ein Spiel oder ein Genuss, sondern ein ewigkeitsernster Dienst des heiligen Gottes sei. Er lebt in dem Bewusstsein der Erwählung (Prädestination) durch Gott. Er hat in diesem Sinne eine Mission, besser, eine Berufung, die sich mit seinem Beruf verbinden kann. Ihr lebt er in strengster Konzentration des Willens. Das ist gut, ist gewaltig, so lange es so gemeint ist, wenn auch diese puritanische Form nicht die einzige, vielleicht nicht einmal die höchste Möglichkeit, Gott ganz zu dienen, darstellt. Aber wenn nun die Ablösung von dieser Wurzel stattfindet, dann wird die Zweckhaftigkeit des Lebens leer. Ihr Inhalt wird dann höchstens Glück, Wohlstand oder

Tätigkeit an sich, bloss um der Tätigkeit willen. Das Element des Absoluten ergisst sich in dieses leere Gefäss einer Tätigkeit um der Tätigkeit willen und diese wird zum Götzen, zum Moloch, der den Menschen verzehrt. Muss man nicht zugeben, dass dieser Molochdienst das amerikanische Volk beherrscht und von dort aus die Welt erobert?

In zwei Formen stellt sich dieser Molochdienst der falschen Zweckhaftigkeit dar: als Kultus der Nützlichkeit und des Erfolges.

Als Kultus der Nützlichkeit! Der Utilitarismus als Theorie ist zwar besonders von Engländern (auf die bekannteste Weise von Stuart Mill) ausgearbeitet worden, entspricht aber gar sehr dem Geist des Amerikanismus. Der Pragmatismus, der die moderne amerikanische Philosophie ist, reicht ihm in seiner niedrigeren Form die Hand. Es muss alles „zu etwas gut" sein; das Gute im sittlichen Sinne wird dann aber nur allzuleicht zum „Gute" im wirtschaftlichen Sinn. Man wendet sich aus dieser Stimmung heraus gegen alles, was nach „Verschwendung" aussieht. Dagegen eifert ein Henry Ford fast auf jeder Seite seines berühmten Buches.[1]) Es soll kein Material, keine Kraft, kein Raum und vor allem keine Zeit verschwendet werden. Alles Leben wird der Rationalisierung und damit der Standardisierung, d. h. der Uniformierung und Schablonisierung unterworfen. An diesem Punkte setzt ein gewisser Kultus der „Wissenschaft" ein, die aber nicht als Erkenntnis der Wahrheit, sondern als Hilfskraft der Technik, als Mittel zur Technisierung des Lebens verstanden wird. Es wird „wissenschaftlich" berechnet, mit wie viel Handgriffen und mit welchen eine Arbeit am besten getan werden kann, wie viel Raum ein Arbeiter braucht — keinen Quadratzoll zu wenig soll er haben, aber auch keinen Quadratzoll zu viel[2]) — es wird weiter berechnet, wie viel Lohn er braucht, um als ein kleiner Bourgeois wohnen, essen, sich kleiden, sich vergnügen, ein Ford-Automobil halten zu können, kurz der wohldressierte, wohlgefütterte, zufriedene Maschinenmensch ist fertig. Und alles Leben möchte man auf diese Weise nützlich machen, und das heisst: rationalisieren, standardisieren, wissenschaftlich berechnen, maschinisieren.

Aber wie — wenn man damit, die wahren und tiefsten Gesetze des Lebens verkennend, aus dem Leben in den Tod geriete? Wie,

[1]) Henry Ford: Mein Leben und Werk. Es ist ein hochinteressantes Buch, das man allerdings mit Kritik lesen muss. Denn Ford stellt seine Sache in sein eigenes Licht, in anderem Lichte sieht es nicht gleich aus. Aber Stoff zum Nachdenken liefert es reichlich und auch ein Sozialist kann davon viel lernen. Dass ich im übrigen den Fordismus ablehne, zeigt dieser Aufsatz.

[2]) „Ein System, das jedem Arbeiter jeden erforderlichen Quadratzoll Raum gewährt, aber wenn möglich keinen Quadratzoll und ganz gewiss keinen Quadratfuss mehr."

wenn das Leben, trotz seiner wunderbaren Zweckmässigkeit im tieferen Sinne (wofür man vielleicht am besten den Ausdruck „Weisheit“ gebrauchte) es doch nicht im Sinn dieser Nützlichkeit, dieser „wissenschaftlichen“ Berechnung, dieser Mechanisierung wäre? Wie, wenn darin auch ein Element der göttlichen Torheit nötig wäre, ein Zu-Nichts-nutz-sein, wenn sogar das Allerbeste darin zu nichts nutz wäre? Wie, wenn das Leben nun (Nietzsche meint das, aber mir scheint auch die Natur und Christus) gerade Verschwendung wäre, schöpferische Ueberfülle, nicht „wissenschaftliche“ Berechnung? Würde dann nicht auf der Landstrasse des Amerikanismus, unter der Walze seiner falschen Zweckmässigkeit, nicht nur alle Schönheit und Freudigkeit des Lebens, sondern zuletzt auch seine Genialität und Fruchtbarkeit zerstört? Führte dieser Weg nicht zuletzt in die Wüste, die unfruchtbare Wüste mit ihren Dämonen, der groben Genussucht, Betäubung, Entmenschung? Ich denke, wir haben alle Ursache, diese Frage zu überlegen.

Das gleiche gilt vom Kultus des Erfolges. Dieser ist zwar überall da und immer dagewesen, aber er nimmt in der angelsächsischen Welt besondere Formen an, wird in Amerika zum Fieber und breitet sich von dort über die Welt aus. Success, Efficiency[1]) ist der oberste der Götzen, und weil Geld die sichtbarste und greifbarste Form des Erfolges ist, so ist der Dienst des goldenen Kalbes mit einer solchen Denkweise notwendig verbunden. Man täte zwar dem Amerikaner wie dem Angelsachsen überhaupt unrecht, wenn man meinte — wie man so oft tut — er sei ein grösserer Liebhaber des Geldes als wir. Vielmehr bedeutet gerade in Amerika die Jagd nach dem Dollar in erster Linie einen Sport, eine Betätigung der rastlosen Energie. Darum ist der Amerikaner nicht nur zum Geben im höchsten Grade bereit — wohl mehr als der Europäer — sondern fügt sich auch leichter in den Verlust des Vermögens und behandelt den Menschen nicht so wie wir nach dem Besitz. Wohl aber nach dem Erfolg. Und dieses Haschen nach dem Erfolg, das auch die Kirchen und Religionsunternehmungen aller Art virtuos mitmachen, führt zur schreienden Reklame aller Art, zur Gier nach der Sensation und das alles zu einer Aushöhlung des Lebens in Bezug auf seinen Gehalt an Wahrheit und damit zum Verfall. Denn der Erfolg ist nicht der tiefste Sinn des Lebens, sondern eher der Misserfolg! So notwendig es ist, dass wir, in einem bestimmten Sinne, uns nach einem Ziele strecken und somit auch Erfolg, das bedeutet: Verwirklichung des Wollens erstreben, so verhängnisvoll ist es, wenn die Seele dem Erfolg als Götzen dient. Das ist der Anfang aller Knechtschaft. Darum ist das Volk der Freiheit par excellence heute mit erschreckender Sicherheit auf dem Wege tief in die

[1]) Erfolg, Wirksamkeit.

Knechtschaft hinein und die liberty statue beinahe ein Hohn geworden. Und von hier aus droht Knechtschaft sich über die ganze Welt zu legen. Sobald man die zunächst immer erfolglose „Idee“ und ihre Träger verachtet und denen zujubelt, die in Politik, Industrie, Handel, Technik, Sport, Sensation rasch obenauf kommen, ist die Welt zur Sklaverei reif. Dann bekommt Spengler recht. Dass wir aber auf diesem Wege sind, ist nur zu deutlich. Ebenso deutlich, dass eine Rettung der Welt für die Freiheit, für eine n e u e Freiheit, nur möglich ist durch die Umkehr von diesem Wege zu jenem andern, auf dessen Höhe das Kreuz steht. Es ist die ewige Quelle der Freiheit — diese zwecklose Torheit des Kreuzes! Von hier quillt das Leben der Welt. Dass Wilson auf seinem Wege zuletzt an das Kreuz geschlagen wurde, macht ihn wohl am allermeisten zu einem guten Geist seines Volkes wie der Welt.

b) Der zweite Punkt, an dem die Gefahr des Amerikanismus zum Vorschein kommt ist d i e V e r g ö t t e r u n g d e r T e c h n i k.

Sie hängt mit der falschen Zweckhaftigkeit aufs engste zusammen. Denn die Maschine ist die vollendete Zweckmässigkeit. Sie ist auch ein klassischer Ausdruck des Energismus. Denn sie ermöglicht dem Menschen, wenigstens auf dem Gebiete der physischen Leistung, eine Kraftentfaltung, deren er sonst bei weitem nicht fähig wäre. Die Technik ist das Gebiet der „unbegrenzten Möglichkeiten“; sie schafft die Atmosphäre des Märchens und Wunders, in welcher, vermöge eines der psychischen Grundgesetze, der gleiche Amerikaner, dessen vollendete Zweckhaftigkeit so nüchtern anmutet, sich mit Entzücken bewegt, und ist gleichzeitig von jener Nützlichkeit (einer wirklichen oder scheinbaren) und wissenschaftlichen Rationalität, die der andern Hälfte seines Wesens entspricht. Es ist darum kein Zufall, dass, mag auch kühner Erfindungsgeist überall im Abendland walten, doch das technische Wunder und der technische Rausch von Amerika her kommen, dass von dort aus die Technik unsere Welt erobert, dass Amerikanismus ganz besonders auch Technisierung alles Lebens bedeutet.

Diese ist in der Tat nicht irgend ein notwendiges Schicksal, irgend ein natürlicher „Fortschritt des Menschengeistes“, sondern der Ausdruck einer ganz bestimmten Lebensempfindung. Sie lag dem antiken Menschen fern, galt dem „dunklen Mittelalter“ als gottlos und ist noch heute dem richtigen Bauer fremd. Sie ist vollends dem Orientalen ein Rätsel, ja ein Greuel. Denn sie verstösst gegen die zwei Tragepfeiler all seines Empfindens und Denkens: die tiefe Ehrfurcht vor dem Seienden und den Glauben an die Allbedeutsamkeit der Seele. In der Technik drückt sich die Losreissung des Menschen von der Natur, der Wille zur Macht über sie, ja der Drang nach Freiheit aus, aber auch das Verlangen nach Weltgestaltung

und Weltveränderung, der Evolutionismus, der Trieb nach vorwärts. Was könnte z. B. ein handgreiflicheres stahlgewordenes Sinnbild des stürmischen Vorwärtswollens sein als das Automobil? Natürlich ist auch hier der Gegensatz zwischen Osten und Westen nicht absolut. Irgend einer Technik konnte und kann auch der Osten nicht entbehren, wie der Westen das Leben nicht ganz in Technik aufzulösen vermag. Aber die Grundstimmung ist verschieden; der Technizismus ist ein Kind des Westens. Er ist Tolstoi, Gandhi und Laotse gleichmässig verhasst.

Nun soll in diesem Rahmen selbstverständlich nicht das ganze grosse Problem der Technik behandelt werden. Aber es muss uns klar sein, dass es zur Auseinandersetzung von Osten und Westen gehört und dass der Technizismus Amerkanismus ist. Selbstverständlich ist wohl, dass der Mensch Werkzeug braucht und dass neues Werkzeug nötig, ja heilsam sein k a n n. Aber fragen darf man sich, ob es nötig und heilsam, ob es Segen oder Fluch sei, wenn das Werkzeug der Herr und der Mensch der Knecht wird. Dass dies aber eine Folge der Technisierung des Lebens ist, liegt auf auf der Hand. Keine klarere und furchtbarere Erläuterung kann es dafür geben als der Arbeiter Henry Fords, so wie dieser selbst ihn beschreibt, dieser Arbeiter, der zu 80% gar keine Lehrzeit mehr braucht, ausser ein bis acht Tage Einübung, der seine acht Stunden, seinen Quadratmeter Raum, seine Handgriffe und sonstigen Bewegungen angewiesen bekommt und der auf ebenso automatische Weise seine sechs Dollar erhält und verbraucht, um dann wieder in der Fabrik anzutreten. Es besteht bei allem Technizismus die furchtbare Gefahr, dass an Stelle der lebendigen Seele die Maschine tritt. Es ist ein D ä m o n in der Technik. Davon hat das Mittelalter eine tiefe Empfindung gehabt. Dieser Dämon fährt in die Maschine und fährt in die Seele, so dass die Maschine eine Seele bekommt und die Seele eine Maschine wird. Die Technik wird ein Rausch, den der Mensch in dem Masse begehrt, als er die Seele (im tieferen Sinn des Wortes) verliert. Sie verleiht ihm die faustische Magie, erschliesst ihm den Reichtum des Erdgeistes und befriedigt seinen Macht- und Lebensdrang, entfesselt aber auch alle üblen Mächte des Erdgeistes, Selbstsucht, Brutalität, wilde Gier der Seele und der Sinne.

Ich weiss natürlich wohl, was man mir antwortet: „Das alles mag richtig sein, wenn man es einfach als G e f a h r der Technik versteht. Aber bei welchem Fortschritt ist keine Gefahr? Wir müssen eben trachten, aus Knechten der Technik zu deren Herren zu werden.“ Ich entgegne: Zugegeben, aber w i e soll das geschehen? Kann es geschehen, wenn wir in der technischen Versklavung, Berauschung und Besessenheit verharren? Müsste dann nicht zuerst eine Befreiungsbewegung, eine tiefe Ernüchterung und

Besinnung stattfinden? Und dies, nicht einfach die bilderstürmerische Zertrümmerung der Technik, ists zunächst, wozu ich auffordere. Wir werden davon noch mehr reden. Denn es ist ein notwendiges Thema.[1])

Eines steht mir fest: dass die Erstickung der Seele alles Leben zuletzt unfruchtbar macht. Das scheint mir die verhängnisvolle Wirkung des Taylorsystems jeder Art, dieser höchsten Steigerung mechanischer Zweckhaftigkeit, zu sein. Gewiss ist — ich sage es nochmals — nicht nötig, dass wir an uralten Arbeitsmethoden festhalten, bloss weil sie uralt sind, gewiss gibt es eine notwendige und heilsame Vervollkommnung des Werkzeugs, aber ebenso gewiss ist, dass ein Mensch nicht in dem Masse sein Bestes leistet, als er selbst zur Maschine wird; gewiss ist, dass seine tiefste Fruchtbarkeit und Lebenskraft, um von der Genialität nicht zu reden, aus der S e e l e stammt und dass die Seele der Seele Freiheit, Ruhe, schöpferisches Walten der Phantasie ist. Es gibt eine Zweckmässigkeit, die höher ist als die m e c h a n i s c h e der Technik, das ist die o r g a n i s c h e Zweckmässigkeit der N a t u r. Auch jene mechanische Zweckmässigkeit lebt zuletzt von ihr. Wenn sie versiegt, so zerfällt zuletzt auch die Maschine. Das Leben wird Wüste und die Wüste ist unfruchtbar. Der Götzendienst der Technik ruft Dämonen, aber das Werk der Dämonen ist zuletzt Zerstörung. Darum ist wohlberaten und meint es gut, wer die Welt vor ihnen warnt.

c) Der dritte der Punkte, an denen der Fluch des Amerikanismus hervortritt, ist d i e E i l e.

Sie gehört Selbstverständlich zu den andern Götzen. Sie gehört zu der Tätigkeit um der Tätigkeit willen, die als solche kein Mass mehr in sich selbst hat. Sie gehört zur Maschine, deren wichtigste Funktion ja gewissermassen die Ersparung von Zeit ist. Die Zeit erscheint den Menschen des technischen Zeitalters, neben dem Raum, als die grosse Lebenshemmung; und daneben freilich wieder, in Form des Quantums, als grösster Lebensbesitz. Er will sie besiegen, aber das heisst für ihn: überlisten, erobern, erraffen, knechten. Und wird damit erst recht ihr Knecht! Denn d a s ist ja der sichtbare Erfolg dieses Bestrebens. Der technische Mensch hat nicht Zeit noch Raum, er ist rastlos, in seiner Arbeit wie in seinem Genuss, die Lebenshast dringt bis ins Allerheiligste seiner Seele.

---

[1]) Es gibt Leute, denen offenbar schon die Stellung dieses Problems reaktionär vorkommt. In der Tat, man kann sich keinen „entschiedeneren Fortschritt“ vorstellen, als das Automobil eines vielleicht halb betrunkenen Börsenjobbers, der ein armes Arbeiterkind überfährt und tötet, oder eine Alpenstrasse, die für erholungsbedürftige Fussgänger unmöglich wird, damit die neureichen Müssiggänger nicht Eisenbahn oder Post fahren müssen. Zu den Leuten, die den Fortschritt so auffassen, scheint auch J a k o b B ü h r e r zu gehören und es gesellt sich diese Flachheit zu andern, die leider diesem Mann, der sonst so viel Gutes schaffen könnte, anhangen.

Das ist aber etwas Furchtbares. Denn gross ist das Mysterium der Zeit! In der Zeit begegnet uns Gott. In der Zeit umfasst uns die Ewigkeit. Wehe, wenn wir um sie herum wollen. Es ist ein sehr tiefes Wort eines der gewaltigsten der Geister: „Alle Eile ist vom Teufel.“ — Und der Raum? Bedeutet er nicht Gottes Offenbarwerden in seiner Schöpfung? Wenn wir ihm entrinnen, so entrinnen wir Gott. Raum und Zeit und die Materie, ihr Kind, sind, zum mindesten so lange wir in der endlichen Existenzform leben, Gottes Gnadenmittel, wer sie versäumt und verdirbt, verliert damit eine Speise ewigen Leben. Wir können nicht zu Gott, nicht zum Menschen, nicht zu uns selbst kommen, ohne ruhigen Gehorsam gegen Zeit und Raum und Materie, ohne Lebensstille, Beschränkung, Gehorsam, Andacht, Ehrfurcht vor Gottes Schöpfung.

Auch davon ein andermal mehr. Ich betone nur noch, dass es nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung eine grosse Illusion ist, zu meinen, dass Eile fruchtbar sei für die *Arbeit*. Das ist nur Schein. In Wirklichkeit zerstört nichts so sehr wie sie den Wert der Arbeit und die tiefen Quellen der Arbeitskraft. Auch das ist ein Trug des Taylor-Systems. Amerika wäre ohne seinen stillen Sonntag und sein schützendes Familienleben längst zusammengebrochen. Dieser Ahnung entspringt wohl auch sein Verbot des Alkohols und des Wirtshauses. Wenn wir diesen Lebensstil in *unser* Leben übertrügen, wären wir bald zu Ende. Auch Amerika kann an *diesem* Fluch zu Grunde gehen. Denn es ist wieder ein tiefes Wort: „Quod cito fit, cito perit.“[1]

Diese drei Dinge: falsche Zweckhaftigkeit, Ueberschätzung der Technik, Kultus der Eile sind die Punkte, an denen der Geist des Amerikanismus, so weit er Fluch ist, wohl am deutlichsten zum Ausdruck kommt. Aber wie gesagt, dieser ist dadurch nur angedeutet, nicht vollständig dargestellt.

5. Die Gegenbewegung.

Ich meine, wir sollen den Segen des Amerikanismus freudig annehmen, aber seinen Fluch vermeiden. Ich betone das Erste; es darf ob dem Zweiten nicht vergessen werden. Und auch das möchte ich, um jedes Missverständnis auszuschliessen, noch klar machen: Meine Meinung ist nicht etwa, dass *früher* der Amerikanismus ein Segen gewesen, jetzt aber ganz und gar zum Fluch geworden sei. Nein, auch jetzt strömt jener Segen auf allerlei Weise weiter, und er wird eines Tages vielleicht noch grösser werden. Wenn auch Amerika selbst gegenwärtig durch eine schlimme Phase zu gehen scheint, so ist doch eine Wiedererhebung und Wiedergeburt möglich. So viel edle Kräfte walten daselbst immerfort, und wer

[1] Rasch vergeht, was rasch entsteht.

weiss, ob in diesem Land des Extremen nicht gerade auch die Reaktion auf das Falsche an seinem Energismus extrem sein wird?

Aber es bleibt doch richtig, dass der Amerikanismus auch in seiner guten Gestalt einer Ergänzung bedarf. Darum begrüssen und segnen wir auch den Geist des Ostens — dieser im weitesten Sinne verstanden. Wir müssten den östlichen Quietismus nicht weniger ablehnen, als den westlichen Aktivismus, wenn er allein gelten wollte. Aber wenn er bloss jenem übertriebenen Aktivismus entgegentritt, gleichsam als die andere Hälfte der Wahrheit, dann entsteht daraus eine heilsame Spannung, die eines Tages zu der Synthese einer zugleich lebendigeren und seelenhafteren Kultur führen mag. Es ist gut und nötig, wenn zur Aktion die Kontemplation, zur Eile die Ruhe, zur Veränderung das Beharren, zur Geltendmachung des Sollens die Ehrfurcht vor dem Sein, zum enthusiastischen Glauben an den Sieg des Guten die tiefe Einsicht in die Macht des Bösen, zum Freiheits- und Machtdrang des Menschen die Beugung unter das Heilige, das über uns ist, sich gesellt. Beides miteinander ergibt erst die Wahrheit und das volle Leben. In Christus und das heisst, im Reiche des lebendigen und heiligen Gottes, der als der Ewige doch der stets Wirkende und als der stets Wirkende der Ewige ist, findet sich beides in einer organischen Wahrheit vereinigt. Er ist auch die Synthese von Osten und Westen.

13. Januar. L. Ragaz.

Berichte aus der Arbeit

Bericht der Berner Gruppe der Vereinigung der Freunde der „Neuen Wege" und des „Aufbau" über ihre Tätigkeit. Die „Neuen Wege" veröffentlichen jeweilen Berichte oder Auszüge aus Berichten von Gesinnungsgenossen aus verschiedenen Ländern über ihre Ziele und ihre Arbeit, deren Erfolge und Misserfolge. Mit grossem Interesse vernehmen wir Leser in der Schweiz, was jenseits unserer Grenzen gedacht und getan wird für die Sache, der wir alle angehören und der wir nach besten Kräften dienen möchten. Wenn wir diese Berichte lesen, so überkommt uns wahrscheinlich alle, nicht nur mich, gelegentlich das Gefühl, als ob das, was bei uns und von uns selbst gemacht wird, jenem gegenüber gar klein und gering wäre, so dass es sich kaum lohne, den Gesinnungsfreunden von nah und fern und erst recht nicht einem weiteren Kreise davon zu erzählen. In unserem Organ, den „Neuen Wegen" und anderswo wird ja im Grunde wenig und nur kurz andeutend berichtet, was wir eigentlich tun. (Unter „wir" verstehe ich jetzt nicht nur die Berner Gruppe, sondern all' die Kreise, welche sich um die „Neuen Wege" und den „Aufbau" gruppieren.) Die Werbetrommel zu schlagen und Reklame zu machen in einer auf solche Mittel leider nur zu sehr eingewöhnten Zeit, liegt uns ferne, muss uns ferne liegen; stände diese Art der Propaganda doch im krassesten Widerspruch zum Geiste unserer Sache. Doch mag es wohl ein bischen von dieser oft allzugrossen Bescheidenheit herrühren, dass wir leicht

bei nicht oder schlecht orientierten Freunden und Gegnern in den Geruch kommen oder gekommen sind, mehr nur zu diskutieren, zu theoretisieren, als praktisch zu handeln.

Jenes Gefühl der Zurückhaltung seiner eigenen Sache und Arbeit gegenüber, die nicht von ihr reden, sondern sie selber reden lassen will, hat gewiss seine volle Berechtigung. Gerade eine Bewegung wie die unsrige, die ja heute noch — darüber sind wir uns ganz klar — rein äusserlich besehen, so wenige Volkskreise wirklich erfasst hat, die noch so wenig zu Macht und Bedeutung (nicht nur im äussern politischen Sinn) gelangt ist, muss sich ganz besonders davor hüten, ihr äusseres Wachstum und ihre äussere Kraft zu überschätzen. Enttäuschung und Mutlosigkeit wären das Ende einer solchen allzu optimistischen Einschätzung. — Doch muss anderseits auch gesagt werden, dass eine bloss kritisch negative Einstellung, welche bei der eigenen Bewegung nur das sieht, was klein und mangelhaft an ihr ist, ebenso hemmend, ja unter Umständen noch hemmender wirken kann. Lähmt sie doch den jugendfrischen Mut und den zukunftsfrohen Glauben. Und dieser Glaube, dass trotz der offenen und heimlich brütenden Reaktion und der riesengrossen Gewalt und Macht aller bösen Geister der Sache Gottes, welcher auch wir in aller Kleinheit zu dienen meinen, doch der Endsieg gehört, tut uns mehr als je not. Es ist nicht meine Aufgabe, zu zeigen, wie jeder Einzelne sich diesen Glauben immer neu erringen muss und kann, noch weniger, auf was für Grundlagen er ruht. Das haben vor mir berufenere Menschen in den „Neuen Wegen" und anderswo getan und tun es noch. Mir liegt ob, nach diesen einleitenden Bemerkungen, die ich gewissermassen als Rechtfertigung aufgefasst wissen möchte, d e n Freunden gegenüber, welche unsere Arbeit ruhig in der Stille wachsen lassen möchten, ohne dass man von ihr spricht, nun doch einmal von ihr zu erzählen.

Unsere Berner Gruppe ist eine ganz lose Vereinigung von Lesern der „Neuen Wege" und des „Aufbau", die sich vor zirka vier Jahren gebildet hat mit dem Zwecke, miteinander Fühlung zu nehmen und gemeinsam sich aufdrängende Aufgaben zu erfüllen. Sie ist in gewissem Sinne ein ganz originales Gebilde, das zum Unterschied von andern Vereinen weder Statuten noch Mitgliederbeiträge (kleiner oder grössere freiwillige Beiträge genügten bis jetzt zur Deckung der jeweiligen Kosten), ja nicht einmal einen von den Mitgliedern gewählten Vorstand besitzt. Freunde der „Neuen Wege" und des „Aufbau", die sich der Sache dieser beiden Organe ganz besonders nahe und verpflichtet fühlten, besorgten bis jetzt die nötigen Vorbereitungsarbeiten für die jeweiligen Veranstaltungen und schlossen sich selber als Ausschuss zusammen. Aber auch sie sind in keiner Weise äusserlich an die Sache gebunden, so dass sie sich jederzeit zurückziehen können, wenn dringende äussere Abhaltungen das erheischen oder wenn sie sich innerlich nicht mehr mit uns verbunden fühlen. Doch darf gesagt werden, dass dies selten vorkam, und wenn es geschah, fanden sich stets wieder Freunde, die freudig und tatkräftig bei der Arbeit mithalfen. Und wir hoffen gerne, dass es auch in Zukunft so bleibe. Auch über die Zahl derjenigen, die sich zu unserer Gruppe rechnen, wird und kann keine genaue Statistik geführt werden, da eben kein Mitgliederverzeichnis besteht und weder Ein- noch Austritte verzeichnet werden. Wer sich für unsere Veranstaltungen interessiert, kann ohne weiteres daran teilnehmen. Dass sich naturgemäss viel suchende Menschen einstellen, die ein paarmal kommen und dann wieder wegbleiben, weil sie bei uns nicht fanden, was sie suchten, geht ohne weiteres aus der Art dieser losen Verbindung hervor. Auch das andere, dass viele gelegentlich oder ziemlich regelmässig kommen, um etwas Interessantes zu hören, aber aus diesen und andern äussern oder innern Gründen nicht zu uns gehören möchten. — Aber auch sie sind uns jederzeit willkommen, ist doch das vielleicht das beste an einer solchen losen Vereinigung, dass sie in

völliger Freiheit allen geöffnet ist und jede sektiererische Ausschliesslichkeit verunmöglicht. Immerhin dürfen wir zu unserer Freude konstatieren, dass auch, was den weiteren Kreis anbetrifft, eine treue Kerntruppe von Freunden vorhanden ist, auf die jederzeit zu zählen ist.

Auch etwas anderes erklärt sich aus dieser Zwanglosigkeit, nämlich dass neben dem sozialistischen Parteimitglied auch der nicht in der sozialistischen Partei Eingeschriebene arbeitet und dass neben dem Vertreter der Kirche ihr prinzipieller Gegner Platz hat. Natürlich setzt dieses Zusammenarbeiten voraus, dass der Sozialist nicht starr sein Parteidogma und dessen Unfehlbarkeit verficht, und der Vertreter der Kirche all' die ungeheuren Schäden und Verfehlungen seiner Institution sieht, und dass beide aus dem Glauben an das viele Grosse, ja Gewaltige der sozialistischen Parteiorganisation einerseits und der Kirche anderseits in ihnen ein neues Leben zu wecken versuchen. — Verschieden sind auch die Milieu, aus denen unsere Freunde kommen. Neben dem Intellektuellen, dem Pfarrer, dem Lehrer und Beamten steht der Angestellte, der Arbeiter und Handwerker, neben der Hausfrau die Krankenschwester, die Lehrerin.

Selbstverständlich hat sich dieser Zusammenschluss nicht so ohne weiteres gemacht. Es gab im Anfang bei den jeweiligen monatlichen Zusammenkünften viele Meinungsverschiedenheiten, ja Reibereien, die sich speziell um die mehr oder weniger tief gehenden Gegensätze von Parteizugehörigkeit und Parteilosigkeit, von Kirchenfreundlichkeit und Kirchenfeindschaft drehten. Aber über diese Verschiedenheit der persönlichen Auffassungen hinaus, die doch im Grunde nicht so wesentlich sind, fühlten wir doch nach und nach stets besser, was uns trotzdem einigt und dass das doch höher steht, als jene oft nur äusserliche Scheidung. Gestützt auf diese Erfahrung hoffe ich, dass auch jene Kluft, die sich bei Anlass der religiös-sozialen Konferenz in Bern zeigte (die Teilnehmer werden sich ihrer erinnern und in den „Neuen Wegen" wurde auch darüber berichtet), nicht unüberbrückbar sei, sondern dass über sie hinweg die bisherigen Freunde aus dem andern Lager uns die Hand weiter reichen werden zu praktischer Arbeit. Ich glaube, dass man solche oft nur scheinbar bestehenden, oft aber tatsächlich vorhandenen Unterschiede in der Glaubensauffassung zwar nicht übersehen, aber auch nicht überbetonen sollte. Hier wie dort, davon bin ich persönlich überzeugt, sind Menschen, die dasselbe wollen, die für das Reich Gottes kämpfen wollen mit den gleichen Mitteln, den Mitteln, die uns von Christus gelehrt wurden. Warum sich nicht mit ihnen allen zur gemeinsamen Tat für das Reich Gottes zusammentun, weil der eine und andere das, was er glaubt, oft nur nicht auf dieselbe Art ausdrückt?

Auch das scheint mir nicht nötig zu sein, dass jeder, der sich allenfalls zu uns rechnen möchte, unbedingt mit jedem Aufsatz der „Neuen Wege", mit jedem Artikel des „Aufbau" einverstanden sein und einig gehen muss. Gerade die beiden Organe wollen ja nicht geistige Einengung, Festlegung auf irgend ein Dogma, ein religiöses oder ein sozialistisches, sondern frei und weitherzig möchten sie sein. Verschiedene Auffassungen sollen Platz haben, wenn nur das Grundprinzip: das Gefühl der Verantwortlichkeit des Einzelnen der Gesamtheit gegenüber und der Glaube an die umgestaltende Kraft Gottes und — des Menschen (das letztere gehört für mich dazu) vorhanden ist.

Aus dem bisher Gesagten geht nun schon hervor, um was es sich bei unseren monatlichen Aussprachen gehandelt hat. Es sind anfänglich die mehr an der Peripherie gelegenen Probleme der Kirche und der politischen Parteien gewesen, die uns zuerst beschäftigten. Es musste dies wohl so sein, damit ein jeder Teilnehmer und eine jede Teilnehmerin die rein objektive Stellungnahme des andern zu diesen Institutionen, zu deren Wert und Unwert und auch die subjektive Einstellung, d. h. die Gründe, warum er per-

sönlich ihnen angehört oder nicht, kennen lernte. Das Thema des vorletzten Winters führte uns schon ganz in das Zentrum unseres Hoffens und Glaubens und seiner Grundlagen hinein. „Glauben und Wissen", so war es betitelt. Berufene Vertreter der Wissenschaft und des Glaubens legten in zum Teil sehr tief schürfenden Vorträgen[1]) dar: Was ist Wissen? Was ist Glauben? Wo berühren sie sich? Wo gehen sie auseinander? Die den Referaten folgende Diskussion wurde aus der Mitte einer jedesmal sehr zahlreich erschienenen Zuhörerschaft ausserordentlich rege benützt, ein Zeichen dafür, dass gerade solche Fragen auch die Menschen unserer Kreise äusserst lebhaft innerlich beschäftigen. Das Thema des letzten Winters führte uns dann wieder von der gelegentlich wohl etwas abstrakten Höhe des reinen Denkens und Spekulierens in die praktischeren Niederungen des alltäglichen Lebens und seiner Probleme hinein. Das Gewaltprinzip in seinen verschiedenen Formen, dessen Bekämpfung und Ueberwindung in einer Reihe von Vortragen mit anschliessender Diskussion darzustellen, war unser Ziel. Anschliessend an zwei sehr fein empfundene Referate über Mahatma Gandhi, wurde nacheinander behandelt: „Gewalt und Erziehung", „Die Gewalt im Leben der Frau", „Gewalt im Wirtschaftsleben", „Gewalt und Recht", „Ist Gewaltlosigkeit im Völkerleben möglich?"[2])

Auch diese Vorträge fanden grossen Beifall bei den Zuhörern und riefen jeweilen einer angeregten und anregenden Diskussion. Immerhin wurde diese letztere etwas weniger eifrig benützt als beim vorgenannten Thema: „Glauben und Wissen". Der Grund mag wohl darin liegen, dass wir uns da auf einem Gebiete bewegten, wo das blosse Diskutieren nicht mehr viel nützt, besonders nicht unter uns, die wir doch im allgemeinen auf dem gleichen Standpunkt der theoretischen Ablehnung der Gewalt in jeder Form stehen, ohne dass wir freilich den Grundsatz der völligen Gewaltlosigkeit in die Praxis umgesetzt hätten oder hätten umsetzen können. Darum wird es vielen andern wie mir gegangen sein, nämlich: in der Rede bescheiden zurückzuhalten und dafür mit der Tat zu versuchen, die Theorie wahr zu machen.

Von unseren Plänen, die Bildungsarbeit des kommenden Winters betreffend, möchte ich heute nur soviel verraten, dass wir im Sinne haben, eine Reihe von ausserordentlichen Persönlichkeiten vor uns erstehen zu lassen, Persönlichkeiten, die gerade uns etwas Grosses, Einziges gaben und noch geben, Persönlichkeiten, die unsere ganze Gedanken- und Gefühlswelt und unsere Willensrichtung stark beeinflusst haben und noch zu beeinflussen vermögen. Ich nenne vorderhand nur Romain Rolland, J. Jaurès, Grundtvig, J. Ch. Blumhardt, Mathilde Wrede.

Nun habe ich aber vielleicht mit meinem bisherigen Bericht doch den Eindruck erweckt, als ob unsere Hauptarbeit aus Veranstaltung von Vorträgen und Diskussionsabenden bestanden hätte. Daher muss ich mich beeilen, auch noch etwas von unseren „Aktionen" zu erzählen. In erster Linie möchte ich anführen, dass Hand in Hand mit jener Vortragsarbeit eifrige praktische Werbearbeit für unsere Ideen geleistet wurde, die bewerkstelligt wird durch Auflegen und Abgeben von Literatur, speziell auch unserer beiden Organe. Deren Abonnentenzahl hat denn auch in Bern und Umgebung in erfreulicher Weise zugenommen. Unsere Literatur, in letzter Zeit besonders diejenige, welche von der Zentralstelle für Friedensarbeit in Zürich ausgegeben wird,

[1]) Ein in dieser Vortragsserie von Pfarrer Schädelin (Bern) gehaltenes Referat haben die Abonnenten der „Neuen Wege" in Nr. 6/7 des Jahrganges 1924 unserer Zeitschrift kennen gelernt.

[2]) Wer sich näher für diese Vorträge interessiert, z. B. zum Zwecke, den Einen oder den Andern in seinem Kreise halten zu lassen, möge sich bei mir nach dem Namen der Referenten erkundigen.

wurde teils rege verkauft, teils auch zur Weiterverbreitung unentgeltlich abgegeben.

Sehr viel Zeit, Mühe und Arbeit verwendete unsere Gruppe auf die Zivildienstaktion. Eine von uns veranstaltete grosse öffentliche Versammlung in Bern bildete den Auftakt zur Sammlung von Unterschriften und diente der vorläufigen Aufklärung, da damals noch wenig Literatur vorhanden war. Unermüdlich verschickte nachher Freund Wirz die Petitionsbogen zu Stadt und Land und führte genaue Kontrolle. Mit Wort und Schrift wirkte Pfarrer von Greyerz mit der ihm eigenen Frische und Begeisterung für sie bei Theologen und Laien. Wir Berner hatten denn auch die Freude, dass wir die Höchstzahl der Unterschriften erreichten, zirka 8000, für unseren grossen Kanton, wir müssen es mit Scham gestehen, freilich eine verschwindend kleine Zahl. — Im Juni des vorigen Jahres unternahmen wir es, im Verein mit der Sektion Bern der Frauenliga für „Friede und Freiheit", die uns auch sonst wacker unterstützt im Kampf für den Frieden, den Gedanken der allgemeinen Abrüstung unsern Stadtbernern näher zu bringen. Vor überfülltem Saale sprachen P. Ceresole und L. Ragaz über: „Die Abrüstung als Mission der Schweiz."[1]) Die beiden Referate waren eine tiefgründige, ergreifend schöne, von wärmster Vaterlands- und Menschheitsliebe durchglühte Kundgebung für eine neue Welt des Friedens und der Gemeinschaft, zu der die Schweiz den Zugang öffnen sollte und könnte.

Der Appell der beiden so unendlich hoch über dem Durchschnittsniveau des „patriotischen" Eidgenossen (und wäre er sogar ein Bundesrat) stehenden Schweizer und zugleich Weltbürger und Kämpfer für die Menschheitsideale wird, das ist meine Ueberzeugung, viel weiter in die Tiefe wirken, als wir auf der Oberfläche zu sehen meinen. Hier kann ich nicht unterlassen beizufügen, dass der Kampf gegen den Militärmoloch in Bern, dem Sitz des militaristischen Bundesrates und Parlaments, ganz besondern Schwierigkeiten begegnet. Nicht nur, dass keine einzige bürgerliche Zeitung ihn unterstützt, derartige Veranstaltungen werden direkt von ihnen ignoriert, man erachtet sie nicht einmal der Berichterstattung wert. Oder fürchtet man sie und glaubt man, sie durch Verschweigen unschädlich und unwirksam machen zu können? Auf alle Fälle muss konstatiert werden, dass in andern Kantonen auch die bürgerliche Presse wenigstens Notiz nimmt von derartigen Vorträgen, ja ihre Spalten sogar einer sachlichen Aussprache öffnet.

In Anbetracht dieser Umstände war es für uns auch doppelt erfreulich, dass der Demonstrationszug am Antikriegstag im September des vergangenen Jahres eine verhältnismässig grosse Zahl von nicht der sozialistischen Partei angehörenden Teilnehmern aufwies, die sich unter unsere Flagge scharte. Und wir lassen uns diese Freude hintendrein nicht durch leider recht hämische Seitenbemerkungen des bernischen sozialistischen Presseorgans trüben. Tatsache ist und bleibt es und eine, die uns immer wieder trösten kann und erheben muss, wenn wir an der Bereitschaft unseres Volkes, auch seine Idealisten anhören zu wollen, verzweifeln möchten, dass der von unserer Gruppe gestellte Redner mit seiner Ansprache am meisten und sicher auch am nachhaltigsten die Volksmenge zu packen verstund. Im übrigen sind über den Antikriegstag in den „Neuen Wegen" sowohl wie im „Aufbau" kürzere und längere Berichterstattungen erschienen, so dass ich darüber schweigen kann. Immerhin möchte ich noch die stimmungsvolle Friedensfeier vom Abend des Antikriegstages erwähnen, an der Freund Wirz einige von ihm verfasste dramatische Szenen vorlas. Dieselben („Opfer" betitelt) würden, vorgelesen oder aufgeführt, auch einen weitern auswärtigen Kreis von Gesinnungsfreunden packen, wie sie uns damals ergriffen haben.

---

[1]) Auch dieser Vortrag erschien in den „Neuen Wegen" und kann nun als Broschüre bei der obengenannten Zentralstelle bezogen werden.

Dass die ersten Monate dieses Jahres mit den Vorbereitungen für die religiös-soziale Konferenz vom 18./19. April voll ausgefüllt waren (ich meine die Zeit, die uns allen neben der Berufsarbeit zur Verfügung steht), werden mir alle glauben, die an ihr teilgenommen haben. Und wenn dabei nicht alles geklappt hat, so mögen die Teilnehmer dies noch hintendrein entschuldigen mit unserer Unerfahrenheit in der Veranstaltung von derartigen Konferenzen und mit nachsichtigem Verständnis uns glauben, dass wir es ein andermal besser machen wollen. Einen Vorwurf dürfen sie uns machen, nämlich den, zu kleinmütig gewesen zu sein. Dass dieser anfängliche Kleinmut, der mit einer viel geringeren Teilnehmerzahl rechnete, sich im Laufe der Konferenz, freudig beschämt über die Scharen, die sich herzudrängten und über das rege Interesse, das herrschte, in frohe Zuversicht umwandelte, konnten ja alle beobachten.

Zum Schlusse darf ich nicht unerwähnt lassen, dass der Gedanke des Volkshochschulheimes, wie er in Casoja verwirklicht wird, auch bei uns auf fruchtbaren Boden gefallen ist. Er hat einige Frauen unseres Kreises veranlasst, diesen Sommer einen Versuch in dieser Richtung zu wagen. Noch ist es nur ein ganz kleines Ferienheim (von Volkshochschulheim noch keine Spur), droben auf dem Beatenberg, das einige junge Mädchen aufnimmt, damit sie unter verständnisvoller Leitung einige frohe Ferientage verbringen können. Doch davon mehr, wenn der Versuch glücklich durchgeführt ist.

Und nun, nachdem mein Rückblick leider ziemlich lang geworden ist, muss ich doch noch vorwärts blicken und etwas Zukünftiges aussprechen. Dass unsere Arbeit weiter gehen wird, gehen muss, davon sind wir alle fest überzeugt, aber ebenso sicher wissen wir, dass sie sich noch entwickeln muss. An praktischen Aufgaben wird unserer Gruppe wie bis dahin obliegen, den Kampf gegen Krieg und Militarismus weiter zu führen. Dabei wird ihr die Zentralstelle für Friedensarbeit mit Rat und Tat beistehen, von ihr werden die Fäden gespannt, gehen in der Hauptsache die Anregungen aus, diesen Kampf mit stets neuen Mitteln neben den alten bewährten, aufzunehmen. Dass daneben all die Zusammenhänge des heutigen Wirtschaftslebens oder, brauchen wir einmal das etwas abgegriffene Schlagwort „des Kapitalismus", uns vielleicht noch mehr als bis dahin beschäftigen müssen, steht mir auch fest. Wieder einmal möchte ich es festnageln, dass wir alle zusammen wissen, dass unser Kampf gegen Gewalt, Krieg und Militär in der Luft hinge, wenn wir nicht alle auch von der Notwendigkeit einer radikalen Aenderung des heutigen Wirtschaftssystems überzeugt wären. Und dafür einzutreten und zwar nicht nur mit bloss negativer Kritik der jetzt bestehenden Ordnung, sondern mit positiven Vorschlägen, eventuellen Versuchen eines neuen Gemeinschaftslebens, das gehört mit zu unserem Arbeitsprogramm; ganz zu schweigen von der Selbstverständlichkeit, die uns gebietet, jeden Versuch zu unterstützen, der die Gesetzgebung in sozialem Sinne zu beeinflussen sucht. Auf diese Linie gehört vielleicht auch die immer wieder an uns herantretende Auseinandersetzung mit den sozialistischen Prinzipien sowohl wie mit den sozialistischen Parteidogmen. Doch davon vielleicht später einmal. Vorderhand fahren wir ruhig fort, über alle Klassengegensätze und Klassenkampftheorien hinweg, die Leute zu sammeln, die nicht nur „guten Willens" sind, sondern auch mit voller Ueberzeugung und mit der Tat bereit sind, für ihre sozialistischen und antimilitaristischen Ideale einzustehen und — Opfer zu bringen.

Freilich, das muss ich nun in aller Bescheidenheit gestehen, fehlt uns dafür noch viel, noch ist die innere Gemeinschaft unter uns zu wenig fortgeschritten, noch bewegen wir uns in unserer Bildungsarbeit vielleicht zu stark auf alten intellektuellen Bahnen, noch müssen wir versuchen, einfacher zu werden, mehr Fragen zu besprechen, die tief ins alltägliche Menschenleben in seine Bedürfnisse, in seine Sorgen, seine Not, sein Ringen hineinführen.

Arbeitsprogramme wie sie die Zürcher Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Bildung" in vorbildlicher Weise aufgestellt und durchgeführt hat, wo Wohnungs- und Berufsfragen, Probleme des ehelichen und sonstigen familiären Zusammenlebens besprochen wurden, schweben auch uns vor, ohne dass wir uns bis jetzt an sie herangewagt hätten. Die Ursache mag wohl darin liegen, dass in unserem Kreise aus äusseren und innern Gründen niemand mit dieser völligen Aufopferung dem Werke dienen und sich hingeben kann, wie es die Leiter der genannten Arbeitsgemeinschaft tun.

So liegen kleine und grosse Aufgaben vor uns. Sind wir imstande, sie durchzuführen, so gering an Zahl und Kraft wie unsere kleine Schar ist? Wieder erhebt sich in mir, und ich weiss, in uns allen, diese kleinmütige Frage. Und wie mir zum Trost stosse ich in meiner Lektüre (Saint Magloire von Roland Dorgelès) auf folgendes Wort, das ich zum Trost auch für andere in aller Demut hinzuzusetzen wage: „Ayez confiance, le temps viendra. Qu'importe si je n'ai pas été compris, si on me chasse: ma parole restera dans le cœur de quelques-uns, et onze disciples ont suffi à vaincre le monde."

Marie Lanz.

Rundschau

Der antimilitaristische Kampf.[1]) 1. Ein Waffengang in Glarus. Wie ein Feuer, das bald da, bald dort auflodert, scheinbar erlischt und verstärkt wieder aufflammt, geht der antimilitaristische Krieg durch unser Land. Nach dem Kampf der St. Galler gegen ihr Schützenfest kommt Glarus an die Reihe. Dort hat während des Oktobers in einer Reihe von Nummern der „Glarner Nachrichten" eine äusserst interessante Auseinandersetzung stattgefunden, in der im wesentlichen Pfarrer, Lehrer und Arbeiter gegen Obersten und Anhang standen. Auf einen tapferen Artikel des Pfarrers Trüb in Ennenda, der in der „Neuen Glarner Zeitung" die völlige Abrüstung der Schweiz gefordert hatte, erschien eine Antwort des Obersten Jenni, dem Pfarrer Trüb erwiderte, dann eine Reihe von Aeusserungen für und gegen, darunter solche der Pfarrer Bollinger und Kobe im Sinn des Antimilitarismus. Ich bin ja in dieser Sache Partei, aber ich glaube doch, dass kein unbefangener Leser dem Eindruck entgehen kann, wie hoch, intellektuell und moralisch betrachtet, die Argumente der Antimilitaristen über denen der Militaristen stehen, die in ihrer Not bald zu Nietzsche, bald zu den ihnen von gewissen Theologen und übel beratenen Halbtheologen gelieferten Argumenten greifen und sich an das Märlein von unsern Bergen als dem Bollwerk unserer Sicherheit halten, wozu sich all die überlebte Kriegsphraseologie älterer Tage gesellt. Am schönsten ist der Spruch eines „Glarnerbürgers":

> „Uns freut nur Eines, und zwar tief im Herzen, dass unter den Pfarrern, die unser geliebtes Vaterland wehrlos machen wollen und welche die diesbezügliche Erklärung [s. u.] unterzeichnet haben, sich nicht ein einziger Glarnerbürger befindet. Das Glarnervolk lässt sich nicht durch schöne Phrasen verblenden."

Ist das nicht grossartig, dieser Eidgenosse, Bürger des Grosstaates Glarus, der die Pfarrer, die aus andern Gegenden der Schweiz stammen, sozusagen für „fremde Fötzel" hält! Wer denkt da nicht an das berühmte Spottwort:

---

[1]) Dieser ganze Artikel musste leider das letzte Mal aus Mangel an Raum zurückgestellt werden.

„Freunde, Ausländer sind es zuallermeist,
Die unter uns gesät den Samen der Rebellion,
Dergleichen Sünder
Sind gottlob selten Landeskinder.“

Die von dem „Glarnerbürger“ erwähnte Erklärung der fünf wackeren „ausländischen“ Glarner Pfarrer lautet:

„**Zur Abrüstungsfrage.** Nachdem in unserer Presse die Abrüstungsfrage durch Pfarrer Trüb zur Diskussion gebracht worden ist, und schon etliche Stimmen dafür und dagegen zum Wort gekommen sind, nehmen die Unterzeichneten die Gelegenheit wahr, ihre volle Uebereinstimmung in dieser Angelegenheit mit ihrem Kollegen kund zu geben.

Es ist ja von vornherein klar, dass eine solche Stellungnahme auf Widerstand stossen muss und da und dort Aergernis bereiten wird; aber es ist nicht so, dass wir nur Aufsehen erregen wollen. Wir wissen uns gebunden ans Evangelium, dessen Forderungen schon immer im Gegensatz zum herrschenden Zeitgeist gestanden haben.

Es ist noch nie in der Geschichte der absolute Wille zur Verhütung eines neuen Krieges so übereinstimmend in der ganzen Welt ausgesprochen und demgemäss die Forderung der Abrüstung mit solcher Bestimmtheit gestellt worden, wie in der heutigen Zeit. — Wir stehen inmitten eines Erwachens in vielen Völkern. Ob dieses Erwachen alle Kreise erfasst und sie nötigt, mit der Abrüstung Ernst zu machen, davon wird abhängen, ob uns eine friedliche Entwicklung oder der allgemeine Untergang bevorsteht. Wir sind nämlich davon überzeugt, dass wir trotz allen Friedensverträgen einem neuen Krieg entgegengehen, der mit der allgemeinen Vernichtung endet, wenn sich die Völker in ihren Rüstungen nicht zurückrufen lassen. — Der Ruf ergeht an alle Völker, nicht zuletzt an unsere Schweiz. — Es ist an der Zeit, dass endlich die, nach den Nachwehen des Weltkrieges, bei uns wieder zur Tradition gewordene Militärbegeisterung mit ihrer Naivität und Kurzsichtigkeit gebrochen wird.

G. Bollinger, Pfr.; H. Bruppacher, Pfr.; E. Hurter, Pfr.;
W. Kobe, Pfr.; C. Lendi, Pfr.“

An diesem Kampfe scheint mir Zweierlei besonders bemerkenswert. Ein mal, dass Pfarrer als Vorkämpfer des Antimilitarismus auftreten. Das ist jedenfalls für Glarus ein Novum gewesen, und die dadurch erzeugte Aufregung beweist, was diese Tatsache bedeutet — überall bedeuten würde. Sodann ist doch auch höchst erfreulich und ein Zeichen, dass eine bürgerliche Zeitung eine ganze Reihe von antimilitaristischen Einsendungen ungeschmälert und ohne redaktionelle Abschwächung aufnimmt. Ebenso bezeichnend ist die schon erwähnte, ganz offenkundige geistige Ueberlegenheit der Antimilitaristen, die auf der Ueberlegenheit ihrer Sache beruht.

Solche Kämpfe sind von höchstem Wert. Mag der sofortige Erfolg auch wenig sichtbar sein, so sind sie doch eine starke Aufrüttelung der Gewissen. Und es ist eine Bresche in den Wall des militärischen Denkens gelegt, die immer grösser werden wird.

2. Neue Dienstverweigerungen. Ein weiteres Zeichen von einer Wendung der Dinge ist die Vermehrung der Dienstverweigerungen in der letzten Zeit. Sie folgen sich in allen Teilen des Landes Schlag auf Schlag. Und wenn nicht alles trügt, werden sie immer zahlreicher werden. Besonders Aufsehen hat der Fall des Oberleutnants der Artillerie, Heinrich Schiller, gemacht, der von dem Kriegsgericht in St. Gallen behandelt wurde. Die Zeitungen haben darüber ausführliche Berichte gebracht. Schiller, von Beruf Ingenieur, der während des Krieges mit Auszeichnung seinen Grenzdienst tat, kam in Amerika zu einer starken, religiös begründeten antimilitaristischen

Ueberzeugung. Er muss sich vor Gericht wundervoll ruhig, klar und überlegen gehalten und damit grossen Eindruck gemacht haben. Dieser Eindruck wird natürlich durch die Tatsache verstärkt, dass er der Sohn des bekannten und angesehenen Leiters des grossen Irrenhauses in Wil (St. Gallen) ist. Sogar bürgerliche Blätter befürworten im Angesicht dieses Falles den Zivildienst.

Nicht weniger bedeutsam ist die Tatsache, dass unser Freund Dr. Bernhard Lang in Langenthal von neuem vor dem Kriegsgericht in Bern gestanden und zu einem Monat Gefängnis verurteilt worden ist. Einen Monat lang muss also Dr. Lang wieder über die Logik unseres Staates nachdenken, der an seinen medizinischen Fakultäten den angehenden Aerzten das Pathos der Rettung des Lebens einflössen lässt, um dann einen Arzt einen Monat lang von seinen Kranken abzuhalten, nur weil er das „Du sollst nicht töten" ernst nimmt. Möge unsern Freund innerhalb der Gefängnismauern das Bewusstsein trösten, durch sein Verhalten und Leiden nicht bloss der gewaltigen Sache des Kampfes gegen den Krieg und die ganze Welt, die dazu gehört, zu dienen, sondern auch das tiefste und heiligste Interesse seines Berufes zu wahren.

Die Zentralstelle für Friedensarbeit hat an die Herren Lang und Schiller, wie an eine Anzahl anderer Dienstverweigerer jene Zuschrift gerichtet, die man im letzten Hefte gefunden.

3. Endlich sei noch erwähnt, dass sich bei Anlass des diesjährigen „Predigerfestes" in Schaffhausen eine „Vereinigung antimilitaristischer Pfarrer" gebildet hat. Die Zeitungen haben die Notiz gebracht, dass ihr schon 70 Mitglieder beigetreten seien. Das hat bezeichnender Weise grosse Erregung erzeugt. Wir werden über diese Sache Genaueres berichten, so bald sie bestimmtere Formen angenommen hat. Ob jene Zahl zutrifft, bleibe vorläufig dahingestellt. Wir vernehmen, die Initianten erwarteten eine noch viel grössere. Mögen sie recht bekommen!

Die Militärdebatte in unserer Bundesversammlung. Ueber die Militärdebatte, welche die Dezembersession unserer eidgenössischen Räte beherrschte, ist so viel geredet und geschrieben worden, dass uns, post festum, nicht sehr viel zu sagen mehr übrig bleibt. Indess sind einige Bemerkungen darüber doch noch angebracht.

Die Debatte erstreckte sich sowohl über das Militärbudget als über das projektierte neue Militärstrafgesetz. In diesem haben unsere Militaristen die Unverschämtheit gehabt, eine Bestimmung vorzuschlagen, wonach „Beschimpfung" der militärischen Fahne mit Gefängnis bestraft werden könne. Als Beschimpfung würden gewisse Leute es selbstverständlich auffassen, wenn man vor der Fahne nicht das Haupt entblösste, so dass wir dann glücklich zum Gesslerhut zurückgekehrt wären. Dieser moderne Fetischdienst ist besonders durch Charles Naine treffend charakterisiert worden. Fetischdienst ist in jeder Beziehung das rechte Wort dafür. Es ist freilich anzunehmen, dass diese und andere Bestimmungen in aller Stille fallen gelassen werden, nachdem sich in der Debatte über das Militärbudget die Wendung in der Stimmung des Volkes deutlich kund getan hat.

Dass eine Wendung eingetreten ist, bestreitet niemand. Man bedenke bloss den Unterschied zwischen der Art, wie man noch vor kurzem die Zivildienstpetition abgetan hat, mit der diesmaligen Lage. Damals redete man noch vom hohen Ross herab, mit einer überlegenen Ruhe oder doch wenigstens mit dem Schein einer solchen, jetzt sieht man sich in die Rolle des Verteidigers gedrängt, wird nervös, droht gar mit Demission. Wie gross der Umschwung ist, beweisen Worte wie: „Der Bundesrat besitzt das Vertrauen des Volkes nicht mehr" oder: „Die Militärfeindschaft nimmt im Volke erschrekkend zu," von bürgerlicher, ja konservativer Seite dem Bundesrat gesagt.

Wenn sogar diese wohlgezähmten, im Grunde ebenso militär- wie regierungsfrommen Kreise aus Rücksicht auf die Stimmung ihrer Wähler genötigt sind, so zu sprechen und wenigstens für den Schein Anträge auf eine Herabsetzung des Militärbudgets zu stellen, wie stark muss dann der Antimilitarismus im Volke selbst angewachsen sein! Davon hat man ja tatsächlich auch sonst Zeichen genug, die sich unaufhörlich mehren.

Fragt man, woher diese fast überraschende Wendung kommt, so kann man wohl im allgemeinen sagen, dass sie die Frucht all der Arbeit und all des Kampfes dieser Jahre sei. Im besonderen scheint die Tatsache des Gaskrieges auf unser Volk einen sehr starken Eindruck gemacht zu haben. Vielen leuchtet ein, dass unsere Armee der Aufgabe, die ihr im Ernstfall gestellt würde, einfach nicht gewachsen wäre und dass wir das viele Geld dafür umsonst ausgeben. Unser Volk, das für Ideen bekanntlich wenig empfänglich ist, ist es dafür desto mehr für praktische Erwägungen und dazu für Handgreiflichkeiten wie der drohende Gaskrieg eine ist. Kein Wunder, dass man mit aller Macht versucht, diese so äusserst unbequeme Tatsache des Gaskrieges abzuschwächen. Wir Andern aber haben allen Grund, sie immer aufs neue geltend und allmählig allem Volk bekannt zu machen. Zu diesem Eindruck gesellt sich der von Locarno, der nun trotz der bundesrätlichen Kühle auffallend gross ist. Auch fangen immer mehr Schweizer an zu fragen, ob denn die Schiedsgerichtsverträge, die wir mit allen Nachbarn abgeschlossen, blosser Humbug seien, und der Gedanke, dass wir uns mit unseren stets wachsenden Rüstungen vor dem Völkerbund schämen müssten, dringt ebenfalls nach und nach durch. Das alles und noch anderes, Tieferes, Innerliches, erklärt den nun offenbaren Umschwung.

Wenn man nun freilich auf das vorläufige Ergebnis dieser langen Aussprache in der Bundesversammlung sieht, so möchte auf den ersten Blick scheinen, es sei dabei nicht allzuviel herausgekommen. Was bedeutet eine Million Abstrich bei einem Budget von 88 Millionen, das in Wirklichkeit sogar noch bedeutend grösser ist, weil allerlei Arten von Ausgaben für das Militär nach Möglichkeit in andern Rubriken untergebracht werden? Aber es schiene mir falsch, wenn man die Frucht der Debatte in diesem Lichte betrachtete. Man muss bedenken, dass es sich in Wirklichkeit nicht bloss um diese gerettete Million handelt. Es ist wohl mit Sicherheit anzunehmen, dass unsere Militaristen Pläne hegten, die weit über die 88 Millionen hinausgingen. Ohne Zweifel wollten sie wenigstens den Schein erzeugen, dass wir auch dem Giftgaskrieg gewachsen seien, wollten das Flugwesen mehren, Giftgasmasken für das Militär und vielleicht sogar die Zivilbevölkerung herstellen lassen. Auch an Tanks und ähnliche Dinge haben sie wohl gedacht. Das alles werden sie nun fallen lassen oder zum mindestens verschieben müssen.

Das ist aber von grosser Tragweite. *Denn dann ist zugegeben, dass unsere Armee für den Zweck, dem sie dienen sollte, nicht mehr tauge. Das aber bedeutet ihre Abschaffung in nicht zu ferner Zeit.* Denn auf die Länge wird das Schweizervolk diesen Sachverhalt noch viel deutlicher durchschauen als bisher und sich den teuren Luxus eines solchen Spielzeuges für Liebhaber des „ernsten Waffenspiels“ nicht mehr leisten wollen.

Das scheint mir die wahre Bedeutung des Ergebnisses dieser Debatte zu sein. Wenn mein Gesichtspunkt richtig ist, dann ist jene sehr gross.

Dabei ist festzustellen, dass die Aussprache selbst im Ganzen nicht ein allzugrosses moralisches und intellektuelles Kaliber aufwies. Recht heuchlerisch nahm sich auf der bundesrätlichen Seite die Emphase der Behauptung aus, man fühle sich verpflichtet, das Gesetz und die Verfassung auszuführen, die nun einmal die Aushebung aller diensttauglichen Bürger und dazu die entsprechende Ausrüstung verlangten. Abgesehen von der Schwäche dieses Argumentes an

sich (als ob das Gesetz vorschriebe, wie streng man es mit den Anforderungen nehmen solle!), ist zu bedenken, dass das der gleiche Bundesrat sagt, der ein Jahrzehnt hindurch und länger auf Gesetz und Verfassung gepfiffen hat, wenn sie ihm nicht passten. Auch die Charakterlosigkeit der katholisch-konservativen Fraktion, die ihren eigenen Antrag aufgab, als es ernst zu werden schien, ist genügend hervorgehoben worden. Viel bedenklicher aber ist die Haltung der Sozialdemokratie. Dass diese auf einmal ihre grundsätzliche Bestreitung der Armee aufgab und mehr oder weniger offen zugestand, dass man nicht sofort völlig abrüsten könne, hat ihrem Kampf das Rückgrat gebrochen. Das heisst: wenn der Abfall vom Sozialismus zum Bolschewismus oder Halbbolschewismus, also einem sozialistischen Militarismus und Gewaltglauben, den sie einst in einem Teil ihrer Leiter vollzogen und in dem sie zum Teil immer noch steckt, es nicht schon vorher getan hätte! Man kann eben nicht zweien Herren dienen, und alle Schuld rächt sich auf Erden Die zum Schluss auftauchende sozialdemokratische Motion auf völlige Abrüstung sollte wohl diesen Mangel gut machen. Ob ihr das aber gelungen ist?

Diese Haltung der sozialdemokratischen Fraktion (die übrigens gewiss von einem Teil ihrer Mitglieder missbilligt worden ist) lässt sich zum Teil wohl auch noch auf ein anderes Moment zurückführen, das in dieser Sache eine sehr merkwürdige Rolle gespielt hat; es heisst: M u s s o l i n i. Was wir im letzten Heft der „Neuen Wege" über Mussolini als Faktor des Kriegs- und Friedensproblems geschrieben, und zwar vor jener Debatte, hat sich völlig bestätigt. Unsere Militaristen, aufs äusserste in die Enge getrieben, operieren nun mit dem Mussolinischreck. Bundesrat Scheurer hat scheinbar versteckt, im Grunde aber offen genug, auf jenen Krieg zwischen Frankreich und Italien angespielt, mit dem sich nun die Phantasie vieler beschäftigt. Er hat damit Erfolg gehabt. Man kann beobachten, dass auch gewisse sozialistische Politiker infolge dieses bundesrätlichen Manövers von dem hohen, wenn auch sehr dünnbeinigen weltpolitischen Rosse, auf dem sie sonst sitzen und von dem aus sie Völkerbund, Locarno, Pazifismus und Aehnliches geringschätzig behandeln, plötzlich herabgepurzelt sind.

In Wirklichkeit ist auch dieses Argument unserer Militaristen schwach genug. Gewiss, man muss Mussolini scharf im Auge behalten, muss ihm zeigen, wie aussichtlos das Spiel ist, das er allfällig spielen möchte. Aber man darf sich nicht durch ihn ins Bockshorn jagen lassen. J. B. Rusch hat in einem ausgezeichneten Artikel gezeigt, dass der Krieg zwischen Frankreich und Italien, wenn er käme, entweder sich bloss auf diese zwei Völker beschränkte und uns dann militärisch nicht berührte, oder dass Deutschland daran teilnähme (was sehr unwahrscheinlich ist), wobei wir auf alle Fälle verloren wären — falls dieses nämlich durch die Schweiz vorbrechen wollte. Wozu noch zu sagen wäre, dass ein solcher Krieg ohnehin Europas Untergang bedeutete und es nur Ein Mittel dagegen gibt: Antimilitarismus bis zum Aeussersten, innere und äussere Abrüstung und Absage an den Krieg. Uebrigens: gibt es denn keinen Völkerbund? Sollte er gegenwärtig einem Mussolini nicht gewachsen sein?

Aber es ist an diesem bundesrätlichen Manöver nicht bloss die Schwäche der Argumentation zu tadeln, sondern seine ganze Qualität überhaupt. Bedenkt man eigentlich, was es heisst, wenn im schweizerischen Parlament offen genug einem Nachbarn Angriffsabsichten zugeschrieben werden? Darauf kommt es ja schliesslich hinaus; denn jedes Kind weiss, dass, wenn es zu einem Krieg zwischen Frankreich und Italien käme, Mussolini der Angreifer wäre. Ist ein solches Vorgehen des Bundesrates nicht unerhört? Ist ein solches Spielen mit dem Feuer nicht fast etwas wie internationale Brandstiftung? Zu solchen unverantwortlichen Praktiken greift man, bloss um mit allen Mitteln die Armee zu retten, die für diese Leute Selbstzweck, ja höchster Zweck der Schweiz geworden ist.

Im übrigen, wenn man doch redet, dann ganz offen. Was weiss man von dieser Sache im Bundesrat? Heraus damit an die volle Oeffentlichkeit! Wenn das Schweizervolk allfällig Gut und Blut, ja die Existenz einsetzen soll, so darf es verlangen, zu wissen warum. Heraus damit, sonst nehmen wir an, es sei blosse Finte.

Die Zensur im Welschland.

1. Seit mehreren Jahren finden im Herbst die von Hrn. Pfr. Byse gegründeten sogen. „Apologetischen christlichen Konferenzen" in Lausanne statt. Aktuelle Fragen des christlichen Lebens und Denkens werden dabei nach einem einleitenden Referat öffentlich diskutiert, und bis jetzt hat das waadtländische Unterrichtsdepartement immer ein Auditorium der Universität für diese Konferenzen zur Verfügung gestellt. Erst dieses Jahr wurde eine Ausnahme gemacht, als es den Behörden bekannt wurde, dass das Referat über „Jesus und der Krieg" von Pierre Ceresole gehalten werden sollte.

Das Organisationskomitee der Konferenzen erhielt folgenden Brief:

Lausanne, den 30. Oktober 1925.

Unterrichts- und Kultusdepartement.

Der Abteilungschef des höheren Unterrichtes und des Kultus richtet seinen ehrerbietigen Gruss an [die Organisation der Konferenz] . . . . . und teilt ihnen mit, dass, nachdem er auf den Titel des Vortrages des Herrn P. C. aufmerksam gemacht wurde, dessen Titel (sic) „Jesus und der Krieg" lautet, und, indem er einen solchen Vortrag in einem offiziellen Gebäude für unzulässig hält, falls der Vortragende sein Thema in einem antimilitaristischen Geiste behandelt — der Unterzeichnete sich gezwungen sehen würde, die Benützung des Auditoriums für den Dienstag, 10. November, abzulehnen, wenn er sich nicht vorher durch Prüfung des Textes des Vortrages vergewissern könnte, dass es keinen Angriff gegen unsere Armee und gegen die Idee, die sich unser Volk und die schweizerische Regierung davon machen, geben wird.

Sofortige Antwort erbeten.

(Unterschrift) N. Chabloz-Comte.

Das Komitee antwortete, dass es nicht wisse, ob P. C. bereit wäre, ein Manuskript vorzulegen. Für den Fall, dass es geschehen würde, bat es auch nebenbei um die Erlaubnis, die Aula statt des gewöhnlichen kleineren Auditoriums zu benützen. Gleichzeitig deutete es auf die Möglichkeit hin, falls P. C. das Referat nicht halten würde, den Herrn Ch., Professor der Theologie, zu bitten, dasselbe zu übernehmen. (P. C. hätte dann eventuell an der Diskussion teilnehmen können.) Daraufhin erhielt es folgenden zweiten Brief:

Lausanne, den 2. November 1925.

Der Abteilungschef usw. . . . . teilt Ihnen mit, dass die Aula des Palais de Rumine weder für das Referat noch für die öffentliche Diskussion über ein so heikles Thema benützt werden darf. Passen Sie auf! Sie ändern den Standpunkt, an den Herr Byse das Departement, das ihm vertraute, gewöhnt hatte.

Das Departement erwartet das Manuskript des Herrn C. Wenn die Prüfung, welcher es unterzogen wird, günstig ausfällt und Herr C. sich verpflichtet, sich an seinen Text zu halten, so wird er sprechen dürfen. Falls er, nach Abgabe des Versprechens, sich an den geprüften Text zu halten, sich hinreissen liesse, einen Standpunkt zu vertreten, den wir verurteilen, so würde die Aula und auch die Auditorien den Konferenzen endgültig verschlossen werden. Der Unterzeichnete legt grossen Wert darauf, dass die Organisation der apologetischen Konferenzen sehr genau festgelegt sei.

Endlich ist es mehr als selbstverständlich [Das Unterrichtsdepartement schreibt kühn: „Il va plus que sans dire . . ."], dass Herr Prof. Ch. unser

vollkommenes Vertrauen besitzt und in der Aula das gleiche Thema, wie Herr Ceresole behandeln könnte. Das Departement wäre vollständig beruhigt. Es wäre die beste Lösung.

(Unterschrift) N. Chabloz-Comte.

Leider hat keiner der beiden Theologieprofessoren Ch. der Universität Lausanne, die beide begrüsst wurden, den Vorschlag des Komitees annehmen können und, als der Vortrag von Ceresole und die Diskussion schliesslich in der Maison du peuble stattfanden, benutzte keiner von ihnen diese Gelegenheit, um die Staatswahrheit und die „Idee von Volk und Regierung" über „Christus und den Krieg" mit andern Waffen als mit der Verweigerung eines offiziellen Lokales zu verteidigen. P. C.

2. Im Dezember hat sich in Genf eine weitere Skandalgeschichte abgespielt, die dieser Stadt zu besonderer Schande gereicht. Ich meine die sogen. Affaire Oltramare. Der Chef des Erziehungswesens, der diesen Namen trägt, Sprössling eines alten Genfer Geschlechtes, Sozialist, richtete zu der jährlichen Feier der Escalade, die bekanntlich jenem von den Genfern abgewiesenen Versuch des Herzogs von Savoyen gilt, sich der Stadt zu bemächtigen (1602, warum solche Geschichten jedes Jahr wieder aufwärmen, lebe man etwas mehr der Gegenwart und Zukunft), an die Lehrerschaft die Aufforderung, diesen Anlass wie immer zu feiern, jedoch weniger die militärischen Ereignisse hervorzuheben, als den gesellschaftlichen Zustand Genfs im 17. Jahrhundert und zwar patriotische Lieder singen zu lassen, jedoch unter Vermeidung der kriegerischen. Darob grosse Entrüstung in der „Hauptstadt des Völkerbundes", als ob das eigentliche Heiligtum der Genfer Geschichte angegriffen worden wäre. Protesterklärung geschwellter Bürgerbrüste, die ein Herold in Waffen öffentlich vorliest. 500 Schüler des Collège (Gymnasiums) ziehen vor das Rathaus, wo Verhandlungen stattfinden und singen dort das alte Escaladelied: Ce qu'est le n'haut, eine Stelle zur Verhöhnung ihres obersten Vorgesetzten umwandelnd. Es sind die Patriziersöhne, die die berühmte „humane Bildung" empfangen. Darob grosse Freude der Stützen der Ordnung; in diesem Falle, wo es einem Sozialisten gilt, haben sie die „Ordnung und Disziplin" vergessen. Feier in St. Pierre. Der Gott, den Calvin dort verkündet hat, ist natürlich vor allem ein „maître des batailles", ein Gott der Schlachten! Mit hoher Genugtuung wird erwähnt (Journal de Genève, 12. Dez.), dass in jenem Escaladelied „eine gewisse kriegerische Haltung nicht fehle." Man führt Schulkinder in das Museum für Kunst und Geschichte, wo sie, wie man wieder mit hoher Befriedigung betont, „mit grossem Interesse Rüstungen, Helme, Schwerter und alle Arten von Kriegsmaschinen sehen konnten." Das ist offenbar für die Kinder der Völkerbundskapitale die Hauptsache! Und offenbar der tiefste Sinn der Genfer Reformation!

Nachdem die Feier in St. Pierre vorüber war, folgte der zweite Akt. „Auf der Ebene von Plainpalais, heisst es im Bericht unmittelbar nachher, haben die zahlreichen Stätten des Vergnügens, die sich dort finden, gute Einnahmen gehabt. Verzeichnen wir einige Neuigkeiten. Am meisten scheinen gezogen zu haben die „Auto-Matchs", „The Wip Americain", die „höllischen Carussel", „von Nizza nach Monaco" u. s. f."

Nochmals fragen wir: sollten jene Genfer, die einst das Werk Calvins verteidigten und dafür zum Teil mit ihrem Leben zahlten, ein solches Genf im Auge gehabt haben? Wäre nicht schon längst die Beseitigung der Bordelle, die für Calvin ein unerträglicher Greuel gewesen wären, ein würdigerer Gegenstand altgenferischen Eifers gewesen?

Die Sache hat dann noch ein Nachspiel gehabt. Im grossen Rat konnte Oltramare in einer würdigen und schlagenden Rede zeigen, dass sein Erlass an die Lehrer nichts enthalte, als die Beschlüsse und Forderungen dutzender

von pädagogischen Kongressen, die zum grossen Teil in Genf abgehalten und von den bürgerlichen Zeitungen gefeiert wurden. Er erledigte die Demonstrationen der aufgehetzten Schüler mit dem treffenden Wort: „Warum einen Schuljungen (gosse) verdammen, weil er denkt wie sein Papa? Weniger Nachsicht empfinde ich, offengestanden, für die Papas, die denken wie Schuljungen."

Wir andern Schweizer aber hoffen und verlangen, dass in der Stadt, die als Sitz des Völkerbundes ein Heiligtum der Schweiz zu hüten hat, nicht länger ein Geist sich spreizen dürfe, der es zu einer Lächerlichkeit machte, wenn gerade diese Stadt der Zentralsitz der Friedensorganisation der Welt ist. Sonst könnte es eines Tages doch dazu kommen, dass man diese Ehre einem ihrer würdigeren Orte anböte. Genf muss bedenken: noblesse oblige.

Nachtrag: An Stelle der Erfüllung dieses Wunsches kommt die Kunde, dass man in Genf Lausanne nachgemacht und von Ceresole, der in der Salle de la Réformation einen Vortrag halten sollte, verlangte, er müsse diesen vorher zur Prüfung einsenden, sonst werde die Erlaubnis nicht erteilt. Heisst der Saal vielleicht jetzt: Salle de la Réaction?

Die wichtigen Konferenzen des Jahres — pro memoria! Das Jahr 1926 soll uns einige Konferenzen von äusserster Wichtigkeit für die Zukunft der Erdenwelt bringen. Da ist die internationale Wirtschaftskonferenz, deren Bedeutung wir mehrfach hervorgehoben haben, da ist vor allem die Abrüstungskonferenz mit ihrer Vorbereitungskonferenz, die schon auf den Februar angesetzt ist.

Wie wichtig besonders die Abrüstungskonferenzen sein werden, braucht nicht weiter gezeigt zu werden. Wohl aber muss darauf hingewiesen werden, dass die öffentliche Meinung der Welt, besser: alle die Kräfte, deren Ziel die Besiegung des Krieges und die neue Ordnung des Völkerlebens ist, die sie voraussetzt, alles daran wenden müssen, dass ihr ganzer Ernst den Teilnehmern und aller Welt bewusst werde. Wir wissen ja, wie schwer es gehen wird, wie gross die Widerstände sind, wie viel Heuchelei, Intrige, Spiel der Machtinteressen die gute Sache zu verderben droht. Desto notwendiger ist es, dass die andern Mächte sich regen, dass sie die Bewegung auf die Abrüstung hin nicht zur Ruhe kommen lassen, dass sich das Gewicht der kriegsgegnerischen Weltmeinung auf diese Konferenzen lege, um ihnen die nötige Schwere zu verleihen. Möchte diese Mahnung die Ohren mancher erreichen, die in diesen Dingen etwas bedeuten. Und in einem tieferen Sinne hängt es ja für jeden von uns nur von uns selber ab, ob wir dafür etwas bedeuten oder nicht.

Genfs Schande. Genf, die geehrteste der Schweizerstädte, trägt zugleich den Makel der grössten Schande. Nachdem endlich eine radikale, d. h. stark sozialistisch beeinflusste Regierung die Schliessung der öffentlichen Häuser, die seit langem nur noch in Genf offiziell geduldet waren, auf Ende Oktober verfügt hatte, ist es gelungen, eine Initiative für ihre Beibehaltung zu stande zu bringen. Dass diese in der Volksabstimmung verworfen wird, darf man wohl als sicher annehmen, aber es ist furchtbar traurig, dass in der Stadt Calvins und des Völkerbundes 2600 Männer ihre Unterschrift unter ein solches Begehren zu setzen wagten. Was soll man dazu sagen? Haben diese Männer nicht auch Mütter, Schwestern, Gattinnen? Und trotzdem verlangen sie die Fortsetzung dieser satanischen Entwürdigung der Frau! Und wir müssen uns ja sagen, dass die Gesinnung eines grossen Teils der Männerwelt, die in dieser schändlichen Initiative zum Ausdruck kommt, auch der übrigen Schweiz nicht fremd ist. Welche Höllensümpfe breiten sich noch in einem Volke aus, das sich so gern ein freies nennt! Um vom Christentum zu schweigen. Wann wird endlich das verzehrende Feuer auch in diese Höllensümpfe fahren?

Mütter- und Kinderheim Hohmaad. Zu den unglücklichsten der Menschen gehören junge Frauen, die ohne die Ehe Mutter geworden sind oder werden sollen. Unselig werden sie vollends, wenn sie das Kind nicht annehmen, wenn sie zu jenem Mittel greifen, das ihnen heute so nahe gelegt wird. Aber wenn sie es verschmähen, dann ist ihr Weg oft furchtbar, inmitten einer pharisäischen Gesellschaft, die es nicht etwa mit der Sünde selbst ernst nimmt, wohl aber ihre Opfer der Not und Verachtung preisgibt, und dieser Weg führt darum oft genug in den freiwilligen Tod. Solchen Frauen die Hand zu reichen, ihnen Mut zum Kind, zu sich selbst, zum Leben zu machen, gehört darum zum Notwendigsten und Wertvollsten, was es heute zu tun gibt. Wer es tut, hilft die Quellen des Lebens wieder heilig machen und heilig halten. Sehr, sehr oberflächlich wäre die Meinung, die man etwa in frommen und „tugendhaften" Kreisen antreffen kann, dass man damit den Weg der Sünde zu leicht mache. Nein, den macht man sich heute auf andere Weise leicht; auf jene Art aber macht man einer Frau den Weg zunächst schwer, weil verantwortungsvoll, aber freilich, wenn sie ihn wirklich geht, gesegnet.

Eine solche Arbeit tut das Heim Hohmaad bei Thun, das von Frau Dr. Horber geleitet wird. Seit zweieinhalb Jahren ist es am Werke. Etwa fünfzig Mütter und neunzig Kinder haben bei ihm eine Zuflucht gefunden, bis ihr Weg sie weiter führen konnte. Es sind allerdings nicht die ökonomisch allerärmsten der Frauen, um die es sich dabei handelt; für solche ist in dieser Beziehung eher besser gesorgt, als für die Töchter der „oberen" Schichten, auf die der Bann der Schande und Aechtung noch viel schwerer fällt. Die Notwendigkeit des Werkes ist klar erwiesen. Aber seine Anforderungen übersteigen die Kraft eines Einzelnen. Darum möchte die Gründerin es zu einer Stiftung umwandeln, und in dieser Form ihm weiter ihre Kraft widmen. Sie bedarf dafür grosser Geldmittel. Werden sich Menschen finden, die ihr helfen? Es wäre sehr, sehr schade, wenn das nicht der Fall wäre. Denn nochmals: hier handelt es sich um die letzten heiligen Grundlagen des Lebens.

Nähere Auskunft gibt gerne die Redaktion oder auch Frau Dr. Horber.

Casoja, Valbella, ob Chur, Kt. Graubünden. Kurse für Mädchen auf hauswirtschaftlicher Grundlage, vom 11. April bis 4. Juli 1926, und vom 26. September bis 19. Dezember 1926. In den Kursen können 20–24 Mädchen vom 16. Altersjahre an aufgenommen werden. Das Kostgeld beträgt Fr. 120.— pro Monat, es kann teilweise oder ganz erlassen werden.

Die Kurse bezwecken, Mädchen in die praktischen Hausarbeiten einzuführen, sie sollen aber auch zugleich die Mädchen auf ihre Aufgabe in der Familie und im öffentlichen Leben hinweisen und ihr Verantwortungsgefühl gegenüber ihren Mitmenschen wecken.

Die praktischen Hausarbeiten umfassen: Kochen, Zimmermachen, Waschen, Bügeln, Putzen. Die Mädchen verrichten alle Hausarbeiten zusammen mit hauswirtschaftlichen Leiterinnen. Ferner erhalten die Mädchen Anleitung im Flicken, Kleidermachen, Handarbeiten und Handfertigkeit.

Eine diplomierte Krankenschwester erteilt Unterricht in häuslicher Krankenpflege (mit praktischen Uebungen), Hygiene und Säuglingspflege.

Als theoretische Kurse sind vorgesehen (täglich eine Stunde) Haushaltungskunde, Besprechungsstunden, Thema: Leben und Werke von Pestalozzi, Bürgerkunde, Erziehungsfragen.

Den Mädchen wird genügend Freizeit zum Wandern, Ruhen und Spielen gewährt. An den Abenden wird gelesen, gespielt, gesungen und gearbeitet und aus der Bündnergeschichte erzählt. Mädchen, die nicht den ganzen Kurs besuchen können, werden, wenn Platz, auch für kürzere Zeit aufgenommen.

Anmeldungen sind bis spätestens 20. März und 2. September an Fräulein Milly Grob, Gartenhofstrasse 1, (Telephon Selnau 7753) oder an Fräulein Gertrud Ruegg, Casoja, Valbella, zu richten.

Während den Kursen werden auch Mädchen aufgenommen, die gerne geistige Anregung hätten und für sich arbeiten möchten. Die Mädchen für diese Gruppen müssen das 18. Altersjahr zurückgelegt haben. Das Kostgeld beträgt Fr. 120.— pro Monat, es kann teilweise oder ganz erlassen werden. Die Mädchen können bei allen vorkommenden Arbeiten in Haus und Küche mithelfen und erhalten auch Anleitung in weiblichen Handarbeiten und Handfertigkeit. Die Mädchen machen sich selbst ihren Arbeitsplan und arbeiten in freier Gemeinschaft. Sie sind verpflichtet, ihre Zimmer selbst zu machen und bei gemeinsamen Arbeiten im Hause zu helfen. Die Mädchen besuchen die theoretischen Stunden: Bürgerkunde, Pestalozzis Leben und Werke, Bündner-Geschichte oder Erziehungsfragen. Häusliche Krankenpflege und Haushaltungskunde sind fakultativ.

Ferner bilden die Mädchen eine kleine Arbeitsgruppe, in der sie selbständige Arbeiten machen, die gemeinsam besprochen werden. Vorgesehen sind: Lesen von Dramen oder Einführung in Leben und Werke eines Dichters oder Schriftstellers, oder Abschnitte aus der Geschichte, oder Einführung in Probleme der Frauenbewegung, oder soziale Fragen etc. Die Arbeitsgruppe wählt das zu behandelnde Thema mit der Gruppenleiterin bei Beginn des Kurses

Casoja ist das Ferienhaus des Mädchenklub Gartenhof und steht das ganze Jahr jungen Mädchen zum Ferienaufenthalt zur Verfügung. Ferienmädchen können an den Stunden der Kurse teilnehmen, wenn sie Lust haben. Im Sommer finden während 2 Monaten Ferienkurse von der Dauer je einer Woche statt.

Auskunft erteilt: Fräulein Milly Grob, Gartenhofstrasse 1, Zürich 4.

Bern. Zusammenkunft der Freunde der „Neuen Wege", Sonntag, den 21. Februar, abends 8 Uhr, im Volkshaus, Grüner Saal (Hoteleingang).

Vortrag von Frau Dora Staudinger aus Zürich über: „Das Leben und Wirken Mathilde Wredes als Beispiel zur Verwirklichung eines religiösen Sozialismus.

Von Büchern

Vorläufige Anzeigen.

Im folgenden sollen wieder einige Bücher vorläufig angezeigt werden, damit unsere Leser sie zunächst einmal kennen lernen, aber in der Meinung, dass sie eine ausführliche Besprechung verdienen und wenn irgend möglich auch bei uns erhalten sollen.

1. **Julie Schlosser**: Vom inneren Licht. (Die Quäker.) Furche-Verlag, Berlin, 1926.

Mit diesem Werke ist uns das gegeben, was wir schon lange brauchen: das Buch über die Quäker für jedermann. Es ist ein gutes Zusammentreffen, dass wir es gerade jetzt anzeigen dürfen, wo wir in den „Neuen Wegen" endlich dazu kommen, ausführlicher von diesen Menschen zu reden, die mit ihrem Wesen und Wollen uns in wichtigen Dingen so nahe stehen. (In den ersten Nummern dieses Jahrgangs soll ein zweiter grösserer Aufsatz über sie von Willi Kobe erscheinen.) Das Buch über die Quäker für jedermann nenne ich es, einmal, weil es in deutscher Sprache, sodann weil es einfach, ohne gelehrten Stil und Ballast, geschrieben ist und endlich, weil es alles enthält, was von

den „Freunden“ zu wissen wesentlich ist. Das Buch ist aber deswegen nicht etwa eine farblose, wenn auch klare und warme Darstellung der einzigartigen Sache, die seinen Gegenstand bildet, sondern das allerpersönlichste, lebensheisseste Zeugnis einer edlen und hochsinnigen Frauenseele. Gerade diese Verbindung von objektiver Darstellung, der auch einige, ins Wesentlichste gehende, wenn auch zarte und ehrfürchtige, Kritik nicht fehlt, mit dem persönlichsten Bekenntnis macht die Eigenart und den besonderen Wert dieses Buches aus. Es ist ein Mensch, der redet, nicht ein Buch, und was für ein Mensch! Dass das Buch in Blumhardt, dem Sohn, ausmündet, erhöht gewiss jene Eigenart und jenen besonderen Wert und eröffnet grosse Ausblicke.

Es soll also für diesmal darauf nur hingewiesen werden. Die Gelegenheit soll aber nicht unbenutzt bleiben, ein anderes Werk der Verfasserin zu nennen und damit etwas lange Versäumtes nachzuholen:

„Aus dem Leben meiner Mutter.“ (Ebenfalls im Furche-Verlag erschienen.)

Die Frau, die durch die Worte ihrer der Mutter offenbar geistig verwandten Tochter in ihrer ganzen Lebensfrische und Feuernatur ersteht, kennen zu lernen, bedeutet eine rechte Entdeckung. Sie wird zu einer persönlichen Bekannten, ja Freundin, die man nie mehr vergisst. Mit ihr geht aber der Reichtum einer ganzen gesellschaftlichen Welt, die sie durchwandert und durchlebt, vom adeligen Erziehungsheim im Baltenland bis zum Töchter-Institut in Karlsruhe, das sie verlässt, um aus einer Gräfin Rehbinder (sie hiess vorher immer „die Gräfin“) eine bürgerliche Frankfurter Pfarrfrau zu werden, in welchem Augenblicke das Buch, das offenbar auf eine Fortsetzung berechnet ist, abbricht. Es wird ganz besonders Frauen und unter ihnen wieder pädagogisch Interessierte anziehen, aber auch Männern gut tun und wärs auch nur durch den Atem einer grossen, lichten, glühenden Frauenseele, der von dem Bilde der Mutter, wie der Darstellung der Tochter, die in Eins verfliessen, ausgeht. Da die Verfasserin — auf ihre besondere Weise — auch eine Freundin und Kampfgenossin der „Neuen Wege“ ist, so gehört es wohl zur Naturordnung in der geistigen Welt und wird uns grossen Gewinn bedeuten, wenn sie durch eines dieser beiden Bücher oder beide als Freundin in unseren Kreis tritt.

2. **Magali Hello: B B** (Editions Victor Attinger, Paris et Neuchâtel).

Da wir gerade bei den Frauen sind, so sei auch dieses Frauenbuch schon hier erwähnt, obschon der Schreibende noch nicht in der Lage ist, darüber ein gründlicheres Urteil abzugeben. Es hat aber zwei Empfehlungen für sich, eine von Georges Duhamel, der das Vorwort dazu geschrieben und eine noch viel gewichtigere von — Magali Hello! Denn diese hat uns schon die ausserordentlich schöne und feine Schöpfung geschenkt, die „Ave Maria“ heisst und auf die das Wort „Dichtung“ anzuwenden man sich scheut, weil es sich dabei so wenig um Kunst und Literatur, sondern um einen Schrei des Herzens, dem Schrei der „Mutter“ handelt.

Das neue Buch führt das dort Begonnene weiter, in das Werk der Schule hinein, die aus jenem Geist und zu jenem Ziel hin erneuert werden soll. Darauf weist schon der etwas verblüffende Titel hin. Es ist die Schule, die ein neues Vaterland und neue Bürger dieses Vaterlandes schaffen hilft. Ein Sinnbild der alten ist die gerade, von den Ingenieuren nach rein mechanischen und utilitarischen Gesichtspunkten abgezirkelte Landstrasse, die weder Garten noch Friedhof schont, und wo ein Auto das unvorsichtige (!) Kind tötet; offenbar soll die neue nach anderen Gesichtspunkten angelegt sein, Garten, Friedhof und Kind schonen — sie wachsen lassen aus Gottes Geheimnis heraus, wie im Garten Barbaras Blumen, Gemüse und Weidenbaum wachsen. Ich glaube, dass an einer solchen Schule die „Gräfin“ (Rehbinder) Freude hätte.

3. **Fr. W. Förster:** Religion und Charakterbildung. Rotapfel-Verlag. Zürich und Leipzig.

Von Förster sind im Laufe der letzten Jahre neben dem von uns bespro-

sprochenen: „Jesus Christus und das menschliche Leben“ noch zwei pädagogische Hauptbücher erschienen: „Erziehung und Selbsterziehung,“ „Jugendseele und Jugendbewegung“, die in den „Neuen Wegen“ nicht erwähnt wurden, nicht etwa aus Nachlässigkeit der Redaktion, sondern weil die mit der Aufgabe der Besprechung Betrauten sie vergassen oder an der Erfüllung verhindert wurden. Sie wird aber irgendwie nachgeholt werden müssen. Nun ist zu diesen beiden noch ein Drittes gekommen, das wohl einen Abschluss bilden wird. Es ist vom Verfasser selbst als solcher gedacht. Sagen wir es gleich, dass es uns schon nach fragmentarischer Kenntnisnahme als eines der besten Bücher Försters erscheint. Es bedeutet, wie gesagt, den seis vorläufigen, seis endgültigen Schlusspunkt jener Entwicklung, die mit der „Jugendlehre“ beginnt und von der Moral zu Christus führt. Sein Thema ist eine Erziehung, die sich, statt auf eine rein autonome und darum wurzellose Ethik, auf die in Christus erschienene Wahrheit gründet. Wir begegnen darin manchen Gedanken, die uns bei Förster vertraut sind, aber es ist doch alles aus dem Lebendigen gesagt und vieles weitergeführt. Ganz besonders interessant sind die tiefgehenden und meines Erachtens im Wesentlichen zutreffenden Auseinandersetzungen mit der Barthschen Theologie und der Psychanalyse.

Doch soll ja, wie gesagt, das Buch noch nicht besprochen, sondern bloss angezeigt werden. Es kann für viele ein rechtes Erweckungsbuch sein. Im übrigen gehört gerade Förster zu denen, die wieder einmal bei uns gründlicher dran kommen müssen. Eine Auseinandersetzung mit ihm führt, wie nicht leicht bei einem Andern, ins Herz der Fragen der Zeit. Er ist einer der wenigen wirklich Grossen, die uns geschenkt sind.[1])

4. **Felix Adler**: Ethische Lebensprobleme. Verlag: Ernst Reinhardt, München.

In die Nähe Försters gehört Felix Adler, einer der edelsten und hervorragendsten Vertreter jener Bewegung der „ethischen Kultur“, von der Förster ausgegangen ist. Auch dieses Buch sei hier bloss genannt, noch nicht beurteilt; denn dazu gehörte ein wirkliches Studium. Bedeutsam scheint mir daran, dass es den Weg aufzeigt, auf dem die Ethik zu ihrem Ende gelangt und in den „Glauben“ übergeht. Dieser Glaube ist aber nicht der an Christus, eher der Cohens, des berühmten Marburger Philosophen neukantischer Richtung, mit einem mystischen Zusatz. Also ein Adventsbuch. Aber voll edelsten Sinnes und reicher Menschlichkeit. Es ist von unseren Freunden Oskar Ewald und Graf Matuschka offenbar ausgezeichnet übersetzt. (Adler ist Amerikaner von Geburt, übrigens Israelit.) Denn man denkt nicht an Uebersetzung

L. R.

Zum neuen Jahrgang.

Nach dem, was wir zum Abschluss des alten Jahrganges ausgeführt, bleibt uns zum neuen wenig mehr zu sagen. Wir wollen, auf dem bisherigen Wege weiter schreitend und auf der geleisteten Arbeit fussend, neue Aufgaben anfassen und zwar in dem Sinne, dass wir uns noch stärker und unmittelbarer denjenigen Problemen zuwenden, auf die doch die ganze Bewegung der Zeit hindrängt und die uns, auch wenn wir sie nicht immer d i r e k t anfassten, doch immer die Hauptsache waren.

Es war meine Absicht, den Lesern in der ersten Nummer des

[1]) Eine Besprechung jener Försterschen Bücher durch W a r t e n w e i l e r, die inzwischen eingetroffen ist, wird eine erste Erfüllung jenes Wunsches sein.

neuen Jahrganges ein gewisses Programm gerade für d i e s e Arbeit vorzulegen. Das kann nun nicht geschehen und vielleicht ist das auch kein Nachteil. Dagegen möchte ich die dringende Bitte aussprechen, dass die Leser selbst jeweilen ihre Wünsche in Bezug auf die Dinge, die sie gern in den „Neuen Wegen“ behandelt sähen, aussprechen möchten. Wenn irgend möglich, soll darauf geachtet werden. Oft kann das auch einfach in Form von kürzeren Antworten auf gestellte Fragen geschehen.

Und dann sei die Bitte um Mitarbeit wiederholt. Diese Mitarbeit braucht sich nicht immer in grösseren Artikeln oder Aufsätzen zu äussern. Auch kleinere Mitteilungen und Meinungskundgebungen sind willkommen. Besonders mangelt uns immer wieder die Aussprache über das, was in unserer Zeitschrift steht. Ihr sind wir immer in vollster Loyalität geöffnet.

Leider ziehen viele Leser einen andern Weg vor: das Abonnement aufzugeben, wenn ihnen etwas, was die „Neuen Wege“ bringen, nicht gefällt. Die „Neuen Wege“ haben es immer als eine Ehre für ihre Leser betrachtet, dass man diesen etwas zumuten dürfe. Wir treiben keine Redaktionsdiplomatie, sondern sagen, was wir denken, rücksichtslos, das heisst, ohne zu fragen, ob es „gefällt“ oder nicht, und doch nicht brutal, nie in der Absicht, zu verletzen. Wir meinen immer noch naiv, dass eine Zeitschrift, die nur sagt, was wir selber schon denken, für uns nur einen geringen Nutzen habe, dass es aber für uns von grossem Wert sei, beunruhigt zu werden, Dinge zu hören, die uns etwa vor den Kopf stossen. Dafür stehen die „Neuen Wege“ einer andern Meinung immer offen. Das darf man uns einfach glauben. Und dass wir in l a u t e r e m Wollen reden, das meine ich, sollte doch klar sein, so klar, wie auf der andern Seite freilich unsere Mangelhaftigkeit.

Der Wahrheitsdienst ist ein harter und manchmal undankbarer Dienst. Und doch — was wäre gerade heute notwendiger? Darum darf ich wohl auch jetzt wieder die Hoffnung aussprechen, dass sich die bisherigen Freunde und dazu, wenn möglich, neue, bereit finden, uns zu helfen, durch unermüdliches Werben für die Zeitschrift, durch Mitarbeit aller Art. Möchten sie die „Neuen Wege“ immer mehr als ihre eigene Sache betrachten können. Und möchte es jenen beschieden sein, äusserlich und innerlich zu wachsen.

D i e R e d a k t i o n.

Anmerkung: Die „Neuen Wege“ gehören bekanntlich einer Vereinigung, der „V e r e i n i g u n g d e r F r e u n d e d e r N e u e n W e g e “, deren Präsident Pfarrer R. L e j e u n e in A r b o n ist. Man kann durch einen kleinen oder grösseren Beitrag ohne weiteres Mitglied dieser Vereinigung werden. Wenn deren Zahl wächst, so können auch die „Neuen Wege“ wachsen.

Redaktionelle Bemerkungen.

Auch diesmal musste aus Rücksichten auf den Raum einiges zurückgestellt werden. Der angekündigte Aufsatz über die Quäker z. B. wird im nächsten Heft zu erscheinen beginnen. Wir müssen immer wieder um Geduld bitten.

Es sind uns Klagen über zu langsame Spedition durch die Buchhändler zugekommen. Dazu bemerken wir, dass die „Neuen Wege“ im vergangenen Jahr ausnahmslos zur rechten Zeit, meistens in der Woche vor dem Monatsschluss, oft auch noch früher, erschienen sind. Man reklamiere also kräftig, wenn man die Hefte nicht vor dem Monatsschluss erhält oder abonniere bei der Expedition.

Berichtigung. Im Dezemberheft ist ein besonders bedauerlicher Fehler stehen geblieben und zwar im Programm von Arbeit und Bildung. Das angegebene Kursgeld beträgt nicht Fr. 5.—, sondern bloss Fr. 3.— (und wird übrigens gern erlassen, wo man es nicht leicht zahlen kann).

In dem Artikel über Greulich ist durch Weglassung des zweitletzten Abschnittes im letzten Augenblick (aus Raummangel) der Zusammenhang etwas gestört worden, was zu spät bemerkt wurde.

Worte.

Das war eine von den Naturen, die nie etwas halb tun, sondern, was sie angefangen, durchführen bis ans Ende und wenig darnach fragen: „Was sagen die Leute, und ists bräuchlich oder nicht?“ Was ihnen als Recht fällt in ihr kräftiges Gemüt, das wird alsobald lebendig und mit Macht zur Tat.

Diese weiblichen Naturen sind selten, selbst im freien Schweizerlande, und sonderbar, je weiter die politischen Zügel sind, desto ängstlicher sind die konventionellen Bande, desto fester der Gehorsam gegen das, was der Brauch ist; aber auch umgekehrt ists. Das ist halt so eine Art Gleichgewicht, das Wenige achten, das aber geordnet sein wird. Aber merkwürdig ist zu beachten, wie eine Regierung sittlich schlaffer wird, je ängstlicher sie wird in politischer Beziehung. Doch was geht die Politik solche Meitschi an, die kräftig durchführen, was sie recht dünkt; die sind gewiss nicht sittlich schlaff und wenns zehnmal der Brauch würde; die sind mit Ohrfeigen zu rechter Zeit noch zur Hand und nehmen das Blatt nicht vors Maul, wo die Wahrheit vertreten sein soll.

Sie sind aber auch nicht dick [d. h. dicht gesät], die Mädchen im Bernerland; da hat auch der Brauch sein allzugrosses Recht, und was der Brauch ist, sei es christlich oder unchristlich, recht oder lätz, das regelt ihren Lebenslauf. Diese Brauchreligion, die namentlich von Müttern und Tanten gepflanzt wird, die tötet das Rechtsgefühl, pflanzt ein falsches Gewissen auf, und dieses Gewissen ist der niederträchtigste Feigling, den es auf Gottes Erdboden gibt. Es wäre eine Merkwürdigkeit, wenn jemand eine Musterkarte solcher Feiglingsarten verfertigen würde. Jeremias Gotthelf.

Der Kampf Gottes.

Ich bin gewiss, dass weder Tod noch Leben, weder Engel noch Gewalten, weder Gegenwärtiges noch Zukünftiges, noch irgend welche Mächte, weder Höhe noch Tiefe, noch irgend ein anderes Wesen, uns scheiden kann von der Liebe Gottes, die da ist in Christus Jesus, unserem Herrn.

Paulus an die Römer. 8, 38. 39.

Romain Rollands grosser Roman „Jean-Christoph“, wohl das gewaltigste und umfassendste Bild der letzten Jahrzehnte vor dem Krieg, ist auch darin der getreue Spiegel jener Zeit, dass er ihre religiöse Indifferenz kennzeichnet. Nachdem der Held des Buches seinen Kinderglauben früh verloren hat, vollzieht sich seine Entwicklung fern von allen ausgesprochen religiösen Interessen. Aber nach den verschiedensten Lebensstadien und -Kämpfen, zuletzt nach tiefster Verzweiflung, findet Jean-Christoph einen neuen Gott, der folgendermassen beschrieben wird: „Er war für ihn nicht der fühllose Schöpfer, nicht Nero, der von seiner ehernen Höhe herab den Brand der Stadt betrachtet, den er selbst entzündet hat. Gott kämpfte, Gott litt. Mit allen denen, die kämpften und litten. Denn er war das Leben, der Tropfen Licht, der in das Dunkel gefallen, sich weitet und dehnt und die Nacht auftrinkt. Doch grenzenlos ist die Nacht, und niemals ruht der göttliche Kampf, und niemand kann wissen, wie er einst enden wird.“

Unschwer lässt sich da eine Ironisierung der gewöhnlichen Gottesvorstellung erkennen, wenn vom „fühllosen Schöpfer“ geredet wird, ja ein bitterer Hohn: der populäre Schöpfergott und Weltregent wird zum ungeheuerlichen Nero, der in grausamer Tyrannenlust frohlockt über die Qualen seiner Opfer.

Was sagen wir dazu? Ist damit wirklich unser Gottesglaube gezeichnet oder gleicht vielleicht jener neue Gott, den Jean-Christoph findet, der Kämpfende und Leidende, dem Gott der Propheten, dem Gott eines Jesus und eines Paulus viel mehr als der unbeschränkte und unbestrittene Herrscher auf dem Weltenthron in der populärkirchlichen Anschauung? Haben wir nicht alle schon gefühlt, dass es eigentlich eine strafbare Gedankenlosigkeit ist, zu sagen, dass alles, was auf der Welt geschieht, von Gott komme und genau und unbedingt seinem Willen entspreche? Ist es verwunderlich, dass diese gebräuchliche Gottesanschauung immer wieder Anlass zu den schwersten Zweifeln wird? Kann Gott von seinem Himmelsthron aus mit gleichmütiger Ruhe alles ansehen, was auf Erden geschieht, und ihm als „Inhaber der regierenden Gewalt“ seine stillschweigende Genehmigung erteilen? . . . . Was für Greuel geschehen alle

Tage auf Erden, ungestraft und ungesühnt! Ist es eigentlich jemand zu verargen, der findet, solch ein Gott sei ein ungeheuerliches Wesen, und seine vermeintliche Güte und Liebe zu den Menschen sei eine etwas bedenkliche und kuriose Sache? Könnte man bei den Menschen noch allenfalls davon reden, dass sie sich durch ihre eigene Schuld die schrecklichen Uebel zugezogen haben — aber so viel Tiere leiden auch unschuldig allezeit die fürchterlichsten Qualen, sei es durch andere Tiere, sei es durch die Menschen: wie hat Paulus das Seufzen und Stöhnen der stummen Kreatur vernommen!

Eine Folge davon, dass im Gottesglauben der Hauptaccent auf den himmlischen Weltenherrn gelegt wird, ist die, dass man sich dann eben Gott als himmelweit entfernt denkt. Wohl wird dagegen erklärt, Gott sei überall, aber dieser Hinweis hat so wenig kraftvoll Anschauliches, dass die Vorstellung doch unwillkürlich bei dem in ferner Erhabenheit thronenden Himmelsgott haften bleibt. Es müsste vielmehr ein für allemal klar werden, dass Gott in erster Linie mitten in unserer bekannten Welt zu suchen und zu finden ist, nicht in einer uns fremden, unbekannten Sphäre und dass man hier in unserer Wirklichkeit zu ihm Stellung zu nehmen hat. Hat Christus nicht Gott vom Himmel auf die Erde herabgeholt dadurch, dass er ihn Vater nannte? So hat er den Heiligen, Erhabenen, ohne dass dieser von seiner Erhabenheit im besten, d. h. im geistigen Sinne etwas einbüsste, in die denkbar grösste, vertrauteste Nähe des Menschen gebracht. An dem Gott, der als der unbeschränkte Herrscher unserer Welt gilt, hängt naturgemäss, dem Zustand dieser Welt entsprechend, etwas Kaltes, Unverständliches, Ungeistiges. Daher ist man versucht, ihn vor allem auf eine äusserlich formelle Weise zu verehren; man umgibt ihn wie einen Fürsten gleichsam mit einer Hofetikette. Wer kann sich des Eindrucks erwehren, dass die an bestimmte Tage und Feierzeiten gebundenen kirchlichen Bräuche oft die Rolle einer solchen Etikette einnehmen? Man will Gott damit seine ihm zukommende Ehre erweisen und glaubt, ihm dann genug getan zu haben.

Der zweifelhafte Eindruck, den einem diese Art, über Gott und seine Ehre zu denken, macht, wird unendlich verstärkt durch den verhängnisvollen, ganz dazu passenden Umstand (der in diesen Blättern schon oft besprochen worden ist), dass nun alles Bestehende auf Erden für „Gottesordnung" erklärt wird. Natürlich, wenn Gott der unbeschränkte Herr der Wirklichkeit ist! Hier muss uns aber gerade aufgehen, wie verkehrt dieses ganze Denken ist. Dürfen etwa die Menschen Gott verantwortlich machen für all das Böse, das sie selber verschulden? Ist z. B. die tausendfältige Todesherrschaft infolge des Krieges sein Wille und seine Schuld?

Dann wären wir wohl bei dem Gott Nero Romain Rollands angelangt, dessen Unmenschlichkeit uns nur Grauen erregen kann!

Was für einen andern Klang hat das Pauluswort, das an der Spitze unserer Betrachtung steht: „Gar keine Macht, noch irgend ein Wesen in der Welt vermag uns zu scheiden von der — Liebe Gottes, die in Christus Jesus ist, unserm Herrn.“ Ein leidenschaftlicher Gegensatz geht durch das Wort. Bei der Aufzählung all der verschiedenen Mächte haben wir das Gefühl, als ob Paulus sich gar nicht genug tun könne darin, zu sagen, was alles für Mächte Gott und seiner Liebe entgegenstehen. Zwischen Gottes Liebe und all diesen widerwärtigen Gewalten besteht ein unerbittlicher und unendlicher Kampf, das spürt man. Für den Apostel aber ist es selbstverständlich, auf welcher Seite in diesem Kampf er steht; er klammert sich wie ein Schiffbrüchiger an den rettenden Felsen, an die in Christus offenbare Gottesliebe, sieht alle jene andern Mächte in scharfem, feindlichem Gegensatz sich gegenüber, und sein Trost ist nur, zu wissen, dass *keine*, *keine* dieser Mächte, die ihn abbringen *möchten*, ihn in Wirklichkeit trennen und abbringen *kann* von dem treuen Hort der in Christus erschienenen Gottesliebe.

Sehen wir da nicht in einen ungeheuren Kampf hinein, den Kampf Gottes mit seinen Gegnern? Für Paulus hat Gott in der Welt noch immerdar zu kämpfen um seine Herrschaft, die nichts weniger als unbestritten, geschweige denn selbstverständlich ist. Einmal hat Paulus ja auch die Macht des Bösen einfach den „Gott dieser Welt“ genannt, ein andermal sind ihm die christusfeindlichen Mächte ohne weiteres „die Herrscher dieser Welt“. Das ist deutlich! Nein, der Gott des Paulus ist noch nicht selbst der Herrscher, der gleichmütig und erhaben irgendwo in der Höhe thront, er ist vielmehr ein Kämpfer, der mitten in dieser Welt sich erst emporringt zur Herrschaft, der noch nicht fertig ist mit seinen Feinden, den Dämonenmächten, die noch so viel furchtbare Gewalt auf Erden und über die Menschen ausüben. Dieser Kampf Gottes mit den dämonischen Mächten — wir könnten dafür auch sagen: der Kampf des Guten mit dem Bösen — der wogt hin und her mit Sieg und Niederlage im Einzelnen, ist aber im grossen Ganzen (für den äusseren Augenschein) noch unentschieden.

Ich erinnere mich noch an eine andere moderne Schilderung von jemand, der seinen Gottesglauben zur Zeit der Kindheit und den späteren einander gegenüberstellt. Da heisst es:

> Der liebe Gott ist nicht derselbe mehr,
> Nicht tanzen goldne Engel um ihn her:
> Er ist der Geist, der alle Welt durchdringt
> Und der in uns nach der Vollendung ringt.

Er wird auch uns auf die Dauer keinen Halt geben können, der Glaube an eine goldene Himmelsgestalt, und es wird in uns aufstehen müssen die Gewissheit vor dem Gott, der ringt in und ausser uns in der ganzen Welt, der alle unsere Uebel und Kämpfe mit durchkämpft, *tiefer* als wir durchkämpft. Wie viel näher muss uns dieser Gott stehen als jeder andere, der in ferner, blasser Erhabenheit thront! Von diesem Gott können wir fühlen, dass wir „seines Geschlechts“ sind. Er ist nicht mehr der im tiefsten Grunde uns Fremde, Unverständliche. Ist nicht seine Liebe in Jesus Christus? Ist er nicht in ihm *Mensch* geworden? Dieser Gott mit dem *menschlichen* Herzen ist der Gott des Paulus und der ersten Christen, eben der Gott, der in Jesus, dem liebenden, kämpfenden, sterbenden, auferstehenden Jesus erschienen war.

Da stehen wir nun also vor dem Gott, „der kämpft, mit allen denen, die kämpfen.“ Auch vor dem, „der leidet mit allen denen, die leiden?“ Ich denke: Ja, und habe es schon angedeutet. Das ist das Tiefste und Heiligste Gottes und viele werden es wohl nicht verstehen. Aber wenn er mitten drin steht in dem unendlichen Kampf, den wir erleben, in allem Gram und Elend dieser Welt -- und ist zugleich die *Liebe*, die grosse, unendliche, wie Jesus sie in sich getragen — dann muss er mitleiden alles Weh der Welt am allertiefsten, tiefer als wir Menschen es empfinden können, dann leidet er es mit, so wie Jesus am Kreuz, der auch hierin sein getreues Bild ist, dann trägt er auf seinem Herzen den ganzen Jammer der Welt. Das ist wohl der unbewusste Grund, warum die Menschen im tiefsten Leid an Gott denken, zu ihm flüchten mit ihrem Schmerz und unwillkürlich bei ihm Licht, Trost und Halt suchen. Sie tun recht daran! Sie flüchten damit zu der grossen Liebe, die uns nahe und gegenwärtig ist, und wenn sie sie finden, wenn ihre Quelle wirklich strömt für sie, dann wird ihnen wohl, und sie haben den Frieden gefunden, der höher ist, als alle Vernunft begreifen kann. Im Schmerz spürt man das mitfühlende Gottesherz, das den kleinen, zagen Menschen tröstet, wie eine Mutter ihr Kindlein tröstet, da ist ein Verstehen, ein viel tieferes, innigeres, als es, auch im besten Falle, von Mensch zu Mensch sein kann. Wer keinen andern Menschen hat, niemand mehr auf der weiten Welt, der hat noch ihn, dem er alles sagen kann. „Wenn ich nur Dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde.“ „Von Deiner Liebe vermag mich nichts — sei es, was es sei — zu scheiden.“ Das Bewusstsein, innig und unauflöslich mit dem allezeit nahen Gotte verbunden zu sein, stärkt einen. Wer die Macht des Unendlichen gefunden, die allgegenwärtig auf der Seite alles Guten mitkämpft und mitleidet in dieser Welt — wohl ihm!

Wer etwas von ihm erfahren hat und ihn kennt, den durchströmt

ein Siegesgefühl. Angesichts all der scheinbar übermächtigen Gewalten des Bösen beseelt ihn die feste Zuversicht eines letzten vollkommenen Sieges Gottes über alle seine Feinde, diese Zuversicht, welche das Neue Testament erfüllt und dort „Glaube“ heisst: Es ist ein Glaube an die unendliche Ueberlegenheit Gottes über seine Feinde trotz allem gegenteiligen Augenschein. Ein Glaube an die Allmacht des Geistes und der Liebe, die zuletzt hervortreten muss. (Freilich hat dieser Glaube an eine göttliche Allmacht, die sich rein innerlich auf Geist und Liebe gründet, nicht auf eine äusserliche, ungeistige Macht, nichts zu tun mit der Einbildung, dass Gottes Wille und die sichtbare Wirklichkeit sich miteinander decken.)

Eine wichtige Rolle in der gewöhnlichen Lebensanschauung spielt jeweilen das „feindliche Schicksal“, dem die Menschen das Traurige zuzuschreiben pflegen, das ihnen widerfährt. Dieses dunkle, den Menschen schlagende und hemmende sog. Schicksal, dürfen wir wohl einfach gleichsetzen mit den von Paulus angeführten gott- und menschenfeindlichen Mächten, an deren Spitze der „letzte“ furchtbare Feind, der Tod steht, und der Schicksalsglaube, die stumpfe Ergebung in das Schicksal ist dann der Tribut, den die Menschen diesen Mächten unbewusst darbringen. Manchmal theoretisieren die Menschen über das Schicksal, suchen dieses und Gott miteinander abzufinden und zu versöhnen. Aber wir verstehen jetzt wohl, dass dieses Unterfangen unmöglich ist und dass die Frage des Schicksals nicht in erster Linie eine Erkenntnisfrage ist, von unserem grübelnden Verstand zu ergründen, sondern eine Kraftfrage. Nicht ob wir theoretisch, sondern ob wir praktisch mit dem Schicksal fertig werden, darauf kommt es an. Wir sollen nicht etwa, wie es so oft geschieht, die feindliche Macht zu einer guten und freundlichen umdichten, sondern sollen die feindliche Macht überwinden, innerlich überwinden vorläufig (mit unserer festen Siegeszuversicht), bis es einst auch äusserlich geschehen kann. Gott aber will uns helfen zu beidem, er will auf unsere Seite stehen, treu und unbewegt. Das grosse Wesen, das geheimnisvoll uns so unendlich nahe ist, will uns Kraft genug geben aus seinem unerschöpflichen Reichtum.

Er will also schon auf unserer Seite stehen. Es fragt sich nur, inwiefern wir auf der seinigen stehen! Darauf wird es ankommen. Wenn er der grosse Kämpfer ist, so müssen wir uns ihm rückhaltlos zur Verfügung stellen für seinen Kampf. Ja, wenn er jener Herrscher wäre, für den ihn viele ansehen, der unumschränkt und unbedingt die volle Herrschaft über die Welt besässe, dann könnte er sich vielleicht begnügen mit den Huldigungsadressen, die ihm ergebene Christen am Sonntag oder auch sonst von Zeit zu Zeit darzubringen pflegen. Nun er aber das noch nicht ist, nützen ihm

solche Huldigungen in Worten nichts, aber auch rein nichts; das ist eben jener theoretische sogenannte Glaube, der nicht auch im Ernste, im grossen Kampf Gottes um die Welt seinen Mann stellen will; das ist jenes von Jesus verurteilte „Herr! Herr!-Sagen“, anstatt dass man den Willen Gottes tut.

Ein sehr ernstes Gefühl der Verantwortung muss uns überkommen, wenn wir die Menschenwelt, wenn wir uns selber hineingestellt sehen in diesen Kampf Gottes, in den Kampf des Guten wider das Böse, des Lebens wider den Tod, des Gesunden wider das Kranke, des Zukunftskräftigen wider das Verfallende und der Freude wider all das tausendfältige Weh! Wir müssen uns ja sagen, dass wir mit allem, was wir denken und tun, mitwirken für oder gegen den Sieg des göttlichen Lichtes auf Erden! Ein Drittes ist nicht möglich. „Wer nicht für mich ist, der ist wider mich!“

Alle uns bedrückenden Widerwärtigkeiten, die inneren und äusseren Niederlagen, die uns entmutigen wollen, die werden wir nun nicht mehr auf Gott, sondern auf unsere eigene Schwachheit zurückführen, auf die Tatsache, dass wir selber so oft nicht auf der Höhe unserer Aufgabe stehen.

Zuletzt freilich mögen wir hinansteigen zu dem, was den besten und reinsten Menschen beschieden gewesen ist, denen, die wirklich ihre ganze Pflicht erfüllten, die alles getan, was sie konnten, und als Tapferste im Kampf mit dem Bösewicht standen — dass ihnen alles zum Besten dienen musste und auch das Schwerste und Furchtbarste zur gnädigen und seligen Fügung Gottes wurde. Alle Folgen von Schwachheiten und Niederlagen im Kampfe hatten sie überwunden, nichts Niedriges und Dunkles haftete ihnen mehr an. Sie fühlten sich sicher geborgen in der Liebe Gottes, ganz umgeben von ihr, aus dem Bereich des Zufalls in die Sphäre der göttlichen Notwendigkeit erhoben. Ich denke da an Beispiele wie die Geschichte jenes jungen Mädchens, das, bei den Stürmen einer Revolution mit einigen Schicksalsgenossen gefangen genommen, mit ihnen in einem Massengefängnis weilte; diese Menschen alle, schmachvoll behandelt, sahen einem gänzlich ungewissen Los entgegen. An jedem Morgen aber (bis zu ihrer dann erfolgenden Ermordung) sang das Mädchen seinen Mitgefangenen dieses Lied:

„Weiss ich den Weg auch nicht, Du weisst ihn wohl —
Das macht die Seele still und friedevoll.
Ist doch umsonst, dass ich sorgend mich müh’,
Dass ängstlich schlägt das Herz, seis spät, seis früh.

Du weisst den Weg ja doch, Du weisst die Zeit,
Dein Plan ist fertig schon und liegt bereit.
Ich preise Dich für Deiner Liebe Macht;
Ich rühm’ die Gnade, die mir Heil gebracht.

Du weisst, woher der Wind so stürmisch weht,
Und du gebietest ihm, kommst nie zu spät!
Drum wart' ich still, Dein Wort ist ohne Trug.
Du weisst den Weg für mich — das ist genug.

Angesichts des Todes, eines schrecklichen, scheinbar sinnlosen Todes von Herzen so singen kann nur, wer die feindlichen Schicksalsmächte vollkommen überwunden durch Gottes Kraft, wer den zukünftigen Sieg Gottes schon im eigenen Innern trägt.

C. Holzer.

Karl Christian Planck.[1])

Vor wenigen Monaten ist das „Testament eines Deutschen", 44 Jahre nach seiner ersten Herausgabe, noch einmal erschienen. bei Diederichs in Jena. Nicht in neuer Auflage, sondern in anastatischer Ausgabe, wie es ein Jahr nach des Verfassers Tod von seinem Freund Köstlin besorgt worden ist. Das Unternehmen ist eine Probe darauf, ob das jetzige Deutschland so weit ist, dass es eine Neuherausgabe, die natürlich zu dem Stellung nehmen müsste, was inzwischen geschehen ist und was Planck für ein neues Deutschland vorausgeschafft hat, gebieterisch verlangt oder ob er — wenn auch von einigen Wenigen gekannt und geschätzt — wie noch so manche deutsche Männer, nochmals zurücksinken soll in Barbarossas Zauberschlaf.

Seit den Tagen des deutschen Zusammenbruchs ist Planck ja in das Gesichtsfeld der deutschen Intelligenz getreten. Aber es ist doch nur ein bestimmter, begrenzter Ausschnitt aus seiner Gesamtanschauung, die bis jetzt anzieht: der politische. Aber keinem liegt sein Erbe ganz. Den Demokraten und Pazifisten, die sich weithin auf ihn berufen, nicht, den Nationalen, denen er am Tiefsten ins Gewissen redet und schreibt, ebensowenig. Es geht ihm doch, wie der Titel seines letzten Werkes zeigt, um ein Neuerwachen der deutschen Volksseele zu ihrer männlichen Reife, die mit jenen beiden politischen Richtungen allein noch nicht genügend gezeichnet ist und die doch noch aus ganz anderen Tiefen kommen muss,

[1]) Es ist der Redaktion eine Freude, dass sie, ihrem Versprechen gemäss, diesen Aufsatz über einen bisher viel zu wenig gehörten grossen deutschen Denker und geistigen Führer bringen darf. Er stammt aus der Feder seines Sohnes, des Stadtpfarrers von Winnenden in Württemberg und ist, wie man sieht, ein Hinweis auf dasjenige Werk Plancks, das heute am unmittelbarsten interessiert, das „Testament eines Deutschen". Möchte er zur Folge haben, dass viele Schweizer den Weg zu dieser tiefen Quelle politischer, und nicht nur politischer, Wahrheit finden. Dass wir uns trotz diesem Wunsche nicht zu allen einzelnen Behauptungen, seis des Vaters, seis des Sohnes, bekennen, braucht wohl nicht besonders gesagt zu werden. D. Red.

soll sie wirklich ein neues Deutschland begründen und heraufführen. Beim Deutschen sitzt alles sehr tief. Er ist der Trotzigste, Verschlossenste unter den Kindern Europas, das hat kein Geringerer gesagt als Deutschlands stärkster Sohn, der Martin Luther; so muss auch schon seines Wesens Grund und Kern mit bewegt werden, soll's mit ihm wirklich anders werden. Denn schliesslich beruht jener Trutz doch auch auf einem heimlichen, unbändigen Stolz, der bei jedem jungen Menschen zwar die Voraussetzung dessen ist, dass er etwas auf sich hält und infolgedesen auch wirklich etwas wird, aber bis er das ist, was er ist — das ist für ihn selbst, wie für seine Nachbarn eine gleich gefährliche Zeit. Und die macht der Deutsche eben jetzt durch. Jetzt ist die Zeit seiner Krisis, seine Entscheidungsstunde. Das fühlen alle vernünftigen Leute in Europa, im Grunde alles, was nicht im bolschewistischen oder nationalistischen Machtwahn verdummt und verseucht ist. Denn der Deutsche hat in der Tat einen Anspruch auf die Geduld Europas. Ist er doch ihr jüngster mündig gewordener Sohn. Länger als die andern hat er das Joch der Kirche getragen, seis der päpstlichen, seis der staatlichen. Länger als die andern, die geistig doch nicht so weit fortgeschritten waren wie er, blieb der Deutsche unmündig. Was Wunder, wenn der zu spät Erwachte, teils in Schrecken über das Versäumte, teils in unreifem Jugendstolz sein Teil weniger klug erhaschte, als die andern, die Jahrhunderte lang ohne Wettbewerber waren! Alle die älteren Nationen, die heute von der deutschen „Mentalität" reden, mögen doch die Ehrlichkeit aufbringen, sich selbst zu gestehen, dass sie allesamt um ein Erhebliches leichter und unangefochtener dieselbe kritische Entwicklungszeit durchzumachen hatten, dazu meist national ungebrochen und nicht innerlichst gespalten durch den konfessionellen Riss und nicht so unter allgemeiner Kuratel wie das jüngste und mittelste Glied der europäischen Familie, das eben, weil es in der Mitte von allen steht, sich von jedem drum ansehen lassen muss, ob es seine Sache recht macht. Es ist nichts schwerer, als in diesen Dingen allersubjektivster, persönlichster Entscheidung sich selber objektiv zu werden und zu bleiben, wenn Einem zugleich jeder dreinzureden sich berufen glaubt. Was das alte römische Reich[1]), auch noch die Bundestagszeit in diesem Stück alles auf das deutsche Volk geworfen hat, davon haben die andern Völker keine Ahnung. Und wenn nun 1870/1918 die Wogen des nationalen Selbstbewusstseins in Deutschland allzuhoch gingen, müssen nicht alle — vielleicht mit alleiniger Ausnahme der Schweiz und auch hier nur einzelner bestimmter Teile — gestehen, dass sie, wenn sie wirklich so weit sind, allesamt einmal länger oder

[1]) Man denke an die drei Weltkriege, den dreissigjährigen, den spanischen Erbfolgekrieg, den napoleonischen, alle auf deutschem Boden ausgefochten!

kürzer dieser nationalen Erbsünde erlegen sind, die heute im ganzen Osten ihre Orgien feiert und schauerliche Opfer fordert? Es ist beinahe ein Naturgesetz der Geschichte, das sich überall wiederholt. Unmittelbar vor seinem Sturz hat der fürstliche Absolutismus allüberall den Gipfel seiner Macht dadurch erklommen, dass er die nationale Leidenschaft zur Siedehitze steigerte, seis direkt absichtlich, seis durch das Gesetz der Reaktion (wie in Oesterreich und im Orient). Im gleichen Augenblick, da die Throne sinken, bricht auch die Ehrfurcht vor dem Altar zusammen, und der Mensch wird sein eigener Gott. Allein ist er aber nichts; so bleibt zur Selbstvergottung nichts übrig, als die Nation oder die Volksklasse. Diese Surrogatreligion kann nur fürchterliche Früchte zeitigen. Wer in diesem allgemeinen Wahnsinnssturm Oel auf die Wogen giessen kann, ist als Retter willkommen.[1])

Planck war derjenige Deutsche, der diesen Sturm als Folge der deutschen Erhebung von 1866 und 1870/71 kommen sah. Neben Konstantin Frantz der Einzige (auf einigen Punkten haben auch Rodbertus und Paul de Lagarde klar gesehen), der die politischen Folgen übersah; in Hinsicht des Gesamtzusammenhanges der Dinge war er wohl der Einzige, der die ganze Grösse des Verhängnisses ahnte und, soweit damals überhaupt möglich, überschaute.

Soviel er konnte, trat er in den Riss. Der erste Gruss, den er von Seiten der zünftigen Wissenschaft erhielt — es war nach dem Fehlschlag des Jahres 1848, als er seinen Katechismus des Rechts

---

[1]) Während des Weltkrieges habe ich in einer Schrift zum Reformationsjubiläum 1917 diesen Feind genannt, der alle Welt beherrscht und den der Deutsche unter seine Füsse kriegen muss, soll er nicht selbst sein Opfer werden und nicht allen Andern unter die Füsse kommen. Ich habe ihn mit dem alten Namen Absolutismus genannt, der, von den Fürsten in der eigenen Person grossgezogen, sich automatisch auf die stärkeren Individuen in allen Völkern überträgt und der also recht eigentlich die Krankheit zum Tode ist, das l'état c'est moi, das heisst eigentlich: Dieu c'est moi; die Krankheit, die O. Spengler in seinem Buch nicht genannt hat und die doch allein den Namen seines Buches rechtfertigt.

Denn der Absolutismus ist der Tod der Gemeinschaft, die Negierung aller Andern zugunsten des schrankenlosen Ichs (des absoluten Individuums). Die Frage ist doch: Gegenseitiger Aufbau in gegenseitiger Anerkennung, d. h. in Gerechtigkeit und Liebe, oder Kampf Aller gegen Alle. Ein Drittes gibt es nicht.

Diese allgemeine Selbstvergötterung, die sich in der Politik schrankenlos auswirkt, ist die unmittelbare, selbstverständliche Folge des tatsächlichen Atheismus, der innerhalb der Kirchen und Freikirchen gerade so mächtig ist wie ausserhalb.

Das souveräne Individuum wirkt sich, wie in der radikalen Gottesleugnung, so in der fortgesetzten Kirchen- und Sektenspaltung aus. Wie Planck diesem bösen Geheimnis der Gegenwart beizukommen und es zu überwinden sucht, das wird uns auch in diesem Aufsatz im letzten Grunde beschäftigen. Wenn ihn Eduard v. Hartmann in einem Jugendaufsatz einen geheimen Theisten nennt, so ist das wohl sein bestes Wort über Planck.

herausgab —, war eine höhnische Abweisung durch den Staatsrechtslehrer R. von Mohl. Er liess sich nicht einschüchtern. Den ganzen Gang der 60er und 70er Jahre hat er geistig Schritt für Schritt verfolgt und, wo er Zweifelhaftes und Brüchiges sah, sofort die Hand auf die Wunde gelegt. Aber über seine engere süddeutsche Heimat hinaus drang seine Stimme nicht. In Berlin wusste man kaum von ihm. Weder Freisinn noch Sozialdemokratie w o l l t e n von ihm wissen. Dazu hatte er es mit der zünftigen Naturwissenschaft ebenso verdorben wie mit den nationalen und sozialistischen Politikern. Der damalige Materialismus schien ihm nur das Spiegelbild der gleichen Oberflächlichkeit, die immer das Zeichen kurzsichtiger Selbstsucht war. Sah er doch auch in der damaligen Form der Atomenlehre nur die Auflösung aller Volks- und Völkergemeinschaft in selbstsüchtige Individuen und Parteien.

So hat er auf allen Seiten, der wissenschaftlichen wie der politischen, Krieg geführt gegen die innere Zersetzung, die in nichts Anderem endigen konnte als im allgemeinen Zusammenstoss und Zusammenbruch. So wie er sein Lebenswerk begonnen hatte mit einer Gesamtphilosophie (den „Weltaltern“ 1850/51), so schliesst er es jetzt mit einer Gesamtschau — denn das ist jenes „Testament“ — über Religion, Wissenschaft, rechtlich-sittliche, wirtschaftliche, politische Lebensführung und sucht die entfesselten „selbstischen“ Geister wieder zu sammeln unter das grosse Lebensgesetz: alles was i s t , das ist schon ein Zusammen. Nicht erst das Leben, schon alles äussere Dasein besteht in einer Form des Zusammenschlusses zu einem Ganzen: dies das grosse Weltgesetz der Konzentrierung. Und das Gesetz der Weltentwicklung ergibt sich sofort daraus: durch immer stärkere Verselbstung — das ist die nächste Folge jener Selbstkonzentration — zur schliesslichen Entselbstung: indem das rein geistig gewordene Zentrum sich die ganze selbstische Peripherie unterwirft. Im Urkörper, der Sonne, ist alles noch in warmer und lichter Konzentrierung aufgelöst. In der planetarischen Entwicklung kommt die blinde, dichte Undurchdringlichkeit, die Selbstabscheidung vom Andern, das Reich der Dunkelheit und der Kälte. Aber dies Reich des toten Mechanismus wird überwunden vom Organismus, von diesem Kind der Sonne, das in unendlicher Einzelform seinen Himmelskeim immer alljährlich wieder von der Mutter neu empfängt und schliesslich durch das Reich der Tierheit hindurch im Licht der Wahrheit und in der Glut der Liebe die Urschöpfung in individueller Form wiederholt im Menschen und seiner Geschichte. Hier geht’s von der ersten brutalen Herrschaftsform, der blinden Untertanenschaft, allmählich hinüber zur freien Selbsteinfügung ins Ganze.

Das religiöse Bewusstsein redet von einem ursprünglichen Sün-

denfall; als Paradiesesgeschichte ist er Mythologie, aber allertiefste Wahrheit steckt darin. Alle unorganische (chemische, physikalische Individualität ist ein Heraustreten aus der ursprünglichen Einheit, die schon innerhalb der Sonne beginnt, aber erst auf den Planeten, dieser selbständigen Geburt, zu ihrer Vollendung kommt. Die Stoffe sind ein geschlossenes System innerer Einheitsformen, die sich im Verhältnis des Atomkerns zu seiner Peripherie ausdrücken. Diese Gestaltung der Atomtheorie ist eine glänzende Bestätigung des Planckischen Denkens. Die Organismen aber nehmen diese Stoffe in ihre höhere Lebenseinheit auf, unterwerfen sie sich, fügen sie in ihren Leib ein, den sie damit aufbauen. Je die niedere Einheitsform ist die Grundlage für die nächsthöhere, wie das die Geologie und Paläontologie beweist. Jeder neue Organismus ist wieder ein Schöpfungsakt, indem das zentrierende Urgesetz die niederen selbstischen Geister in einen höheren Dienst zwingt. Die höhere Tierwelt war immer selbstisch. Die Pflanzenwelt bietet selbstlos ihre Frucht, aber im höchsten Organismus, dem Menschen, da löscht der Geist mit unerbittlicher Strenge die rohe Selbstheit aus und unterwirft das selbstisch Gemeine Schritt für Schritt dem Gesetz der Liebe. Das ist der harte Kampfesweg vom Unrecht der Gewalt zum Recht. Ob sie freilich auf friedlichem Weg oder nur durch gewaltsamen Bruch mit den alten Formen zustande kommt, das liegt beim heutigen Geschlecht, liegt auch beim heutigen deutschen Volke wie bei seinen Gegnern in Ost und West. Plancks Glaube ging dahin: Wie die Schöpfung in der Erschaffung des Menschen zugleich den Gipfel der tierischen Verselbstung erreichte, im gleichen Augenblick aber diese ganze blinddumpfe Welt durchbrach und aufhob (im geistigen Gewissen), so wird bei der Menschheit der Gipfel des selbstisch blinden Wahnsinns auch dessen Sturz bedeuten: dazu kommt er auf seinen Gipfel, damit er gestürzt werden kann. Und weil nun einmal innerlich dem Deutschen alles am Tiefsten geht — so wie er auch von aussen her jedem Einfluss wehrlos offen steht —, so hält Planck sein Volk für berufen, wenn es die Sünde der Christenheit auf ihren Gipfel gebracht, sie dann auch umso gründlicher zu tilgen. Noch sieht es heute nicht so aus, der Deutsche wird das auch sicher nicht auf direktem Wege tun (durch Pazifismus und dergl.), sondern nur indem er den Riegel, der dem Lichte den Weg versperrt, selber da zurückstösst, wo eben das Licht am nötigsten ist: an der entscheidenden Stelle. Der Deutsche ist kein Mann der schönen Form — er hält sie immer für einen Deckmantel für ganz andere Dinge, indes der Franzose immer prinzipiell für Programme kämpft — er bleibt immer beim Einzelfall und sagt: Recht gibt es nur, wenn überall, auf allen Punkten, Recht geschafft wird!

Zweifellos tut er damit dem Franzosen häufig Unrecht; aber innerhalb des Gesamtzusammenhangs der Dinge führt allein die deutsche Methode zum endlichen Ziel. Es ist klar: so lang Europa das alte römische Raubrecht zum Grunde seines Staats- und Privatrechts hat, so lange bleibt auch für die Staaten die ultima ratio der Mord, d. h. der Krieg. Erst muss im Einzelstaat die Wurzel des Unrechts getilgt sein — tut's der Staat an seinen eigenen Bürgern nicht, wie soll er es an Fremden vermögen? Erst wenn alles Eigentum und alles Besitzrecht beruflich gebunden ist, dann sind der Willkür Zügel angelegt, dann hat der Staat das absolute Individuum an den Strick gelegt. Und nicht anders wird die Völkergemeinschaft der grossen Leviathane, der heutigen Weltreiche, Meister werden, als indem sie sie an ihrer einzig tötlich verwundbaren Stelle, am internationalen Handel, packt und hier volle Gegenseitigkeit zwischen Gross und Klein durchsetzt. Heute werden sie ja im erwachenden Osten darüber aufgeklärt, wie ein getretenes Tier sich gegen seinen Peiniger wehrt. Dass aller wahrhafte Fortschritt durch furchtbare Opfer erkauft werden muss, das wehrt einem seichten Optimismus für immer. Aber wenn es das reife Individuum (gleichviel Volk oder Bürger) ist, das die Nichtigkeit alles bloss äusseren Seins und gerade allermeist seiner absoluten Form durchschaut, dann darf man auch an eine R e i f e d e r M e n s c h h e i t glauben. Freilich wird sie dann den äusseren Zenith ihres Daseins schon überschritten haben, wie es ja auch bei jedem Manne der Fall ist.

Beim Menschen ist es ja so, dass er selber erst dann ein Ganzes wird, wenn er das Ganze erschaut hat, dem er angehört und dem er sich eingliedern muss. So werden auch die Völker spüren, dass sie nicht bloss äusserlich ohne Frieden niemals zu „Wohlstand" kommen, sondern dass sie sich selber und ihrem eigenen Dasein niemals nachkommen, gerecht werden können, so lange nicht die ganze Völkerwelt ihr friedlicher Spiegel geworden ist. Wie der reife Mannn keine Zeit zum Streiten, so hat das reife Volk keine Zeit mehr zum Kriege. Wer weiss, wie rasch und scharf die Mächte der Vergänglichkeit an den Wurzeln des eigenen Lebens nagen, der hat genug damit zu tun, sich ihrer selbst zu erwehren. Er ist froh, wenn Andere ihm dabei helfen und hilft lieber selber dagegen, als dass er in blindem Hass und Wehe die Zähne jener Mächte noch schärfte.

Mit anderen Worten: haben die Völker selber ihre Reifezeit erreicht; sind sie wahrhaft individuelle Lebensorganismen geworden; sind sie über die Zeiten hinaus, wo man Grössenwahn und Machtrausch mit nationaler Stärke verwechselt und im blinden Egoismus des wirtschaftlichen Wettbewerbes, des „freien Spiels der Kräfte",

für die einzige volkswirtschaftliche Weisheit hält; sind die Völker nicht mehr das Opfer unverantwortlicher Scharfmacherei und politischen Phrasenheldentums, dann, meint Planck, ist erst die Zeit des wahrhaften Rechtes gekommen. Vollentwickelte Individualität fordert geistige Universalität, und diese setzt jene voraus.

Im Gegensatz zu O. Spengler, dem Geschichtsphilosophen des Pessimismus, glaubt Planck, dass die Reifezeit der Völker erst komme. Was die geschichtlichen Einzel-Volkskulturen geschaffen, das sei erst die Blütezeit. Was noch ausstehe, das sei die Ernte aller Zeiten. Er kann sich hiefür auf Schiller berufen, seinen grossen Landsmann. Gewiss, die unbewusste Frische und Originalität der Jugendzeit ist dahin; dahin ist aber auch der blinde Trieb und Drang, der nicht weniger in wahnsinniger Selbstaufreibung endigt, als in blinder, gegenseitiger Zerstörung. Was kommen und bleiben muss, das ist die ruhige Klarheit der Seele, das dritte Zeitalter, die Herrschaft des heiligen Geistes; da auch die Völker die Sünden ihrer Jugend erkennen, die falschen nationalen Götter stürzen und kein unreines Feuer mehr auf ihre Altäre kommen lassen — kurz, wo aus dem wilden Feuer der Jugend mit seinen Gewitterstürmen die abgeklärte Ruhe des Erntesommers und des Herbstes geworden ist. Dann erst, wenn alle religiöse und nationale Phantastik zu Grabe getragen ist, wenn der Mensch allmählig Macht über sich selbst gewonnen hat, dann erst ist er fähig, auch sein Leben selbständiger, sein Selbst würdiger zu gestalten. Dann kommt die Zeit des reifen Rechts, des Volksrechts, wie des Völkerrechts, die dann beide völlig zusammenstimmen.

Denn das Planckische Recht hat wie die ganze menschliche Wirklichkeit zwei Pole, den individuellen und den universellen, den der Besonderheit und den der Allgemeinheit. Das Besondere ist die sittliche Bestimmung jedes Einzelnen — das, warum der Kampf um die geistige Freiheit in den letzten Jahrhunderten ging, gegen die Bevormundung in Kirche und Staat. Aber noch haftete dieser geistigen Revolution der Fehler der abstrakten Körperlosigkeit und damit der Unwirklichkeit an. Entwickelt kann die Individualität doch immer erst werden auf einer bestimmten materiellen Grundlage, mit andern Worten, auch das grösste Genie muss verhungern ohne Nahrung. Freilich, erhebt es Anspruch auf solche, so muss es sich ausweisen durch seine Leistung fürs Ganze in seinem Beruf. Damit ist willkürlichen Ansprüchen ein Riegel vorgeschoben. Planck geht aber auf diesem Punkt ganz prinzipiell vor. Sein Katechismus des Rechts[1]) ist, wie gesagt, Volksrecht und

[1]) 1852 erschienen; bis auf weiteres vergriffen. Wer Plancks „Rechtsbegriff" näher kennen lernen will, greife zunächst zu meinem Büchlein (mit diesem Titel in Stuttgart erschienen). Verlag Mimir. 2. und 3. Auflage.

Völkerrecht in Einem. Er geht aus von dem gemeinsamen Grundeigentumsrecht aller (d. h. wie es in der alten, deutschen Markgenossenschaft verwirklicht war), er leitet daraus sofort das Kolonialrecht für Völker mit Bevölkerungsüberschuss und kolonisatorischer Fähigkeit ab — nicht in selbstherrlichem Vorgehen wie im bisherigen Europa, sondern in strenger Gebundenheit an das gemeinsame „Reich", das alle Volksstaaten an seine Souveränität kettet. Man mag dies heute, wo der Völkerbund noch durch die falsche Absolutheit der Grossmächte sabotiert wird, belächeln — jenen ersten Kritiker Plancks R. von Mohl hat dies Zukunftsbild wütend gemacht, wie man seinem Spott wohl anmerkt — soll er eine Zukunft haben, so müssen sie ihre Souveränität Stück für Stück an ihn abtreten; sie werden es müssen, denn gegen die Macht und Schwere der Dinge kommt kein nationaler Wahn und keine staatsmännische Einbildung auf. Die Zeit der souveränen Vereinzelung ist vorbei; auch die gelbe Rasse erwacht und das Ende aller kommenden Wirren und Wehen kann nur sein die rechtliche Regulierung aller Lebensbeziehungen der Völker nach Eigenart und Leistung. Auch das Vorrecht des Weissen ist dahin, er hat es selber untergraben. Das „Reich", das dem Machtwahn der Staaten ein Ende macht, es kommt. Denn nur in ihm ist die Freiheit und die Sicherheit der Völker verbürgt. Es ist das Ende aller falschen Absolutheiten. Dann gibt es auch kein absolutes Eigentumsrecht mehr auf Grund und Boden. Er kommt dem zu, der ihn braucht und am besten für die Gesamtheit verwendet. Die freien Berufe aber, die von der Scholle frei sind, sie haben dennoch an ihr ihren Rechtsboden, ihr Ausbildungsrecht ist staatlich damit begründet, dass sie nicht, wie der Bauernstand, ihr Erbe haben; ihre staatlich verbürgte Berufsausbildung ist Ersatz für ihr nicht ausgeübtes Recht am gemeinsamen Grund und Boden. Den dermaligen Besitzern desselben, die in Stadt und Land nach dem heute geltenden Privatrecht eine völlige Bodensperre ausüben können und damit für Siedlung und Wohnung verhängnissvollste, geradezu menschenmörderische Hemmungen bewirken, nimmt er ihr absolutes Eigentumsrecht, weist ihnen dafür in der Berufskammer einen eigenen Platz an (entsprechend der früheren ersten Kammer), wo die Sache von Grund und Boden in vollster Oeffentlichkeit verantwortet werden muss und die bisher üblichen Heimlichkeiten und Hinterhältigkeiten auf diesem Gebiet dem hellen Licht des Volkstages weichen müssen. Wenn man weiss, von welchem Gewicht diese Dinge sind, dann versteht man Plancks Sorgfalt, die von der primitivsten Landgemeinde bis in die oberste Volksvertretung den gebundenen wie den freien Berufen ihre Rechte und ihre Pflichten zuweist. Das bisherige sogenannte allgemeine Wahlrecht, das die verschieden-

artigsten unlauteren Beeinflussungen zulässt, ersetzt er durch das allgemeine Berufswahlrecht, denn nur so kann die bisher unverantwortliche, ganz zufällig zusammengewürfelte Volksvertretung, in der die Mehrheit immer die Minderheit vergewaltigt, selber verantwortlich gemacht werden. Es dürfen immer nur Berufsvertreter gewählt werden. Anders werden wir die blinde Geld- und Interessenwirtschaft nicht los. Voraussetzung für diesen „Berufsstaat" ist freilich das Eine, dass die Glieder durch Schaden klug geworden sind, dieweil das Ganze alle tragen muss, mithin auf der innern Seite auch die Glieder (steuerlich und sonst) gleichmässig beitragen müssen, je nach Fähigkeit, wenn es ihnen selbst nicht wieder empfindlich schaden soll. Kurz, dies Gesetz des Ganzen muss allen Berufsvertretern in Fleisch und Blut eingewachsen sein. Das wird wohl noch manche bittere Erfahrung kosten, aber Planck selbst kann auf diesem Weg ein Lehrer sein, denn sein Weltgesetz, dass Universalismus mit vollem Individualismus vereinigt, ist das göttliche Lebensgesetz selbst.

Auch die Kirche Christi kennt als höchstes und letztes Ziel ihrer Gläubigen das Verhältnis von Haupt und Gliedern. Was hier ganz geistlich gewendet und gedacht ist, das ist in Wirklichkeit das Gesetz alles Lebens. Will die deutsch-evangelische Kirche, die Kirche Luthers, wirklich Volkskirche bleiben, so muss sie ihren Gliedern dies Gesetz als allgemein gegenwärtiges Grundgesetz aller Schöpfung nachweisen und im eigenen Leben durchführen lernen. Denn wo man keine Ahnung vom „Recht" hat, wie soll da „Religion sein können?" Recht setzt die sittliche Bestimmung aller voraus, die kann aber nur durch Schule und Kirche bewusstes Allgemeingut werden. So hat auch sie ihren Platz im Berufsstaat — wenn sie ihre Sendung wirklich begriffen hat. In Deutschland hat sie mit ihrem eschatalogischen Pessimismus — der in Hinsicht der nationalen Ansprüche niemals geltend gemacht wurde, weithin die Massen entfremdet. Es wird ihr bitter schwer werden, sie wieder zu gewinnen. Es stimmt einfach nicht, wenn man jahrzehntelang national optmistisch predigt, aber sozial[1]) pessimistisch doziert. Möge, nachdem der Schwedenbischof gleich einem zweiten geistlichen Gustav Adolf die deutsch-evangelische Kirche vom Bann nationaler Isoliertheit befreit und sie dem Weltprotestantismus eingegliedert hat, sich selbst ihrer ersten nationalen Aufgabe erinnern, ihr Volk zu einigen in gegenseitiger Stützung der Glieder. Nur so wird der soziale Bann gebrochen, der heute das ganze Volk in zwei feindliche Lager auseinandertreibt.

Es ist Zeit, dass Europa eine Schweiz werde und nicht länger

[1]) Und noch mehr international.

ein Balkan bleibe. Soll der „grosse Kanton“ versagen, wo die kleinen Kantone jahrhundertelang die nationalen, konfessionellen und jüngst auch weithin den sozialen Hetzern den Weg des Rechts und des Friedens gewiesen haben?[1]) Es ist Zeit. Die Vergewaltigung der deutschen Minderheiten in Ost und West, sie weist dringlich darauf hin, dass sich im deutschen Zentrum selbst endlich eine neue Lebensform bilden muss, die ihrer selbst geistig sicher geworden, die Fähigkeit zu wahrhaft menschlicher Gemeinschaftsbildung gewonnen hat, die das, was bisher Gewalt und Aergernis war in äusserlicher Kleingeisterei, ersetzen kann durch festes Recht in der Gewissheit allgemein menschlicher Bestimmung.

Planck bezeichnet seinen Rechtsbegriff als die Konsequenz des evangelischen Christentums. Dieses hat die Aufgabe, die Menschheit in allen ihren Völkern zum Bewusstsein der vollen geistigen Bestimmung a l l e r zu führen („lehret alle V ö l k e r“). Was das Recht hier hinzufügen muss, das sind die äusseren Bedingungen, o h n e w e l c h e j e n e B e s t i m m u n g n i c h t W i r k l i c h k e i t w e r d e n k a n n. Damit hat Planck seinem Volk geistlich und politisch sein Ziel gewiesen. Die Frucht müsste sein der s o z i a l e Friede nicht weniger als die Versöhnung der Völker.

Trauen wir dem heiligen Feuer, das, ob auch tausendfach verschüttet, immer noch in jedem Menschenherzen brennt, noch etwas zu, oder ist es zu schwach, um dem wilden Feuer, das von der politischen Schlauheit geschürt und benutzt wird, ein Halt zu gebieten? Vor diese Entscheidung stellt uns K. Chr. Planck.

R. P l a n c k.

Wohin treiben wir?

(Eine nichtgedruckte Antwort auf den gleichnamigen Artikel eines Pfarrers in einem religiösen Blatt.)

Herr Pfarrer!

Es ist nachts zehn Uhr am zweiten Weihnachtstag und da wäre es jetzt eigentlich am schönsten, sich ins warme Bett zu legen und von den paar Büchern zu träumen, die einige liebe Menschen unter den Weihnachtsbaum gelegt. Ich kann das aber nicht, denn mitten in der Nacht würde ich aus irgend einem Traume auffahren, meine Nachbaren stören und den schrecklichen Ruf in die Nacht hinausstönen: Wohin treiben wir? Um dieser ungestörten Ruhe willen setze ich mich also jetzt lieber noch rasch vor die Klapperschlange (an die sich die Nachbarn längst gewöhnt), und versuche mit einigen wenigen Worten auf diese nicht nur einmalige, sondern e w i g e

[1]) Womit nicht behauptet sein soll, dass die soziale Frage in der Schweiz schon gelöst sei.

Frage zu antworten, trotzdem das eigentlich eine Vermessenheit sein mag. Denn: die Frage ist, wie gesagt, ewig. Ich will jetzt aber nicht zu philisophieren beginnen, denn das tun Sie auch nicht, sondern Sie klagen. Es ist ein Ruf der Angst und des Schmerzes, der gewiss noch manchem in der Kehle gelegen.

Wohin treiben wir?

Treiben wir überhaupt? Sie meinen: werden wir getrieben? Gewiss vermag kein Einzelner, und wäre er ein Held, sich dem Strome des Weltgeschehens entgegen zu stemmen. Alles fliesst, das wusste schon Heraklit. Dennoch kann man in diesem allgemeinen Getriebe das Gefühl bekommen: wir schwimmen oben auf, wir leiten, wir lenken.

Wir leiten. Leiten wir wirklich?

Aus ihrem Artikel tönt die Verzweiflung. Nein. Wir stehen da, sehen zu, klagen und jammern. Sie und viele der Besten stehen mit gebundenen Händen. Das Volk, vorab in den Städten, glitscht auf einem schlüpfrigen Brett in den Pfuhl der Sinnlichkeit, wo es nächstens verdirbt. Am Höllentor orgelt das Kino und der Tanzsaal spielt die Jazzbandmusik. Vabanque, vabanque . . .

Und die Kirche?

Die Kirche sieht zu und treibt mit ihrem überlauten Gejammer den letzten lebendigen Menschen auf die verwunschene Rutschbahn hinaus! Mit Jammern wird heutzutage keine einzige Seele mehr gerettet. Der erste, der das begriff, war General Booth, der, statt „incipit lamentatio Jeremiae prophetae" — Hallelujahlieder singen liess. Das war eine Tat! Und je mehr ich darüber nachdenke, um so grösser erscheint sie mir. Sollen wir also alle zur Heilsarmee gehen? Nein, denn auch die Heilsarmee hält diesen allgemeinen Sturz in den Hexenkessel nicht auf. Sie singt das alte Lied, wir aber brauchen ein neues.

Aber was für ein Lied?

Gerade das Lied der Sinnlichkeit! Oder soll ich mich vorsichtiger ausdrücken? Vielleicht ist es besser. Um also nicht missverstanden zu werden, will ich sagen: der Sinnenfreudigkeit! Oder: ist das etwa nicht christlich? Ich glaube doch. Ich wage sogar zu behaupten, dass Jesus ein sinnenfreudiger Mensch war! Jawohl! Für mich wenigstens gibt es kein Buch, das so viel Sinnenfreudigkeit enthält wie die Bibel, das Evangelium voran, das ja eine frohe Botschaft sein will und es auch tatsächlich ist!

Aber, das ist die Grundfrage, warum ist es das? Darum, weil es nicht nur unser „Gemüt", unsere „frommen Gefühle", unsere „theologischen, kirchlichen, sozialen" Gedanken und Gedänklein erfasst, sondern — und darnach schreit unsere ganze Zeit — den ganzen Menschen, auch unsern Körper. Natürlich gab

Jesus keinen Unterricht über vegetarische Ernährung, mazdaznanische Atmung oder gar Steinersche Eurythmie. Aber er selber, so wie ich ihn sehe, war ein sinnenfreudiger Wanderer, ein Blumen- und Felderfreund, ein Beglückter des freien und offenen Himmels. Er predigte auf dem Berg und lobpreisete am See. Das Unservater sprach er vielleicht zum erstenmal im Aehrenrauschen eines wogenden Kornfeldes. Sein ganzes Wesen strömte über von Gesundheit und Frische! Sein Atem war der Atem der Schöpfung. Seine Worte waren lieblich anzuhören. Die ganze Atmosphäre, die er ausströmte, war Glück.

Nun, verzeihen Sie, sehen wir einmal auf unsere Pfarrer. Stubengelehrte, Alt- und Neutestamentler. Nur ein „Literaturfreund" zu sein, ist schon vielerorts als „unfromm" verschrien. Und „Literatur" ist noch immer Tod. Bestenfalls ist der Pfarrer ein Bienen- oder Tafelobstfreund, aber auch das „beinahe nur am Montag und mit schlechtem Gewissen." Wo ist der Pfarrer, der Enthusiasmus weckt? Wo der „Geistliche", der ein Begeisterter ist? Die meisten unserer Pfarrer sind irgendwo krank, bringen schon aus den Torturen ihres Studiums einen Buckel oder schiefsitzende Schultern. Im Militär (womit natürlich nicht Militarismus gepredigt wird!) werden sie schon bei der Stellung als „untauglich" erklärt. Gott sei Dank! denkt mancher für sich.

Nun aber ist die Zeit, in die wir eingetreten, ein Zeitalter der Bewegung. Tausend neue Künste, Tänze und Sporte werden erfunden. Das ist einfach eine Tatsache, gegen die kein Protest etwas nützt. Wir sind in ein Wanderzeitalter hineingeraten. Auch geistig! Wir wandern aus einer alten, bankrotten, mammonszerfressenen, egoistischen Kultur hinaus, hinein in eine neue. Ich für meine Person glaube nicht, dass wir ins Chaos oder in die Hölle hinabwandern, sondern hinein und hinauf in eine neue, schönere, natürlichere und glücklichere Welt. Es wird allerdings keine Welt der Kirchen und Theologen mehr sein, sondern, zunächst, eine des Kampfes um einen grösseren, bewegteren und heiligeren Geist.

Gegenwärtig (und vielfach noch dies ganze Jahrhundert) ist der Uebergang, ist „Zerfall".

Morgen aber ist Tag. Der Tag, der sich nicht nur der Seele, sondern auch des Körpers freut. Jetzt verteilt die Kirche noch Almosen an die „Seele" und „diesen Esel, den Leib". Die Kultur von morgen erfüllt beide mit einem neuen Lebensgefühl.

Doch, woher ich das weiss?

Merkwürdigerweise — aus den Grosstädten, aus London, Berlin und Paris. Dort, wo der Zerfall am grössten ist, ist auch das neue keimende Leben am stärksten. Dieser Prozess ist dort noch

viel fortgeschrittener als in unserer „schrecklichen“ Stadt. Die ganze, hier noch gesunde „Mittelstandsklasse“, unser Kleinbürgertum, das unsere Kirchen füllt (wenn auch nur noch ein Drittel), ist dort bereits zersetzt. Der eine Teil zum Untergang, der andere aber zu einem unerhörten Aufstieg bereit.

Zum Aufstieg der „arbeitenden Klasse“ . . . .

— — — — —

Jetzt ist es Mitternacht. Aber ich weiss, ich träume in meinem Geiste in einen schönen Morgen hinein. Arthur Manuel.

Aussprache

1. Ein vielumstrittenes Jesuswort.

Kein Bibelwort spielt wohl in dem Kampf zwischen Militarismus (zu dem ich jede Verteidigung von Militär und Krieg rechne) und Antimilitarismus eine so grosse Rolle, wie das Wort Jesu: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.“ (Vergl. Matth. 22, 15—22.) Die vorliegende Erklärung veranlasst uns, unter unsern Lesern eine Aussprache darüber zu veranstalten, wie sie dieses Wort verstehen. Wir möchten sie herzlich bitten, davon Gebrauch zu machen. Die Redaktion wird zuletzt auch ihre Meinung sagen.

Die folgende Aeusserung stammt von einem deutschen Künstler.

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist.

Christus lehrte nicht Vaterlandsliebe, sondern Menschenliebe! Die erstere macht dich zum Mörder, die zweite nicht. Das verhängnisvolle: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist,“ hat in dem letzten Völkermorden 20 Millionen Menschen das Leben gekostet; da war doch sicher des Kaisers zu viel und Gottes zu wenig, oder überhaupt nichts mehr Gottes; man kann doch nur einem Herrn dienen: entweder Gott oder den Menschen. Also müssen wir mal gründlich untersuchen: was hat Christus veranlasst zu diesem Ausspruch? Seit ich selbständig denken gelernt habe, bewegt mich dieser Satz, und dieser furchtbare Krieg hat mein tiefstes Innere aufgewühlt und mich ruhelos veranlasst, nach dem Warum dieses Ausspruches zu suchen. Ich frug Geistliche aller Konfessionen, ich bekam nirgends eine mich befriedigende Antwort. So will ich nun hier versuchen, nach meinem besten Wissen und Können, mich mit dem Zimmermannssohne auseinanderzusetzen.

Also, Christus ging und predigte dem Volke. Er sprach in ihrer, in des Volkes Sprache und sie verstunden ihn; ja, es folgte Ihm in Scharen und fing an, aufzuwachen. Dies erfuhr die Regierung und sie sandte Ihm eifersüchtig Fragesteller, Fussangeln, an denen die Regierung hoffte, dass Er strauchle.

Er durchschaute dies natürlich und gab dem Fragern die bekannte Antwort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist.“ Für mich ist das ein Ausweichen vor dem frühen

Tod, eine Art Konzession an den weltlichen Herrscher, die Er leider zu machen sich genötigt sah, um seinen Weg noch weiter und höher zu gehen, um der armen Menschheit willen noch mehr zu säen, dass viele Frucht reifen könne. Ich glaube sicher, Er hätte gerne anders geantwortet, ich meine für das Volk deutlicher, begreiflicher, als wie Er es in diesem Gleichnis getan; aber dann wäre Er von vornherein unmöglich gewesen, Er wäre gar nicht zum Reden gekommen, es wären überhaupt keine Worte von Ihm da; die volle und ganze Wahrheit von vornherein, ist das überhaupt möglich? Nein! Es steht der sofortige Tod darauf, darum sprach Er in Gleichnissen. Wenn wir das Kind beim richtigen Namen nennen, ist's um uns getan, dafür sorgt der Staat und die Kirche, so wie bei Christus, so wie bei Sokrates, so wie bei Huss, so vielleicht bald bei Gandhi und noch vielen bekannten und unbekannten Märtyrern in Zucht- und Irrenhäusern

Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist. Des Kaisers kann sehr viel sein, dein Geld (Steuern), dein Leben (Soldat) und nun sind wir wieder auf dem wunden Punkt. Soldat, was tut der? Er tötet, wenn es sein Kaiser befiehlt, und was befiehlt Gott? Du sollst nicht töten! So sind wir wieder in der Zwickmühle. Also: Er kann das doch sicher nicht gemeint haben. Gott ist die Liebe, und Christus hat die Liebe auf die Erde gebracht, das war seine ganze Mission! Nun ists aber heute so gekommen: Hier steht ein Haus, das ist eine Kaserne; darin werden Menschen zum Töten ausgebildet; nebenan ist ein Haus, das ist eine Kirche; darin werden Menschen gelehrt: Ihr sollt *nicht* töten! Die Soldaten, das sind doch auch Menschen, sie gehen in beide Gebäude und finden das in Ordnung; sie denken nicht daran, wie ihre Handlung voller Widerspruch ist. Da ist doch etwas faul, das ist doch Wahnsinn, nein, das nennen sie Religion. Dann wollen wir doch lieber Menschentum und keine Religion. Hat das Christus überhaupt gewollt? Christentum ist dies: wenn wir *Ihm* folgen, alles auf uns nehmen: Verfolgung und Tod! Dies heute mehr wie je. Wie einst die ersten Christen verfolgt und getötet wurden, so wird es wieder kommen: die Schein- und Kirchenchristen werden die wahren Christen verfolgen und ich fürchte, es werden wieder Religionskriege erstehen; da wird es sich dann zeigen, wer für „Ihn" sterben kann und will. —

Himmel und Erde werden vergehen, aber meine Worte werden nicht vergehen!

Otto Marquard.

2. Zum Amerikanismus.

Der redaktionellen Einladung an die Leser der „Neuen Wege", sich zu den dort behandelten Themen zu äussern, Folge leistend, möchte ich zum Amerikanismus Stellung nehmen und besonders liegt es mir daran, einige weitere Lichtseiten desselben zu erörtern, damit der Segen gegenüber dem Fluch nicht gar zu kurz komme. Ich denke dabei an die praktischen Vorteile der amerikanischen Geschäftsethik, die letzten Endes der Allgemeinheit zugute kommen und die da lautet: „Service".[1])

In Europa sind höchstens die sozialen und philantropischen Institutionen eines Ford, eines Wanamaker oder Carnegie bekannt, aber solche wirtschaftlich-ethische Bestrebungen beschränken sich keinesfalls auf einzelne Pioniere, sondern sie werden langsam zum Allgemeingut der führenden amerikanischen Geschäftswelt. „Geschäft ist Dienst, Dienst am Nächsten," das ist der Grundsatz, von dem sich das moderne Geschäftsleben dort drüben leiten lässt. „Unser Geschäft blüht in dem Masse, als wir wirkliche Dienste leisten," sagt sich der praktische und einsichtige Yankee.

---

[1]) Service = Dienst. Die Red.

Die menschlichen Bedürfnisse und Interessen sind unter sich so verflochten und voneinander abhängig, dass nur ein freundschaftliches, hilfsbereites Zusammenarbeiten, ein ehrliches und gerechtes Handeln, sei es als Geschäftsfreund, sei es auch als Konkurrent, sowie eine beständige Rücksichtnahme auf das allgemeine Wohl ideale und dauernd gute Beziehungen unter den Menschen schaffen können Mit engherzigem, nur auf das eigene Wohlergehen bedachtem Egoismus ist den andern wenig gedient und er rächt sich meist auf diese oder jene Art. Der vorurteilsfreie Beobachter, der tiefer ins amerikanische Wirtschaftsleben hineinblickt, sieht mit Erstaunen, welch weitreichende Vorteile sich daraus ergeben. Wenn er z. B. in einen Laden tritt, spürt er sofort, dass sich das Verkaufspersonal bemüht, nicht etwa ihm die teuerste Ware anzuhängen, wie das vielfach bei uns geschieht, sondern herauszufinden, was den Bedürfnissen und Wünschen des Kunden am besten diene. Zufriedene Kunden, wirkliche Geschäftsfreunde sind das erste Aktivum jeder echt amerikanischen Unternehmung. Um eine sachgemässe und zuvorkommende Bedienung sicher zu erreichen, erhält das Geschäftspersonal zu Anfang eine gründliche Ausbildung in dieser Hinsicht und wird ständig in seiner beruflichen Ertüchtigung gefördert. Dies ist besonders auch im Zeitschriftenwesen der Fall, das dort eine noch grössere Rolle spielt als bei uns.

Ein Hauptfaktor der amerikanischen Produktionsüberlegenheit beruht darin, dass der amerikanische Produzent den Gebrauch des fertigen Produktes durch den Abnehmer und damit durch die Allgemeinheit im Auge hat, währenddem bei uns nur an die leichte Verkäuflichkeit, also an grossen Verdienst gedacht wird, man sich somit von rein egoistischen Standpunkten leiten lässt. So führte das Fordsche Prinzip der „production for service" zur Ausarbeitung eines Einheitsmodells, das den Gipfel der Leistungswirtschaftlichkeit und der leichten Reparaturfähigkeit darstellt. Ueberall wo man mit einem Fordwagen hinkommt, können Ersatzteile dazu bezogen werden, kann eine Reparatur rasch und leicht ausgeführt werden, wohingegen bei uns auf die betreffende Fabrik, die die in Frage stehende Marke herstellt, angewiesen ist. Dieser Umstand erklärt neben seiner Billigkeit die grosse Beliebtheit und die weite Verbreitung des Fordautos. Auch die amerikanischen Uhrenfabrikanten haben sich auf einfache, aber zuverlässige Modelle geeinigt, die einen raschen und billigen Reparaturdienst auch in kleineren Ortschaften erlauben. Und bei uns? So viele Uhrenfabriken, so viele verschiedene Marken. Die Frage, auf welche Weise der Allgemeinheit am besten gedient ist, kann wohl jedermann leicht beantworten.

Im Bankwesen findet die Idee des Geschäftsdienstes im Zwölfstundentag ihren Ausdruck. Um nämlich an Samstagen der arbeitenden Bevölkerung die ihren Lohn oft in Form von Zahlungschecks erhält, entgegenzukommen, halten viele Banken ihre Schalter an den genannten Tagen von morgens 8 Uhr bis abends 8 Uhr offen.

Es ist auch nicht von ungefähr, dass just in dem Lande des Utilitarismus die Prohibition zuerst Fuss fassen konnte und die Bewegung gegen das Rauchen grössere Fortschritte gemacht hat, als irgendwo. Der geschäftige Amerikaner kann keine Nervengifte mehr brauchen, er darf seinen Kopf nicht umnebeln lassen wie der Europäer, damit er den Anforderungen des Lebenskampfes, der ja bei ihm schärfere Formen annimmt als bei uns, eher gewachsen ist. Er hat längst eingesehen, dass Trinken und Rauchen eine Verschleuderung von Zeit, Gut und Lebenskraft bedeuten. Wie bitter nötig wäre doch diese Einsicht in dem vom Alkoholismus deurchseuchten Europa, das auch die Tabakindustrie mit ihren Erzeugnissen überschwemmt. Die Prohibition ist unzweifelhaft die beste Seite des Utilitarismus, denn niemand wird leugnen wollen, dass sie eine heilvolle Rückwirkung auf die übrige Welt ausübt und noch ausüben wird.

Um schliesslich noch auf die Gegenbewegung zurückzukommen, möchte ich auf die tiefschürfenden Schriften von Emerson, von Marden und Trine hinweisen, die den Menschen über sich hinausweisen und ihm das Höchste zeigen wollen, das es auf Erden für ihn gibt. Steckt nicht in diesen Büchern etwas von jenem Geist des Ostens, das dem Amerikanismus so not tut?

H. Leuthold.

Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?

Matth. 14, 31.

Das Wort, das Jesus in der Geschichte vom Seesturm zu Petrus sagt, spricht wohl das einfache offene Geheimnis alles Erfolges und Misserfolges aus, die wir mit unserem Wollen erleben. Alles kommt darauf an, dass wir glauben können und im Glauben ausharren — glauben an Gott, an seine Macht, seine Weisheit, seine unbegreifliche Treue, und von hier aus glauben an uns selbst, an unser Werk, an den Ruf Gottes an uns, an unseren Weg — im Glauben ausharren auch auf den längsten, dornenreichsten Wegen, glauben in Unbegreiflichkeiten des Geschickes, im Höhnen der Dämonen, in den Finsternissen des Verlassenseins von Gott und den vielleicht noch grösseren des Verlassenseins von uns selbst auf dem Wege der Schuld — glauben, dennoch glauben bis ans Ende.

Dieses Wesentliche, allein Wesenhafte im Leben ist zugleich das Schwerste darin und muss es wohl sein, soll anders das Leben ernst, frei und ewigkeitsschwer genug sein. Die Geschichte des Petrus wiederholt sich. Wir werden hinausgerufen aus dem verhältnismässig sicheren Schiff eines bürgerlichen Berufes mit Ansehen, Gehalt und geregelter Wirksamkeit, aus dem warmen Kreis der herrschenden Ansichten und Sitten, aus dem Bereich des Festen und Bekannten ins Gefährliche, Unbekannte, Pfadlose; ja, wir rufen gleichsam uns selbst, ein kühner Wagemut des Glaubens treibt uns und Gott erlaubt es uns. Aber es kann bald sehr schwer werden. Gerade solche Glaubenswege sind keineswegs so, wie man sie nach vielen, eben vom Ende her gesehenen, post eventum geschriebenen Biographien sich vorstellen könnte. Sie sind keineswegs immer unzweideutig, sondern führen oft genug ins Dickicht; sie verraten nicht immer, dass sie gottgewollt sind, sondern sind oft so mit Dornen verstellt, das eher das Gegenteil der Fall zu sein scheint. Und da taucht denn aus Dickicht und Dunkel unser grösster Feind auf, der Zweifel, als der Versucher, und spricht zu uns: „Solltest du dich nicht getäuscht haben? Das ist offenbar doch nicht der Weg Gottes. Der Weg Gottes muss offen stehen und kann nicht so mit Hindernissen besetzt sein. Diese sind ein Zeichen, dass Gott diesen Weg nicht will.“ Und dann tauchen jene bequemeren Wege auf, die wir verlassen haben, im Glauben, und es scheint uns wohl etwa,

sie wären doch die rechten gewesen. Wenn wir dann umkehren, geht der beste Ertrag des Lebens verloren. Das ist die grosse Stunde der Versuchung für so viele Menschen und daran leiden so viele Geschicke Schiffbruch. Gerade in diesen stürmischen, unsicheren, schwankenden Zeiten, die wir erlebt haben, wo der Glaube zu neuen Zielen und auf neue Bahnen ruft, ins Unsichere, Unbekannte, Pfadlose, Schwankende hinein, haben viele enthusiastische Petrusseelen den ersten und zweiten Schritt gewagt, aber dann wurde es ihnen zu unsicher, zu dunkel, zu schwankend, zu aussichtslos, sie zogen sich zurück, entweder aufs feste Land des Herkömmlichen oder in die sichere Bucht irgend einer Sonderbestrebung. An einer Ausrede und verbrämenden Ideologie dafür fehlte es nicht, aber ihr Leben ist verloren, es ist unter dem Schein des Lebens ein früher Tod. Der Zweifel hat sein Vernichtungswerk an ihnen getan.

Wenn sie nur noch ein wenig hätten ausharren können! Wie ganz Anderes hätten sie erleben dürfen!

Man kann das auch auf eine Weise erfahren, die weniger tragisch, aber doch noch schmerzlich genug ist. Hineingestellt in grosse Schwierigkeiten einer Stellung, einer Aufgabe, liessen wir uns von Zweifel und Verzagtheit anfechten. Es schien alles so schwer, so dunkel, so unmöglich. Wir fielen nicht gerade von uns selbst ab, verliessen nicht den Weg überhaupt, aber vielleicht eine bestimmte Aufgabe, die auf diesem Wege uns begegnete. Und dann, als es zu spät war, wurden uns plötzlich die Augen aufgetan. Wir erkannten, dass wir die Lage ganz falsch beurteilt. Die Schwierigkeiten, mit denen wir zu ringen hatten, bildeten ja gerade die Aufgabe, die wir zu lösen hatten — Schwierigkeiten sind das Material jedes Werkes; wir können ohne sie ebensowenig ein Werk tun, als ein Bildhauer eine Statue schaffen kann ohne Stein oder Erz — aus ihnen wuchsen unsere Erfolge, sie waren schon gewachsen und welche Ernte hätte es gegeben, wenn wir ausgehalten, wenn wir nicht gezweifelt hätten, nicht kleingläubig gewesen wären. Ja, wir sahen trotz unserer Glaubensschwäche ganz unerwartete Ernten. Sie waren schon aus dem senfkorngrossen Glauben gewachsen, den wir immerhin in unser Werk gelegt, wie wären sie erst gewesen, wenn wir im Glauben fest gewesen wären! Dankbar und beschämt zugleich riefen wir: „Du Kleingläubiger, warum zweifeltest du? Zweifle ein andermal nicht mehr und du wirst die Wunder Gottes schauen."

Es gäbe ja noch eine viel grössere Erfahrung als diese, die Erfahrung eines treuen, grossen, bis zum Ende ausharrenden Glaubens. Freilich wollen wir uns nicht überheben und nicht verheben. Einen Glauben ganz ohne Kampf gegen die Anfechtung, ein Ver-

trauen ganz ohne Schwanken bringt das schwache und arme Menschenherz nicht auf. Nicht einmal Er, der dem verzagenden Jünger, selbst mit sicherem Tritt auf den Wellen wandelnd, die Hand reicht, hat ohne die Erfahrung dieser Anfechtung sein, hat ohne die Stunde der Verzagtheit seinen Weg bis ans Ende gehen können. Wie Ihm, dem Verlassenen, auch von den Getreuesten Verlassenen, in seiner einsamsten und bängsten Stunde nach dem Bericht der Schrift der Engel Gottes heimlich den Kelch des Trostes gereicht hat, so muss uns in unseren Schwachheiten und Dunkelheiten immer wieder aufgeholfen werden durch ein stärkendes Erlebnis, ein gutes Wort aus Menschenmund, einen heiligen Spruch, das Beispiel eines Kämpfers und Siegers, vor allem durch Seine Hand, durch die Kraft dessen, der über die Wellen schreitet als der Herr der Winde und Wogen und dessen eine Hand nun das Wundmal des Kreuzes zeigt, während die andere die Auferstehungsfahne trägt. Aber auf diese Weise gestärkt, können wir doch aushalten, ohne untreu zu werden, ohne dem Zweifel zu unterliegen. Dann können wir jene langen, dunklen, dornenverstellten Wege gehen, müde, strauchelnd, blutend, aber ohne dass wir ans Umkehren dächten; dann können wir die Versuchung der höhnenden Unbegreiflichkeiten bestehen, vielleicht nicht ohne Klage und Frage, ja Auflehnung gegen Gott, aber ohne dass wir ihn lassen könnten — „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“ — dann können wir sogar durch die schreckhafte Finsternis der Gottverlassenheit gehen und die noch schreckhaftere der Verlassenheit von uns selbst durch die Schuld — im Glauben, der nicht schaut, im Glauben, der das Absurde festhält, weil es Gottes Verheisung und Gott getreu ist, auch das Absurde, dass ein Sünder Gottes Werk tun kann und darf. Und dann können die Wunder Gottes walten. Dann kann Grosses erlebt werden. Dann kann über jenen dunklen Wegen, wenn die Zeit erfüllt ist, ein Licht aufgehen, vielleicht gerade, als das Dunkel am tiefsten schien; dann können viele Dinge zu uns kommen, auf die wir so lange scheinbar umsonst gewartet; dann können jene Unbegreiflichkeiten sich als eine grossartige, ganz der Grösse Gottes angemesene Erziehung enthüllen, deren Sinn war, uns näher zu ihm zu bringen, uns ihn offenbar zu machen; dann mag die Stunde der Gottverlassenheit sich als die der ergreifendsten Gottesnähe entschleiern und die Stunde der Selbstverlassenheit als Weg zum Herzen des Herzens Gottes. Dann mag in einem noch grösseren, freudigeren, aber freilich noch beschämenderen Sinne als in jenem andern Fall das Wort zu uns kommen: „Du Kleingläubiger, warum hast du gezweifelt?“

In diesem Sinne ist der Glaube wirklich unseres Lebens schwerstes und höchstes Werk. Damit steht durchaus nicht — wie es auf den ersten Blick scheint — im Widerspruch, dass er Gnade ist.

L. Ragaz.

Der Faschismus.

Der Zeitpunkt scheint für eine ruhige, sachliche und gerechte Beurteilung der Bewegung, die man Faschismus nennt, so ungeeignet als möglich, jetzt, wo Mussolini soeben durch seine wilden Reden die ganze Welt in Erregung gebracht hat. Vielleicht ist es aber gerade darum auch wieder der rechte Zeitpunkt. Eine solche ruhige, sachliche und nach Möglichkeit gerechte Betrachtung dieser Erscheinung ist wohl am ehesten geeignet, ihre Gefährlichkeit zu vermindern, seis dadurch, dass diese offen dargelegt, seis dadurch, dass gezeigt wird, aus welchen Ursachen jene entstanden ist und stets weiter entsteht und worin vielleicht das besteht, was etwa an Recht und Wahrheit darin ist.

Wir haben in den „Neuen Wegen" schon seit Jahren immer wieder versucht, Mussolini und den Faschismus in den Zusammenhang der Zeitbewegung einzustellen und dadurch zu einem etwas besseren Verständnis dieses für uns Aeltere so rätselhaften Phänomens zu gelangen. Wenn ich nun daran gehe, einmal besonders und mit einer gewissen Ausführlichkeit davon zu reden, so erhebe ich wieder nicht den Anspruch, das auf eine genügende und endgültige Weise tun zu können. Dafür fehlt mir vieles. Ich bin nie im faschistischen Italien gewesen, habe also die Bewegung und ihren Hauptführer nicht in der Nähe beobachten können. Auch ist es mir nicht möglich gewesen, mir die faschistische Literatur etwa in dem Umfang zu verschaffen, wie es einst mit der bolschewistischen der Fall war. Ich muss mich also diesmal noch mehr als ich es gewöhnlich in dieser Rubrik „Zur Weltlage" tue, darauf beschränken, zu einem etwas gründlicheren Nachdenken über die in Betracht kommenden Tatsachen anzuregen. Für diesen bescheideneren Zweck aber fehlt es mir nicht an Berechtigung. Denn nicht nur habe ich inzwischen über den Faschismus weiter viel nachgedacht, sondern doch auch Dokumente, Literatur, Orientierungen kennen gelernt, die mir vorher fehlten, so dass ich meine, wenn auch nicht bis auf den Grund, so doch tiefer als vorher in Sinn und Wesen dieser Erscheinung eindringen und Andern zum Gleichen eine Hilfe leisten zu können.

1. Die Methode.

Ich stelle diese kurze Untersuchung unter einen doppelten Gesichtspunkt.

Einmal fasse ich den Faschismus — zum Ersten — sozusagen

philosophisch auf, als ein Prinzip, eine typische Art, Welt und Leben, und natürlich speziell die Politik, zu verstehen und zu behandeln, ähnlich etwa wie Aristokratie und Demokratie solche Prinzipien sind, also auch — zum Zweiten — als eine internationale Sache, etwas, das nicht nur Italien angehört, und gehe dabei doch — zum Dritten — von seiner italienischen Form aus, weil diese bisher die am meisten entwickelte und charakteristische ist.

Sodann möchte ich auch diesmal den Grundsatz anwenden, den man solchen Bewegungen gegenüber nie vernachlässigen sollte: zuerst nach dem zu fragen, was darin an Recht und Wahrheit sein könnte. Dass etwas davon auch im Faschismus enthalten sei, ist doch von vornherein anzunehmen. Welches auch Mussolinis letzte Beweggründe seien und welches die vieler seiner Gefolgsleute, so ist doch Tatsache, dass viele glühende Idealisten der Bewegung anhangen, ganz ähnlich, wie es beim Bolschewismus in seinen ersten Zeiten der Fall war und auch sogar jetzt noch immer wieder vorkommt. Wie zum Bolschewismus, so werden solche Idealisten zum Faschismus hingezogen durch das, was darin gross und verführerisch ist oder scheint und nicht durch das offenkundig Rohe und Gemeine. Jene Elemente also gilt es aufzusuchen. Es gilt sogar, den Faschismus gerade darin wenn möglich noch besser zu verstehen, als er sich selbst versteht, ihm ein Recht und eine Wahrheit zuzubilligen, die er selbst vielleicht gar nicht erkennt, die man aber darin erkennen *kann*, darin hineinlegen *kann*. Denn jede nennenswerte geschichtliche Bewegung ist tiefer als ihre Selbstbeurteilung. Erst wenn ein derartiges Verständnis einer Erscheinung erreicht ist, kann die Erkenntnis des Irrtums, der darin auch liegt und die Ueberwindung geschehen. Den Faschismus und Mussolini zu hassen und zu verachten ist leicht — auch für mich leicht, der ich nichts weniger als natürliche Sympathie dafür hege! — dafür aber auch wohlfeil; schwerer ist, ihn zu verstehen, dafür aber auch fruchtbarer.[1])

2. Ursachen und Recht des Faschismus.

Wenn ich nicht nur von den Ursachen, sondern auch vom Recht des Faschismus rede, so meine ich damit nicht ein absolutes und endgiltiges, sondern ein relatives und vorläufiges Recht. Ursachen und Recht fallen dabei oft zusammen. Worin bestehen sie wohl?

Man hat es sich, besonders in den Kreisen der sozialistischen Gegner des Faschismus, damit meistens allzu bequem gemacht,

---

[1]) Das ist auch die Meinung Försters. Er entwickelt in der „Menschheit" eine Auffassung Mussolinis, die mir allerdings zu günstig scheint, doch meine ich, Förster gehe nach dieser Richtung etwas zu weit, nur weil Andere in der entgegengesetzten zu weit gehen.

ähnlich wie seine bürgerlichen Gegner mit dem Bolschewismus. Nach dem Kriege, so hat man erklärt, fand sich in Italien viel unzufriedenes Volk, entlassene Soldaten und Offiziere, auch enttäuschte Arbeiter. Mussolini machte sich zu deren Sprecher und Führer. Als dann die italienischen Sozialisten zu der Massregel der Fabrikbesetzung schritten und damit das Bürgertum tödlich erschreckten, da erschien Mussolini als Retter. Wie vorher die Wasser der Revolution, so leitete er jetzt die der Reaktion auf seine Mühle, ja er stellte eine gewisse verführerische Mischung von Revolution und Reaktion her und gewann damit unzufriedene Massen im Bürgertum wie im Proletariat, aber auch idealhungrige Intellektuelle. Er trat in ein Chaos als der starke Mann, schaffte Ordnung und Sicherheit, wenn auch auf seine Weise. Das ist der ganze Faschismus, Mussolini aber ein erfolgreicher Demagoge — weiter nichts.

Weiter nichts? Das ist schwer zu glauben. Die angeführten Erklärungen sind gewiss richtig, aber sie reichen zu einer völligen Deutung nicht aus, bleiben zu sehr auf der Oberfläche. Wir müssen tiefer graben.

Da stossen wir denn zunächst auf das charakteristische Merkmal des Faschismus, den A n t i d e m o k r a t i s m u s, der den Antiliberalismus einschliesst, den wilden Hass gerade dessen, was uns Vertretern einer ältern Generation als Freiheitsüberlieferung einer ganzen Geschichtsperiode heilig ist. Man kann in diesem bestimmten Sinne geradezu sagen: der Faschismus hasst die F r e i h e i t, er hasst, genauer gesagt, alle i n d i v i d u e l l e Freiheit, hasst die Pressfreiheit, die Redefreiheit, hasst — alles cum grano salis zu verstehen — das Parlament, die Zeitung, die Parteibildung. Wie ist das möglich? Hass der Freiheit, ja Verachtung der Freiheit — wie kann man sich so etwas erklären? Bleibt Freiheit nicht ewig die höchste Sehnsucht der Menschenseele? Hass und Verachtung der Demokratie können wir bei privilegierten Kasten wohl verstehen, aber bei Volksmassen? Bei Idealisten?

Aber gerade an diesem Punkte, bei diesem Rätsel, müssen wir den Schlüssel zu der ganzen Erscheinung und damit zu vielen Unerklärlichkeiten unserer Zeit überhaupt suchen. Wir haben uns damit schon mehrfach gründlich befasst[1]) und ich berufe mich auf jene Erörterungen. Jene Freiheit der Demokratie oder besser: des Liberalismus, erscheint einem grossen Teil unseres Geschlechtes als zu s u b j e k t i v i s t i s c h. Es dürstet nach objektiven Wahrheiten, Wahrheiten, die uns mit Autorität entgegentreten, die uns Disziplin

---

[1]) Ich verweise besonders auf den Vortrag „Der Kampf zwischen Autorität und Freiheit in unserem Geschlecht" im letzten Jahrgang, dazu auf die beiden Aufsätze „Zur Weltlage": „Die Reaktion" (Juni/Juliheft 1924) und „Vom Schicksal der Demokratie" (Juni 1923).

auferlegen. Denn es ist der selbstverfertigten Ideale müde (darum auch der Idealismus heute in Diskredit geraten ist, zum Teil aus Missverständnis), es ist müde der Selbstbespiegelung, müde des Chaos, müde der Zuchtlosigkeit, müde des Sich-Auslebens, müde auch der Anstrengung . . . .! Und es dürstet nach Idealen, aber Ideale fehlen! So beobachtet man mit Staunen und Betrübnis, wie es gerade die heutige Jugend nicht nach Freiheit gelüstet, sondern nach Diktatur. Sie wollen sich einem „Starken zum Raube“ geben,[1]) einer starken Sache oder einem starken „Kerl“. Und so fühlen auf gröbere Weise auch die Massen von Erwachsenen: „Wenn in all die Not, Verwirrung und Auflösung nur ein starker Kerl kommt, sei er wer er sei, tue er, was er wolle — wenn er nur Ordnung schafft, wenn wir nur wieder Stärke sehen. Denn wir sind selber schwach und sind müde, lauter Schwächlinge zu sehen. Wir möchten uns an einer starken Sache, einem starken Kerl erholen!“

Dass zu solcher Empfindung Ursache ist, ja dass ein Recht darin liegt, ist in diesen Heften oft gezeigt worden. Unsere Demokratie ist wirklich keine imponierende Sache mehr. Die Parlamente sind zu Schwatzbuden und Jahrmärkten (auch „Eitelkeitsmärkten“) geworden. Die Zeitungen sind bestimmten materiellen Interessen oder den Parteien verkauft, dazu an das Geschäft und die Sensation[2]) Das Parteiwesen ist so atomistisch und so leer geworden, dass es keine Seele mehr befriedigt. Was Wunder, dass der Ruf nach dem „fascio“ ertönt,[3]) das heisst, nach einer zusammenfassenden Einheit, einer beherrschenden, schaffenden Idee? Die Freiheit hat ihren wahren Gehalt, der aus einer Welt des Geistes fliesst, verloren — was Wunder, wenn diese leere Form Seelen, die nach Wirklichkeit dürsten, nicht mehr befriedigt? Die Demokratie entbehrt heute der sittlichen und religiösen Grundlage — was Wunder, wenn sie zur Farce wird? Die Welt objektiver geistiger Werte ist zusammengestürzt — was Wunder, wenn die Seelen mit Gier und Jubel dorthin strömen, wo eine gebieterische Objektivität, eine zwingende Autorität erscheint und wenn sie darob eine Freiheit verächtlich hinwerfen, die, weil sie ihnen nichts mehr sagte, nur eine Last und Not war, ja, wenn sie diese Freiheit hassen, wenn sie im Wegwerfen der Freiheit ihre Freiheit finden, wie das Faschistenlied es ausdrückt:

> Giovinezza, giovinezza, Nel fascismo è la salvezza,
> Primavera di bellezza. Della nostra libertà.[4])

[1]) Vergl. Jes. 53, 12.

[2]) Von alledem gilt: „Frommer Mann, nimm dichs nicht an!“

[3]) Fascio (lateinisch fascis) heisst „Bündel“.

[4]) Wörtlich übersetzt: „Jugend, Jugend, Frühling voll Schönheit; der Faschismus ist die Rettung unserer Freiheit.“

Alle diese Ueberlegungen gewinnen für Italien eine besondere Kraft. Nicht nur war dort das auf den Krieg folgende Chaos besonders gross; der Italiener ist auch traditionsgemäss Individualist. Ordnung und Disziplin, Beugung unter die Autorität liegen ihm von Natur wenig. Die nationale Zerrissenheit ist Italiens Erbfluch. Gerade darum aber hat es auch immer wieder eiserne Tyrannen hervorgebracht. Und so ist der Faschismus vielleicht eine Reaktion auf eine Art Anarchismus im italienischen Wesen. Er ist ein Zuchtmeister, der ihm gerade das auferlegt, was es eigentlich am wenigsten liebt. Aus diesem Instinkt der Selbstergänzung erträgt es ihn eine Zeitlang. Ob die Methode zum Ziele führt oder zuletzt noch ärgere Anarchie zeugt, bleibe dahingestellt. Man legt sich, wie Dante einmal über Florenz spottet, zur Probe auf die andere Seite, wie ein Kranker, meinend, dass man sich dann besser fühle.

Ich denke, dass wir damit doch ein wenig gegen das Herz dieses Rätsels Faschismus vorgedrungen sind. Er entspricht gewissen Losungen Nietzsches, welchen Mussolini tief verehrt. Nietzsche ist ja, wie man weiss, der grosse Antidemokrat; er ist dies, wie man meistens nicht weiss, weil er Gegner des Individualismus ist und die Demokratie eben ein individualistisches Prinzip darstellt. Um die Welt aus Chaos und Nihilismus zu retten, verlangt er eine neue Organisation der Gesellschaft und an Stelle der demokratischen Gleichheit will er eine Hierarchie der Werte und der Stände, eine aristokratische Kastengliederung der Gesellschaft setzen. Von „Hierarchie" redet darum auch der Faschismus nicht umsonst so viel. — Wenn wir aber von „Hierarchie" reden, so befinden wir uns in der Nähe der katholischen Kirche, und in der Tat sehen wir ja, wie der Faschismus mit der römischen Kirche in Verbindung tritt, ihr huldigt, ihr Vorteile einräumt und von ihr dafür einen Guss Weihwasser empfängt. Auch die römische Kirche erscheint als ein autokratisches und autoritäres Prinzip. Sie ist für die Ideologie des Faschismus die Fortsetzung jener römischen Welt mit ihrer Ordnung und Disziplin, ihrer festen, aristokratischen und imperativen Form, deren Erbe der Faschismus seinerseits und auf seine Art antreten möchte. Das Rom des Cäsar und das des Petrus schmilzt in dem phantastischen Traum des Faschismus zum Rom Mussolinis zusammen. — Wir sehen, dass es nicht Religion ist, was Mussolini zu Pius dem Elften, den Faschismus zum Katholizismus zieht. Wie Charles Maurras und Léon Daudet, seine Geistesverwandten von der „Action Française" (die ihm freilich als Denker weit überlegen sind), verbindet Mussolini Atheismus und Romanismus. Denn er selbst ist durchaus ungläubig, mag er sich auch etwa religiös geberden und religiöse For-

men auf sich nehmen.[1]) Er ist amoralisch, ganz wie Nietzsche es will und wie Cäsar es war und wie es in gewisser Beziehung jede Gewaltautorität ist. Darum ist Macchiavelli sein Mann, über den er noch als Diktator eine Doktordissertation geschrieben hat. Die Gewalt gehört zu diesem ganzen System und zur Gewalt die Diktatur und der Militarismus. Ist doch das Militär der beste Ausdruck für das Prinzip der Autorität, der Hierarchie, der Disziplin, der stärkste Gegensatz zum Liberalismus des demokratischen Prinzips. Darum ist Mussolini ein Verächter des Pazifismus und des Völkerbundes, und auch der Meuchelmord ficht ihn nicht stark an; er steht über der Moral, seine Moral ist die Gewalt im Dienste Italiens, des neuen Imperiums, des neuen Rom. — Dass der Faschismus in diesen Grundzügen der Zwillingsbruder des Bolschewismus ist, liegt auf der Hand. Die Aehnlichkeit ist in der Tat überraschend. Darum auch die Mischung von Feindschaft und Sympathie, womit sie sich gegenüberstehen.

Mit dem Wort vom „neuen Rom" gelangen wir zum zweiten Hauptzug des Faschismus: Er ist Nationalismus, Nationalismus zur Mystik, zur Religion geworden. Hier muss nun wieder zuerst die spezifisch italienische Wurzel dieser Erscheinung beachtet werden, wobei wir auf ein Recht des Faschismus und ein Unrecht Europas stossen. Dieses Recht des Faschismus, das unser Unrecht ist, besteht darin, dass wir Italien, das Mutterland eines gewaltigen Teils der abendländischen Kultur, durch Jahrhunderte unterdrückt, verheert, ausgebeutet und verachtet haben. Deutsche, Franzosen, Spanier, Oesterreicher, Schweizer haben es seit den Tagen des Mittelalters, seis abwechselnd, seis gleichzeitig beherrscht, gequält, erniedrigt, zerrissen. Und bis vor kurzem war der Nordländer nur allzu geneigt, im Italiener bloss den armen Maurer, den demütigen Dienstmann, den Trinkgeld erwartenden Museumswärter, den Banditen oder Lazzaroni zu sehen. Wie viel Geringschätzung liegt in der Art, wie auch wir Deutschschweizer den „Tschinggen" behandeln. Der Faschismus ist eine Rache und Strafe für dieses Unrecht, er ist der Ausbruch eines ein Jahrtausend lang angesammelten Ressentiments, eine Reaktion gegen eine endlose Geschichte von Misshandlung und Erniedrigung, eine Auflehnung des „Minderwertigkeitsgefühls", das nun in sein phantastisches Gegenteil umschlägt; er ist zugleich eine neue Form der Sehnsucht nach Einheit und Kraft, die die besten Söhne Italiens je und je erfüllte, eine Fortsetzung des Risorgimento, welches das 19. Jahrhundert Italien gebracht.

Dazu gesellt sich ein anderes Moment. Italien ist der Mutter-

[1]) Er hat sich z. B. wie die Blätter melden, jüngst kirchlich trauen lassen.

boden des römischen Weltreiches. Sollten nicht aus einem solchen Boden sozusagen immer wieder die alten Säfte aufsteigen? Sollte nicht der Erdgeist auf solchem Boden seine alte Kraft bewähren? Die Nähe Roms kann fast nicht anders als berauschend wirken. Keiner, der je auf dem Kapitol oder dem alten Forum oder im Riesenkreis des Kollosseums stand, von der Kuppel der Peterskirche in die mächtige Campagna hinausschaute oder auf die Via Appia ging, die kollossalen Aquädukte der alten Römer vor Augen, hat sich dem Eindruck entziehen können: „Von hier aus musste Weltgeschichte gemacht werden; hier muss man das Gefühl haben, im Mittelpunkt der Welt zu stehen." Es ist auch kein Zufall, dass Napoleon kein Franzose, sonden ein Italiener war.

Wenn sich so der Nationalismus des italienischen Faschismus erklärt, so auf analoge Weise doch auch der jedes andern. Beim französischen liegen ja ohnehin verwandte Ursachen vor. Aber der Nationalismus ist überall das Werk des Erdgeistes. Er tritt ein, wo die höheren geistigen Werte, der Geist im tieferen Sinn, die Welt des Uebernatürlichen zurücktritt, wie dies in der abgelaufenen Periode, die noch gewaltig nachwirkt, eben der Fall gewesen ist. Wenn man keinen wirklichen Gott mehr hat, dann vergottet man sich selbst und sich selbst im Volkstum. Da sucht man die Reiche der Welt und ihre Herrlichkeit zu gewinnen. Aus dieser Wurzel entspringt heute überall der Faschismus und auch der Bolschewismus ist insofern einfach Faschismus.

Dazu kommt ein Anderes. Gerade weil der Internationalismus heute doch auch überall andrängt und dieser oft eine Verflachung bedeutet, auch das Gesunde und Giltige am Volkstum bedroht, so entsteht mit einem gewissen Recht fast überall, wenn auch in den verschiedensten Formen, die Gegenwirkung eines Nationalismus, der irgendwie faschistische Gestalt annimmt.[1])

Dieser Faschismus wendet sich denn besonders gegen den internationalen Sozialismus. Und damit stossen wir auf das dritte Charakteristikum des Faschismus, das wir hervorheben wollen. Er ist auf der einen Seite der grosse Gegner des Sozialismus, besonders des sogenannten Marxismus. In Italien hat er ihn vorläufig völlig niedergeworfen, ja scheinbar vernichtet. Schon dieser Umstand genügte, um ihm die Sympathie eines grossen Teils der bürgerlichen Welt zu verschaffen. Er hasst den Sozialismus, weil

[1]) Auf das Recht der völkischen Bewegung weist mit ausserordentlicher Tiefe und Feinheit eine kleine Schrift unseres Freundes Alfred Dedo Müller hin, die im übrigen der Bekämpfung des Nationalismus gewidmet ist und zum Besten gehört, was darüber geschrieben worden ist. Sie ist betitelt: „Völkische Selbstbestimmung" und bei der Geschäftsstelle des deutschen Versöhnungsbundes, Leipzig-Gohlis, Ulanenstrasse 13, II, zu haben.

und insofern er demokratisch ist, also einen Macdonald, Vandervelde, Turati, Mateotti, aber nicht einen Lenin oder Sinowiew. Er hasst ihn und dies vor allem, weil er international ist, kein Herz für das Volkstum, keinen Sinn für Blut und Erde zu haben scheint. Er hasst ihn um seines Rationalismus und Schematismus willen. Denn er selbst ist mystisch, antiintellektualistisch gestimmt. Er hasst ihn aber vor allem um seiner Lehre vom Klassenkampf willen. Denn der Klassenkampf zerreisst die Völker, zerreisst die Gesellschaft, der Faschismus aber ersehnt eine neue Einheit.

Aber wenn der Faschismus damit eine grosse Reaktion auf den Sozialismus bedeutet, so ist er anderseits doch auch etwas wie ein neuer Sozialismus und bezahlt dem Gegner doch wieder seinen Tribut. Er will, wie gesagt, eine neue Einheit des Volkes herstellen. Zu diesem Zwecke soll der Gegensatz von Kapital und Arbeit beseitigt und durch ein geordnetes Zusammenwirken dieser beiden Faktoren ersetzt werden. Der Faschismus schafft eine eigene Gewerkschaftsorganisation. Er setzt Löhne und Arbeitsordnungen fest. Er verbietet den Streik, verbürgt sich aber — wenigstens im Prinzip — für gewisse Grundrechte der Arbeit. Es schwebt ihm also etwas wie eine Organisation der Gesellschaft auf Grund der Arbeit vor. Er verherrlicht die Arbeit. Das Räteprinzip taucht auf, nicht in seiner bolschewistischen Form freilich, sondern in der, die ihm etwa ein Karl Christian Planck gegeben hat. Auch an die Organisation der mittelalterlichen Gesellschaft mag man denken. Es soll eine durch die Idee gestaltete, hierarchisch und zugleich organisch gegliederte Gesellschaft an Stelle der durch Protestantismus, Rationalismus, Rousseauismus atomisierten treten. Damit wird im Grunde das bisherige Staatsprinzip aufgehoben. Auch dies ist eine der Paradoxien dieser Erscheinung, dass sie vorgibt, die Autorität des Staates zu stärken, in Wirklichkeit aber das, was bisher als Staat galt, durch etwas davon völlig Verschiedenes ersetzt.

Ich frage aber: Ist das alles ganz ohne Recht und Wahrheit?

Und ich frage weiter: ersteht so nicht ein doch etwas anderes Bild dieser Gegenwartsbewegung vor uns, als es uns aus den Zeitungen entgegentritt? Gibt es uns nicht zu denken? Stellt es uns nicht vor grosse, zukunftsschwere Probleme?

3. Irrtum und Schuld des Faschismus.

Nun aber, nachdem wir uns aufrichtig Mühe gegeben, alles, was an Recht und Wahrheit in dieser für uns auf den ersten Blick so schwer verständlichen und uns besonders durch die Art ihres Auftretens auch unsympathischen Bewegung liegt oder liegen könnte, herauszufinden und anzuerkennen, muss freilich die zweite Frage gestellt werden: Wo liegt wohl Irrtum und Unrecht des Faschis-

mus? Damit hängt dann die andere zusammen: Wird sich der Faschismus behaupten oder nicht? Wird er vielleicht auch anderwärts sich ausbreiten und siegen?

Ich antworte auf diese zweite Frage mit einem zuversichtlichen Nein, und dieses Nein ist umso zuversichtlicher, als ich mich mit dem Willen zur Wahrheit und Gerechtigkeit bestrebt habe, diese Bewegung im besten Lichte, in ihrem eigenen und einem womöglich noch besseren zu sehen.

Mein Nein hat folgende Gründe: Einmal scheint mir die Verwirklichung, die der Faschismus — ich denke jetzt wieder vornehmlich an seine klassische Gestalt, die italienische — seiner Idee gibt, allzu minderwertig. Es ist in dem ganzen Gebilde etwas Künstliches, Gemachtes, Zurechtgemachtes. Das verrät sich in seiner ganzen Entwicklung, die so gar nichts Organisches aufweist, nicht aus sich selbst erfolgt, sondern sich den wechselnden Konstellationen anpasst. Der Faschismus beginnt in den Kriegsjahren als eine durch und durch nationalistische, ja militaristische Bewegung; sein Ziel ist zuerst die Intervention Italiens im Weltkrieg, und nachdem diese, mit Hilfe Gabriele d'Annunzios, dieses grossen Schauspielers, durchgesetzt ist, das „Durchhalten". In den Revolutionsjahren 1918 bis 1920 ist er eine revolutionäre Bewegung, die mit ihren Postulaten: Verteilung des Grossgrundbesitzes, fast völlige Wegnahme der Kriegsgewinne, Beseitigung der Monarchie und dergleichen mehr, sogar den Sozialismus übertrumpft, dies besonders in der Vehemenz ihrer Geltendmachung, um dann in den darauffolgenden Reaktionsjahren immer mehr eine durch und durch reaktionäre zu werden. So ist eine wirklich grosse und zukunftsvolle Sache nicht. Sie wächst aus tiefen Wurzeln, entwickelt sich nach ihrem eigenen Gesetz, gewöhnlich langsam, trotzt der Zeit, statt sie geschickt zu benützen oder überwindet sie aus der eigenen Kraft heraus. Der Faschismus ist ein Kind der Konjunktur und wird mit ihr vergehen. Er ist sogar nicht viel anderes als eine Psychose in Riesenmass, die der wiederkehrenden Besinnung und geistigen Beruhigung nicht standhalten kann; er ist ein wilder Traum, ein Rausch — das Erwachen wird kommen und damit vielleicht, ja wahrscheinlich ein grosser Katzenjammer. Das ganze phantastische Riesengebäude, das er errichtet, hat keinen festen Grund. Ich sehe nirgends die sittlichen Kräfte, die eine Welt, wie der faschistische Idealismus — man sagte in diesem Falle wohl besser: die faschistische Ideologie — sie mit enthusiastischen Worten erschafft, tragen könnten. Darum wird sie zusammenstürzen wie ein Kartenhaus, sich auflösen wie ein Traum.

Der zweite Grund, warum ich nicht an eine Zukunft des Faschismus glauben kann, hängt mit dem ersten zusammen: der Fa-

schismus ist ein brutaler Gewaltglaube, und ein solcher hat keine Verheissung. Er sündigt gegen die Grundgesetze der sittlichen Welt. „Die Sterne in ihren Bahnen kämpften gegen Sisera.“ Er streitet gegen das Beste, was in unserer Zeit vordrängt und werden will. Er ist nicht ein neuer Tag, sondern eine letzte verzweifelte Anstrengung der alten Nacht.

Das gilt besonders von seinem Nationalismus. Wenn dieser auch einen Kern von dauernder Wahrheit einschliesst, so ist er in der faschistischen Form doch unhaltbar und gerichtet. Denn darüber geht nun etwas weg, was wir als eine notwendige Entwicklung bezeichnen können, was man aber auch den allmächtigen Willen Gottes nennen darf. Es ist darum etwas tief Tragisches um diese Auflehnung des an sich so berechtigten italienischen Ressentiment. Italien wird sich daran erschöpfen. Diese wilde, künstlich genährte Flamme wird, zusammenbrechend, einen Aschenhaufen zurücklassen, aus dem nur langsam wirkliches neues Leben kommen wird. Anstatt den übrigen Völkern vermehrte Achtung einzuflössen, mag es zwar durch sein heutiges Gebahren sie erschrecken, aber es macht sich dadurch im Grunde nur verächtlich und lächerlich. Der Rückschlag wird ganz schlimm sein. Das tut allen denen leid, die Italien und das italienische Volk aus natürlicher Sympathie und aus Dankbarkeit lieb haben und die lange gerade den Wunsch gehegt haben, dass dieses hochbegabte, liebenswerte, mit so viel Tugenden ausgestattete, besonders durch eine schöne Menschlichkeit erquikkende Volk von den übrigen ernster genommen werde. Es scheint eine gewisse Tragik über denjenigen Völkern zu schweben, die auf einem Boden wohnen, der einst so Grosses getragen, wie Italien und Griechenland. Davon gilt in ganz besonderem Sinn das Wort: „Weh dir, dass du ein Enkel bist.“ Das Riesige, was dort einst sich entfaltet hat, reizt zur Nachahmung; diese Nachahmung aber übersteigt die Kräfte der Erben dieses Bodens, und Nachahmung ist nie gut. Es kommt auf diesem Wege nur zu Schauspielerei und aufgeblähter Scheingrösse. Das wirklich Grosse, ja Gewaltige, was Italien der Welt gegeben hat — nennen wir bloss als Symbole davon Franziskus, Dante, Savonarola, Michelangelo — ist nicht aus der Nachahmung Roms, sondern aus einem n e u e n Leben erwachsen, das freilich an jenem alten sich bereicherte, aber durchaus sein eigenes Recht hatte. Wenn jemand Italien einen heilsamen Rat geben könnte, so wäre es der, dass es Rom vergesse, und sagen wir: Florenz lebe, dazu Mailand, Genua, Turin, dass es die Dämonen banne, die aus jenem alten Boden aufsteigen, indem es nicht Cäsar zum Führer nehme, sondern Christus, dies auch auf die Politik übertragen.

Der dritte Grund, warum ich einen baldigen und schlimmen

Sturz des Faschismus erwarte, ist die Tatsache, dass er nicht bloss eine theoretische Gewaltlehre ist, sondern auch von Anfang an wilde und rohe Gewalt verübt und sich mit Verbrechen befleckt hat. Das ist nicht etwa eine blosse Verleumdung oder eine Uebertreibung einzelner zufälliger Vorgänge. Der Faschismus hat hunderte und hunderte von Meuchelmorden auf dem Gewissen. Und es ist auch nicht so, dass er auf seinem Wege bloss wider seinen Willen in die Gewalttat hineingeraten wäre, etwa in der Verteidigung seiner selbst. Nein, er gleicht auch hierin seinem Bruder, dem Bolschewismus, dass er die Gewalt zu seinem Dogma macht, Gewalt sozusagen aus Prinzip übt. Er hat mit Gewalttat eingesetzt; Mord, Brandstiftung, Verheerung, Schändung, Lüge und Trug sind von Anfang an seine Waffen, sind seine ersten Taten. Das scheussliche Verbrechen an Mateotti, an sich noch bei weitem nicht das schlimmste, das er begangen, ist sozusagen nur eine Konzentration, ein Symbol dieses ganzen faschistischen Verbrechertums. Darum ist der Faschismus gerichtet. Er ist vor der sittlichen Weltordnung verurteilt. Der Sturz ist nur eine Frage der Zeit. Gewiss gibt es eine Geduld der Geschichte auch mit gewalttätigen und verbrecherischen Erscheinungen, eine Geduld, die uns etwa ungeduldig macht, aber der Gerichtstag ist noch nie ausgeblieben. Gerade wir Heutigen haben eine ganze Reihe solcher Gerichtstage mächtigster und ungeahntester Art erlebt und diese Reihe ist sicher noch nicht zu Ende. Was soll es solchen gewaltigen und furchtbaren Tatsachen gegenüber bedeuten, wenn man dem Faschismus nachrühmt, er habe in Italien Ordnung und Wohlfahrt geschafft? Was ist eine Ordnung, die auf brutalster Verstörung der sittlichen Grundordnungen der Welt beruht, was eine Wohlfahrt, die ihre Kraft aus dem Verbrechen zieht? Armes Italien! Wenn diese „Ordnung“ stürzt, dann werden furchtbare Dämonen des Chaos losbrechen und mit deiner Wohlfahrt wird es übel bestellt sein.

Der vierte Grund endlich, warum ich nicht an den Faschismus glaube, ist die Person Mussolinis, mit der sein Schicksal so eng verbunden ist. Wer ist Mussolini? Man muss sich bemühen, auch ihm nicht Unrecht zu tun. Aber kann man von ihm sagen:

„Von der Parteien Gunst und Hass verwirrt
Schwankt sein Charakterbild in der Geschichte“?

Nein, es schwankt nicht, es ist eindeutig. Mussolini ist auf keinen Fall ein l a u t e r e r Charakter, ein vielleicht mit Fehlern behafteter, aber doch im Grunde edler und guter Mensch. Er ist intellektuell und dynamisch betrachtet zweifellos ein bedeutender Mensch, ein „Kerl“, aber moralisch betrachtet eher ein Dämon. Ich möchte ihn e i n e k a t i l i n a r i s c h e N a t u r nennen. Er dient einer Sache, aber nicht in Gehorsam und Hingabe des wirklichen

Helden, sondern eben als Dämon, als Einer, der von ihr besessen ist und zugleich sie zu seiner Selbsterhöhung, zur Stillung wilder Machtgier benutzt. Wie der Faschismus als Doktrin ist Mussolini als Person amoralisch, jenseits von Gut und Böse. Durch Lug und Trug, Verrat und Bestechung, vor allem durch skrupellose und dämonisch sichere Benutzung aller Umstände, böse Leidenschaften inbegriffen, schafft er sich seinen Weg. Es ist ein wilder Ernst in seinem Tun, aber nur der Ernst des Dämonen, der Macht und Herrschaft will, nicht der einer tiefen und heiligen Ueberzeugung. Man spürt nichts davon, dass er innerlich um die Wahrheit hätte ringen müssen, es handelt sich ihm nie um die Wahrheit, sondern immer bloss um die Macht. Er ist immer bloss der Politiker, nie der Pionier oder gar Prophet oder auch nur in einem tieferen Sinn der Held. Es könnte wohl richtig sein, was wahrweitsliebende Zeugen von ihm berichten, dass ihm ein Zug hochgradiger Feigheit eigne. Wenn man dieses nach aussen gekehrte Wesen etwa aus dem Charakter des Südländers erklären wollte, so wäre doch an Franziskus, Dante, Savonarola zu erinnern, in deren Leben die innere Krise eine so fundamentale Rolle spielt. Von aussen kommt Mussolini seine Sache, er fasst sie und wird von ihr erfasst durch den Trieb, zu wirken, eine Rolle zu spielen, Geschichte zu machen. Darum wechselt er seine „Ueberzeugungen" ohne Seelenkampf, ohne lange, schmerzliche innere Auseinandersetzung von einem Tag zum andern. Er ist weniger persönlicher Träger als Durchgangspunkt, er ist ein dämonisch Besessener. Darum jenes Element der Charlatanerie an ihm, das sich nicht verkennen lässt. Es ist alles nicht ganz echt, ausgenommen vielleicht die Liebe zu Italien, vielleicht! Ein solcher Mann aber ist keine Bürgschaft für eine Sache, eher eine Bürgschaft gegen sie. Und da ist der blutige Schatten Mateottis. Mussolini ist an dessen Ermordung, wenn nicht noch direkter, jedenfalls dadurch mitschuldig, dass er sie nicht gesühnt hat. Darum weicht der Schatten Mateottis nicht von ihm. Wenn er an nichts Anderem stürzte, so würde er an Mateotti stürzen und der Sturz wird böse sein.

Ich glaube aus all diesen Gründen nicht an den Faschismus. Ich g l a u b e nicht an ihn — damit ist gesagt, dass mein Urteil eben auf einem Glauben beruht, einem Glauben an gewisse sittliche Grundwahrheiten der Welt und an Gottes Willen und Gericht. Der Faschismus ist mir, unter dem Gesichtspunkt der Providentia Dei betrachtet, auf Seiten der bürgerlichen Welt, was der Bolschewismus auf Seiten der sozialistischen: eine flammende Offenbarung böser Gewalten, die im Schosse der Gesellschaft ruhen und die gerade durch solche Offenbarung sich selbst richten müssen. Es tobt in ihm der Geist einer alten Welt aus, um sich damit selbst zu vernichten. Was

vom italienischen auf besonders eklatante Weise gilt, das gilt aber mutatis mutandis von jedem.

4. Synthese und Schlussfolgerung.

Aber wie, sind wir nicht auf unserem Wege wieder einmal zu einem Widerspruch gelangt? Wir haben im Faschismus ein bedeutendes Recht, eine grosse Wahrheit erkannt und dann doch wegen dem Irrtum, dem Unrecht, der Schuld an ihm seinen notwendigen Sturz behauptet. Wie geht beides zusammen?

Es geht sehr wohl zusammen! Ich sage zum Schluss: das, was im Faschismus an Recht und Wahrheit ist oder sein kann, muss auf andere Weise verwirklicht werden.

Wie das geschehen kann und soll, braucht hier nicht mehr gezeigt zu werden; wir haben es wiederholt zu zeigen versucht. Es gilt, an Stelle der veralteten und entarteten die neue Demokratie zu schaffen und dies kann nur durch eine neue geistige und soziale Grundlegung geschehen. Diese neue Art muss ohne Gewalt durch Geist und Wahrheit durchgesetzt werden. Wir müssen die Freiheit neu gewinnen, dadurch dass wir sie an der Wahrheit und am Heiligen, an der Autorität der Freiheit befestigen und mit der Bindung und rechtverstandenen Ordnung vereinigen. Wir müssen die festen objektiven Werte wieder gewinnen. Wir müssen Ideale bekommen, die grösser sind, als die des Faschismus und nicht durch Blut und Gewalttat befleckt. Wir müssen die Bedeutung des Organischen gegenüber allem rationalistischen Schematismus zu Ehren bringen. Unsere Welt muss wieder Einheit gewinnen und dies von der Idee her. Besonders tut der Sozialismus gut, das Problem des Faschismus nicht leicht zu nehmen. Eine gewisse Art von Sozialismus ist ihm gegenüber verloren. Was in Italien geschehen ist, könnte sich in grösserem Massstabe und höheren Formen überall wiederholen. Es ist nicht zu vergessen: das Fiasco eines gewissen Sozialismus ist zum Piedestal des Faschismus geworden. Die blutige Hand des Faschismus ist ein Memento für den Sozialismus.

Der Faschismus ist, in Recht und Unrecht, Wahrheit und Trug, Herrlichkeit und Schuld, Aufstieg und Sturz ein Memento für alle.

19. Februar. L. Ragaz.

Berichte aus der Arbeit

Mädchenklub Gartenhof.

Im September 1919 kamen zum ersten Male an der Gartenhofstrasse 1, im Gartenhof, 36 junge Arbeiterinnen zusammen. Die Mädchen suchten Kameradschaft und Freude. Wir spielten und sangen zusammen; wir lasen vor,

hatten ab und zu einen Vortrag; wir wanderten; — dies war das Programm der ersten Monate. Eine grosse, schöne Bibliothek war die Freude von allen; es wurden viele Bücher und Kunstmappen mit nach Hause genommen. Bald versammelten wir uns auch an den Wochenabenden; in einer Stube wurde genäht, in einer andern gebastelt oder geschneidert; an einem Abend kamen wir gemütlich zusammen, an einem Abend trieben einige Mädchen Literatur, andere nahmen Sprachstunden. Die verschiedenen Kurse entstanden auf Wunsch der Mädchen.

Wenn man die Mädchen, deren Zahl immer wuchs, gefragt hätte, warum sie in den Gartenhof kämen, so hätten die meisten wohl nichts anderes zu antworten gewusst, als: „Wir wollen es schön haben", aber in einigen gärte und drängte es, sie waren nicht zufrieden mit dem nur schön haben, sie verlangten nach einer Aufgabe. Ein ernstes Suchen war in vielen wach geworden, Tagesfragen beschäftigte sie; es galt Stellung zu nehmen. Sie lernten das Leben kennen und sie trugen sich nach dessen Sinn und Wert. Die Frage tauchte auf: „Wo stehen wir?" Die Führenden unter den Mädchen waren sich ihres Zieles bewusst, es lebte in ihnen, wenn sie auch nicht ihre ganze Welt in Worten erklären konnten. Darum baten sie eines von uns Aelteren, wir möchten dem, was in ihnen liege, Ausdruck geben. Es entstand das „Klubprogramm", wie es irrtümlich genannt wurde; denn wir wollten ja kein Programm, wir wollten nur eine Zielsetzung. In knapper Form enthielt es, dass wir im „Klub" an uns und für andere arbeiten wollen für eine bessere Gemeinschaft, in der das Prinzip der gegenseitigen Hilfe herrschen sollte. Wir wagten noch kaum unserm allertiefsten Glauben Ausdruck zu geben, das Ziel schien uns zu hoch, und wir waren ja erst am Anfang des Weges. Das sogenannte Programm wurde dann auch vom ganzen Klub angenommen, und auf dieser Grundlage wollten wir von nun an bewusster zusammenkommen und besonders auch zusammen arbeiten. Da aber merkten wir erst, wie schwer es sei, und es begann ein Ringen und Kämpfen, ein Hoffen und Glauben, es gab bittere Enttäuschungen, ob der eigenen und der Unzulänglichkeit der Andern.

Immer bunter und mannigfaltiger wurde das Leben im Klub (er hatte sich sehr vergrössert). Die Mädchen begannen viele Arbeiten selbst an die Hand zu nehmen; sie leiteten Gruppen, erteilten den Jüngern Unterricht, nahmen Teil an öffentlichen Aktionen etc. Immer spürbarer wurde der Unterschied zwischen den Mädchen. Hier standen einige Wenige aus der Jugendbewegung, die selbständig ihren Weg gingen, da standen die grosse Mehrzahl der Mädchen, die sich ihres Suchens gar nicht bewusst waren, sie suchten nur ihre Freude, sie kümmerten sich wenig um die Ideale und das Leben der Andern. So entstanden zwei Gruppen; die „Mädchenschar Aussersihl" wurde gegründet. In ihr fanden sich die Mädchen der Jugendbewegung zusammen, daneben blieb der Klub, wie er von Anfang an war, bestehen: ein Zusammenkunftsort, wo alle, die kommen wollten, willkommen waren.

Und doch, auch im Klub wurde das Suchen immer zielbewusster. Die Schar übte ihren Einfluss aus auf die Andern; denn es hat nie eine örtliche Trennung zwischen den zwei Gruppen stattgefunden, nur die Arbeitsmethoden waren verschieden. Wo anfangs im Klub oft planlos dieses und jenes getrieben wurde, kam die ernste Gruppenarbeit auf, in denen die Werke oder das Leben grosser Menschen besprochen wurden und Stellung zu den Fragen genommen wurde. Es fand ein engerer Anschluss an „Arbeit und Bildung" statt, die Mädchen, die dafür Lust und Verständnis hatten, besuchten die dortigen Kurse. Die Freuden wurden immer einfacher, gesünder; wo früher die Mädchen davon sprachen, im Klub einen eigenen Tanzkurs zu arrangieren, wurde der Salontanz nun als verwerflich von selbst verurteilt. Volkstänze kamen immer mehr auf, das Wandern trat mehr in den Vordergrund und hier

standen sich Klübler und Mädchenschar wieder nahe. Nach einiger Zeit löste sich die Schar als eigene Arbeitsgruppe wieder auf, nachdem sie, trotz vielen Spannungen und Krisen, ernste Arbeit geleistet und zur Klärung der Situation wesentlich beigetragen hatte; sie löste sich auf, nicht weil die Mädchen sich andern Zielen zuwandten, sondern weil gerade das Ziel sie zu den Andern führte. Neu und frisch, aber ohne äussere Demonstration, ganz in der Stille, wurde wieder angefangen; neue Freundschaftsbande unter alten und neuen Klubmitgliedern wurden geknüpft, ein engeres Verhältnis kam zu Stande. Allgemeine Arbeiten, die die Jugend von Zürich an die Hand nahm, verbanden noch enger, so die Jugendherbergen, die Hilfe am Antikriegstag, die Russenhilfe, der Kampf gegen den Schund und gegen das Fastnachtstreiben usw.

Die beiden Ferienheime, das Bendeli im Toggenburg und Casoja auf der Lenzerheide, waren unterdessen immer mehr in den Mittelpunkt der Arbeit gerückt und wurde dort der Boden für neue gemeinsame Arbeit geschaffen. Das gemeinsame Leben und Erleben verband oft enger, als jahrelanges Zusammenkommen im Klub. Als Neu-Casoja entstand, braucht es viele Hände für die Aussteuer und viele Hände meldeten sich. Das war ein freudiges Schaffen für ein gemeinsames Werk.

Das Leben im Klub hat nie gefehlt, aber oft wünschten gerade die Vorwärtsstrebenden, es gäbe noch mehr sprudelndes, echtes Jugendleben, es gäbe mehr Jugendliche, die sich an einem Ziele, an einer Arbeit emporringen wollen. Sie waren oft bitter enttäuscht, dass ihre Gruppe klein blieb, dass so viele im Klub ganz im Persönlichen stecken bleiben und sich für nichts erwärmen und begeistern können. Die Dumpfheit der Masse drohte oft die Führenden zu lähmen, aber immer wieder erkannten sie ihre Verantwortung gerade diesen Menschen gegenüber. Brauchten nicht sie vielleicht am allermeisten der Hilfe? Viele Junge kamen zu uns, viele gingen wieder, sie fanden bei uns nicht, was sie suchten. Der Lebenskampf hatte sie schon zu stark zermürbt, ihre eigene Natur trieb sie zurück in den Strudel der Grosstadt, sie suchten Vergessen oder Freuden anderer Art. Wir liessen sie ungern ziehen, wir spürten ihnen gegenüber allzusehr unser Versagen. Immer wieder stehen wir vor der Frage: wie können wir gerade denen helfen, die der Hilfe am meisten bedürfen?

Nach und nach ist aber eine Schar herangewachsen, die sich ihrer Verantwortung gerade diesen Altersgenossinnen gegenüber klar bewusst ist, und immer wieder versuchen wir aufs Neue, gemeinsam zu arbeiten. Aber auch die Verantwortlichen dürfen sich nicht gebunden fühlen durch den Klub, sie sollen frei ihren eigensten Weg gehen und an ihrem Platze für das einstehen, was sie als Recht erkannt haben. Im Geiste sind sie uns enge Arbeitsgenossinnen geblieben.

Wir sind ein kleines Stück Weg zusammen gegangen. Es war trotz allen Kämpfen und Stürmen ein schönes Wandern. Ein langer Weg liegt vor uns, viel Arbeit links und rechts; wir hoffen, dass wir auch fernerhin Hand in Hand schreiten dürfen und dass sich immer mehr zu uns gesellen wollen.

G. Ruegg.

Das „Heim“ in Neukirch.

Weisst du, lieber Leser, wo das Dorf Neukirch versteckt liegt? Du darfst schon nein sagen. Ich habe es letztes Jahr auch suchen müssen, als ich das „Heim“ finden wollte. Das Heim? Soll ich dir davon erzählen?

Mitten im Thurgauer Obstwald stehts. Im Sommer verborgen unter grünem Blätterdach. Jetzt, durch die kahlen Winteräste der Bäume hindurch, kannst du das Haus mit den drei Tannen vor dem Eingang gut entdecken. Geh hin. Schau durchs Fenster. Du siehst nichts? Die Türe ist geschlossen. Still! Das Haus schläft, wie die Bäume davor. Es ruht und wartet auf den Frühling. Dann aber wirds lebendig in und um das Haus. Eine frohe Schar jun-

ger Mädchen hält ihren Einzug und weckt es aus seinem Dornröschenschlaf. Woher die Mädchen kommen? Von überall her. Aus dem Baselbiet, vom Linthal, vom Zürcher Oberland, aus der Stadt, und eines gar hat den weiten Weg von der Nordsee her genommen.

Was zieht sie denn an diesen stillen Ort? Was wollen sie hier? Den ganzen Sommer, ein halbes Jahr lang zusammenleben, wie eine grosse Familie. Wollen zusammen etwas rechtes lernen. Denn mit vielen Wünschen kommen die Mädchen: „Ich möchte gerne kochen lernen. Ich bin so ungeschickt im Putzen. Wenn ich nur viel im Garten schaffen kann. Wir haben ein kleines Kindchen zu Hause, aber ich bin gar unbeholfen mit ihm. Wer zeigt mir, wie ich meine Arbeit recht machen kann?“

Aha, sagst du, eine Haushaltungsschule ist das „Heim“? Ja, es will den Mädchen zeigen, was rechtes Haushalten sein kann und sie vorbereiten auf den Mutterberuf. Aber das Heim ist mehr als eine blosse Schule. Es ist eine Lebensgemeinschaft von Helfern und Lernenden, von Leiterinnen und Mädchen. Arbeiten lernen, ja. Aber noch dies dazu: den Sinn der Arbeit begreifen lernen, darnach sucht diese Familie. Dass der Blick nicht nur eng auf der Arbeit haften bleibt, sondern dass er den Zusammenhang ersieht zwischen Arbeit und Leben. Dass Denken und Fühlen durch die Arbeit offen werden für die Welt. Für ihre Freuden und ihre Nöte. Drum sitzen die Mädchen jeden Tag zwischen die Arbeit hinein zusammen zu Besprechungs- und Lesestunden. Bei den Tannen vor dem Haus oder unter der grossen Linde auf der Wiese.

Dass über dieser suchenden Schar ein Frohmut liegt, muss ichs sagen? Du hörst das heitere Leben schon von weitem: ein Lied, ein frisches Wort und helles Lachen.

Das ist das „Heim“ in Neukirch. Es ist ein kleines Wunderheim. Dort wird möglich, was wir wohl stets ersehnen, aber selten finden, zur Wirklichkeit wird das Wort:

„Hier bin ich Mensch
Hier darf ichs sein!“

Georg Früh.

Ausführliche Prospekte liefert gerne die Leiterin: Fräulein Didi Blumer, Haushaltungslehrerin, Schwanden.

Mütterwoche im Bendeli.

Nachdem der letztjährige Versuch einer Mütterwoche so gut gelungen ist, möchten wir ihn dieses Jahr wiederholen. Als Datum schlagen wir die Woche vom 9.—16. Mai, in die der Himmelfahrtstag fällt, vor. Das Bendeli im Toggenburg nimmt uns wieder gastlich auf. Eine Hilfe, die tagsüber die Beaufsichtigung der Kinder übernimmt, hat sich uns auch schon freundlich zur Verfügung gestellt. Das Thema, das dies Jahr in den Mittelpunkt der Verhandlungen gestellt werden soll, können wir noch nicht angeben, da die in Aussicht genommene Referentin uns ihre Zusage noch nicht bestimmt geben konnte. Wir hoffen, in der nächsten Nummer der „Neuen Wege“ Bestimmtes mitteilen zu können. Geplant ist wieder eine Aussprache über lebenswichtige Fragen in einem Kreise von Frauen, die, jede aus ihren besonderen Aufgaben und Erfahrungen her, mit denselben in Berührung gekommen sind und mit andern gemeinsam Lösungen suchen möchten. In erster Linie soll diese Woche denjenigen zugute kommen, auf denen Haushalt und Familie schwer lasten, so dass sie zu Hause zu keiner Ruhe und Erholung kommen. Die Kosten sollen sich im Maximum auf Fr. 4.— im Tag für die Erwachsenen und Fr. 2.— für die Kinder belaufen. Ein kleiner Fonds erlaubt uns, Einzelnen das Kostgeld zu ermässigen oder zu erlassen.

Um rechtzeitige vorläufige Anmeldung bittet

Namens der Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Bildung“:
Clara Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4.

Rundschau

Das Reich Christi und das Papsttum. Es war zu erwarten, dass die römische Kirche auf Stockholm eine Antwort geben werde. Als das Wesentlichste an Stockholm betrachte ich noch immer die Proklamierung des Anspruches und Glaubens, dass alle Wirklichkeit, auch die des sozialen Lebens (im weitesten Sinne des Wortes) nicht nur des individuellen, dem Gesetz und Willen Gottes gehorchen müsse. Es ist, um das alte Wort zu brauchen, die Theokratie oder Christokratie,[1]) die damit wieder in den Mittelpunkt des Christentums tritt und die heute in der Gestalt der Hoffnung auf das zur Erde kommende Reich Gottes (oder Christi) erscheint. Dass dies einen Umschwung von unübersehbarer Tragweite und zugleich einen der grossen Rückgänge zum Ursprünglichen, worin Revolutionen ja zum grossen Teil bestehen, bedeutet, ist in diesen Heften oft genug gezeigt worden.

Und nun hat die römische Kirche wirklich geantwortet und zwar vorläufig durch die Einsetzung eines neuen Festes, das der Königsherrschaft Christi über alle Wirklichkeit gewidmet ist. Das Fest soll am letzten Sonntag des Oktober, unmittelbar vor Allerseelen und Allerheiligen, aber auch in der nächsten Nähe des sogenannten Reformationsfestes, stattfinden. Ob man im Vatikan an diesen Umstand gedacht und vielleicht gar mit Rücksicht darauf den Zeitpunkt für das neue Fest gewählt hat? Seine Einsetzung bildete den Abschluss des sogenannten heiligen Jahres, das, so viel ich weiss, der Erinnerung an das Konzil von Nicäa vom Jahre 325 gewidmet war. Die neue Einrichtung wird durch eine sogenannte Enzyklika (d. h. ein Rundschreiben) in lateinischer Sprache dem Klerus mitgeteilt.

Der Papst (es ist bekanntlich Pius der Elfte) geht von der Absicht aus, „die letzten Ursachen der Nöte zu verfolgen, von denen er unser Geschlecht bedrückt und bedrängt sieht." Er wiederholt die Erklärung einer früheren Enzyklika, „dass nicht nur die Ueberflutung durch diese Uebel sich deshalb über den Erdkreis ergossen, weil die Mehrzahl der Menschen Jesus Christus und sein heiligstes Gesetz sowohl aus ihrem individuellen Leben als aus der häuslichen Gemeinschaft und dem öffentlichen Wesen entfernt hätten, sondern dass auch niemals die sichere Hoffnung auf einen dauernden Frieden unter den Völkern aufglänzen werde, so lange sowohl die einzelnen Menschen als auch die Staaten die Herrschaft unseres Erlösers verleugneten und zurückwiesen." Nur der „Friede Christi im Reiche Christi" (pax Christi in regno Christi) vermöge dies zu schaffen. Dann geht er unter Berufung auf das heilige Jahr daran, diese Königsherrschaft Christi zu verkündigen und stützt seine Erklärung sowohl auf einen biblischen Beweis, der die klassischen Stellen des Alten und Neuen Testamentes über das Königstum Christi anführt, als auch auf einen dogmatischen, der vor allem jene Lehre von der Gottmenschheit Christi benutzt, die durch das Konzil von Nicäa einst festgelegt worden ist. Von hier geht es dann weiter zu einem in der feierlich antiken Form doch modernen Gedankengang. Jesus Christus ist nicht bloss der Erlöser, an den wir glauben, sondern auch der Gesetzgeber, dem wir gehorchen sollen. Dieses Herrschaftsgebiet Christi hat bloss das Reich Satans gegen sich, schliesst aber selbst alle übrige Wirklichkeit ein. Das ist der entscheidende Punkt, wo sich nun Rom mit Stockholm berührt und wo, anders gewendet, der „Statthalter Christi" Wahrheiten ausspricht, die das eiserne Inventar der religiös-sozialen Bewegung bilden. „Es irrt schmählich," erklärt er, „wer irgend ein Gebiet des bürgerlichen Lebens der Herrschaft Christi entziehen will, da dieser doch

[1]) Gottesherrschaft, Christusherrschaft.

vom Vater her das unbedingteste Recht auf alle erschaffenen Dinge in dem Sinne inne hat, dass alles in seinen Willen gelegt ist." „Es besteht nicht der geringste Unterschied zwischen den individuellen Ueberzeugungen in Bezug auf diese Sache und den familiären und bürgerlichen, weil die Menschen als gesellschaftlich Verbundene deshalb nicht weniger in der Gewalt Christi sind, als die Einzelnen; denn die Quelle des privaten und des öffentlichen Heiles ist wahrlich die gleiche: Es ist in keinem Andern das Heil und ist kein anderer Name unter dem Himmel den Menschen gegeben, darin sie könnten gerettet werden — der gleiche auch der Urheber des Gedeihens für den einzelnen Bürger und das gemeine Wesen und ihrer verschwisterten Wohlfahrt: Denn [sagt Augustinus] nicht kommt von dem einen Ort dem Gemeinwesen, von einem andern dem Einzelnen die Seligkeit, da ja ein Gemeinwesen nichts anderes ist, als eine geeinigte Vielheit vom Einzelnen." Alles, wie gesagt, Formeln, die von einem Religiös-Sozialen stammen könnten.

Soweit besteht also auch vollkommene Einheit zwischen Rom und Stockholm. Wo beginnt der Unterschied? Er beginnt dort, wo der Papst auseinandersetzt, dass diese Wahrheit dem katholischen Volke besser durch ein Fest mit seiner Anschaulichkeit als durch noch so ernste und lehrhafte kirchliche Dokumente eindrücklich gemacht werde. Hier zeigt sich die Tendenz auf Veräusserlichung, Sichtbarmachung der Wahrheit, die dem Katholizismus eignet und über deren Wert oder Unwert hier nicht geurteilt werden soll. Aber noch tiefer greift der Gegensatz. Der Anspruch Christi verwandelt sich für die Enzyklika unter der Hand und fast von selbst, übrigens nicht in grober Form, in einem Anspruch der Kirche. Sie ist das Organ und doch wohl auch der Hauptschauplatz der Herrschaft Christi. Für einen Protestantismus, der seinem Prinzip treu bleibt, ist aber das Organ der Gottesherrschaft der frei waltende Geist Gottes und ihre Verwirklichungsform die Welt, d. h. die erlöste Schöpfung Gottes. Dieser Unterschied schliesst freilich nicht aus, dass sich beide Denkweisen auf weiten Lebensgebieten z. B. in der Friedensbewegung, aber auch in sozialen Dingen (im engeren Sinne) begegnen und verständigen können.

Wenn man Stockholm etwas konkreter nimmt und nicht rein im Sinne des protestantischen Prinzips versteht, und die Formeln etwas vereinfacht, so kann man vielleicht auch sagen: Rom vertritt die Königsherrschaft Christi in Form der Kirche, Stockholm halb in Form der Kirchen, halb in Form der Welt. Es gibt aber eine dritte Form, und sie allein scheint mir dem Sinn der Bibel zu entsprechen: die Königsherrschaft Christi in Form der durch Christus verwandelten Welt. Das ist unser Ziel und Weg. Ich nenne das die laienhafte Form der Sache Christi, während die Enzyklika sich mit besonderem Nachdruck gegen den sogenannten Laizismus wendet. Darunter versteht sie freilich etwas ganz anderes als ich, nämlich die Verweltlichung der Kultur im Sinne einer Abwendung von Gott, während für mich die Laienform der Sache Christi umgekehrt gerade die Frucht einer neuen Zuwendung zu Gott, eines neuen Waltens seines Geistes wäre; trotzdem weist der Unterschied in der Redeweise auf einen solchen des Denkens hin.

Auf alle Fälle stellt uns die Tatsache dieses Gegenstosses Roms zu Stockholm (der sich selbstverständlich nicht auf die Einsetzung des neuen Festes beschränken wird) vor Perspektiven, die heute wohl noch kein Mensch zu übersehen vermag. Die zu Nicäa intellektuell — dogmatisch festgestellte Gottmenschheit Christi will sich praktisch zu einer gottmenschlichen Welt erweitern. Das glauben Stockholm und Rom, das glauben auch wir.

Politische Umschau. Es ist wieder eine Reihe von politischen Ereignissen zu verzeichnen, welche die Welt aufgeregt haben und die eine gewisse symptomatische Bedeutung besitzen. Sie stehen untereinander in einem innern Zu-

sammenhang und beleuchten, zum Teil schlaglichtartig, den Zustand Europas und der Welt.

1. Die riesige Skandalgeschichte der ungarischen Notenfälschung deckt die erschreckenden Abgründe auf, in denen unter der Oberfläche der europäischen Politik sich Bestrebungen entwickeln, die, zur Reife gediehen, in furchtbaren Explosionen sich entladen und die Welt aufs neue in Brand setzen würden. Man musste ja immer annehmen, dass über Mitteleuropa, speziell Bayern, Oesterreich, die Tschechoslovakei und Ungarn, ganz besonders dieses, die Reaktion ein unsichtbares Netz von Intriguen spanne. Nun ist dieses aufgedeckt, Gott sei Dank, und damit wieder einmal eine schwere Gefahr abgewendet. Auch die Enthüllung des Geistes einer gewissen ungarischen Kaste vor der ganzen Welt wird man als Gewinn betrachten dürfen. Der Anlass hat freilich wieder gezeigt, was für Geister der Krieg und das, was auf ihn folgte, überall geweckt und gezüchtet hat und man wird gut tun, diesen ganzen moralischen Tatbestand nicht zu vergessen. Allerdings auch das Andere nicht, dass der Friedensvertrag speziell in jenem Teil Mitteleuropas Ungerechtigkeiten, ja Ungeheuerlichkeiten angehäuft hat, die solche Früchte zeitigen können und dass man jene irgendwie beseitigen muss, wenn es dort zu Frieden und neuem Leben kommen soll. Was speziell Ungarn auch selbst gesündigt haben mag, so scheint mir doch klar, dass die jetzige Zerreissung des Magyarentums und Verstümmelung Ungarns ein unerträglicher Zustand sei.

2. Eine der ganz grossen und fast unbegreiflichen Sünden des Friedensvertrages von Versailles war die Abtrennung des deutschen Südtirols von Oesterreich und seine Vereinigung mit Italien. Ich bin sicher; dass Wilson, wenn er gewusst hätte, um was es sich handle, um keinen Preis dieser Gewalttat zugestimmt hätte. Aber er besass als Amerikaner andere Masstäbe als wir. Was ist dem Amerikaner, den eine Tag- und Nachtfahrt im rasenden Schnellzug vom Atlantischen Ozean noch kaum an die Westgrenze von Neu-England führt, ein Streifen Landes mit noch lange nicht so viel Einwohnern, als irgend eine der vielen Vorstädte oder Teilstädte von New-York zählt? Wilson hat wohl nie von Andreas Hofer und Peter Mayr gehört, jedenfalls nie das „Zu Mantua in Banden“ gesungen, er hat nicht gewusst, was Tirol für uns alle und erst recht für die Oesterreicher bedeutet. Wer auch nur einmal im früchtereichen Herbst das Etschtal hinunter gewandert ist, dort unter schon südlichem Himmel diese urdeutsche und so sehr liebenswerte Bevölkerung kennen gelernt hat und vor dem Standbild Walthers von der Vogelweide auf dem Domplatz zu Bozen gestanden ist (es stammt meines Wissens von dem gleichen Meister, wie unser Zwinglistandbild in Zürich und hat einen ähnlichen Stil), der kann sich nicht leicht darin finden, dass dieses Land nun von seiner nördlichen Bruderhälfte losgetrennt und italienisch sein soll. Das sage ich als Einer, der zwar nicht Mussolini, aber Italien und das italienische Volk innig liebt und auch nicht Walther von der Vogelweide Dante gleichstellt, freilich auch einen Vergleich zwischen den beiden für verkehrt hält, als Einer, der sowohl die staatliche Zugehörigkeit, als auch die Unterschiede von Sprache und sogenannter Rasse nicht allzuwichtig nimmt, dem aber gerade darum eine tyrannische Unterdrückung von Sprache und Volkstum doppelt als Unrecht und Torheit vorkommt.

Ueber dieses wunderbare, einst so sonnig frohe, nun von den Dämonen des Streites und der Unterdrückung beschattete Land hinweg ist der Wortwechsel zwischen Mussolini und Stresemann und der ihn begleitende Chorus gegangen. Die Reden Mussolinis, besonders die erste, haben das Gute, dass sie das wahre Gesicht dieses Mannes der ganzen Welt enthüllten, sie haben auch das andere Gute, dass sie gewissen alldeutschen Elementen zeigen, wie schön das Evangelium der Gewalt klingt, wenn man es

nicht selber predigt, sondern von andern gepredigt — und dazu gegen einen selbst angewendet — bekommt. Und noch mehr Gutes ist dabei. Es wird wohl Deutsche (und andere) geben, die sagen: „Wenn die Deutschen noch ihr früheres Heer hätten, dann dürfte kein Mussolini ihnen ungestraft so kommen!" Wohl, aber ich frage: Was hat es Deutschland geschadet, dass Mussolini ihm so gekommen ist? Ist nicht er selbst der Besiegte? Fällt die Schande nicht auf ihn? Hätte eine militärische Aktion gegen Italien ihn gründlicher geschlagen als die einfache Rede Stresemanns? Zeigt nicht dieser Anlass, dass ein neuer Ehrbegriff uns weitaus besser schützt als Kanonen und Flugzeuge?

3. In dem Augenblicke, wo alle Welt (einige Gewaltgläubige und wilde Deutschenhasser ausgenommen) in der Verurteilung Mussolinis einig ist, hat der schweizerische Nationalrat aus Angst vor ihm nicht einmal gewagt, eine Diskussion über die Interpellation im Fall Tonello zuzulassen. So gross ist die moralische Tapferkeit der Enkel der Helden von St. Jakob und Marignano! Wir haben ein Heer, von dessen wirklichen und möglichen Leistungen für den Schutz unserer Unabhängigkeit unsere bürgerlichen Politiker, Motta mit Scheurer voran, nicht genug zu rühmen wissen, aber wir verkriechen uns vor jeder Unverschämtheit eines Mächtigen in ein Mauseloch. Der Zusammenhang ist klar: wir klammern uns an das Heer aus Mangel an Mut. Auch uns würde mehr Mut und eine neue Ehre mehr helfen als Maschinengewehre.

Was die so wenig ehrenvolle Affaire im übrigen betrifft, so reiht sie sich an die leider nicht kleine Zahl der Feigheiten und Liebedienereien gegenüber den Ansprüchen Mächtiger, von denen die schweizerische Geschichte auf ihren traurigsten Blättern erzählt Gewiss hat Tonello gegen Mussolini Starkes gesagt, ihn, wie es scheint „Mörder" und „Judas" genannt. Aber hatte er dazu nicht allen Grund? Und ist der Faschismus nicht eine internationale Angelegenheit? Wo ist man übrigens je eingeschritten, wenn bei uns gegen Soviet-Russland ganz ähnliche Dinge geschrieben wurden, und dies jahrelang, und auch nicht nur von Schweizern? Ich liebe die Soviet-Politiker so wenig als Mussolini, aber was dem Einen recht ist, das ist dem Andern billig; wenn man gegen den Bolschewismus alle Federn und Zungen vollkommen frei walten lässt, aber dreinfährt, wo sich eine gegen den Faschismus wendet, da geschieht es eben aus Parteimotiven, weil man jenen hasst und mit diesem heimlich sympathisiert. Ich will mich im übrigen auf den Fall nicht näher einlassen. Bundesrat Mottas Argumentation ist so schwach als nur möglich, fast an keinem Punkte beweiskräftig. Dass es eine offenkundige Rechtsverletzung und Bedrohung der freien Presse ist, wenn man einen Hauptmitarbeiter kurzerhand zum Redaktor einer Zeitung und für die Zeitung verantwortlich macht, liegt auf der Hand. Noch wichtiger aber scheint mir ein anderer Gesichtspunkt: Ist die Bekämpfung einer Macht, wie der Faschismus eine ist, einer aller Demokratie totfeindlichen Macht, nicht auch eine spezifisch schweizerische Aufgabe? Geht es da nicht um unser eigenes Lebensrecht? Dürfen, sollen wir uns für dieses nicht einsetzen, auch unter grossem Risiko, so wie wir uns einst gegen Feudalismus und fürstlichen Despotismus einsetzten? Wenn nicht, werden wir dann nicht moralisch untergehen? Kann ein Volk, das nichts mehr für seine Sache wagt, leben? Ist blosse Neutralität nicht Tod, Selbstmord?

4. Der Feigheit gegenüber Mussolini entsprach die Anmassung gegen Lenin, einfach, weil dieser weit weg war und man meinte, den Bolschewismus als quantité négligeable betrachten zu dürfen, während man ihn (an solche Widersprüche ist man beim heutigen Geschlecht von Schweizern nachgerade gewöhnt) Tag und Nacht fürchtete. Unsere Politiker, die freilich am Stammtisch und im Leibblatt den Bolschewismus spielend vernichteten (um, wie gesagt, immer wieder vor ihm zu zittern), glaubten sich erlauben zu dürfen, ein Riesenreich wie Russland verächtlich zu behandeln. Das entsprach freilich der

Mentalität und dem Horizont eines Häberlin, aber nicht der Wirklichkeit und dafür haben wir nun die Zeche zu bezahlen, die unter Umständen sehr hoch zu stehen kommt. Die Folge dieser Haltung war die Ermordung und Freisprechung W o r o w s k y s. Daran hat also das ganze Volk, hat besonders auch der Bundesrat moralische Mitschuld gehabt. Und nun geht der Schatten Worowskys um. Nun zeigt es sich, dass wir nicht auf Schweizerboden ungestraft einen Meuchelmord begehen lassen dürfen. Und nun gälte es, einfach S ü h n e zu leisten. Sollte diese Sühne sogar D e m ü t i g u n g mit sich bringen, so gehört wohl Demütigung zu jeder richtigen Sühne. Hat Frank Thomas, der Genfer Evangelist, diese Elemente eines religiösen und ethischen Denkens ganz vergessen, als er in einer Genfer Versammlung als Redner mitwirkte, um den Bundesrat im Namen der „Würde" des Landes gegen Russland steif zu machen? Ueberhaupt diese Versammlungen in Lausanne und Genf unter der Anführung eines der Männer, die unser Land geschädigt haben wie Wenige, jenes leider erfolgreichen Verteidigers des Meuchelmörders von Lausanne! Diese Welschen sind zum Teil so weit gegangen, den Austritt der Schweiz aus dem Völkerbund einer sogenannten Demütigung von Russland vorzuziehen! Kann man sich eine wahnsinnigere reaktionäre Verblendung denken? Nein, nicht nur für jeden, der die Schweiz als sein Vaterland lieb hat, und der nicht von reaktionärer Wut berauscht ist, auch für jeden, der einfach der ewigen sittlichen Wahrheit die Ehre gibt, liegt klar am Tage: Wir haben Russland Sühne zu leisten für ungestraften Meuchelmord, haben unser tiefstes Bedauern über jene Tat und jenes Urteil auszusprechen, haben der Tochter des Gemeuchelten eine Pension zu zahlen. Das alles ganz und gar ohne zu fragen, was Russland selbst gegen uns und andere gesündigt hat. Wir haben u n s e r e Schuld zu sühnen, u n s e r Unrecht gut zu machen (so weit dies noch möglich ist), wenn Russland die seinigen nicht gut macht, desto schlimmer für es! Es ist unwürdig, wenn wir versuchen, diese Pension an die Tochter des Gemordeten zu einem Marktobjekt zu machen, indem wir dafür russische Kompensationen heraus schlagen wollen. Dieses Vorgehen erinnert an die schlimmsten Erfahrungen mit dem point d'argent, point de Suisse. Und endlich: wenn wir Schweizer uns vornehm sträuben, die heutige russische Regierung, sie mag uns gefallen oder nicht (war denn der Zarismus etwas besonders Demokratisches und Unschuldiges?), de jure anzuerkennen, während Deutschland, England, die Tschechoslovakei, Schweden und andere es getan haben, Amerika es erwägt und wir eines Tages dann doch nachkriechen und vielleicht nachwinseln müssen, so ist das jene Gernegross-Politik von Liliputanern, die uns nur Blamage über Blamage einträgt und alles eher bewirkt, als Mehrung der „Würde" der Schweiz.

Die Affaire Tonello wie die Affaire Worowsky zeigt wieder mit trauriger Deutlichkeit, was für moralisch und intellektuell dafür gleich ungeeignete Männer in dieser wichtigen Zeit die Geschicke der Schweiz bestimmen.

5. Und nun nach dem Traurigen das Erfreuliche: D e u t s c h l a n d hat seinen Eintritt in den V ö l k e r b u n d angemeldet! Das ist ohne Zweifel ein grosses Geschehnis. Wie gerne wollten wir uns darüber ohne Rückhalt freuen! Daran hindert uns die Tatsache, dass leider bis jetzt aus Deutschland fast nur Stimmen gehört werden, wonach Deutschland den Völkerbund nach Möglichkeit für seine eigenen Interessen ausbeuten solle, ja noch schlimmere, und kaum eine (etwa die Försters und der Pazifisten ausgenommen) die verlangte, dass es dem Völkerbund selbst seine treue Mitarbeit bringe, und dass auf der andern Seite der Barrikade Vorsichtsmassregeln getroffen werden, um seinen Einfluss im Rate zu paralysieren. Auch wird die Aufrollung schwieriger Streitfragen durch Deutschland grosse Gefahren mit sich bringen. Man hat also alle Ursache, um dieser Wendung willen, die dem Völkerbund zum höchsten Segen gereichen sollte, für seine Zukunft besorgt zu sein. Trotz

alledem wollen wir uns freuen. Und wir wollen glauben, dass auch die besten deutschen Kräfte sich immer mehr am Werke der neuen Organisation des Völkerlebens beteiligen werden, und dies nun ohne allzu einseitige Verfolgung wirklicher oder vermeintlicher nationaler Interessen. Möchten darum auch die bisherigen Glieder des Bundes das Vertrauen zu Deutschland aufbringen, ohne das es keine rechte gemeinschaftliche Arbeit gibt.

6. Endlich etwas fast uneingeschränkt Gutes: der Anschluss Amerikas an den Internationalen Gerichtshof. Das ist fast wie ein Eintritt in den Völkerbund selbst, trotz aller offizieller Verwahrungen dagegen, die vielmehr bloss beweisen, dass eine sehr starke amerikanische Strömung den Schritt eben doch so versteht. In der Tat ist gerade bei der Auffassung des Rechtes, die dem Amerikaner eignet (dem dieses viel mehr als uns mit Gerechtigkeit und Moral zusammenfliesst), der Anschluss an eine rechtliche Institution für Amerika viel wichtiger, als der an eine rein politische.

Wenn man zugleich beobachtet, dass Russland offenbar seine Haltung gegenüber dem Völkerbund neu überlegt (ebenfalls trotz aller Verwahrungen!), so wird klar, welche gewaltige Entwicklung dieser zu erleben im Begriff ist. Freilich wird die Schuld der Schweiz desto grösser, wenn sie durch kleinliche Haltung Russland einen Vorwand liefert, der Abrüstungskonferenz des Völkerbundes fern zu bleiben.

Alles in Allem haben wir im Angesicht dieser Ereignisse, trotz dem Trüben und Schweren daran, Ursache zur Freude und Hoffnung.

Die **Volksversammlung** zur Besprechung der **Abrüstungsfrage**, die am 8. Februar im Schützenhaus in St. Gallen stattfand, ist ein bedeutsames Ereignis, das nicht kleine Wirkungen haben wird. Die „Neue helvetische Gesellschaft“ (die leider sonst in einen gewissen Schlaf versunken ist und zu sehr der Reaktionszeit ihren Tribut bezahlt, statt gegen sie angekämpft hat) veranstaltete eine sogenannte kontradiktorische Versammlung zur Besprechung des Abrüstungsproblems und lud dazu die verschiedenen politischen Parteien ein. Der grosse Saal sei überfüllt gewesen. 1500 Menschen lauschten den Vorträgen und der Diskussion bis über Mitternacht hinaus, was für Schweizer Verhältnisse etwas bedeuten will. Der Hauptredner des Abends war Prof. Ernst Bovet, der Generalsekretär der schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund. Er forderte in seiner begeisternden Art die Abrüstung, zog sich aber, nach den Zeitungsberichten, von der letzten Konsequenz auf die „Tragik“ zurück, die uns nicht erlaube, als das recht Erkannte sofort zu verwirklichen und wies auf die in der Welt noch vorhandenen Konfliktstoffe hin. Mir scheint die Tragik darin zu bestehen, dass ein Mann wie Prof. Bovet vor ihr sich resigniert, und was die Konfliktstoffe betrifft, so können wir doch nicht erst abrüsten, wenn keine solchen mehr vorhanden sind. Dann wäre die Abrüstung unnötig geworden. Vielmehr müssen wir gerade darum abrüsten, damit die Konfliktstoffe unschädlich werden und durch das Recht erledigt werden, statt durch die Gewalt. Den radikalen Standpunkt vertraten unsere Gesinnungsgenossen Dr. Frank als Korreferent und Dr. Weber und Dr. Huber als Votanten in der Diskussion, während Dr. Kobelt als zweiter Korreferent und Dr. Scherrer als Diskussionsredner die Abrüstung bekämpften, zum Teil, nach den Berichten, mit seltsamen Gründen (z. B.: So lange noch ein Mensch in seinem Innern den Krieg nicht überwunden habe, sei eine Armee notwendig — ein etwas kostspieliges Vergnügen!), Herr Pfarrer Heim Prof. Bovet unterstützte und Herr Schenkel für die Vereinigten Staaten von Europa eintrat. Nach dem offenbar allgemeinen Eindruck hat an diesem Abend die Sache der Abrüstung bei weitem obgesiegt. Unsere St. Galler Freunde zeigen, welches der Weg eines echten Sozialismus ist.

Der Eindruck dieser Versammlung auf die ganze deutsche Schweiz ist gross. Die Abrüstung, und zwar die völlige, ist auch für die bürgerliche Welt ein ernst zu nehmendes Problem geworden. Das ist ein grosser Schritt nach vorwärts!

Bern. Zusammenkunft der „Freunde der Neuen Wege", Sonntag, den 14. März, abends 8 Uhr, im Grünen Saal des Volkshauses. Vortrag von Pierre Ceresole aus Zürich über Ralph Waldo Emerson.

Von Büchern

1. Kleine Anzeigen.

Ernst Hauri: „Wie wir Gott kennen lernen." Ein Büchlein für besinnliche Knaben und Mädchen. 103 S. Verlag Kober, Basel 1925.

Es erscheint mir als eine Pflicht der Dankbarkeit, dieses Büchlein anzuzeigen, mit dem ich bei Kindern gute Erfahrungen gemacht habe. Auf eine neue und sicherlich gute Art wendet sich der Verfasser an die Jugend. Er lässt nämlich Kinder selber ausgiebig zu Worte kommen, die erzählen da von dem, was sie selber schon von Gott gespürt und erlebt haben. Auch sonst wird in frischer, auch Kindern durchaus verständlicher Sprechweise immer von dem ausgegangen, was Kinder selber erleben. So wird von Gott, Schöpfung, Gewissen und vom Gutwerden geredet und geht es schliesslich bis ins Tiefste des Evangeliums: zu Jesus Christus, der Gesinnung der Bergpredigt, dem Kreuz, der Hoffnung aufs Gottesreich. Immer mit möglichst wenig fremdartigen biblischen Ausdrücken, sondern ganz in unserer eigenen Sprache und so, dass all dieses Grosse als Ziel für unser eigenes Leben offenbar wird; und doch ist es in nichts abgeschwächt, sondern bleibt in seiner ganzen seltsamen Grösse stehen und wird gerade so mit dem Leben der Kinder verbunden. Es ist also nicht im schlechten Sinn den Kindern „angepasst", sondern da wird z. B., wo vom Unrechtleiden die Rede ist, der feine, so ganz „unpädagogische" Gedanke ausgeführt, dass Kinder besonders viel Unrecht von Erwachsenen zu tragen haben und warum dies so ist. Das Büchlein verdankt nach des Verfassers eigenem Geständnis seine Anlage dem grossen Begründer der Erfahrungstheologie Friedrich Schleiermacher, aber man merkt auch etwas von Blumhardt darin. Ich möchte alle diejenigen, welche die Aufgabe haben, Kinder zu Gott zu führen — Eltern, Religionslehrer, Pfarrer, Erzieher im weitesten Sinn — nachdrücklich auf das Büchlein aufmerksam machen. Holzer.

„Jesus als Charakter." Von **Johannes Ninck**. 3. Auflage. 1925. J. C. Hinrichs, Leipzig.

Dieses Buch mit dem etwas auffallenden Titel hat bei seinem ersten Erscheinen Aufsehen erregt und dem Verfasser seine Stelle gekostet und zwar darum, weil darin das Dogma von der „Sündlosigkeit Christi" nicht genügend gewahrt schien. Wir haben es damals in den „Neuen Wegen" ausführlich besprochen. Es schien uns nicht nur als Zeugnis eines freien und tapferen Geistes, dem Verfasser, der damals Pfarrer der „positiven" Minoritätsgemeinde in Winterthur war, Ehre zu machen, sondern auch als ein Weg zu Christus einen bedeutenden Wert zu haben. Denn es mag ja für solche, die die „Gottheit" Christi noch nicht zu sehen vermögen, der erste Schritt zu solchem Sehen zu sein, dass sie sich in seine „Menschheit" vertiefen, in der und durch die sich ja die Gottheit kund tun will. Nicht für Alle mag dies ein Weg sein, aber für Viele.

In theologischen Kreisen wird man freilich dieser Methode heute abwei-

sender gegenüberstehen als einst. Man ist heute stärker geneigt, in Jesus das absolute Wunder, die Paradoxie, das Anstossgebende zu betonen und wird vielleicht finden, der Versuch dieses Buches schaffe für die Erkenntnis Christi eher ein Hindernis, als eine Förderung. Ohne Zweifel ist auch eine solche Wirkung möglich. Trotzdem meine ich, dass dieser Weg ein Recht behält, das Recht des Wortes: „Wer mich siehet, der siehet den Vater." Ich meine doch, Gott habe uns auch die Menschheit Christi geschenkt und wir dürften sie nicht übersehen.

Ob der Verfasser in der Darstellung dieser Menschheit immer und ausnahmslos den rechten Ton und die rechte Höhe gefunden habe, darüber wäre vielleicht zu reden. Sicher ist, dass er mit einem Entdeckerblick, den nur die Liebe zu Jesus und ein inniges Leben mit ihm verleihen konnte, die wunderbare Konkretheit und den unerschöpflchen Reichtum geschaut hat, die dem Bilde des Menschensohnes eignet. Insofern ist das Buch auch eine besonders eindringliche Widerlegung jenes Zweifels, der Jesu geschichtliche Gestalt immer wieder gern in einen Mythus auflösen möchte.

2. Zeitschriften.

Weitaus den besten Bericht über Stockholm bringt das November= und Dezemberheft des von Elie Gounelle geleiteten Christianisme social (Saint-Etienne, Loire, 2, Rue Balay).

Er ist, im Gegensatz zu den offiziellen Rapporten, von persönlichem Lebensblut erfüllt, voll Freude über das in Stockholm Geschehene und doch keine unkritische Verherrlichung. Niemand wird ihn ohne Ergriffenheit lesen und ohne davon Stoff zu vielem Nachdenken zu bekommen.

Am Bericht der „Eiche" (4. Heft des Jahrganges 1925) wirkt ebenfalls das persönliche Element belebend. Besonders interessant aber ist, was dort aus erster Hand über die Haltung der deutschen Delegation gesagt wird. In späteren Heften dürfte die Berichterstattung (über die Nachklänge) gründlicher, gerechter und tendenzfreier sein, was auch von allerlei Anderem gilt, was die „Eiche" etwa bringt.

Die „Friedenswarte", die von Alfred H. Fried begründete und jetzt von Walther Schücking und Hans Wehberg u. a. herausgegebene „Zeitschrift für internationale Verständigung und zwischenstaatliche Organisation", hat kürzlich ihren 26. Jahrgang begonnen. Sie bringt nicht nur Aufsätze über die Grundlagen der gesamten organisatorischen Friedensbewegung, sondern lässt in ihren Spalten auch die radikaleren Gruppen zu Wort kommen. Ganz besonders sorgsame Beachtung widmet sie den Problemen des Völkerbundes, der Abrüstung und der Schiedsgerichtsbarkeit. Die „Friedenswarte" ist eine der wenigen Zeitschriften, die über alle Urteile und Gutachten des Haager Weltgerichtshofes ausführliche Berichte von fachkundiger Seite bringen. Sie veröffentlicht laufend die wichtigsten Dokumente der Friedensbewegung. Ausführliche Literaturübersichten und Besprechungen weisen auf alle Neuerscheinungen hin. Die Zeitschrift, die von jedem Freunde des Völkerbundes wie überhaupt der Friedensbewegung unterstützt werden sollte, erscheint im Verlage von Hensel & Cie., Berlin-Friedenau, Kaiseralle 70. Sie kostet jährlich 15 Schweizer-Franken.

Für die Einzahlung von Abonnementsbeträgen bitten wir, so weit es noch nicht geschehen ist, beiliegenden Einzahlungsschein zu benützen. Wir werden uns gestatten, Abonnements, die bis zum 10. März noch nicht auf unser Postcheck-Konto VIII 4071 angewiesen sind, durch Nachnahme zu erheben.

Die Administration: Reutimann & Co., Zürich.

Niederlage und Sieg.

Wahrlich, wahrlich, ich sage euch: Es sei denn, dass das Weizenkorn in die Erde falle und ersterbe, so bleibt es allein, wo es aber erstirbt, so bringt es viele Frucht.
Evang. Joh. 12, 24.

Charfreitag und Ostern sind, neben allem andern, was sie sonst noch bedeuten, die Geschichte der grössten Niederlage, die zum grössten Siege wird. Ob wohl viele von denen, die Charfreitag feiern, sich bewusst sind, dass sie anbetend vor dem furchtbarsten Misserfolg der Geschichte stehen? Sie beten im Alltag doch auch selber, genau wie die Kinder der Welt, den Erfolg an, vielleicht neben dem weltlichen auch noch den geistlichen, aber doch den Erfolg und betrachten den Erfolglosen als menschlich abgetan und auch von Gott verlassen. Ganz sicher hätten sie alle, mit ganz, ganz wenigen Ausnahmen, auch zu denen gehört, die den Gekreuzigten als einen ganz und gar Erledigten, von Gott mit völligem Fiasco Geschlagenen betrachtet und gering geschätzt, wenn nicht verachtet und gehasst hätten. Darüber darf man sich nicht der geringsten Täuschung hingeben. Die Durchschnittsfrommen sind darin auch heute nicht wesentlich anders als die, welche damals vor neunzehnhundert Jahren in Jerusalem sich vor Jesus — bekreuzigten, und auch die „christliche" Welt ist Welt. Darum aber verehrt sie im Grunde nur den Erfolg und verehrt auch das Kreuz — weil es hinterher Erfolg gehabt hat! Sie verehrt also nicht das Kreuz, sondern sein Gegenteil. Sie verehrt nur Ostern, aber ein Ostern ohne vorausgegangenen Charfreitag; sie staunt vor dem offenen Grabe und das heisst: vor der Erhöhung Christi, aber staunend und verachtend würde sie sich vor seiner Erniedrigung abwenden — wendet sie sich ab, wo diese incognito vor ihr erscheint und der Apparat der offiziellen Lüge, auch der „christlichen", nicht spielt.

Wir wollen sie darob nicht richten. Denn wir alle suchen Erfolg. Edler ausgedrückt: wir suchen Sieg. Den Sieg wollen wir, nicht die Niederlage. Wie könnten wir anders? Wer möchte denn kämpfen ohne Hoffnung auf Sieg? Wir wollen doch mit all unserem Tun etwas erreichen, etwas ausrichten, etwas durchsetzen, sonst würde es zum blossen Spiel. Keine Stunde ist darum leuchtender als die Stunde des Sieges, nichts ist seliger als das Bewusstsein, etwas heiss Erstrebtes errungen zu haben. So zu fühlen ist dem Menschenherzen natürlich.

Freilich, in dem Masse, als wir älter werden und die tiefere Wahrheit des Lebens verstehen, ändert sich dieses Empfinden ein wenig. Wir freuen uns zwar immer noch eines Erfolges, eines Sieges, aber gleichsam „mit Furcht und Zittern". Denn wir wissen, welch eine

gefährliche Sache Sieg und Erfolg sind. Auch schämen wir uns darob ein wenig. Denn wo Sieg ist, gibt es irgendwie immer auch Besiegte. Ein tiefes Gefühl sagt uns, dass das Göttliche eher mit Niederlage verbunden sei als mit Sieg. Das scheint zu seiner Natur zu gehören. Daher sind zwar Sieg und Erfolg sonniger, jubelnder, aber es ist uns im Tiefinnersten der Seele wohler im heiligen Schatten einer Niederlage — einer rechten Niederlage, meine ich, einer Niederlage mit Gott und für Gott. Denn wir fühlen uns darin Gott näher und sicherer vor den Dämonen.

Damit stehen wir unmittelbar vor der unglaublichen Paradoxie des Kreuzes, des Kreuzes auf Golgatha. Versuchen wir, sie uns ein Stück weit klar zu machen.

Da enthüllt sich uns denn zuerst die Tatsache, dass nur durch Unterliegen, durch die furchtbarste Niederlage seiner Sache und ihres Vertreters, seines Vertreters, seines Sohnes, Gott der Welt offenbar werden konnte. Die furchtbarste Niederlage der Geschichte ist es, weil sie der Erfolg des grössten Wollens ist. Ist es aber nicht Tatsache, dass es nur durch sie zur vollen Offenbarung Gottes kommen konnte? Denken wir uns einmal, Jesus hätte gesiegt, ich meine, direkt gesiegt, auf menschliche Weise gesiegt, er hätte mit seiner Botschaft vom Reiche Gottes Erfolg gehabt, wäre damit gegen Pharisäer und Sadduzäer, Priester und Volk durchgedrungen — ja, können wir uns das überhaupt denken? Wäre dann Christus uns das, was er uns jetzt ist? Kann er uns Christus anders sein, denn als der Gekreuzigte? Wäre er dann nicht eine kalte Gestalt? Könnte er uns dann die Offenbarung des Herzens Gottes sein? Ist es doch auch schon bei grossen Menschen so, dass solche, deren Laufbahn gar zu leicht und erfolgreich gewesen ist, uns nicht so tief zu fesseln imstande sind, wie solche, in deren Leben Mühsal, Not, Verkennung, Tragödie, Niederlage ihre Stätte haben, ja deren Weg vielleicht mit einer letzten grossen Niederlage abschliesst. Wie viel mehr muss das vom Menschensohn gelten! Könnten wir ohne das Kreuz das Grösste sehen, was Gott uns von seinem Wesen zeigen kann, seine alles besiegende, jeder Schuld, jeder menschlichen Bosheit und Gemeinheit, jeder Weltfinsternis und jeder Höllenmacht überlegene Liebe? Wohin könnten wir, von den Dämonen der Verzweiflung verfolgt, flüchten, wenn nicht zum Herzen Gottes und wo fänden wir dieses, wenn nicht am Kreuze? Es wird schon so sein, wie sogar tiefe Heiden ahnten, dass das Leid heiliger ist als das Glück, dass das Leid das Allerheiligste ist. Darum kann nur im Leiden Gott sich offenbaren und nur durch das denkbar tiefste Leiden seine Offenbarung sich vollenden. Das denkbar tiefste Leiden aber ist die vollendete Niederlage in seinem vollendetsten Dienste, eine Niederlage bis zur Gottverlassenheit.

Nur am Kreuze kann sich Gott als Gott offenbaren. Denn

Gott ist anders als die Welt. Er muss anders sein, als die Welt, sonst wäre er nicht Gott. Wer Gott sagt, meint doch sicher nicht Welt, sondern etwas davon völlig und unendlich Verschiedenes, ob er sich dies nun völlig klar mache oder nicht, ob er seinen Gang zu Gott bis zu Ende gehe oder auf halbem Wege, gleichsam zwischen Gott und Welt, stehen bleibe; wer Gott sucht, der sucht etwas, was die Welt überbietet und zwar unendlich, er sucht etwas, was die Umkehrung der Welt ist. Und das ist das Kreuz, nur das Kreuz. Es gibt keinen grösseren Gegensatz zur Welt als das Kreuz. Wir können mit unserem ganzen menschlichen Begehren, das doch nach Glück, Erfolg, Ehre, Freude, Leben geht, auf nichts stossen, was dem so entgegengesetzt wäre, was zu dem allem ein so furchtbares Nein sagte wie das Kreuz. Gerade darum also kann an dem Kreuz, diesem Gegenteil der Welt, sich Gott offenbaren als Gott, als der, der so sehr anders ist, als die Welt und der darum Gott ist, und der darum die Welt besiegen und die Welt erlösen kann; der überwinden kann die Riesenmacht des blossen Naturtriebes, des Ehrtriebes, des Glückstriebes, des Erfolgstriebes, des Machttriebes; überwinden den Hass, die sinnliche Begierde, den Hochmut, die daraus erwachsen; uns zu Siegern machen, wo wir sonst Sklaven sind; zerbrechen die Welt- und Todesketten des Endlichen, die uns umfangen, mit der Kraft des wahrhaft Unendlichen, wahrhaft Göttlichen; uns emporheben mit ewigen Armen zu Leben und Sieg, zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes. Ohne das Kreuz wäre längst die Menschheit den Mächten der blossen Natur erlegen und in Verweltlichung zu Grunde gegangen; ohne es erläge jeder einzelne Mensch der süssen Lockung oder dem dämonischen Schrecken dieser Welt. Und das ist nun an dieser Paradoxie des Kreuzes das Paradoxeste: am Kreuze allein kann sich nicht nur die allsiegende Liebe, sondern auch die allsiegende Macht Gottes offenbaren. Nicht umsonst ragt das Kreuz auf den christlichen Kirchen als Zeichen der Weltherrschaft Christi; nicht umsonst lautet die Verheissung, dass in diesem Zeichen das Weltreich besiegt werde; nicht umsonst gilt es als das Zeichen, vor dem die Dämonen zittern; denn das Kreuz ist das wahrhaft Uebernatürliche, das unendliche Gegenteil von Fleisch und Blut. Und darum stehen wir vor der Tatsache der Tatsachen, dass Gottes Macht sich in seiner tiefsten Ohnmacht offenbart, dass Gott, wie er am mächtigsten ist als das Kind, das in der Krippe liegt, auch am mächtigsten ist, wie er als Verbrecher nackt und bloss am Holz der Schande hängt. In der tiefsten Erniedrigung wird Gott am höchsten erhöht. „Alles wahrhaft Göttliche ist wehrlos," ist einmal gesagt worden. Das Kreuz ist die gewaltigste Erläuterung dieser Wahrheit. In der Wehrlosigkeit besteht die Gewalt des Göttlichen, in der Ohnmacht seine Macht. Angenagelt sind Christi Hände

und Füsse und der Hohn umschwillt ihn von allen Seiten, und doch könnten wir die Allmacht des lebendigen, starken Gottes Mosis und der Propheten über die Welt nicht so völlig und sicher glauben, wenn er uns nicht vom Kreuze her entgegenträte. Hier erhebt sich das Göttliche am höchsten über die Welt. Dem Kreuze kann die Welt nicht widerstehen, weil es so unendlich anders ist als sie, weil in ihm ja die ganze Welt schon besiegt *ist*. Darum gewahren wir auch und gewahren immer mehr, dass es nur noch das Kreuz ist, das die Weltkatastrophe und das Weltchaos überragt und die ganze entfesselte Hölle niederschlägt.

Das ist aber freilich auch wieder nur die eine Seite der Wahrheit des Kreuzes: dass Gott darin sich kund tut, dadurch, dass er anders ist als der Mensch, anders als die Welt. Die andere Seite ist, dass er durch das Kreuz *gerade in die Welt eingeht und sich mit dem Menschen aufs allertiefste verbindet*, so wie es auf keine andere Weise möglich wäre. Denn das Kreuz geht in die Welt ein wie nichts sonst, es reicht bis in die tiefsten Tiefen der Welt, bis hinab zu Verbrechen, Schande, Gottverlassenheit und Tod. Am Kreuz kommt das Wesen der Welt voll zum Ausdruck. Am Kreuz offenbart sich die Welt. Es offenbart sich der Staat, es offenbart sich die Kirche, es offenbart sich die Religion; es offenbaren sich die Führer des Volkes und es offenbart sich das Volk; es offenbaren sich auch die Jünger. Am Kreuz wird alle Lüge, alle Eitelkeit, alle Untreue, alle Schwäche, alle Bosheit, alle Gemeinheit der Welt klar. *Und darin geht nun Gott durch das Kreuz ein.* In diese Welttiefe steigt er hinunter, bis zum Boden des Weltabgrunds steigt er, bis in die tiefe Hölle hinunter. Bedeutungsvoll ist das Wort, dass Christus zwischen der Kreuzigung und der Auferstehung in die Hölle hinuntergestiegen sei. Aber darum begleitet uns Gott durch das Kreuz auch durch alle Welt- und Höllentiefen, so dass nichts mehr uns trennen kann von seiner Liebe, weder Hohes noch Tiefes, weder Fleisch noch Teufel, weder Leben noch Tod, so dass wir nie mehr uns von ihm verlassen fühlen müssen. In dem allem ist er gewesen — durch das Kreuz; in dem allem *ist* er — durch das Kreuz. So ist das Kreuz die Vollendung der Menschwerdung Gottes, so das Kreuz die Verwirklichung Gottes auf Erden.

Die furchtbarste Niederlage der Menschengeschichte wird zur Wende der Menschengeschichte und zum grössten Siege Gottes; Golgatha, dieser unbekannte Hügel, der Galgenhügel Judäas, wird zu dem Punkt, wo das Gottesreich überwältigend in das Weltreich eindringt. Sieg ist dann ja gekommen. Es ist uns aber undenkbar, dass er gekommen wäre ohne das Kreuz. Der siegende Christus, den wir uns vorhin zu denken versuchten, ist nicht möglich, ist gar kein Sieger. Wie ich schon gesagt habe: es gibt keinen Christus ohne das Kreuz. Schon das tiefere Israel hat das eingesehen, und wo das

Judentum das verkannt hat, wo irgend ein Volk es, im weiteren Sinn, verkennt, da gibt es bloss Fluch und Katastrophe. Und um nun das Grösste zu sagen: *nur das unermesslich gewaltige Rätsel des Kreuzes, das sich uns doch öffnet, wenn wir davor recht stille halten, bildet den Schlüssel zu dem unermesslich gewaltigen Rätsel der Auferstehung Christi.*

Doch werden wir das noch besser verstehen, wenn wir noch ein weiteres Geheimnis bedenken: das Geheimnis, *auf welche Weise* in Jesus Christus die grösste Niederlage in den grössten Sieg verwandelt worden ist. Auch dieses Geheimnis öffnet sich jedem andächtigen, im tiefsten, ursprünglichen Sinne des Wortes andächtigen: dem ehrfürchtig sich versenkenden und im Bedenken alles vergessenden Blick.

Wie kämpft Jesus seinen Kampf und wie trägt er seine Niederlage? Wieder müssen wir sagen: *ganz mit Gott*, ganz unbedingt mit dem Unbedingten! Freilich, um das nun vorauszunehmen, auch ganz menschlich. Er ist kein steifes, kaltes Modell, wie eine gewisse christliche Heuchelei es erschafft. Er ist auch im Leiden der Menschensohn. Er leidet wirklich. Und er schwankt, klagt, ringt mit Gott — „versucht allenthalben gleich wie wir." Wie könnte er uns sonst helfen, uns, den Schwachen, Versuchlichen? Wie könnte uns sonst in ihm Gott nahe sein? Aber das ist der Unterschied zwischen ihm und uns: er hat es immer nur mit *Gott* zu tun, er weicht nie einen Schritt von Gottes Weg; er mischt seiner Sache nie einen Zusatz von der Welt her bei, um ihr zu Sieg und Erfolg zu verhelfen.

Das ist das offene Geheimnis seines Sieges, und darin steht er im Gegensatz zu uns. Wir gehen auch da, wo wir Gott dienen möchten, nicht ganz mit Gott. Wir mischen unserer Sache einen Zusatz von der Welt her bei. Die Versuchung dazu ist ja auch gross. Es ist eine ganz offenkundige Sache, dass eine ganze Fülle von Bestrebungen und Bewegungen, auch kirchliche und religiöse eingeschlossen und sie erst recht, ihren grossen Erfolg nicht dem an ihnen verdanken, was reine Wahrheit Gottes, sondern dem, was Zusatz ist. Dieser Zusatz kann gröberer Natur sein: ein wenig Sensation, ein wenig Reklame, ein wenig Schwindel, ein wenig Spekulation auf die menschliche Eitelkeit, Not und Schwäche, oder feinerer Natur: glänzende Form, Geistesreichtum, Neuheit, geniales Auftreten, aber es ist dieses Element, das den Erfolg bewirkt. Reines Gold ist bekanntlich als Münze nicht brauchbar, man muss ihm ein weniger edles Metall zusetzen. So ist das Göttliche in seiner Reinheit unbrauchbar, es bleibt liegen. Die Wahrheit Gottes ist zu einfach, zu unscheinbar. Darum ist die Versuchung ungeheuer gross, der Wahrheit Gottes einen Menschenzusatz zu geben. Sie ist besonders gross in einem

Zeitalter der Sensation, der Reklame, der Aufmachung, des glänzenden Scheins. Auch drängt sie sich uns vom ersten Adam her immer stark genug auf. So ist fast alles Tun der Menschen unlauter, auch wenn sie Gottes Sache vertreten wollen. Das alles noch abgesehen vom natürlichen Irren und Fehlen des menschlichen Urteils. Darum aber haben sie auch Erfolg, während Jesus Misserfolg hatte. Darum aber — das ist das Gleiche, nur anders ausgedrückt — erleiden sie auch Niederlage, wo er siegte. Und wenn sie Niederlagen erleiden, so wissen sie sie nicht zum Siege zu wenden. Sie gehen nicht den Weg Gottes, gehen ihn nicht *ganz* und *geradeaus* — das ist das Kennzeichen des Weges Gottes, das Geradeaus und dazu Nicht zurück — sondern schielen hinüber nach dem scheinbar wenigstens so viel leichteren und so viel verlockenderen Menschenweg. Sie suchen bewusst oder unbewusst Bündnisse mit Menschen und Weltkräften. Und sie lassen in der Niederlage erlahmend, verzagend, ja verzweifelnd die Hand Gottes fahren.

Völlig anders, unendlich anders, geht Jesus seinen Weg, immer mit Gott allein. Er macht keinen Zusatz von Weltkräften. Wie er das Schwert des Petrus ablehnt, so jede Kunst der Ueberredung, ja auch nur der Verteidigung. Er verbündet sich mit niemanden, ja er stösst wie mit Absicht die zurück, die allfällig Verbündete sein könnten. Er hat zuletzt alle gegen sich. Er ist ganz allein, allein mit Gott. Die Einsamkeit gehört zum Weg Gottes, nur darin können Treue und Gehorsam sich vollenden. Einsamkeit und Lauterkeit — das ist der Kreuzesweg, der Gottesweg. Und in der tiefsten Niederlage selbst weicht er, sogar von der Angst der Gottesverlassenheit umdunkelt, doch nicht von Gott — lauter und treu bis ans letzte Ende. So steigt in Jesu Haltung Gott selbst herunter in die Welt und wird Niederlage. *Und diese reine Macht Gottes, die darin sich kund tut, hat auch die Pforten des Todes gesprengt.* Das offenbare Geheimnis des Kreuzes schliesst uns das Rätsel der Auferstehung auf. Das Wunder des Charfreitags erklärt das Osterwunder. Bedenke das tief, o Leser!

Wir wollen das *ganze* Wunder dieser grössten Niederlage, die zum grössten Siege führt, bedenken. Nichts ist heilsamer, nichts demütigender, nichts tröstlicher für uns. Lasset uns lernen, dass wir Gott oft am besten durch Misserfolg dienen. Nichts ist gefährlicher für eine Sache, als rasche und grosse Erfolge. Es liegt ein Todeskeim darin. Freilich dürfen wir dem Erfolg auch nicht *ausweichen*, dürfen Niederlagen nicht *suchen*. Alles Gesuchte ist falsch. Aber wenn wir den Weg Gottes gehen, dann ist solches Suchen des Misserfolges wirklich unnötig; denn der Weg Gottes führt in die Tiefe. Er führt zur Ohnmacht. Gott ist im Niedrigen, Gott ist unten. Darum selig die Niederlage, die zu ihm führt; selig vor allem auch die Niederlage an uns selbst. Und dass wir nun den Weg wüssten,

der auch bei uns aus Niederlagen Sieg macht! Dort unten, in den heiligen Tiefen, in den Tiefen, die das Kreuz des Menschen- und Gottessohnes erschliesst und beleuchtet, da wartet auch unser Ostern.

L. Ragaz.

Die Gesellschaft der Freunde.[1])

Werte Herren!

Es ist ein Sonntag im Spätherbst. Nebelschleier weben leicht und graziös um die Baumgruppen und Hecken, die hin und wieder die weithin gedehnte Talmulde beleben, und über der bis zum fernen Horizonte sich wellenden englischen Parklandschaft steht freudestrahlend die Sonne, die Vogelwelt zu neuem Jubel über den späteinfallenden Winter auffordernd. Und in der Weite und in der Nähe zittert das Geheimnis eines stillen Sonntagmorgens, das die Herzen vermag vorzubereiten auf die stille Stunde des Gottesdienstes, zu dem auch schon die harten Schläge auf die Erzleiber der Glocken von St. Marie einladen.

Wir lassen uns vom Glockenton mahnen und machen uns auf den Weg in die nachbarliche Ortschaft Bourneville, um dort am Quäkergottesdienste teilzunehmen. Je mehr wir uns dem Versammlungshause nähern, um so mehr Menschen finden sich zusammen, die ihm in Gruppen oder als Einzelne still, gesammelt und mit freudigen Augen von allen Seiten zuströmen. Und bald stehen wir vor dem schlichten Versammlungshaus, das in einem eigenartigen, altenglisch-normannischen Stil gebaut ist, aber in seiner Schlichtheit gefällig auf den Besucher wirkt. Wir treten ein und können unsere Ueberkleider in einem Nebenraum ablegen. Wir wenden uns zur Eingangstür des Versammlungssaales, die sich vor uns von selber auftut, und ein freundlicher Mann streckt uns die Hand zum Willkomm entgegen. Wir treten in den rechteckigen Versammlungssaal ohne Bilderschmuck, ohne Orgel, ohne Kanzel, nur belebt durch die eigenartige Holzkonstruktion des Dachgebälkes, das auf schlichten Backsteinmauern ruht, durchbrochen von grossen Fenstern, verglast mit imitierten Butzenscheiben. Der Raum wirkt heimelig auf den Besucher mit seinem dunkel gehaltenen Gebälk; nur zwei grosse Uhren, die an der Vorder- und Rückwand des Raumes hängen und deren gleichartiges und gleichmässiges Ticken die feierliche Stille in Sekunden abteilen, berühren den fremden Besucher ein wenig merkwürdig. Immer mehr Besucher strömen hinzu und bald ist der Versammlungssaal, der etwa vierhundert Personen bequem Raum bietet, von ihnen gefüllt. Der Zeiger der Uhr vor uns

---

[1]) Ein Vortrag.

steht knapp vor elf Uhr. Die Kommenden werden mehr und mehr vereinzelt und eine lautlose Stille liegt über der Versammlung.

Es ist elf Uhr, der Beginn des Gottesdienstes. Die Gemeindeglieder sitzen ruhig da, kaum dass einer hüstelt oder sonstige Geräusche verursacht. Die Stille wird fester und schwerer. Mit dem Fortschreiten des Zeigers legt sie sich drückender auf die Dasitzenden. Nach und nach hört man das Blut in den Ohren pochen, unser eigenes Empfinden und unsere Erregung durch den „Kirchgang" dämmt sich zurück und wird leiser und leiser. Unser Ohr horcht noch auf einen hellen Vogelsang, der trillernd durchs Fenster in die Halle bricht und voller wird im weiten Raum. Aber auch das Ohr lässt sich weniger und weniger durch Lautempfindungen reizen, und es überkommt uns eine wohltuende Ruhe, genährt durch die Stille um uns. Und diese Ruhe und Stille verbündet lässt unsere Empfindungen sich nach innen kehren, und es überkommt uns wie ein helles Leuchten, wie ein Glücksempfinden, wie eine heilige Freude. Wir merken, wie die Alltagskruste um unser Herz gesprengt wird und wie die Gotteskräfte des Innersten frei und eifrig sich umtun, um alle unsere Wollungen aus göttlichem Borne zu erfrischen und zu befruchten. Es ist fast so, als ob Gott selber mit seiner gütigen und liebevollen Hand über unsere erregte Sinnlichkeit, Wollungen und Lüste dahingleiten würde, vor der alle Unruhe, alle List und alles Verderben zurückweichen. — Und plötzlich erhebt sich mitten aus der Versammlung eine Frau und kündigt ein Lied an. Sie stimmt gleich die Melodie an, und die das Lied kennen, fallen ein, die andern lesen es im Gesangbuch mit. Nachdem das Lied sitzend durch alle Strophen bis zum Ende gesungen war, wird es wieder ganz still, und alle vertiefen sich wieder in Meditation. Da erhebt sich ein Mann mit der Aufforderung: „Lasst uns beten!" Die ganze Versammlung erhebt sich, und der Mann betet frei ein schlichtes Gebet, in dem jedes Wort seinen Platz und Wert hat. Nach dem Gebet wieder Stille, bis sich wieder jemand anders erhebt und etwas aus der Bibel vorliest oder eine kleine Ansprache an die Versammlung hält, abgelöst und unterbrochen von Gesang, Gebet oder Bibellesung.

Da ist der Zeiger der Uhr auf 12 Uhr gerückt. Es steht ein Fräulein auf und liest von einer Tafel die Veranstaltungen, welche zum Dienste der Gemeinde am heutigen Sonntag und in der kommenden Woche abgehalten werden. Nachdem sie geendet, brechen die Anwesenden zum Heimgang auf und verlassen still und ruhig, mit freudigen Augen den Saal. Sie nehmen in Ordnung, ohne Hasten und Drängen ihre Kleider von den Haken, und ruhig und still, wie sie vor einer Stunde gekommen, schlendern sie ihren Heimen zu.

Das ist ein Gottesdienst der Gesellschaft der Freunde, wie ich ihn einigemale selbst erlebte. Einfach, heimelig, still, in die Tiefe

führend und Herz und Lebenstat stärkend. Dies wird Ihnen an diesem Gottesdienste wohl aufgefallen sein, dass kein Orgelklang oder Harmoniumbrummen den Gesang begleitete, dass keine Kanzel da war mit einem einzigen konzessionierten Redner, dass jedermann, wenn er etwas Rechtes wusste, es sagen durfte, und dies alles umflossen von dem für uns so geheimnisvollen Wesen der Stille. Es kann Gottesdienste geben, da kein Ton gehört, noch ein Wort gesprochen wird; sondern so still wie man gekommen verlässt man nach einer Stunde der Stille auch wieder ruhig und gesammelt den Versammlungsraum. Und doch, obwohl im Gottesdienste nichts vor sich ging, kein Wort gehört, kein Ton gesungen wurde, so gehen doch die Besucher herzgestärkt, neubelebt und freudig heim, ja vielleicht noch erbauter und ermutigter, als wenn sie einigen guten Rednern zugehört hätten.

Wir merken, dass für uns noch ein Rätsel im Quäkerwesen versteckt liegt, und des Rätsels Lösung ist das „innere Licht", das nach der Quäkertheologie im Menschenherzen in der Stille aufleuchtet, umflossen von der Stille, in der sich Zeit und Ewigkeit grüssen. Das innere Licht ist das Geheimnis des Quäkertums, des Quäkerliebens und Quäkerwerkens, ja eines jeden rechten Christen nach der Quäkeranschauung, und vielleicht nicht nur nach dieser.

„Niemand ist ein Christ allein durch das Wissen der Lebensumstände Jesu, noch durch seine Unterwerfung unter eine kirchliche Autorität; er ist nur insofern ein Christ, als ein inneres Licht ihm etwas davon offenbart, was Jesus e i g e n t l i c h war, und als er seinen Charakter und seine ganze Lebenshaltung durch diese Offenbarung formen lässt."

„Durch das innere Licht haben wir Gotteserkenntnis. Die Erkenntnis kommt zu uns nicht durch die Beobachtung der uns umgebenden Dinge, wie unsere Kenntnis von Natur und Welt, noch durch intellektuelle Ueberlegung, noch durch Zeugnisse anderer, welche in der Autorität von Kirche und Bibel verankert sein mögen. Alle diese Dinge sind wertvoll als Hilfe und Uebungsfeld, um zur wahrhaftigen Gotteserkenntnis zu kommen; doch können uns jene diese nicht geben, bis dass wir zum Punkte der Schauung kommen vermittelst unseres inneren Auges. Mit andern Worten: Die Gotteserkenntnis kommt durch Offenbarung. Gott offenbart sich uns in allem, was wir an Aufrichtigem, Schönem und Gutem kennen, und besonders in dem einen Leben von vollkommenem Vertrauen, von grösster Schönheit und Güte."

So spricht ein erfahrener Quäker. Zu einem Christen gehört also das innere Licht, welches ihm Offenbarung bringt über das Wesen Gottes, das er erkennt mit seinem inneren Auge.

Wenn wir fragen, was unter dem Begriff „Inneres Licht" verstanden sein will, so ist kein eindeutiger Bescheid zu erhalten, son-

dern wir finden Umschreibungen, die so etwas wie ein inneres Klarsein, innere Schauungsfreiheit, inneres Ergriffensein ausdrücken möchten. Es ist mit diesem Begriffe so wie mit allen denen, die unter die Kategorie des Mystischen fallen, dass man sie wohl spüren, als real erfahren kann, aber sie nur durch ein Ideogramm, ein Bild auszudrücken vermag, ohne jedoch den tiefsten Gehalt der Erfahrung zu schöpfen. Indem nun dem Christen durch das innere Licht Klarheit gegeben ist über die Innenseite der Dinge in Natur und Welt des Lebens überhaupt, wird ihm an allem, was er als gross, rein, aufrichtig, schön und gut erkennt, aufgehen der Gedanke Gottes oder besser: dessen Wesen. Und zwar erkennt er dies durch das innere Auge, das, durch das innere Licht dazu befähigt, in der Dunkelheit menschlichen Erkennens die Grundzüge des Gottesgedankens über allen Wesen schauen kann. Gottes Wesenheit an der Bibel, an der Natur, an den übrigen Schöpfungswerken, an den Menschen, an allem wird ihm so offenbar, so dass er zur wahren Gotteserkenntnis vorzudringen vermag: dass Gott alles sei in Allem, vermöge seiner mystischen Gründigkeit im Vermögen der inneren Schauung, erleuchtet und klar gehalten durch das innere Licht. Und dieser Schauungs- oder Offenbarwerdungsprozess — es ist kein supranaturales Zuwissentun unter der Quäkeroffenbarung gemeint, so wie ich es verstehe — kann nur in der stillen Versenkung vor sich gehen, wo alle äussere Ablenkung der Sinnlichkeit unterbunden ist und alle Sinnenkräfte dazu verwendet werden, um die Schauungskraft des inneren Auges zu stärken, damit es alles schaue, was ihm durch das innere Licht erhellt wird.

Und woher nun das innere Licht? Vom Geiste Gottes. Insofern als ein Mensch den Geist Gottes in sich wirken lässt, insofern wird ihm die wahre Schauung zuteil. Das innere Licht haben eigentlich alle Menschen, ob sie je etwas von Christus oder unserem Vatergotte gehört haben oder nicht, wie Robert Barclay 1676 sprach: „Christus allen nah, das Licht in allen, die Saat, welche in allen Herzen gesät wurde, so dass die Menschen eingeladen werden, ihr Wesen ihm zu unterwerfen.“ Derselbe Grundgedanke, der Tertullians anima naturaliter christiana zu Grunde liegt. Obwohl das innere Licht in jedem Menschen ist, so ist es doch an ihm, es zu gebrauchen, sich seines Besitzes bewusst zu werden, um mit ihm die Gottesschätze zu heben. Die ewige Quelle quäkerischer Aktivität! So unterscheidet der Quäker das „n a t ü r l i c h e“ innere Licht, allen gegeben, und das innere Licht, welches erst die Schauung gibt und den Christen ausmacht. Er sagt: „Die Versöhnung des Menschen mit Gott, das Gewinnen seines Willens durch hingebende Liebe, bringt die Oeffnung seines inneren Auges mit sich, um klar dasjenige zu sehen, dessen er bis anhin nur ganz wenig oder gar nicht bewusst war. Selig sind die reinen Herzens sind, denn sie

werden Gott schauen, sagt Jesus. Und so unterscheiden wir genauer einerseits zwischen dem inneren Lichte als die Bezeichnung für die Gabe, welcher alle Menschen irgendwie teilhaftig sind, welche sie benützen oder nicht beachten können nach Belieben, und anderseits dem reinen, hellen Lichte, welches dem reuigen und willigen Kinde Gott als seinen Vater in Jesus Christus offenbart. Es ist denen eigen, deren Wesen erneuert wurde durch den Geist des Gekreuzigten, der voll und ganz von ihren Gaben geistiger Erleuchtung Besitz ergriffen hat. Die alten Quäker sprachen nicht nur vom Lichte im Menschen, sondern von einer „Sicht". Sie kannten den Unterschied zwischen dem verblassenden Lichte der Dämmerung und dem hellen Schein der leuchtenden Sonne, der „Sicht" mit ihren geheimnisvollen Hintergründen und der vollen Schönheit einer geöffneten Blume."

Das innere Licht, als die Leuchtkraft des Gottesgeistes in uns, regiert nun alle Geistesfähigkeiten des Menschen. Im Bereiche der Vernunft ist es das Vermögen, zu erkennen, ob etwas wahr oder echt ist, betreffe es Geschehnisse, aesthetische Urteile oder Werturteile, denn jeder echte und wertvolle Gedanke ist eine Repetition von Gottesgedanken. Durch alles leuchtet und in allem sieht der Quäker die Wesung Gottes, und einen offenen Verstand achtet er als eine Gottesgabe. Im Bereiche des Gewissens stellt das innere Licht das Vermögen dar, das Gute vom Bösen zu unterscheiden und ist der Grund unserer Ueberzeugung, dass wir dem Guten nachstellen müssen und das Böse zu vermeiden haben.

So kommt es einem Quäker sehr darauf an, den Geist Gottes in sich wirken zu lassen, damit das innere Licht recht hell scheine und sein ganzes Wesen durchleuchte, so dass er Gottes Wesen so weit als immer möglich zu erkennen vermag und seinen Willen zu tun. Doch wie überall auch die menschliche Eitelkeit, besonders auf spirituellem Grunde, sich im Erfolg und in der Behauptung ihrer Macht sonnen möchte, so liegt in dem Streben nach geistiger, innerer Schauung und Erkenntnis eine grosse Gefahr für den Geistbegabten, und eine Warnung in den Regeln der Gesellschaft der Freunde ist wohl angebracht, wo es heisst: „Uneinigkeiten kommen auch in christlichen Vereinigungen auf, besonders dann, wenn einige, die den Geist erhielten, sich dann einbilden, dass i h r e Gedanken notwendigerweise Gottesgedanken sind, und dass i h r Wille Gottes Wille ist. Der Geistesbesitz macht niemanden von uns unfehlbar. Wir haben den Schatz in irdenen Gefässen; nicht einer von uns in seinem jetzigen Zustande sieht die ganze Wahrheit oder die ganze Aufgabe der Gemeinde." Klingt es nicht fast so wie die Ermahnung des Apostels Paulus im 1. Korinther-Briefe an die spirituell aufgeregte Gemeinde? W i l l i K o b e.

(Fortsetzung folgt.)

Aussprache

I. Zum vielumstrittenen Jesuswort: „Gebet dem Kaiser . . . . etc."[1])

1. Ein Unkirchlicher schreibt:

Das vielumstrittene Jesuswort gehört zu den Argumenten, die gern von Militärfreunden den Antimilitaristen entgegen gehalten werden und mit Recht. Warum sind viele Eiferer auch so unklug, sich auf ein Bibelwort zu berufen, wo sie doch wissen sollten, dass zu jeder Aeusserung dort eine Gegenäusserung aufzutreiben ist. Wohl heisst es z. B.: du sollst nicht töten! Der es gebot, liess dreitausend Stammesbrüder niedermetzeln, nur weil sie nicht seinen Gott anbeteten. Christus sprach: „Niemand kann zweien Herren dienen." Paulus, der den gleichen Gott zu verkünden behauptete, fordert, dass jedermann der Obrigkeit untertan sei. Und so fort.

Was mir an der Auslegung im Februarheft der „Neuen Wege" missfällt, ist das Wort Konzession. Nein, niemals. Das ist eben das Hinaufreissende in der Erscheinung Christi, dass er zu den Unbedingten gehört, die niemals Konzessionen machen. Gerade darum zerbrach er äusserlich, weil er sich nicht biegen, seinen Geist nicht verbiegen konnte. Dieser innern Strenge widerspricht auch sein Wort von den Schlangen und den Tauben nicht. Gerade das macht ihn heute noch so lebendig wie vor bald zweitausend Jahren, dass er zu den ganz Seltenen gehört, die gar keine Konzessionen machen können. Wo wir uns fortwährend anpassen, uns winden, um uns unser bischen Wohlergehen zu erhalten, um die Früchte von links und die Früchte von rechts zu sammeln, war sein Weg von strahlengerader Steile. Darin liegt der Zauber dieses Einmaligen, im heroischen Beispiel seine Macht.

Nun die Stelle vom Zinsgroschen. Wie Tizian in seinem bekannten Bilde die beiden, Christus und seinen arglistigen Frager, in eine helle und eine dunkle Welt teilt, so müssen auch wir die beiden als Vertreter zweier Welten betrachten, die sich nur äusserlich nahe kommen: hier Christus, der kein Geld und Geldeswert, kein Eigentum, keinen Staat kennt, dort der Heuchler, dessen Existenz durch Gelderwerb und Besitz notwendigerweise mit dem Begriffe Staat verflochten ist. Christus dient nur seinem Herrn, er kennt keine andere Macht über sich als Gott; der andere aber, auf den Staat sich stützend, muss dem Kaiser, d. h. dem Staate dienen. So sehen wir denn, wie Christus gleichsam als ein Aussenstehender die verfängliche Frage beantwortet, als einer, der aus weiter Ferne auf die kleine Welt des andern herabschaut. Er nimmt auch bezeichnenderweise das Geldstück nicht in die Hand, er lässt es sich nur zeigen. Und — die Hauptsache endlich -- er sagt nicht: geben wir . . ., sondern gebet . . ., was so viel bedeutet wie: wenn ihr euch schon mit dem Gelde verbündet, dann müsst ihr eben auch die Forderungen des Staates erfüllen, der dafür euern Besitz schützt; meine Welt — das setze ich von mir aus hinzu — kennt diese Werte nicht. Dieser Anarchismus (der auch keine Theokratie auf Erden ertrüge, weil er jede Kratie verwirft) war es, der Jesus so staatsgefährlich machte und ihn auch heute noch staatsgefährlich machen würde, wenn die Kirche den Mut und die Ehrlichkeit hätte, den Erlöser unverfälscht zu verkünden.

Ich lehnte die Annahme einer Konzession ab. Dafür möchte ich auf die überlegene Ironie hindeuten, die aus der Antwort des Meisters spricht. Viele werden zwar das, was ich die christliche Ironie nenne, aus verletztem

---

[1]) Die beiden ersten Aeusserungen zu dem „vielumstrittenen Jesuswort" stammen von einem schweizerischen und einem deutschen Pädagogen.

Gefühl zurückweisen. Aber welcher Weise, welcher Künder hätte die Ironie nicht gekannt? Warum sollte die Hoheit die Ironie ausschliessen, wenn die Ironie die Hoheit nicht ausschliesst? F. Petitpierre.

2. Ich glaube, dass man dem Worte mit Unrecht eine viel zu weit greifende prinzipielle Bewertung beilegt, besonders wenn man gar noch den ersten Teil in nationalistischem Sinne betont, als ob Gott und Cäsar gleichstehende Partner wären, die beide mit je 50 Prozent am Menschen beteiligt wären, und den zweiten Teil möglichst leise spricht.

Das römische Reich sorgt für glatte Abwicklung des Verkehrs — Zeichen dessen, die in Jerusalem wie in Rom, ja auf dem ganzen Weltkreis geltende, mit dem Bilde des Kaisers gekennzeichnete Münze; darum habt ihr die einfache Pflicht (das liegt im griechischen Verbum), durch Steuerzahlung euch dafür erkenntlich zu zeigen. Ueber diese Selbstverständlichkeit sich irgendwie aufzuregen, lohnt sich wirklich nicht, zumal es sich um eine blosse Aeusserlichkeit handelt; mit ja innerlich zu nichts verpflichtender Zahlung von lumpigem Gelde kann ich dieser „Verpflichtung" genügen. „Dieser Dinge reicht keines bis an die Seele." — Nur eines ist not und die Lebensfrage: Gott das zu geben, was ihm gebührt: dich selbst, dein Herz; denn dies allein bestimmt den Wert des Menschen.

Ich erinnere zur Erhärtung der Richtigkeit meiner Deutung an die Frage der Tempelsteuer (Matth. 17, 24). Grundsätzlich ist er als Kind des Hauses (Luc. 2, 49) von ihr frei. Aber die ganze Sache, weil lediglich eine Geldfrage, ist ja so entsetzlich nebensächlich; warum wegen solcher Nichtigkeiten bei den Leuten Aufsehen, Anstoss erregen? Wir wollen gross Aergernis geben, hart bei den Leuten anstossen, aber nicht wegen subtilen Doktorfragen! Hier wie dort — eine lässige Handbewegung des Beiseiteschiebens: Es lohnt sich nicht. So gering wertet Jesus den Staat. Fritz Sattig.

3. Eine deutsche Leserin schreibt: Da es erlaubt und erwünscht ist, über das „vielumstrittene Jesuswort": Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, ... sich zu äussern, will auch ich es in aller Becheidenheit tun. Es drängt mich, zu fragen: Hängt denn dies Wort oder wie hängt es mit Militarismus zusammen?

Ich meine, es war zunächst ein Abwehrwort gegen die Pharisäer, aus dem wir aber auch freilich lernen dürfen. Ich las eben die Geschichte wieder durch (Matth. 22, 15—22). Die Pharisäer wollten doch Jesum eine Falle stellen mit ihrer Frage; „sie hielten einen Rat, wie sie Ihn fingen in Seiner Rede." Hätte er geantwortet: ja, es ist recht, dass ihr dem Kaiser den Zins gebt, dann hätten sie das Volk aufgewiegelt gegen Ihn: Seht, der hält es mit dem Kaiser, dem fremden Herrscher, unserem Unterdrücker; das ist kein rechter Jude! Hätte er aber gesagt: nein, es ist nicht recht, ihr seid doch das Gottesvolk, dann verklagten sie Ihn beim Kaiser als einen, der das Volk gegen Ihn aufhetze. Und so hofften sie, Ihm auf alle Fälle zu schaden. Aber Er in Seiner Weisheit machte ihre Schlauheit zu Schanden. Sie mussten Ihm die Zinsmünze zeigen, die ja vom Kaiser, von der Regierung, mit Bild und Ueberschrift geprägt und ausgegeben worden und also „des Kaisers" war. Darum „gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist," wenn ers fordert. Auch heutzutage prägen die Regierungen Münzen mit Stempel und Ueberschrift, um den Warenaustausch, Verkehr usw. zu erleichtern und zu ordnen; und wenn sie nun davon fordern als Zins, als Steuer, dann „gebet dem Kaiser, der Regierung, was des Kaisers, der Regierung ist."

Mein Leben aber gehört nicht dem Kaiser; das brauche ich ihm nicht zu geben z. B. als Soldat. Ich selbst, als Mensch, gehöre nur Gott. Da sollen wir ganz „Gotte geben, was Gottes ist" nach Leib, Seele und Geist! —

So ungefähr redet diese Geschichte zu uns, und ich merke, dass sie doch mit Militarismus oder vielmehr gegen Militarismus in Verbindung zu bringen ist! H. D.

II. Zum Amerikanismus.

1. Eine kurze Erwiderung zum Artikel von H. Leuthold.

Es wird uns immer wieder dieser ideale Geschäftssinn der Amerikaner, besonders eines Ford geschildert und als „Dienst am Nächsten", als grosser Segen hingestellt. Es ist gewiss recht, wenn sich Fabrikanten und Geschäftsleute zu einer wirklich reellen und auch zuvorkommenden Geschäftspraxis bekennen. Dass damit aber für die Ueberwindung des Bösen und für die Gestaltung einer neuen Welt im Sinne des Reiches Gottes viel gewonnen ist, bezweifle ich sehr. Aus diesem Utilitarismus in der Wirtschaft kommt uns das Heil so wenig, wie aus dem Utilitarismus auf sittlichem und sozialem Gebiet. Denn dieser „Dienst am Nächsten" entspringt in seinen letzten Motiven doch der Selbstsucht, einer feinen, klugen, weitblickenden, aber doch der Selbstsucht. Seien sie klug, diese Amerikaner und lernen wir von ihnen; aber hüten wir uns davor, zu glauben, dieses „Dienen" habe erlösende, befreiende Kraft. Das wirkliche Dienen im Sinne Christi hat seine Quelle in der Liebe und Dankbarkeit gegen Gott und geht weit über alle Nützlichkeit hinaus, ist oft eine Torheit. Dass die Prohibition gegenwärtig aus blossen Nützlichkeitsgründen aufrecht erhalten wird, kann sein, doch ist der Kampf gegen den Alkoholismus in seinen Anfängen sicher nicht aus dieser Nützlichkeits-Gesinnung heraus geführt worden. Ein solcher Kampf bringt zuerst so viel Unannehmlichkeiten und Anfechtungen mit sich, dass er unbedingt aus selbstlosen Motiven entspringen und genährt werden muss, um Kraft und Ausdauer zu haben. Mit blosser egoistischer Nüchternheit ist nicht viel gewonnen. Kein Trinker wird wahrhaft und auf die Dauer frei, wenn er nur Abstinent wird, damit es ihm besser gehe. Nur wenn Dankbarkeit, Verpflichtung und Hingabe gegen Gott in ihm erwachen, hat sich etwas wesentlich in ihm geändert. Sollten wir morgen aus lauter Nützlichkeit alle Abstinenten sein in der Schweiz: wir wären dem Reich Gottes nicht viel näher gekommen. Es ist ja auch keine Gefahr; vorläufig brauchen wir noch Liebe, Hingabe und Opfer auch im Kampf gegen den Alkoholismus. Ist unsere Abstinenzbewegung nicht gerade darum so lau und lahm, weil sie so viel nur an den gesunden Menschenverstand, an Sparsinn und Nützlichkeit appelliert; wäre sie nicht hinreissender, begeisternder, wenn sie uns bei unserer Liebe und Verantwortung packen würde?

Die Lobpreisung des amerikanischen Utilitarismus aber hat mir noch mehr die Augen geöffnet für die Gefahren des „Amerikanismus", die Herr Ragaz in seinem Artikel hervorgehoben hat. Das rechte Tun fliesst doch allein aus dem Glauben. Clara Peter.

III. Zum Faschismus.

Faschismus und Sozialismus.

Vielleicht darf ich zu Ihren so objektiven und lichtvollen Ausführungen über den Faschismus, sein Recht und Unrecht, noch ein Wort der Ergänzung mehr als der Entgegnung und des Widerspruches sagen. Der tiefste Sinn jeder Erscheinung liegt in dem oft nur schwer ausdrückbaren, dem unmittelbaren Empfinden jedoch stets erreichbaren Prinzip ihres Ursprunges enthalten. Er macht ihr Wesen und ihren Wert aus, daneben alles andre vergleichsweise unwesentlich ist. Was nun zunächst den Sozialismus betrifft, gegen den sich der Faschismus doch in erster Reihe wendet, so offenbart er trotz allen Verzerrungen und Entartungen, trotz allen daraus hervorgehenden Gefahren für Zivilisation und Kultur, für Humanität und Religion seinen

zutiefst menschlichen und deshalb göttlichen Sinn und Ursprung. Nicht Neid, Rachgier, Selbstsucht haben ihn hervorgebracht — wenngleich sie ihn gelegentlich verdunkeln — aber auch nicht das Streben nach einem Ausgleich der Interessen, nach allgemeiner materieller Wohlfahrt, ja, nicht einmal die glühende Empörung gegen das Unrecht, der Hunger und Durst nach irdischer Gerechtigkeit: sondern Menschenliebe, die immerdar auch Liebe Gottes ist. Und darum geht der sich selbst nicht ganz verleugnende Sozialismus stets mit dem Pazifismus, dem Inter- und Uebernationalismus zusammen. Auch ist damit schon gesagt, dass er uns, wenn wir nur wollen, mit dem innersten Mittelpunkt des Seins in geradlinige Verbindung setzt. Das ist nun im Faschismus ganz und gar nicht der Fall, auch wenn wir zunächst über das Abstossende seiner Erscheinungsform hinwegsehn, die er schliesslich — obschon es kein Zufall, dass weisser Terror sich zumeist blutiger und gehässiger austobt als roter — mit dem Bolschewismus bis zu einem gewissen Grade gemein hat; wenn wir, sage ich, darüber hinwegblickend, unser Auge unverwandt auf seine Idee richten wollen. Da aber stossen wir sofort auf eine fundamentale Schwierigkeit. Hat der Faschismus denn überhaupt so etwas wie eine Idee, oder noch mehr, ist er eine solche? Ich sage mit Entschiedenheit: Nein. Er besitzt vielleicht ein Programm — sogar das im Grunde genommen nicht. Staat und Nation sind an sich keine Ideen, sie sind bloss das Material dafür — und nicht einmal das wichtigste und beste. Jedenfalls hat der Faschismus nirgends die Tiefbohrung, die Richtung zum Zentrum, die der kundige Betrachter im Sozialismus entdecken wird. So wenig ich etwa ein Dogmatiker des Klassenkampfes bin — ich lasse ihn bloss in einem sehr bedingten Mass, Umfang und Sinn gelten — ich spüre in seinen ärgsten Verirrungen und Ausschreitungen, bis in die blutrünstigen Theorien des Bolschewisten Bucharin, noch immer mehr von Versöhnung, Harmonie, Menschlichkeit, ja, vom Geiste Christi als im überhitzten und berauschten Patriotismus der Faschisten, in ihrem staatlichen und gesellschaftlichen Einheitsfanatismus. Dort, so kann man sagen, ist eine grosse Idee auf Abwege geraten, hier schafft sich der dämonische Machtgedanke blos die adäquate Form seiner Verwirklichung. Die Einheit hat beide Male eine ganz verschiedene, wenn nicht gar entgegengesetzte Bedeutung. Hier ist sie im wahren Sinne überhaupt nicht vorhanden, wenn sie auch den Schein grösserer Erfüllung vortäuscht als im Sozialismus. Denn der Faschist begrenzt sich — vermöge seiner national-imperialen Einstellung — im eigenen Staatswesen, nach aussen trägt er bloss Hass, Unterdrückung, Verfolgung. Wird seine Politik aber von den Staaten zum Modell ihrer eigenen genommen, nun, so haben wir eine Reihe von Faschismen, die sich über kurz oder lang kriegerisch gegen einander entladen und zur allgemeinen Zerstörung führen müssen. Darum halte ich, so sicher der wahre Sozialismus aus der Liebe kommt, Faschismus und Liebe für unvereinbare Dinge. Der Faschist liebt auch sein Land und Volk nicht, er bildet sich das höchstens ein; denn lieben kann man ein Land und Volk nicht mit Auschluss und auf Kosten eines anderen, man kann lediglich daran hängen oder verklammert sein. Aus dem gleichen Grunde vermag ich im Faschismus keinen Stief- oder gar Zwillingsbruder des Bolschewismus zu erblicken. Sie haben nach meiner Ansicht ganz verschiedene Eltern und Vorfahren. Eher möchte ich den letzteren für den illegitimen und entarteten Spross eines edlen Stammes halten, den ersteren für den rechtmässigen eines von allem Anbeginn und schon im Keime unedlen und verderbten. Der Sozialist kann sich wirklich mit einigem Recht — freilich weniger über die Linie von Marx als über die von St. Simon — auf seine Herkunft von Jesus beruhen. Der Faschist würde sich damit bloss lächerlich machen und er ist denn auch klug genug, sich lieber offen zu Macchiavelli als wahrem Ahnherrn zu bekennen.

In der Prognose, die Sie dem Faschismus stellen, stimme ich wieder ganz

mit Ihnen überein. Ich erblicke in der Tatsache, dass er sich gerade in Italien entfaltet, ein sehr tiefes Symbol — und mehr als ein solches. Er kehrt dahin zurück, von wo er uranfänglich ausgegangen ist, um dort, so hoffen wir es, für immer zu verschwinden. Vom heidnischen Rom, dem Sitz der alten Cäsaren aus, hat er sich zunächst des päpstlich-katholischen, kirchlich-imperialen Rom bemächtigt; von da ist er in die meisten Reiche des christlichen Abendlandes gewandert, in Napoleon, dem Zarentum, dem Hohenzollernreiche eine grossartige Neugeburt feiernd. Der Weltkrieg hat das Gericht vollzogen; die modernen Cäsaren, die Kaiser, sind nicht mehr; und was Mussolini und seine Sache anbelangt, so entpuppt sie sich aus solcher Universalperspektive bei aller theatralischen Aufmachung und Regie — ja, gerade durch sie — als das, was sie in Wirklichkeit ist: als das Satyrspiel nach der grossen Tragödie, über dem sich nun bald der eiserne Vorhang herabsenken wird, dem Werden und der Entwicklung einer neuen, gottmenschlichen, gottlebendigen Welt Raum gebend.

Oskar Ewald.

Das Wort ward Fleisch.[1])

Weihnachten, Karfreitag, Ostern.

Ueber jeder Weihnachtsfeier, die wirkliche Weihnachtsfeier ist, sich nicht zu rein weltlicher Lustbarkeit entwürdigt, steht in goldenen Buchstaben der geheimnisvolle Spruch aus dem Eingang des Johannesevangeliums geschrieben: Das Wort ward Fleisch — Worte ebenso schwer deutbar an sich wie unergründlich in ihrer Erfüllung.

Was will das besagen: das Wort ward Fleisch? Nun — es bedeutet genau dasselbe, was wohl schon die ersten heidenchristlichen Gemeinden in der Anfangszeile eines in ihren Zusammenkünften gesungenen Hymnus aussprachen als das zugestandenermassen, als das unbestreitbar grosse Geheimnis: er ist geoffenbart worden im Fleisch d. h. Gott selbst ist in sterblicher Menschheit erschienen, hat Menschengestalt angenommen und sich als Glied in die geschichtliche Erdenmenschheit eingereiht, um unser Bruder zu werden: Gott selbst ist Mensch geworden.

Wer kann dieser Tatsache Bedeutung genugsam würdigen? Wer in wenigen Minuten ihren Inhalt ausschöpfen?

Nur einiges kann und soll hier davon gesagt werden.

Zunächst dieses: Wenn wir nichts von Gottes Erdenwallen aus geschichtlicher Ueberlieferung wüssten, wie würden wir, falls wir nicht Kinder mehr sind, sondern schon etwas erfasst haben von des Lebens vollem Ernst und tiefer Schwere, es uns vorstellen? Der Mensch, in dem das Göttliche Gestalt angenommen hat, also der ganz Reine, der Heilige, der sittlich Vollkommene, der Gute, muss um seines so ganz anderen Wesens willen mit der Welt, die im

[1]) Eine Weihnachtsansprache an Gymnasiasten.

Argen liegt, in der Macht des Bösen ist, in Kampf geraten, — diese Welt muss sich gegen ihn empören, um sich in ihrer Existenz zu behaupten, und weil sie in der Wahl ihrer Kampfmittel unbedenklich ist, mit brutaler, roher Gewalt, mit der Macht der kompakten Majorität gegen das Geistig-Zarte auftritt, sie den Kampf auf ein Gebiet hinüberzuspielen versteht, wo *sie* zu Hause ist, das *Sittlich-Gute* aber nicht, — darum wird und muss *das* Göttliche, muss *der* Göttliche unterliegen, — und so gehts fort: immer wieder, Tag um Tag, erlebt der Christus jammerndes Ringen im einsamen Gethsemane, immer wieder wird der Gott von den Machthabern dieser Welt gehöhnt, gemartert und auf Golgatha umgebracht. — An des Christus und seiner Nachfahren Schicksal enthüllt sich das Wesen von Welt und Menschheit als tiefsündig, als gottfremd, als gottlos. Die Welt kann den Gott und Gottesboten nicht erkennen, weil ihr das Organ dazu abgeht, da ihr ursprünglich sonnenhaft angelegtes Auge verdunkelt ist von Ichsucht, Habsucht, Machtsucht. Von den Mächten dieser Gewalt-Welt wird die Liebeswelt, die ewige Macht der Reinheit und Güte, niedergeworfen: dies — das Leiden und Sterben — das ist das Los des Schönen, des Guten auf der Erde. Das ist das wirkliche Gesicht der Welt, das die tiefste Tragik des Erdenlebens überhaupt. —

Und damit ist es aus und alles vorbei? Auch das wäre etwas! Denn es ist doch schon etwas, für ein grosses heiliges Gut sich opfern zu dürfen. Der Kampf ehrt den Kämpfer, nicht der Sieg, nicht der äussere Erfolg. Und es ist doch etwas bedeutsam Hinweisendes auf die Vorausbestimmung gerade des Germanentums für den Dienst des Christus, für sein besonderes Geeignetsein zu der Arbeit für ihn und an seinem Reiche, dass die grosse deutsche Dichtung dem *untergehenden* Helden den Siegeskranz reicht, dass in der deutschen Tragödie der Träger der sittlichen Idee leiblich untergeht, stirbt. Und so ist der weltfremde, reine und darum gemordete Siegfried das Ideal des deutschen Knaben, nicht der grimme ihn mordende Hagen mit seinem Hass bis zum letzten Hauch, — und wenn um eines willen noch heut — nach mehr als 2½ Jahrtausenden — des deutschen Jünglings Herz durch Homers Ilias bewegt wird, so ist es, weil sie ein Lied ist zu Ehren Hektors, des *überwundenen* Mannes — und nicht der römische Prokurator Pontius Pilatus, nicht die stolzen Würdenträger des jüdischen Volkes, Hannas und Kaiphas, noch weniger der Verräter Judas Ischarioth, sondern das menschliche Jammerbild, der zur Richtstätte geschleifte, von der irdischen Justiz des römischen Rechtsvolkes als Verbrecher verurteilte Schmerzensmann steht im Mittelpunkt der Geschichte; Jesu, — ihm gehört unsere Bewunderung und Liebe — ihm allein.

Immer wieder rufen dem weltfremden reinen Toren solche geschichtliche Menschheitserlebnisse, wenn sie ihm zu eigenen Erlebnissen werden, warnend zu: „Lass dich nicht betrügen von der lächelnden Fratze der Frau Welt; das hier ist ihr wahres Gesicht; so ist sie: die Welt liegt in der Macht des Bösen." — Aber welche Forderung ziehen wir daraus, wenn wir mutvolle, gläubige Menschen sind? Also wollen wir uns ducken, der Welt uns fügen, ihre breiten Strassen wandeln, flüchtigen Genuss und irdische Macht einhandelnd um den Preis unserer unsterblichen Seele? Oder die Welt getrost ihrem Verderben überlassen und uns in schwärmendem, ästhetisierendem Selbstgenuss in die Tiefe der Gottheit versenken, um unser Heil zu schaffen, uns persönlich zu retten — im Sinne des so fromm klingenden und doch so ichsüchtigen „Nur selig"? Keins von beiden. Wir wollen nicht zu den kleinen, sondern zu den grossen Geistern gehören, von denen Emanuel Geibel singt:

> Der kleine Geist, fand er in Gott die Ruh,
> Schliesst vor der Welt sich ängstlich bangend zu;
> Der grosse strebt, gestählt an Kraft und Sinnen,
> Die Welt für Gott erobernd zu gewinnen.

Und ist dieser Kampf denn ganz aussichtslos? Endet denn Jesu Leben mit dem Tode? Geht nicht vielmehr durch die Welt die nie verklingende Kunde, dass er lebt? Und ist nicht in dem Herzen der Menschheit der nie verlöschende Glaube lebendig, dass er gekommen ist und fort und fort kommt, dass er des Teufels Werke zerstöre und die Welt der Macht des Argen entreisse? Dass er der ist, der das Leben der Welt und der Menschheit auf eine neue Grundlage stellt, der alles, alles neu gestaltet, eine neue Erde schafft und neue Menschen? Sein ist der Endsieg. Sein Tod und der irdische Untergang aller derer, die ihm nach als treue Knechte den Dornenweg des Opfers gegangen sind, das sind die Lebenskeime von unvergänglicher Triebkraft, die, tief in den Boden der Menschheit eingesenkt, in Gotteshut schlummern, bis einst die grosse Stunde kommt, wo der Allmächtige sein „Erwache und Werde" über sie ruft. Dann kommt der Frühling auch für die Menschheit. Dann gehts wie Raunen und Flüstern durch die Völker, eine scheinbar längst verlorene Erkenntnis von den wahren, den ewigen Gütern erwacht; dann wird man nicht mehr sagen, dass Politik und Wirtschaft, die Fragen von Krieg und Frieden ihrer Eigengesetzlichkeit folgten und nichts mit dem Christus und seinem Reiche, das ja nicht von dieser Welt sei, zu tun hätten, sondern dann wird man zu ahnen beginnen, dass die in Politik wie Wirtschaft hemmungslos waltende Machtgier und Habgier das ist,

was sein Reich nicht kommen lassen will, — dass es in Wahrheit nur ein verbindliches Gesetz gibt, das der Prediger vom Berge dereinst in göttlicher Vollmacht verkündet und der zum Tode Gehende beim letzten Mahle bestätigt hat: das neue Gebot, dass wir alle in Liebe eins sein sollen. Dann werden wir erlöst sein von der Zerrissenheit und Zwiespältigkeit unseres Lebens: nur ein Gedanke wird dann alle Betätigungen der Menschen erfüllen: in allem dem Herrn zu dienen und sein Reich zu bauen — das Reich, das zwar nicht von dieser Welt ist, aber von oben her mit seinen jenseitigen Kräften diese Welt durchdringen soll, — dass sein Reich zu uns komme.

Auf die Botschaft: „Das Wort ward Fleisch" kommt dann als Antwort das andere: die Menschheit kommt zu Gott, der Mensch wird Bote und Träger des Göttlichen in der Welt und die Welt wird Gottes. „Leiblichkeit" ist das Ende aller Gotteswege, und materialistisch hat gar ein grosser Christusverkünder (Blumhardt) das Evangelium genannt wegen seiner Richtung, die Welt ernst zu nehmen und umzugestalten im Sinne der ursprünglichen Gottesordnung.

Freilich, noch sind wir nicht so weit, dass wir unsere Häupter erheben könnten in der Gewissheit, dass die Erfüllung vor der Tür stehe. Aber den Glauben aufgeben, dass sie sich vorbereitet, dass die Liebe siegt, siegen wird und siegen muss, heisst den Christus entehren und seine göttliche Macht anzweifeln; in ihm — dem ewig Lebendigen — liegen ungeahnte Kräfte für ein neues Menschentum, ein wirkliches Uebermenschentum, weil Gottesmenschentum, zu dem unser heutiger Mensch auch in edelster Gestalt nur Brücke ist und Uebergang, nur wie ein Pfeil, geschossen nach dem jenseitigen Ufer der Sehnsucht, ein Ziel erreichbar zwar nicht aus eigener Kraft, aber aus der Kraft Gottes und seines Christus. — Vielleicht ist der Vertrag von Locarno, am ersten Tage des Christmondes in London unterzeichnet, zunächst zwar nur aus wirtschaftlichen Rücksichten, aus rein weltlichen Gründen geschlossen, eine Hülse, die, mit Geist, dem Geist des Verstehenwollens und der Liebe erfüllt, das Tor öffnet zu neuer Menschheitszukunft. Vielleicht!

Ob aber dieses Vielleicht Wirklichkeit wird, liegt an uns, liegt an Euch! An Euch liegts, ob die Menschheit in blutigen Greueln zugrunde gehen soll oder aufwärts steigen zur Höhe ihrer ewigen Bestimmung — eine Christusmenschheit zu werden. Und das sei der Jugend edelster Beruf, Euer Beruf: von diesem Weihnachtsfeste aus, da die Engel wieder der Welt das Lied singen vom Frieden als Verheissung und als Aufgabe, Boten und Wegbereiter des Friedens zu sein, indem ihr selbst Menschen des Friedens, Christusmenschen werdet und die grosse Aufgabe des Volks- und Völker-

friedens, in Verzicht auf all das, was die Welt „Ruhm und Ehre“ nennt, freudig euch opfernd, auf euch nehmt „im Namen dessen, der am Kreuz erblich.“ —

Fritz Sattig.

Berichte aus der Arbeit

Die Jahresversammlung der „Freunde der Neuen Wege“

fand Sonntag, den 7. März, in Zürich, im Heim von „Arbeit und Bildung“ statt. Sie war wieder zahlreich besucht. Auch von auswärts hatte sich eine Anzahl Freunde eingefunden. Auf vielseitigen Wunsch wurden die geschäftlichen Verhandlungen stark abgekürzt, damit Raum für eine Aussprache allgemeiner Art gewonnen werde. Das Komitee erstattete in Kürze Bericht über das Ergebnis seiner Prüfung der geschäftlichen Lage, während der Redaktor sich über den Stand des Werkes vom ideellen Gesichtspunkt äusserte und die Probleme seiner Arbeit berührte. Nach einer kurzen Diskussion darüber hielt Pfarrer Lejeune ein Referat über das Thema: „Unsere Stellung zum Uebel in der Welt.“ Es war wohl vielen Anwesenden erwünscht, unsern Freund, der ja nun nach Zürich kommt, bei diesem Anlass ein wenig genauer kennen zu lernen. Das Thema führte in den Mittelpunkt alles theoretischen Fragens und praktischen Ringens der Menschenseele. Der Referent stellte der traditionellen Auffassung, die im Weltübel einen direkten Ausfluss des Willens Gottes zu sehen geneigt ist, die andere entgegen, die er (mit Recht) für die biblische hält und wonach Gott das Weltübel nicht will, dieses vielmehr eine Folge der Abkehr von Gott ist, was nicht ausschliesst, dass es in einer abgefallenen Welt notwendig, heilsam und ein Mittel göttlicher Erziehungsarbeit sein kann. Die lebhaft benutzte Diskussion hob besonders auch den letzteren Gesichtspunkt hervor und führte noch weiter sowohl in die theoretischen Rätsel wie in die praktischen Aufgaben dieses Kampfes hinein. Der Schreibende hätte es gerne gesehen, wenn die Verbindung des ganzen Themas mit der Aufgabe gerade unserer besonderen Arbeit noch stärker hervorgetreten wäre.

Ueberhaupt muss er gestehen, dass ihm als Redaktor lieb gewesen wäre, wenn eine gründliche Aussprache über das Werk der „Neuen Wege“ hätte stattfinden können. Eine Gestaltung dieser Jahresversammlung in dem Sinne, dass sie gleichmässig beides sein könnte: Verhandlung über die Zeitschrift und Aussprache über die Sache, der diese dienen will, wird sich hoffentlich nach und nach herausbilden. Wie die Leser wissen, bewegt den Schreibenden seit langem der Wunsch, dass auch die Arbeit, die die Zeitschrift tut, immer mehr eine gemeinschaftliche werden möchte.

Es konnte für das vergangene Jahr über den geschäftlichen Stand und die Wirksamkeit der „Neuen Wege“ Gutes berichtet werden. Diese Tatsache darf aber keineswegs ein Anlass zur Beruhigung sein. Der Uebergang zu einem neuen Jahrgang bringt immer einen mehr oder weniger grossen Ausfall von Abonnenten, der ersetzt werden muss, und von einer Zeitschrift, die so sehr mitten im Kampf steht, wie es nun einmal das Schicksal der „Neuen Wege“ ist, gilt das noch ganz besonders. Darum muss die Werbearbeit von Seiten der Freunde und Leser beständig weiter gehen. Die Druckerei stellt dafür stets nach Möglichkeit Probehefte zur Verfügung, und wir hoffen, dass die inhaltliche Gestaltung der Zeitschrift den Freunden dabei zu Hilfe kommen werde. Unser Werk muss wachsen, noch ist es weit vom Ziel. Darum, liebe Freunde,

gedenket immer wieder der „Neuen Wege"! Wenn sie noch freieren Atem bekämen, könnte ihr Werk ganz anders werden als es jetzt ist.

Es sei bei diesem Anlass auch wieder auf die „Vereinigung der Freunde der Neuen Wege" hingewiesen. Jedermann kann ihr beitreten. Präsident ist Pfarrer Robert Lejeune, jetzt noch in Arbon, von der zweiten Hälfte des April an in Zürich (Zollikerstrasse), Kassierin Frau A. Künzler-Giger in Flawil. Der Jahresbeitrag ist aus bestimmten Gründen auf mindestens 5 Franken festgesetzt worden, doch kann er auch erlassen oder herabgesetzt werden, wenn jemand der Vereinigung angehören möchte, dem es nicht leicht fällt, ihn aufzubringen. L. R.



Zur Weltlage

Der Katholizismus als Faktor der Weltlage.

1. Vorbemerkung.

Auf die Gefahr hin, die Leser damit zu langweilen, muss ich diese Erörterung zur Weltlage wieder mit einem schützenden Vorbehalt beginnen: Wenn ich mich anschicke, vom Katholizismus (wie ich um der Kürze willen sage, ich denke dabei aber in erster Linie an die römische Kirche) als einem Faktor der heutigen Weltlage zu reden, so leuchtet ein, dass das ein übergrosses Thema für eine Betrachtung in diesem Rahmen ist. Es kann daher für diesen Zweck nur mit gewissen Beschränkungen behandelt werden. Ich erkläre also zunächst, dass ich in diesem Zusammenhnng den Katholizismus nicht als geistiges Prinzip, als die bestimmte religiöse Art, die wir damit meinen, ins Auge fassen will, das kann und soll ein andermal und auf andere Weise geschehen,[1]) sondern mehr als eine politische und soziale Macht, die als solche die Weltlage in hohem Masse bestimmt. Es gilt, das Augenmerk auf die Tatsache zu richten, dass der Katholizismus eine solche Macht ist und zwar so, dass nicht bloss auf einzelne Aeusserungen dieser Macht, sondern auf ihre Gesamthaltung und Gesamtbedeutung geachtet wird.

Aber nun ist das Thema auch in dieser Beschränkung für mich noch viel zu gross. Ich bin ihm durchaus nicht gewachsen. Der Katholizismus ist ein Weltreich, ein neues Imperium Romanum, nur mehr geistiger, wenn auch eben nicht bloss geistiger Art, dazu aber noch viel umfassender, vielgestaltiger und schon darum schwerer zu beurteilen, weil es weniger sichtbar ist. Wer ein Jahrzehnt oder zwei im Vatikan eine führende Stellung inne gehabt oder doch

[1]) Ich verweise dafür wieder auf das Kapitel: „Der neue Katholizismus" in meinem Werke: „Weltreich, Religion und Gottesherrschaft" und auf meine Vorträge in dem Buche: „Die heutige religiöse Lage und die Volksschule."

als Beobachter aus der Nähe viel erfahren hätte, der könnte — vielleicht — das sagen, was ich sagen möchte.

Aber warum rede ich denn trotzdem davon? Weil mir, wie in ähnlichen Fällen und diesmal noch auf ganz besondere Weise, wichtig scheint, dass dieser Faktor der Weltlage, den ich Katholizismus nenne, mit dem Vollgefühl seiner Wichtigkeit ins Auge gefasst und bedacht werde. Dazu kann ich vielleicht doch ein wenig mithelfen. Ich mache auf Tatsachen aufmerksam, wohlbekannte und weniger bekannte, und ich spreche Vermutungen aus, die dazu dienen sollen, die Beobachtung und das Nachdenken auf bestimmte Punkte zu lenken und zur Erweiterung und Vertiefung des Urteils über die Weltlage beizutragen.

2. Der katholische Vorstoss.

Dass der Katholizismus seit dem Weltkrieg, besonders seit dessen Ende, in gewaltigem Vorstoss begriffen ist, lässt sich schwerlich bestreiten. Man hat, wenn ich nicht irre, gelegentlich die Bemerkung gemacht, die einzige wirkliche Siegerin im Weltkrieg sei die katholische Kirche gewesen. Es ist ein nicht ganz unrichtiges Wort.

Was der katholischen Kirche diesen Zuwachs, zunächst an moralischer Autorität, verschafft hat, ist die Haltung des Papsttums gegenüber dem Kriege gewesen. Es erschien als Hort des Friedens. Der Fels Petri ragte über die wilden Feuerwogen des Weltbrandes empor; sie umtobten ihn, umhüllten ihn zeitweilig, aber er widerstand ihnen. Der erste der Päpste des Weltkrieges, Pius der Zehnte, sagt man, sei aus Gram über diesen gestorben. Die folgenden unterliessen nicht, ihren Abscheu vor diesem universellen Völkermorden und vor dem Krieg überhaupt in ihren Erlassen an die Christenheit mit gelegentlich sehr starken Worten kund zu tun. Zwar muss ich persönlich gestehen, dass mich diese Haltung trotzdem nicht befriedigte. Ich habe mich darüber in den „Neuen Wegen" seinerzeit geäussert. Es fehlte mir daran die persönliche Leidenschaft, das Prophetische, ja Revolutionäre, das auch für einen Papst möglich sein sollte, wenn er wirklich der Nachfolger dessen sein möchte, der nicht nur die Seligpreisungen gesprochen, sondern auch die Geissel geschwungen hat. Diese Erlasse waren mir zu steif, zu diplomatisch, zu sehr die Stimme eines allerhöchsten Funktionärs. Ich meine, die alten grossen Päpste, die Leo, die Gregor, die Innozenz hätten in einer solchen Lage doch noch anders zugegriffen. Trotzdem — der Eindruck der päpstlichen Haltung war gross und hat sich seither noch verstärkt.

Und dies besonders, weil sie in so scharfem Gegensatz stand zu der Haltung des offiziellen Protestantismus. Wo hätte man aus dem Munde einer überragend wichtigen Instanz des offiziellen Protestantismus eine ähnliche entschiedene Aeusserung gehört? Zwar

gab es in der katholischen Geistlichkeit, vom Kaplan bis zum Erzbischof hinauf, auch Kriegstheologen und Molochpfaffen in Fülle, doch wurden sie wohl an Gründlichkeit und Energie, auch an gotteslästerlichem Wahnsinn von den protestantischen Kollegen übertroffen und vor allem wirkte eben der Umstand, dass die höchste und allentscheidende Autorität der katholischen Kirche sich anders verhielt. Die moralische Niederlage des Protestantismus wäre furchtbar gewesen ohne — W i l s o n! Ob es wohl möglich sein wird, dies eines Tages gewissen verblendeten Protestanten klar zu machen? Man könnte vielleicht statt Wilson überhaupt das reformierte Christentum, besonders das der angelsächsischen Welt, nennen. Es hat die Ehre des Protestantismus gewahrt. Wäre bloss das Luthertum gewesen, so wäre der Protestantismus in der Weltkatastrophe untergegangen, wäre an der Verachtung der Völker erstickt. Man wende dagegen nicht den Erzbischof Söderblom ein. Söderblom in Ehren, trotz einigen Vorbehalten, die ich auch gegen ihn machen muss, aber was ist er, was war er gegen Wilson? Wilsons Werk ist der Völkerbund, und dieser ist aus protestantischem Geist, aus dem Herzen des Calvinismus erwachsen. Dieses ungeheure Gewicht hat nun der Protestantismus in s e i n e Wagschale zu legen.[1]) Es wiegt die Leistung des Papsttums zum mindesten auf. Das Papsttum hat dabei freilich einen grossen moralischen Vorteil: es hat nicht, wie Wilson, selbst das Schwert gezogen. Was Wilson voraus hat, ist aber jenes Element des Persönlichen, Prophetischen, Revolutionären, jenes leidenschaftliche und dazu heroische Einstehen und Wagnis des Glaubens, die ich an der Haltung des Papsttums vermisse. Es kennzeichnet das ganze Elend unserer protestantischen Zustände, dass nationale Gesichtspunkte, die eben für einen grossen Teil der Protestanten wichtiger sind als die religiösen, ihnen diese Tatsache verdunkeln und einen Retter des Protestantismus (wenigstens von d i e s e r Seite her) zu einem besonders gehassten Manne machen, und es kennzeichnet besonders das Elend unserer schweizerischen Zustände, dass die Beeinflussung durch ein fremdes nationalistisches Urteil auch den Grossteil der deutschschweizerischen Protestanten gegen den Umstand blind macht, dass es Geist aus dem Geist der schweizerischen Reformation gewesen ist, der mit merkwürdiger Wendung in einer entscheidenden Stunde die Geschicke der Welt wie die des Protestantismus bestimmt und zum Bessern gewendet hat.[2])

---

[1]) Daran ändern die neuesten Ereignisse für mich nichts. Ich verweise auf den Rundschauartikel: „Die Genfer Ereignisse und der Völkerbund."

[2]) Eine gewisse Rückkehr zu Calvin, die die jetzt bei uns herrschende Theologie vollzogen hat, scheint hierin keine Wendung herbeizuführen. Wenn T h u r n e y s e n in seiner Schrift über Blumhardt ein abschätziges Urteil von Blumhardt über Wilson anführt, so gehört dieses zu denen, welche Blumhardt selbst einmal mit einem sehr derben Wort bezeichnet hat und die man nicht

Kehren wir aber zum Katholizismus zurück. Noch mehr als die Stellung des Papstums zum Kriege ist ihm der geistige Umschwung, der mit diesem zusammenhängt, zum Vorteil gediehen. An Stelle des Weltbrandes ist das geistige Chaos getreten und wie über den Weltbrand, so ragt der Felsen Petri unerschüttert über das Chaos empor. Man kann sich in der Tat die dadurch geschehene Festigung des Katholizismus nicht gross genug denken. Der Umschwung, nicht nur der Stimmung, sondern auch des ernsthaften Denkens selbst, den unser Geschlecht erlebt hat, grenzt an das Wunderbare. An Stelle des Durstes nach Freiheit ist sozusagen über Nacht das Verlangen nach fester Autorität getreten, an Stelle der Wissenschaft die Mystik und an Stelle der Ablehnung des offiziellen Christentums ein neuer, bald romantisch, bald theologisch oder soziologisch motivierter Sinn für die Kirche. Von alledem hat die katholische Kirche den Hauptgewinn. Ihre alten grossen Gegner, mit denen sie im Laufe des 19. Jahrhunderts auf Leben und Tod ringen musste: der Liberalismus und der Modernismus, sind vorläufig ganz erledigt. Das Geschlecht, welches jetzt das Wort führt, überhäuft diese Denkweisen mit Verachtung. Es ist ein stolzer Triumph, und man begreift, dass grosse Hoffnungen die Brust der jungen katholischen Welt schwellen.

In der Tat entsprechen dieser Gunst der Lage grosse katholische Fortschritte, äussere und innere. Die politische Stellung des Katholizismus hat sich mancherorts stark verbessert. Mit Polen ist ein neuer römisch-katholischer Staat entstanden. In Deutschland hat das Zentrum lange die ausschlaggebende Rolle gespielt und diese dazu benützt, der Kirche vielerlei Einfluss zu verschaffen. Aehnliches ist in Holland der Fall. Wir Schweizer haben infolge dieser Lage den Nuntius wieder bekommen. Die Uebertritte angesehener Persönlichkeiten sind zahlreich, sogar eine protestantische Fakultät der welschen Schweiz ist durch solche erschreckt worden. Ein Theodor Häcker ist aus einem protestantischen Lästermaul ein demütiger Sohn der Kirche geworden, der sogar einen Kierkegaard für Rom in Anspruch zu nehmen versucht. Eine grosse Hoffnung ist die durch die russische Revolution in den Bereich der Möglichkeit gerückte Wiedervereinigung von Byzanz (ich meine damit die griechisch-ortho-

---

nachträglich urbi et orbi kundgeben sollte. Blumhardt kannte Wilson nicht; er hätte ihn ganz anders beurteilt, wenn er Genaueres von ihm gewusst hätte. Es steht einer Schrift, die den Anspruch erhebt (offenbar im Gegensatz zu andern!) Blumhardt „aus seinen eigenen Voraussetzungen heraus" darzustellen, nicht gut an, eigene politische Gefühle durch ein Zufallswort Blumhardts auszudrücken.

Ich erlaube mir, diesem einem grossen Bekenner und Pionier angetanen Unrecht gegenüber auf mein wieder einmal wie auf Verabredung totgeschwiegenes Büchlein: „Die Bedeutung Woodrow Wilsons für die Schweiz und für die Welt" hinzuweisen.

doxe Kirche) mit Rom. An der Wiedervereinigung mit der anglikanischen Kirche wird immerfort gearbeitet. Die katholische Strömung in deren Schosse wächst. Kriegslustige Bekehrer dringen in urprotestantische Gebiete wie Schweden vor und die katholische Heidenmission ist eifrig an der Arbeit. Zu diesem mehr äusseren Gewinn gesellt sich ein noch grösserer innerer. Das religiöse Leben regt neu die Schwingen. Ein besonders bedeutsames Symptom davon ist eine frische Blüte des Mönchtums, das besonders in Deutschland eine Anzahl uralter Sitze klösterlicher Kultur wiedergewinnen durfte.[1]) Die neue Zulassung des Jesuitenordens in allen europäischen Ländern wird wohl ein Ereignis der nächsten Jahrzehnte sein. Aber auch das katholische Denken und Schaffen in Theologie und weltlicher Kultur nimmt einen sichtlichen und allgemeinen Aufschwung. Die katholische „Rückständigkeit“ in dieser Beziehung, die noch vor kurzem einem Mann wie Schell, dem Würzburger Professor, so sehr zu schaffen machte, nimmt rasch ab. Die bedeutendste Philosophie unserer Tage — ich nenne nur Bergson und Scheeler — ist katholisierend. In Frankreich vertreten eine Reihe von Dichtern ersten Ranges eine neukatholische Mystik und eine Reihe von Denkern eine katholische Politik. Von allen Formen der Jugendbewegung ist die katholische am lebendigsten geblieben. Katholische Denker, wie der einst zur römischen Kirche übergetretene ehemalige Anglikaner Kardinal Newman, gewinnen nach so langer Zeit einen bedeutenden Einfluss auf die festländische protestantische Welt und Aussenkreise der katholischen. Eine hochkirchliche Richtung breitet sich auch auf dem Boden des festländischen Protestantismus aus. Das Bekenntnis zur „Una Sancta“ ertönt sogar von den Lippen schweizerischer Pfarrer und das Schlagwort vom „evangelischen Protestantismus“ breitet sich aus.

Der sieghafte katholische Vorstoss ist also eine unzweideutige Sache.

Allerdings ist nicht zu übersehen, dass diesem reichen Gewinn auch ein nicht unbedeutender Verlust gegenübersteht. Der Zusammenbruch des Habsburgerreiches hat nicht nur die römische Kirche ihrer alten, einst so gewaltigen Stütze beraubt, sondern auch der Ausbreitung des Protestantismus neuen Raum geschafft. In Böhmen regt der Hussitismus neu die Flügel. Auf dem Boden Russlands, wie überall in den Gebieten des Ostens, die das Erdbeben des Weltkrieges erschüttert hat, ist der Protestantismus sehr tätig. Er überzieht ganz Russland mit einem Netz von evangelischen, zum Teil urchristlich gestimmten Gemeinden. Die griechisch-katholische Kirche findet sich vorläufig lieber mit dem Protestantismus als mit

[1]) Ueber diese und ähnliche Dinge orientiert gut: H. Hermelinck: Katholizismus und Protestantismus in der Gegenwart.

Rom zusammen. Sie hat in Stockholm wichtige Repräsentationen gehabt. Wenn auf der einen Seite das katholische Habsburg gestürzt ist, so ist auf der andern das protestantische England der Gebieter neuer Länder geworden. Es beherrscht Palästina und hält seine Hand über Mesopotamien und Arabien. Protestantische Hände arbeiten allüberall in der Welt. Der Völkerbund ist, wie ich gezeigt, ein protestantisches Pro und darum wohl in aller Stille ein Gegenstand katholischer Eroberungslust. Die sich anbahnende Einigung des Protestantismus bedeutet einen Gegenstoss zu der katholischen Ausbreitung. Stockholm ist das Zeichen einer sich sammelnden Kraft, die von einem neuen Verständnis der Sache Christi aus den Protestantismus so weiterführen kann, dass er zugleich eine Erfüllung des Katholizismus wird.

Freilich bedeutet diese Wendung auch wieder ein Stück Katholisierung des Protestantismus. Damit gewinnt das Wort „Katholizismus" einen Sinn, der über die römische Kirche hinausführt. Der Katholizismus ist, unter diesem Gesichtspunkt betrachtet, das ökumenische oder universalistische Prinzip, das in der heutigen Welt zu einer neuen Entfaltung drängt. Das gleiche Prinzip verkörpert sich im Völkerbund, dazu im Sozialismus und sehr vielen freien Bewegungen politischer, sozialer und rein geistiger Art. Auch in diesem besonderen Sinne ist der Katholizismus also ein ganz wesentlicher Faktor der neuen Weltlage.

Dieser letzte Gesichtspunkt führt uns zu einer weiteren Erörterung.

3. Wie wirkt der Katholizismus auf die Weltlage?

Ich lasse hier, meinem Vorsatz gemäss, die tieferliegenden Probleme auf der Seite und frage nicht nach den Folgen dieser Katholisierung der Welt, wie man den katholischen Vorstoss etwas übertreibend nennen könnte, für das religiöse und kirchliche Leben, das Verhältnis der Konfessionen zu einander und Aehnlichem, sondern bloss nach dem Einfluss dieses katholischen Faktors, im engeren und weiteren Sinn, auf die politische und soziale Gestaltung der Welt.

Hier bin ich nun, während ich bisher Tatsachen verzeichnen konnte, mehr auf Vermutungen angewiesen. Doch sind diese nicht aus der Luft gegriffen, sondern stützen sich auch auf allerlei Tatsachen. Im Uebrigen wollen sie, wie ich eingangs bemerkt, bloss das Nachdenken auf bestimmte Punkte der heutigen Lage lenken.

Vielerlei Anzeichen lassen darauf schliessen, dass wir vor einer *gewaltigen Modernisierung der katholischen Kirche* stehen — einer Modernisierung freilich nicht in Bezug auf den Kultus und das Dogma, sondern in Bezug auf das unmittelbare religiöse Leben und vor allem das Verhalten der Kirche zu den

Weltproblemen. Wenn nicht alles täuscht, wird die Kirche vor allem drei der gewaltigen Bewegungen der Gegenwart adoptieren: den Pazifismus, den Sozialismus und die Demokratie. Beim Pazifismus scheint mir dies klar zu sein. Ich habe diese Wendung an der Haltung des Papsttums erläutert und könnte dies durch viele anderen Tatsachen tun. Hervorheben will ich nur noch die eine, dass der offizielle Katholizismus (im Gegensatz zu einem gewissen Ultramontanismus wie zum deutschen Luthertum) sehr völkerbundsfreundlich ist. Ob dabei gewisse weittragende Spekulationen im Spiele sind oder nicht, bleibe hier ununtersucht. Aber ich zweifle nicht, dass auch der Sozialismus immer mehr rezipiert wird. Selbstverständlich nicht in marxistischer oder leninistischer, sondern in einer katholischen Form. Der Antikapitalismus ist in der katholischen Welt schon früher vertreten worden als in der protestantischen — ich erinnere bloss an Männer wie Lamennais und Bischof Ketteler — und er hat seither nie ganz aufgehört. Wenn man neuerdings die bedeutenderen Organe des katholischen Geistes verfolgt, so fällt die Stärke der These auf, dass das christliche Prinzip auch auf das Wirtschaftsleben anzuwenden sei und dass es sich gegen die heutige Wirtschaftsordnung richte. Diese Entwicklung ist nicht verwunderlich. Von Natur liegt das soziale Prinzip dem Katholizismus näher als dem individualistischen Protestantismus. Ich zweifle nicht, dass die Zukunft die gewaltige Entfaltung eines katholischen Sozialismus erleben wird. Und damit wird die katholische Kirche auch von der Demokratie übernehmen, was daran unverlierbar ist. Sie wird freilich das demokratische Prinzip mit dem autoritären verbinden, aber jenem einen grossen Spielraum gewähren können.

Diese Modernisierung der Kirche wird Zweierlei zur Folge haben. Einmal kann sie darauf verzichten, sich durch einen Bund mit reaktionären Mächten, etwa mit der Monarchie, zu stützen. Sie wird vielleicht immer einen freundlichen Blick für alle autoritativen Gebilde haben, heissen sie nun Faschismus, Royalismus oder anderswie; aber ihre Sicherheit und Zukunft wird sie in einem Bund mit der Demokratie (Pazifismus und Sozialismus inbegriffen) suchen. Und sie wird darin eine grosse Stärke haben. Dass sie alle diese drei grossen Gegenwartsmächte, so weit ihr Einfluss reicht, katholisieren wird, habe ich schon angedeutet. Sie werden alle der Kirche ein- und untergeordnet, aber in weitem Rahmen. Aus dem gleichen Grunde wird die katholische Kirche wohl darauf verzichten, sich mit gewissen vorwiegend katholischen und reaktionären Ländern besonders eng zu verbinden und es vorziehen, lieber überall zu neuer Macht zu gelangen und mitten in der modernen Welt Eroberungen zu machen.

Dieser Modernisierung im Verhältnis zur heutigen Welt ent-

spricht eine innere Neubelebung. Ich habe davon schon geredet, möchte aber noch hinzufügen, dass diese Neubelebung auch eine neue Freiheit bedeutet. Man gewahrt in der Tat nicht ohne Staunen, welch ein frischer Frühlingswind diese alten Hallen durchweht. In katholischen Kreisen, und zwar nicht bloss bei Aussenseitern, kann eine Freiheit und Gerechtigkeit in der Beurteilung protestantischer Menschen und Dinge angetroffen werden, der man weder innerhalb des Protestantismus selbst noch in dessen Verhältnis zum Katholizismus allzuoft begegnet. Das gilt vom religiösen Denken und von der Stellung zu Gegenwartsproblemen. Die katholische „grossdeutsche" Jugendbewegung ist die am entschiedendsten antimilitaristische von allen. Marc Sangnier ist einer der grössten Vorkämpfer der Friedensbewegung. Es ist auch nicht ohne Bedeutung, dass er seine Bewegung eine demokratische nennt. Dementsprechend ist in Deutschland das Zentrum lange Zeit die stärkste Stütze der Republik gewesen. Katholische Zeitschriften, wie das „Abendland" mehr auf dem politischen und das „Hochland" mehr auf dem religiösen und kulturellen Gebiet, zeigen einen weiten Horizont und hellen Zukunftsblick, wie man sie bei uns selten genug findet. Leider ist nur das hinzuzufügen, dass man von all diesen Dingen am wenigsten im schweizerischen Katholizismus spürt, wenigstens im offiziellen. Dieser scheint (wie übrigens die Schweiz überhaupt) in Klugheit und Sattheit erstickt und dazu allzustark politisch orientiert zu sein. Schade, schade! Wie heilsam wäre ein neuer Stil von dieser Seite her für uns Alle![1])

4. Ausblick: Gefahr und Verheissung.

Was sollen wir nun zusammnfassend von dem Einfluss dieses Faktors, der Katholizismus heisst, auf die Weltlage sagen?

Dass er in vieler Hinsicht wohltätig wirken wird, besonders wenn man ihn im weiteren Sinne fasst, haben schon die bisherigen Ausführungen gezeigt. Er wird im Sinn des Friedens und der Einheit wirken, wird das Chaos organisieren helfen, wird auf seine Weise das Reich Christi fördern. Freilich sind damit auch Gefahren verknüpft. Das Bündnis zwischen einer autoritären Einrichtung und der modernen Demokratie beschwört Dostojewskys Vision von der Begegnung des Grossinquisitors mit Jesus herauf. Es könnte auch eine neue, unerhörte Versklavung, die schlimmste von allen, bedeuten. Auch droht die andere furchtbare Gefahr, dass die katholische Kirche, durch die Gunst der Konjunktur verführt, sich auf die Bahn einer bloss äusserlichen Machtgewinnung verlocken lasse. Auf diese zwei Punkte muss mit Schärfe geachtet werden. Und auch ohne

[1]) Dass es auch Ausnahmen gibt, beweist der Rundschauartikel: „Ein Katholik über Zwingli und die Reformation."

das könnten wir, so weit wir Protestanten sind, Angst für die Zukunft des Protestantismus bekommen.

Dass für diese letztere Angst aber kein Grund besteht, hoffe ich durch meine Ausführungen doch auch gezeigt zu haben. Es sind gegen den katholischen Zuwachs protestantische Gegengewichte vorhanden und zwar nicht kleine. Der Protestantismus ist keineswegs tot. So weit die katholische Kirche sich durch die Stimme des Versuchers verführen liesse, würde sie ein baldiges Gericht erfahren. Wir müssten sie um diese Macht nicht beneiden. Die Geschichte der Kirche zeigt uns mehr als einmal einen raschen und schweren Sturz von den Höhen politischer Macht in die Tiefe der Ohnmacht und Verderbnis. Es ist für den Protestantismus bloss notwendig, dass er seine eigene Stunde erkennt. Wenn er das tut, dann kommt die katholische Kirche ihrerseits ins Gedränge.

Doch ist es nicht das, was ich wünsche und was wir Alle wünschen dürfen, und nicht damit möchte ich von dieser Schau aus der Vogelperspektive scheiden. Was wir von dieser Neubelebung des Katholizismus, der eine des Protestantismus zur Seite gehen soll und vielleicht schon geht, erwarten und glauben dürfen, und wofür wir uns einzusetzen haben, ist nach meiner Ansicht vielmehr eine Neubelebung der Sache Christi überhaupt — eine neue Auferstehung Christi in der Welt.

17. März. L. Ragaz.

Rundschau

Die Vorgänge in Genf und die Zukunft des Völkerbundes. Anders als man es erwarten konnte, erfüllen sich die Befürchtungen, die man an den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund, dieses an sich so sehr zu begrüssende Ereignis, knüpfen musste. Kein Mensch zweifelte an der glatten Aufnahme Deutschlands in den Bund. Die Schwierigkeiten, dachte man, würden später beginnen, wenn Deutschland mit allerlei Forderungen hervortrete und das Spiel der gegnerischen Mächtegruppen einsetze. Und nun ist die latente Krise schon jetzt aufgebrochen, Deutschlands Eintritt dadurch aufgeschoben, wenn nicht gar verhindert, und die Zukunft des Völkerbundes selbst gefährdet worden.

Das Geschehene ist für die, welche nicht hinter die Kulissen schauen können, schwer verständlich. Der Streit um die Ratssitze schien uns wenig Sinn zu haben. Was hat ausgerechnet Brasilien, ein Land, dessen politische Weltbedeutung gering ist und das doch kein besonderes Interesse daran hat, Deutschland in den Weg zu treten, zu seiner seltsamen und verhängnisvollen Rolle veranlassen können? Da musste eine andere Macht dahinter stehen. Etwa Spanien? Aber war Spaniens Rolle begreiflicher? Man musste bei einigem politischem Scharfsinn auf Mussolini kommen. Und das scheint zu stimmen. Mussolini ist augenblicklich der böse Dämon Europas. Inbrünstig hasst er Wilson und den Völkerbund, den er schon einmal zu sprengen versucht hat. Wie seine bolschewistischen Freunde und andere Leute hofft er vom europäischen Chaos für seine eigenen Zwecke Gewinn zu ziehen. Auch mag er

gegenwärtig seine besonderen, für uns Andere schwer durchschaubaren Pläne haben. Man vernimmt, dass er auf dem Balkan als Protagonist auftrete, mit Griechenland ein Bündnis schliesse, dessen Ziel ein Stück Aufteilung der Türkei wäre. Sein Traum ist die Beherrschung des Mittelmeeres. Besonders Frankreich soll verdrängt werden, wenn es ginge, auch England. Ob allfällig auch Hass gegen Deutschland und Angst vor ihm mitspielte? Und ob gar etwas hinter der Vermutung steckt, dass das Rom des Papstes mit dem Rom des Diktators zusammengearbeitet habe, um dem katholischen Element im Völkerbund eine stärkere Stellung zu verschaffen, diesen vielleicht gar zu sprengen, um damit eine andere Autorität zu stärken? Letzteres kann ich nicht glauben, es sei denn, dass die Jesuiten im Spiele wären, denen allfällig dergleichen zugetraut werden dürfte.[1])

Wie dem auch sei, jedenfalls sind böse Geister im Spiele. Und alle Feinde des Völkerbundes, die zahlreich sind wie Sand am Meere, werden jubeln. Es ist ein Fest für sie — ein diabolisches Fest der Freude über das scheinbare Fiasco einer guten und grossen Sache, einer Sache, die menschlich geredet zur Rettung der Welt vor einer neuen und endgiltigen Katastrophe nötig ist. Viel zu zahlreich ist heute auch das Geschlecht derer, die zwar sich für eine gute und grosse Sache begeistern können, aber sobald diese in Schwierigkeiten gerät, sofort bereit sind, zu rufen: „Sehet, es ist fertig damit!“ und dadurch freilich, so viel an ihnen liegt, mithelfen, dass sie unterliegt. Es ist ein Jammer um diese Kurzatmigkeit der Kinder dieser hastigen, oberflächlichen Tage. Sie ist, neben jenem Diabolismus, unsere grösste Gefahr.

Gewiss hat sich nun der Himmel wieder verfinstert und im Dunkel machen sich zweifellos allerlei schlimme Mächte ans Werk. Das Jahr 1926 kann uns arge Ausbrüche der alten Welt bringen, die sich verzweifelt wehrt. Rein menschlich gesprochen, haben die ein gutes Recht, die über das nahe Ende des Völkerbundes jubeln oder klagen. Aber Jubel und Totenklage kommen sicher auch diesmal zu früh. Das ist meine feste Zuversicht. Der Völkerbund ist viel zu notwendig, als dass er wirklich zersprengt werden könnte. Viel zu starke und gute Kräfte sind am Werke, ihn zu stützen und weiter auszubauen. Diese Krise war vielleicht notwendig. Sie musste zeigen, was sowohl an der Form als am Geiste des Bundes fehlte. Jene Mächte, die nun deutlich hervorgetreten sind, waren immer vorhanden. Sie waren nicht besiegt, sondern bloss verhüllt Eines Tages mussten sie zu Tage treten. Es ist gut, dass es nicht in den ersten Jahren des Völkerbundes geschehen ist. Damals wäre er daran gestorben, jetzt kann es ihm zu einer heilsamen Fortentwicklung werden. Dass diese noch durch viele Kämpfe und Krisen führen wird, war doch wohl jedem halbwegs Einsichtigen immer klar. Der Bund wird in dieser Erschütterung seine Wurzeln tiefer senken. Gerade der Gedanke, wie es ohne ihn wäre, wird der Welt erst recht zeigen, wie notwendig, wie unentbehrlich er ist. Die Politik, die in Genf seine „Torpedierung“ versucht hat, wird sich dadurch erst recht richten. Erst recht wird der Völkerbund, der den Völkern nur zu sehr als Geschenk in den Schoss geworfen worden ist, ihre eigene Angelegenheit werden. Aus Leid und Not um Menschen und Sachen erwächst stets die tiefste Liebe. Wir werden durch dieses Unglück, wie so oft, vorwärts kommen. Die Krise wird eine zum Leben sein, nicht eine zum Tode.

Dazu wollen wir alle mithelfen.

Ein Katholik über Zwingli und die Reformation. Dort, wo der junge Rhein, seine bündnerische Heimat verlassend, sich nach Norden wendet und aus abgründiger Schlucht, die aber heilkräftige Wasser aufsprudeln lässt, die Tamina hervorbraust, lebt und schafft ein Schweizer, von dem einmal mit Recht

[1]) Wahrscheinlicher klingt die nun auch auftauchende Vermutung, dass ein Zusammenhang der Genfer Ereignisse mit W a s h i n g t o n bestehe.

gesagt worden ist, dass vieles von dem, was er schreibe, wie aus den Urtiefen des Volksgeistes komme. Man müsste vielleicht hinzufügen: von dorther, wo diese Tiefen des Volksgeistes sich mit der Urmacht alles Geistes berühren. Dieser Mann, Johann Baptista Rusch ist sein Name, der dort seine „Republikanischen Blätter" herausgibt, redet darin immer wieder über die jetzigen Zustände der Schweiz mit einer Volkstümlichkeit und an den Bergquell erinnernden Frische, dass man dadurch an Ulrich Zwingli erinnert wird. Insofern ist es kein Wunder, dass dieser Katholik, wenn nicht das objektiv Beste und Richtigste, so doch das Lebendigste, Persönlichste über Zwingli geschrieben hat, was ich kenne Aber wenn nun ausgerechnet ein Katholik, und zwar nicht ein abgefallener, sondern ein gläubiger, nicht ein sog. freisinniger, wenn auch ein freier, so über Zwingli und die Reformation redet, dann ist das in der Schweiz ein Stück Wunder und zugleich ein Zeichen neuer Zeiten überhaupt.

Es ist eine „Geschichte", in der Johann Baptista Rusch, der eine starke dichterische Ader besitzt (wie könnte das bei einem solchen Manne anders sein?), seine Meinung über jenes grosse Thema niedergelegt hat. Diese Geschichte spielt in seiner jetzigen Umgebung, im Kloster von Pfäffers, in der nun längst Ruine gewordenen Burg Wartenstein, im Hof Ragaz, in den Dörfern hoch über der Taminaschlucht und vor allem in dieser selbst, dort wo zu alten Zeiten über der schaurigen Tiefe das Badehaus stand und die Gäste in einem Tragkorb hinabgelassen wurden. Dort, wie oben in Burg und Kloster, lässt der Dichter die grossen Gespräche über den Sinn des Christentums, den Zustand der Kirche und die kommende Reformation führen, die den Kern der Geschichte bilden. Ist diese Gegend nicht ein wundervolles Symbol für eine Bewegung wie die Reformation, die ebenso aus Tiefen der Not und der schaffenden Gotteskraft als Heilquelle entsprungen und als Bergstrom in die Lande geflossen ist? Dorthin sind ja einst auch Hutten und Zwingli gekommen, und wenn der Dichter auch Paracelsus, einen andern grossen Vertreter der neuen Zeit, hinzugefügt, so weiss ich zwar nicht, ob dieser wirklich in Pfäffers gewesen ist, aber er gehört auf alle Weise dorthin. Im Mittelpunkt freilich steht Zwingli. Man sieht, wie der Dichter von ihm angezogen wird. Er selbst geht ein schönes Stück weit mit ihm. In der Gestalt Russingers, des Abtes von Pfäffers, einer wohlbekannten geschichtlichen Persönlichkeit, und im Bilde des julianischen und mediceischen Rom, das in den Gesprächen der genannten Männer von ferne auftaucht, wird sowohl die Verderbnis der damaligen Kirche als die von zuoberst bis zuunterst auch vorhandene Sehnsucht nach einer Erneuerung äusserst anschaulich und zum Teil in ergreifender Grösse dargestellt. Weite geschichtliche Perspektiven werden aufgerollt und in sie das Schicksal der Schweiz und der Sinn ihrer Reformation hineingestellt. „Des Schweizers Lanze," sagt Zwingli, „ist lang geworden und seine Hand ist stark, aber sein Gehirn ist und bleibt eine Truhe, in der nichts Platz hat als ein bischen Geld. Ein solches Volk muss klein bleiben und könnte, so es sich an Grosses wagte, nur daran zu Grunde gehen." (Womit wohl im Sinne des Dichters g e i s t i g Grosses nicht ausgeschlossen wäre!) „Ich meine," sagt der Abt Russinger, „es sei nicht des Papstes Sache, das Schwert zu führen. Nennt der römische Bischof sich Statthalter Christi auf Erden, so steht das Schwert ihm schlecht." Und Zwingli: „Sie würden, wenn der Heiland wiederkäme und ihnen widersprechen müsste, ihn ohne weiteres verbrennen." Sie treffen im verstaubten Bibliotheksaal eine Bibel an, worin, wegen Mangel an sonstigem Gebrauch, eine Mäusefamilie sich eingefressen hat. „Die Bestien haben sich ja von der Genesis bis zur geheimen Offenbarung ein grosses, rundes Nest gebaut . . . . Die reinste theologische Fakultät." An solchen Worten merkt man den Appenzeller, der dem Toggenburger wohl verwandt ist.

Die Geschichte endet tragisch. Zwingli, von Pfäffers durch die Pest, die in Zürich ausgebrochen ist (wir zählen das Jahr 1519), plötzlich weggerufen, eilt seine stürmische Bahn vorwärts, die mit dem Tode auf dem Schlachtfeld zu

Kappel endigt. Der Abt geht nicht bis zu Ende mit ihm, aber er kehrt auf seinem eigenen Wege um. Aus einem Weltmann, der nur mit Schmerz und Beschämung das Kleid des Mönchs und Priesters trägt, wird er wieder zu einem rechten Prior und katholischen Christen. Die Reformation hat auch die katholische Kirche gereinigt. An Stelle der Verweltlichung tritt ein neuer Ernst der Frömmigkeit und statt der Freiheit des Fleisches siegt die Entsagung. Es ist auch, wie man annehmen darf, die Wahl des Dichters: nicht die Zersprengung und Zerstörung der katholischen Kirche, sondern ihre innere Reformation, die dann nach aussen auch die Frucht sozialer Gerechtigkeit und politischer Wiedergeburt trägt.

Ich möchte nicht zu allem Ja sagen, was Rusch über sein grosses Thema und besonders über Zwingli selbst ausführt. Die Motive seines Auftretens und sein innerstes Wesen verstehe ich ein wenig anders. Rusch macht mir Zwingli etwas zu sehr zum Rationalisten, auch lässt er sein reformatorisches Auftreten zu stark aus dem Bestreben entspringen, die Schweiz nicht einfach ins Schlepptau des deutschen Reiches geraten zu lassen. Aber gerade in diesem Zusammenhang überrascht der Gesichtspunkt durch seine Richtigkeit, dass Zwinglis selbständige Reformation auch die Selbständigkeit der Schweiz gerettet habe. Das war tatsächlich eine Folge seines Auftretens, auch wenn dieses nicht dadurch begründet ist. Rusch steht in diesem Punkte in einem erfreulichen Gegensatz zu den vielen deutschschweizerischen Theologen, die durch ihren Abfall zum Luthertum diese Entwicklung nach Kräften rückgängig machen. Und sein Schlusswort trifft auch nach meiner Meinung zu: „Sind wir im Glauben schliesslich auch nicht seinen Weg gelaufen, weil er uns zu stutzig wurde, stunden wir doch ein gut Stück dieses Weges treu an seiner Seite, und ich weiss es, er hats nur gut gemeint.“ Freilich: „Er hat eine politische Kirche mit einem politischen Evangelium erschlagen wollen“ (was doch nicht ganz zutrifft, es war kein bloss „politisches Evangelium“, das er verkündigte, aber er bediente sich politischer Mittel) und nun trafs ihn selber, ja, es ist schad um ihn. Es war doch im Geist ein kühner und grosser Bau.“ „Zwingli, in seinem Brief an die Schwyzer und viel hunderten seiner schönsten Predigten, ein christlicher Streiter wider die Gewalt, wider die Macht des Schwertes, hat er seiner Vergangenheit vergessen und selbst zum Krieg gerufen . . . . Wie oft und eindringlich hat er den Grossen der Welt ins Gewissen gerufen, dass die nach Christi Wort durch das Schwert fallen, die zum Schwerte greifen. Nun hat sich das Wort in seinen besten Jahren an ihm selber erfüllt.“ Und doch: „Wir wollen sein gedenken. . . . . Gewiss, in Ehren für und für.“

Ist das nicht gross aus dem Munde eines überzeugten Katholiken? Und ist es nicht eine Verheissung für die Zukunft der Schweiz?

Die Geschichte, worin diese und andere Dinge stehen, heisst: „Der Abt von Wartenstein“ und ist in dem Kalender „Der Republikaner“ erschienen.[1]) Ich meine, besonders wir Nachkommen Zwinglis sollten den Verfasser dadurch belohnen und uns selbst einen geistigen Gewinn verschaffen, dass wir sie lesen und verbreiten. Wir stehen damit auch zu einem Mann, der viel angefochten ist, weil er die Schweiz so heiss liebt, dass er ihr mit der Wahrheit dient. Die Geschichte hat, wie ich angedeutet, auch einen gar nicht kleinen künstlerischen Wert. Der Autor wird wohl noch dieses und jenes von seinem jetzigen Stil dahinten lassen müssen, ohne seine grosse Gabe der Volkstümlichkeiten preiszugeben. Dann kann er unserem Volke auch auf diese Weise ein Führer sein, Denn noch einmal: es strömt bei ihm aus einem tiefen Grund, aus Felsengrund und Bergestiefe.

Die Maifeier. Die Vorbereitung auf die Feier des 1. Mai setzt wieder ein. Da möchte ich nicht vergessen, daran zu erinnern, wie sehr diese sich berei-

[1]) Druck und Verlag von Emil Birkhäuser, Basel. Preis Fr. 1.50.

chern und mit stärkerer Werbekraft ausstatten lässt, wenn sie in den Dienst eines einheitlichen und aktuellen Gedankens gestellt wird. Als solcher drängt sich in diesen Zeiten vor allem der Kampf gegen den Krieg auf. Dieser lässt sich wundervoll mit dem Gedanken der Arbeit verbinden, indem in Form von Rede, Poesie und lebendem Bild das Reich einer erlösten, Frieden und Leben schaffenden Arbeit dem Reich des verstörenden und zerstörenden Krieges entgegengestellt wird. Wie wundervoll sich das gestalten lässt, ist das letzte Jahr an mehreren Orten erprobt worden, ganz besonders aber in Solothurn. Ich verweise auf die Berichte darüber im Maiheft und im Juli/Augustheft der „Neuen Wege", dazu auf die Anregung von Bietenholz im Maiheft und meine eigene im Märzheft. Wer sich an Hand der Solothurner Erfahrung darüber belehren möchte, wie man eine derartige Feier durchführt, der wendet sich am besten an Herrn Kaufmann, Lehrer in Derendingen (Solothurn), der auch über eine grosse Reihe von Lichtbildern vom letztjährigen Festzug verfügt.

Ich möchte die Genossen unter den Lesern der „Neuen Wege" dringend bitten, sich im Interesse der Maifeier, des Sozialismus und des Kampfes gegen den Krieg dieser Aufgabe anzunehmen.

Sommerferien für junge Arbeiter und Arbeiterinnen.

In der Zeit vom 1. bis 7. August 1926 veranstaltet die schweizerische Freischar auch dieses Jahr wieder in ihrem Ferienheim „Riedli" am Bachtel einen sozialistischen Ferienkurs für Buben und Mädchen über 18 Jahren.

Freunde! Wir wissen es so gut wie Ihr: Wir Jungen haben gewöhnlich keine bezahlte Ferien, und unbezahlte machen, das hat Schwierigkeiten; einmal der Lohnausfall, und dann das Schlimmere, wir wissen nicht, ob uns der Meister nachher wieder einstellt, besonders wenn er weiss, dass wir an einem sozialistischen Ferienkurs gewesen sind. Das gleiche gilt auch für die Mädchen, die als Verkäuferinnen und Arbeiterinnen in Fabriken ebenso schlecht wegkommen.

Und trotzdem haben wir es letztes und vorletztes Jahr zuwege gebracht, dass wir, eine Gruppe Mädchen und Buben, für eine Woche beisammen sein konnten. Die Hoffnung, hier Freunde zu finden und der Drang in uns, tiefer in die Wirklichkeit des Sozialismus einzudringen, hat uns ins „Riedtli" geführt. Hier konnten wir viel besser darüber reden, als zu Hause am Abend, wenn wir von der Tagesarbeit müde sind.

Nun dürft Ihr aber nicht glauben, das sei so etwas wie eine Lehranstalt mit einem Primar- und Sekundarschulgesicht; das seht Ihr sofort, wenn wir Euch erzählen, wie wir einen Tag verbringen am Kurs.

Von 8—12 Uhr ist Kurs, d. h. dises Jahr beschäftigen wir uns mit folgenden Themata:

1. **„Einführung in die praktische Politik"**, Leiter **Dr. L. Frank**, Rorschach.
2. **„Was kann uns jungen Sozialisten Pestalozzi bedeuten?"** Leiter **K. Straub**, Zürich.

Nach dem Mittagessen von 1—5 Uhr haben wir jeweils gelesen, einige haben unter sich den Faden vom Morgen weitergesponnen, oder wir haben gesungen und Volkstänze geübt, oder wir sind in den nahen Wald gegangen oder einfach in die blühende Wiese gelegen, die sich rings um's „Riedtli" zieht, oder wir haben Johannis- und Stachelbeeren geschmaust, die damals gerade reif waren.

Dann so gegen 5 Uhr sind wir wieder zusammengesessen und einer hat vorgelesen. Letztes Jahr haben wir herzlich über Gottfried Kellers „Die gerechten Kammacher" und „Verbotene Liebesbriefe" gelacht.

Nach dem Nachtessen werden wir auch dieses Jahr unsere besonderen Wünsche und Fragen besprechen.

Um 10 Uhr ist dann Tagesende, und wir gehen auf unsere Heusäcke schlafen.

Zu diesem Kurse laden wir Euch ein, bitten Euch aber, nur dann zu kommen, wenn Ihr die ganze Woche mitmachen könnt, weil sonst der Zusammenhang der Dinge, die wir miteinander besprechen, gestört und das Lebensmittelbudget über den Haufen geworfen wird.

Das Kursgeld, alles gerechnet, beträgt Fr. 15.—, wer nicht alles zahlen kann, kann doch kommen. Wer mehr zahlen kann, soll's auch.

Anmeldungen möglichst sofort an Ernst Hörnlimann, Landenbergstrasse 10, Zürich 6, damit wir bei genügend Anmeldungen noch einen zweiten Kurs vorbereiten können. Letzter Anmeldetag: 15. Juli 1926.

Mit frohem Jugendgruss!

Freischar Zürich.



Von Büchern

1. Zwei Weihnachtsgeschenke.

I.

Es geht etwa sonderbar zu mit Büchern und Menschen: sie streben mit aller Kraft, eine bestimmte Wirkung zu erreichen — und erlangen im Guten oder Bösen das Gegenteil.

Als ich auf die Konfirmation vorbereitet wurde, empfing ich die Weihe nicht durch den Unterricht oder durch die Person des unterweisenden Geistlichen, sondern durch eine Schrift, die seit einigen Jahren Aufsehen erregt hatte. Die Gesellschaft für „Ethik und Kultur" hatte ein Preisausschreiben erlassen für ein Werk, in dem Eltern, Lehrern und Geistlichen gezeigt werden sollte, wie sie ihre Zöglinge ohne das Gängelband der Religion, ohne den Umweg über Himmel und Hölle zu einem fruchtbaren ethischen Handeln erziehen könnten. Ein junger Deutscher, Sohn eines Berliner Astronomen, der an der Spitze jener Bewegung stand, hatte daraufhin seine Jugendlehre geschrieben. Er selbst — es war **Fr. W. Förster** — hatte dann auch einen Auszug daraus gemacht, der Knaben und Mädchen selbst helfen sollte, nicht hin zu Gott oder durch Gott zu einem wertvollen Leben, sondern zu einem guten Leben ohne Gott.

Täusche ich mich, wenn ich meine, jenes Buch habe in mir trotzdem eher heilige, religiöse Gemütsbewegungen ausgelöst als der Religions-Unterricht und alle die erbaulichen Worte und Schriften, die in jener Zeit an mich kamen?

Und sind nicht auch andere von diesem religionslosen Buch auf solche Weise ergriffen und getrieben worden?

Aber Förster glaubt heute nicht mehr an die Wirksamkeit der religionslosen Erziehung. Schon bald nach dem Erscheinen jener ersten Arbeiten ging ihm beim Verkehr mit der Jugend, im Unterricht und wo sich ihm sonst Gelegenheit bot, die Fruchtlosigkeit der bloss moralischen Erziehung auf. Er hat wohl Tiefes erlebt, das ihn von Kultur und Ethik zum Kreuze trieb. Ich weiss noch wohl, wie man von seinem Uebertritt zum Katholizismus munkelte. Und wie man spottete, als er in der kleinen Schrift „Sexualethik und Sexualpädagogik (1907) auf Augustinus und den hl. Franz von Assisi hinwies.

Darauf habe ich lange nichts mehr von Förster gehört; er verliess die Schweiz: im Zürich Zwinglis ist so einer unmöglich, hiess es 1911.

Während des Weltgewitters vernahm ich plötzlich seine Stimme wieder. „Deutschlands Jugend und der Weltkrieg" war das erste Buch eines Deutschen, das ich damals überhaupt lesen konnte. Später hörte man von grossen diplomatischen Aktionen bei Anlass des Friedensschlusses. Immer lauter ertönte die Stimme seines Gewissens in der „Menschheit", und vor ein paar Jahren sandte mir ein Freund aus Berlin ein neues Buch aus seiner Feder, das wieder von Zürich datiert war: unterdessen war er „draussen" unmöglich geworden. „Christus und das menschliche Leben." Wie ich mich darauf stürzte! Die religiöse Stimmung, die über meiner Kindheit geschwebt, war längst verflogen; die christliche Luft, die ich unter den Leuten der nordischen Volkshochschulen eingeatmet hatte, das und vieles anderes waren im Schulstaub erstickt oder im Kampf ums tägliche Brot verschüttet worden.

Und jetzt bot sich einer an, dem modernen Menschen die Grundwahrheiten des Christentums in einfachster Darstellung und anschaulichster Bezugnahme auf das wirkliche Menschenleben nahe zu bringen, und der am Schluss des Vorwortes ausdrücklich erklärt: „Man hat dem Verfasser gänzlich irrtümlich vorgeworfen, dass er die religiösen Wahrheiten nur als Symbole und Gleichnisse betrachte. Die Darlegungen dieses Buches werden diesem Irrtum wohl ein für allemal ein Ende setzen."

Ich habe kaum ein modernes Buch gelesen und so oft wiedergelesen wie dieses; aber trotzdem es mir einer der liebsten Begleiter im Leben geworden ist, hat es mich nicht „bekehrt". Gerade als Symbole und Gleichnisse sind mir die religiösen Wahrheiten durch dieses tiefe Buch näher gekommen.

Im Mai 1923 sandte der Rotapfel-Verlag wieder einen neuen Förster aus. Den habe ich nicht lesen können: die einzigen paar ruhigen Stunden des Sonntags reuten mich für dieses, wie mir damals schien, langatmige Buch. Ich war fast etwas verdrossen, meinte wohl auch „Jugendseele, Jugendbewegung, Jugendziel" gerade so gut zu kennen wie der Verfasser.

Heute weiss ich, dass ich auch jene Untersuchung richtig lesen muss; sie ist eine Vorarbeit für das grosse Werk, das uns Förster noch schuldet. Denn auch „Religion und Charakterbildung" — das ist das eine Buch, welches mir das Christkind diesmal gebracht hat — will noch nicht das letzte Wort sagen, sondern nur Vorbereitung sein, „Psychologie und Propädeutik und zugleich eine erste tastende Antwort auf die Frage, wie etwa eine Interpretation (Deutung) der Glaubenswahrheiten eingeleitet werden müsse — ich unterstreiche das Wort eingeleitet — die imstande wäre, in der modernen Jugendseele die schwersten Hemmungen, die der sinngemässen Auffassung der religiösen Wahrheit entgegenstehen, von vornherein zu überwinden und planmässiger als bisher Religion und Leben, Jenseits und Diesseits, Sonntag und Werktag in ganz konkreter Weise miteinander verknüpfen." Es ist ergreifend, zu sehen, wie hier der reife Förster mit dem jungen abrechnet — doppelt ergreifend für den, der sich eher mit dem jungen verwandt fühlt. Der Zusammenbruch der religionslosen Erziehung ist ihm so deutlich zum Bewusstsein gekommen, dass er als Kronzeugen dagegen alle jene bedeutenden Moralpädagogen der jüngsten Vergangenheit aufruft (besonders aus Frankreich und Amerika), die es gleich ihm ernsthaft versucht haben und jetzt auf die negativen Ergebnisse ihrer Bestrebungen, auf ihre magere Ernte, auf ihren reichen Schatz an Enttäuschungen zurückblicken. „Die konzentrierte Hinwendung auf die Probleme des inwendigen Menschen und die pädagogische Beobachtung selber haben ihn (den Verfasser) zu der Erkenntnis gebracht, dass er einem Irrtum verfallen war, und dass die wahre Kenntnis der mensch-

lichen Natur und die demgemäss allein an die Wurzel gehende Behandlungsweise des menschlichen Willens nur in der christlichen Religion zu finden ist."

Warum kann man denn ohne Religion keinen Charakter bilden? Weil dazu Kraft nötig ist. Religionslose Ethik aber fordert nur, ohne zu geben, sie bringt den Menschen nicht zu seinen eigenen stärksten Kraftquellen . . . sie lenkt durch ihre soziologisch-biologische Beweisführung die Seele nur immer nach aussen und schwächt dadurch die innere Kraft und Sammlung, dieser Aussenwelt im rechten Sinn zu geben und zu versagen; Opfer und Persönlichkeit in der Menschenseele zu verbinden, das ist bisher die einzigartige Leistung des christlichen Glaubenskreises gewesen.

Ein Werk über Religion und Charakterbildung ist natürlich nicht eine Apologie, nicht eine Schrift, welche das Christentum verteidigen soll. Aber wer heute in fast ermüdender Mannigfaltigkeit die eintönige Behauptung von der Fruchtlosigkeit religionsloser Erziehung aufstellt, kann an der Frage nach der Wahrheit der Religion überhaupt und des Christentums im besonderen nicht vorübergehen. Wer im letzten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts und im Anfang des 20. die entscheidenden Jugendjahre verlebt hat, wird sich mit besonderem Durst dem zweiten Teil zuwenden, der darauf Antwort andeutet und verheisst. Ich glaube, wir dürfen den Anspruch erheben, dass uns Förster darüber noch mehr sagt. Dürfen wir soweit gehen, ihn zu bitten, er möge uns bald einmal von den entscheidenden Erlebnissen erzählen, die ihn Christus in die Arme getrieben haben?

Letzten Endes wird er uns freilich auch dadurch nicht helfen können; sagt er doch selber, was wir schon von Tolstoi wissen und was uns auch die Heilsarmee jeden Tag wieder hören lässt: „Leben wird nur durch Leben erkannt." Und trotzdem fahren wir fort, unsere religiösen Erzieher auf den Bänken der Universität oder in den Zellen der aufgehobenen Klöster ausbilden zu lassen! „Wo aber das Leben der Seele in einseitigem Bücherstudium verkümmerte, da sind die Organe abgestorben, ohne deren Mitwirkung Wahrheit und Wirklichkeit gar nicht erfasst werden können."

Als einer, der den gewohnten Weg akademischen Studiums nicht gegangen und die Universität samt den Büchern sich weiter vom Leibe gehalten als viele Altersgenossen, seufze ich doch auch unter diesem Fluch unserer Zeit und sehne mich hinaus ins Leben, hinein ins Leben.

Erlauben Sie mir noch ein paar Worte aus der „Wahrheitsfrage": „Alle Evangelien, nicht bloss dasjenige des Johannes, drängen uns immer aufs neue in die Erkenntnis, dass Jesus, nicht nur wie die Propheten, ein Verkündiger der religiösen Wahrheit ist, sondern der Träger selber des religiösen Lebens, das in menschlicher Gestalt erscheint. Unser wahres Leben hängt von ihm ab, er ist der Baum, dessen Zweige wir sind und aus dem der Saft quillt, der uns nicht lebendig verdorren lässt. Und der wahre Glaube an Christus ist nicht etwa bloss die Zustimmung zur Tatsache seiner historischen Existenz, nein, der Glaube ist das Bekenntnis unseres ganzen inneren Lebens, das sich hier bis in die Wurzel erkannt, vollendet, getröstet und geheilt sieht."

Mit Förster wünsche ich, „dass erfahrene Beichtväter, weit mehr als dies bisher geschehen, ihre Erfahrungen in Bezug auf die wirkliche Menschenseele und die wirklichen Lebenskonflikte niederlegten (wie dies zum Teil J. B. Hirscher getan)" . . . Diese Beichtväter wären freilich wohl nicht nur in der katholischen Kirche zu suchen, sondern bei allen Richtungen, die Seelsorge „treiben", nicht zuletzt bei denen, die von William Booth gelernt haben.

Von der Nichtigkeit religionsloser Erziehung überzeugt, von der Wahrheit des Christentums durchdrungen: was sollen wir tun, um uns selbst und das heranwachsende Geschlecht zu Gott zu erziehen?

Wir kennen die alte Methode: Katechismus, Bibelsprüche, Gesangbuchlieder mit mehr oder weniger guten Erklärungen; biblische Geschichte, auch

etwa ein wenig Kirchengeschichte. Alles das mehr oder weniger geschickt, mehr oder weniger zu Herzen gehend, von vielen ihr Leben lang als herrlicher Schatz bewahrt, von weit den meisten vergessen und verworfen, kaum dass die Konfirmationsfeier vorbei ist. Warum? Weil es nicht in ihr Leben hineingedrungen, weil es nicht in einer Art und Weise an sie herangetreten, dass es sich mit dem Besten in ihnen verbinden konnte.

Darum Försters Vorschlag: Ausgangspunkt aller erziehenden Arbeit kann nicht das Fach, kann auch nicht die göttliche Wahrheit sein, sondern allein die Seele dessen, dem diese Arbeit helfen soll. Zu dieser Hilfe wären wir am besten befähigt, wenn wir alle Not der heutigen Kinder und Jugendlichen am eigenen Leibe erlebt hätten: wenn die Erzieher sich aus den Reihen derer rekrutierten, die als die richtigen Lausbuben und Flegel durch Kindheit und Jugendzeit gegangen sind. (Das haben die in der Heilsarmee Wirkenden vor uns voraus, dass sie meist erst aus dem grössten Elend herausgerettet worden sind.) Wenn uns das nicht vergönnt war, so bleibt das Zweite: Förster wird nicht müde, immer wieder zu fordern: wir müssen hinausgehen, das Leben kennen zu lernen, und z. B. in der Eisenbahn und im Tram nicht immer Bücher oder Zeitungen lesen. Wie lange dauert es wohl noch bis der kleine erste Schritt des Kantons Schaffhausen, der heute von seinen Lehrern nicht nur vier Jahre Seminar-Unterricht, sondern noch mindestens ein Jahr Tätigkeit in irgend einem praktischen Beruf verlangt, auch an andern Orten und nicht zuletzt bei der Ausbildung der Theologen nachgemacht wird? Das allein wirds freilich auch nicht tun.

Wenn wir dann erziehend wirken wollen, muss unser ganzes Trachten darauf gerichtet sein, die Jungen um uns aus ihrem eigenen Leben heraus erst das Wirken rein ethischer Kräfte spüren zu lassen, in ihrer Macht und Ohnmacht, und ihnen so den Sinn zu öffnen für das Erleben Gottes, das uns erst wahrhaft zu Menschen machen kann.

Die ganze Arbeit des religiösen Erziehers ist also nur vorbereitend; er kann nur Hindernisse aus dem Weg schaffen, nur Kräfte frei werden lassen. Aber wieviel ist das, wenn als Ergebnis gebucht werden kann: der junge Mensch ist bereit, auf die Stimme des Grössten und Höchsten zu hören, und er hat seine körperlichen und seelischen Fähigkeiten in der Gewalt, um Seinen Willen zu tun?

Wie das alles „in die Hand zu nehmen" ist, müssen Sie schon bei Förster selbst nachlesen. „Moderne Jugend und religiöse Seelsorge. — Die Bibel und der wirkliche Mensch. — Realistische Einführung in die Evangelien. — Knabenalter und Bergpredigt. — Die Ueberwindung des Zwiespalts zwischen Religion und Leben. — Zur Vorbereitung des Religions-Pädagogen." Sollte daraus nicht allerhand zu lernen sein?

Lieber als andern von all diesen Dingen zu erzählen, hätte ich freilich mit dem Verfasser über das Viele reden mögen, das ich nicht oder noch nicht fasse. Da hätte ich ihn unter anderem gefragt:

Warum stehen gerade wir heute in einer solchen Krisis des Lebens, da doch alle vorausgegangenen Jahrhunderte sich alle Mühe gegeben haben, die Menschen zu Gott zu erziehen?

Wirken die „religiösen Kräfte", wenn sie schlecht geleitet werden (was heisst das? ist das überhaupt möglich?) nicht oft geradezu als ein Schlag ins Gesicht aller wahren Religion?

Dank für die vielen Stimmen aus aller Welt und allen Zeiten; aber ist nicht die Auswahl Ihrer Gewährsmänner oft überraschend? Warum reden Sie so viel von Schopenhauer, Nietzsche, Wagner, Goethe — und kein Wort von Ragaz, Albert Schweitzer, Spitteler? Warum diese lange Auseinandersetzung mit Karl Barth — und kein Blick auf Werner Zimmermann? Und noch etwas: Warum geben Sie die Bibelworte so oft lateinisch wieder?

Ja — ich hätte noch viel auf dem Herzen, darauf er mir schon noch einmal Antwort geben muss.

II.

Am liebsten möchte ich auch den Andern ausfragen, der freilich schon seit 80 Jahren keine Auskunft mehr gibt: **Alexander Vinet**. So lieb, vertraut, so massgebend mir seine menschliche und moralische Welt ist, so rätselhaft ist mir auch dieses tiefen Mannes religiöse Welt.

Kennen Sie ihn? Seine Predigten, seine Abhandlungen über Literatur, die sich immer zu ganzen Lebensbildern mit dem Ausblick aufs ewige Leben auswachsen, seine Artikel im „Sämann", seine Bücherbesprechungen, die eine Orientierung in den geistigen Strömungen seiner Zeit bedeuten, seine Arbeit für ein menschliches Christentum und seinen Kampf für Gewissensfreiheit, wenns sein musste auch gegen Staat und offizielle Kirche? Oder doch wenigstens die Zitate auf seinem Denkmal in Lausanne (deren eines Ragaz als Motto seiner „Neuen Schweiz" vorgesetzt hat)?

Ich habe ihn eigentlich erst in Dänemark kennen gelernt, kennen lernen müssen; meine Freunde dort ruhten nicht, bis ich ihnen von diesem mächtigen Streiter, der ein gebrechlicher Mensch war, erzählte — und bevor man von einem erzählen kann, muss man ihn doch kennen! So sass ich denn plötzlich tagelang auf der Kopenhagener Bibliothek über der Lebensbeschreibung von Rambert und den Preisschriften über die Freiheit der Betätigung der religiösen Ueberzeugungen: alles geht darauf hinaus, dass die religiöse Welt im Interesse der Religion, der Menscheit und des Staates selbst, dass aber auch der Staat eine reinliche Trennung zwischen Staat und Kirche erstreben muss.

Später — zwischen Solothurn und „Nussbaum" — lernte ich unter Ragazens Führung auch seine sozialen Ueberzeugungen kennen.

Der Deutsch-Schweizer hat es noch heute nicht leicht, diesen Waadtländer, der doch zwanzig Jahre in Basel gewirkt hat, einen der bedeutendsten Schweizer des 19. Jahrhunderts, kennen zu lernen. Wer ihn nicht kennt, versteht den sittlichen Ernst nicht, der über dem Leben unserer romanischen Volksgenossen liegt und bläst weiter das Liedchen von den leichtsinnigen Welschen.

Wie lange geht es noch, bis uns von diesem Gewissenshelden ein Lebensbild gezeichnet und bis wenigstens einiges aus dem Schatz seiner Lebenserfahrung dem Mann aus dem deutschschweizerischen Volk zugänglich gemacht wird?

Wer französisch versteht, hat es gut. Es gibt eine kleine Auswahl aus seinen Schriften, der eine kurze Biographie vorausgeht.[1])

Und für den, der sich in die Tiefen dieses Führers versenken will, gibt eine besondere Gesellschaft in Lausanne jetzt schrittweise und sorgfältig seine gesammelten Werke heraus. Der neue Band: **Familie, Erziehung, Unterricht**, war dies Jahr mein heissester Weihnachtswunsch. Wie einige der vorhergehenden Bände bietet auch dieser uns nicht ein geschlossenes Werk: Vinet hatte so viel Werg an der Kunkel als Französischlehrer am Gymnasium zu Basel, als Professor der französischen Sprache und Literatur an der dortigen Universität, dann als Professor der Theologie in seiner Heimatstadt Lausanne, als treuester Mitarbeiter der protestantischen französischen Zeitschrift: „Der Sämann", als aushelfender Pfarrer, als Politiker, als Führer der freien Kirche, und sein Leib war so geplagt durch ständig wachsende Gebrechlichkeit, dass er nicht Zeit noch Ruhe zu systematischer Darstellung seiner Lehren fand. Sorgen wir darüber? Ich freue mich und bin dankbar für jedes leben-

[1]) **Alexander Vinet**: Morceaux choisies, précédés d'une étude sur la vie et l'œuvre de Vinet par Armand Vautiers. Lausanne, Georges Bridel & Cie. 1897.

dige Wort, das er mit dem Schuhmacher auf der Strasse gewechselt hat, während andere sich ins Studierzimmer verkrochen und „nicht zu sprechen“ waren.

Immer hat Vinet den Tagesfragen gegenüber Stellung zu beziehen; aber seine Stellung ist so wenig aus dem Tag für den Tag, vielmehr so sehr aus dem Herzen für die Ewigkeit entnommen, dass wir z. B. die sieben Artikel im „Sämann“ über „l'instruction populaire“ ruhig Wort für Wort übersetzen und als Flugschrift zur Frage der Volkshochschule herausgeben könnten. Freudig begrüsst er die Begeisterung der dreissiger Jahre, die durch das Mittel der Volksschule das geistige Leben in der gesamten Bevölkerung bereichern und vertiefen will; warnend legt er seinen Finger auf die Gefahren, die der ganzen Bewegung drohen und die all ihr gut gemeintes Streben in ihr Gegenteil verkehren, wenn sie nicht von Anfang an darüber klar ist, dass alle Aufklärung, aller Unterricht, alle Fertigkeit im Lesen, Schreiben und Rechnen nur ein Mittel (ein Instrument), dass die entscheidende Frage aber die nach dem Ziel von alledem ist.

Es ist, wie wenn Vinet und Förster am Anfang und Ende einer Bildungsbewegung stünden: Vinet als der Wegweiser, dem man nicht gefolgt, und Förster als der Mann, der mit Händen greifen kann, in welchen Abgrund uns die geführt haben, die den guten Wegweiser nicht beachtet hatten.

Und zwar ist Vinet nicht bloss der Mann, welcher sagt: mit Unterricht allein ist es nicht getan; alle Volksbildung muss am ewigen Ziel orientiert sein; blosse Vermittlung von Wissen, blosse Einübung von Fertigkeiten ist ein zweischneidiges Schwert: sie werden uns nur dann wahrhaft nützen, wenn wir sie in den Dienst des Höchsten stellen — er ist zugleich derjenige, welcher fast hundert Jahre vor Förster den religiösen Erziehern seiner Zeit gezeigt hat, dass kein religiöses Leben gelebt werden kann, es sei denn auf dem Grunde eines kräftigen, weitblickenden Menschenlebens gewachsen.

Wenn man so etwas liest und denkt, dass es — trotz vieler guter und trefflicher Eltern, Lehrer und Pfarrer — im wesentlichen nicht gehört und nicht durchgeführt wurde, weder in der Volksschule noch in den höheren Anstalten, steigt der leise Wahn-Wunsch auf: dass doch Vinet Grundtvig kennen gelernt und dass ihm sein Herr erlaubt hätte, nachdem ihn die Universität nicht mehr brauchen konnte und er die Landeskirche hatte verlassen müssen, ein schweizerisches oder doch wenigstens ein welsches Volkshochschulheim zu errichten! Es ist für mich gar kein Zweifel, dass die höhere Töchterschule in Lausanne, deren Leitung ihm in den letzten Lebensjahren oblag und der sich der 45jährige, vom Tod gezeichnete Mann bis zum letzten Augenblick widmete, ein fruchtbarer Anfang schweizerischen Volkshochschullebens geworden wäre. Und die Ernte auch für die deutsche Schweiz lässt sich gar nicht ermessen, wenn man bedenkt, wie viele unserer jungen Leute, besonders unserer werdenden Mütter entscheidende Jahre der Bildung (und Verbildung) am Genfer- oder Neuenburgersee zubringen.

Träume!

Wir wollen beim Tatsächlichen bleiben! Darüber berichtet uns am Schlusse des Bandes der jetzige Lektor für französische Sprache an der Universität Basel. Welch ein Bild der Tätigkeit eines westschweizerischen Französischlehrers an einer deutschschweizerischen Mittel- und Hochschule! Ist wohl die Frage erlaubt: wie viel hat der Unterricht in unserer zweiten Landessprache an allen unseren Schulen in den letzten hundert Jahren gefruchtet? Einmal ganz äusserlich: wie viele von uns können mit einem anderssprachigen Volksgenossen ein wirkliches Gespräch führen? Aber dann vor allem: wie viele von uns haben durch den Französisch-Unterricht einen Hauch romanischen Geistes gespürt, geschweige denn, ihn lieben oder achten gelernt? Was haben unsere Lehrer dafür getan?

Noch heute hätten sie — glaube ich — viel zu lernen aus den Berichten,

die Vinet seiner Inspektionsbehörde alljährlich gibt. Da legt er Rechenschaft ab über alle Probleme der Psychologie, des Sprachunterrichtes und der Erziehung überhaupt (denn aller Sprachunterricht ist ihm bewusst der allgemeinen Erziehungsaufgabe untergeordnet und jeder Lehrer hat neben und über seiner besonderen Fachaufgabe diese allgemein-menschliche Pflicht). Und dann die Briefe und Tagebuchblätter, die dort so reichlich angezogen werden!

Dieser Erzieher war auch einst ein Kind gewesen, das Kind eines merkwürdig strengen Vaters, der in jungen Jahren in Ouchy den Zoll eingezogen, später in der deutschen Schweiz Abschreiber und schliesslich in einer Amtsstube auf dem Lausanner Rathaus Sekretär geworden war. Ich kenne aus der Menschheitsgeschichte kein Verhältnis zwischen Vater und Sohn wie das, welches sich dem Leser des Briefwechsels dieser beiden Männer entrollt. Von der Abreise des zwanzigjährigen Sohnes nach Basel bis zum Tode des Vaters haben die beiden an Anlagen und Bildung so ungleichen Menschen in einem offenen und fruchtbaren Austausch gestanden, der einem um so wunderbarer vorkommt, wenn man hört, wie Alexander mit vier Jahren bei jeder Rückkehr des puritanischen Vaters sich krampfhaft vornahm, nicht zu weinen — und doch immer wieder weinen musste. Viele übertriebene Theorien moderner Psychanalytiker werden dadurch ebensowohl in ihre Schranken zurückgewiesen wie durch Försters, auf reicher Erfahrung beruhende Bemerkungen.

Darum sind mir unter Vinets Aeusserungen auch keine wichtiger und lieber als diejenigen, die er über die „Erziehung der Erzieher“ macht, wo er vor allem an die Erziehung der Eltern denkt. Wir wollen nicht vergessen, dass wir diese Aufgabe, die wichtigste von allen, noch kaum an die Hand genommen haben.

Grund zum Jammern?

Ich denke: nein. Sondern: jetzt erst recht haben wir alle Ursache, die Hand an den Pflug zu legen und nicht zurückzuschauen.

Fritz Wartenweiler.

2. Eingegangene Bücher.

Hendrik de Man: Zur Psychologie des Sozialismus. Eugen Diedrichs, Jena 1926.

Friedrich Heiler: Der Katholizismus. Seine Idee und seine Erscheinung. Ernst Reinhardt, München.

Friedrich Heiler: Katholischer und evangelischer Gottesdienst. Ernst Reinhardt, München.

Friedrich Heiler: Christlicher Glaube und indisches Geistesleben. Ernst Reinhardt, München.

Friedrich Heiler: Apostel oder Betrüger. Dokumente zum Sadhustreit. Friedrich Reinhardt, Basel.

Paul Häberlin: Das Gute. Kober, Basel.

Willi Kobe: Mahatma Gandhis Welt- und Lebensanschauung. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg, 1926.

Eduard Thurneysen: Christoph Blumhardt. Chr. Kaiser, München.

Wilhelm Michel: Martin Buber. Sein Gang in die Wirklichkeit. Rütten und Löning. Frankfurt a . Main.

(Fortsetzung folgt.)

Druckfehler.

In Nr. 2, Seite 66, Zeile 10 von unten ist statt „vielfach“ „vielleicht“ zu setzen; Seite 93, Zeile 17 von oben „vor“ statt „von“ Russland.

Allein sein.

Jesus antwortete ihnen und sprach: Glaubet ihr jetzt? Siehe, es kommt die Stunde und ist schon gekommen, wo ihr zerstreut werdet, jeder zu seiner eigenen Sache, und ihr mich allein lasset. Aber ich bin nicht allein, denn der Vater ist mit mir. Dieses habe ich zu euch gesagt, auf dass ihr in mir Frieden hättet. In der Welt habt ihr Angst, aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden. Joh. 16, 31—33.

Wer Gott dienen will, muss allein sein können. Er mag Jünger oder Mitjünger haben, eines Tages wird sein Weg einsam sein. Solche Einsamkeit ist das Los aller derer gewesen, die Gott im höchsten Sinn gedient haben, von Moses bis Johannes dem Täufer, von Paulus bis Blumhardt. Man kann wohl geradezu an diesem Zeichen erkennen, ob und in welchem Masse ein Mensch, eine Sache, eine Bewegung von Gott ist. „Der mich gesandt hat, ist mit mir; er lässt mich nicht allein; denn ich tue stets das, was ihm gefällt.“ (Joh. 8, 29.) Weil dieses aber der Welt *nicht* gefällt, so lässt *sie* ihn allein. Es ist für Menschen und Sachen darum keine Empfehlung, wenn die Welt (die religiöse inbegriffen) ihnen eifrig Beifall spendet. Denn zwischen Gott und Welt („Welt“ hier nicht als „Schöpfung“, sondern im neutestamentlichen Sinn, als das Reich der Endlichkeit und Eitelkeit verstanden) besteht Feindschaft. Die Welt kann nicht anders, als Gott ans Kreuz schlagen. Aber wenn infolge dieser Ordnung der Weg aller Grössten im Reiche Gottes einsam sein muss und wir dies ohne weiteres als gegeben betrachten, so gilt doch auch auf ihre Weise für alle Andern, gilt auch für uns, dass wir, wenn wir Gott dienen wollen, erwarten müssen, eines Tages allein zu sein, dass wir daher die Kunst lernen müssen, allein zu sein.

Das ist aber eine sehr schwere Kunst und die Wenigsten verstehen sie von vornherein, die Wenigsten fügen sich leicht darin, sie lernen zu müssen. Denn es gibt kaum etwas Erschreckenderes, als das Alleinsein; es ist fast wie Tod, wie denn auch zu den stärksten Schrecken des Todes gehört, dass er Alleinsein, völliges Alleinsein bedeutet. Dieser Schrecken des Alleinseins hat von jeher die Menschen getrieben, sich in Gesellschaft zu flüchten und darin sich zu betäuben, und er ist heute, da die Menschen das Alleinsein immer weniger ertragen können (und wahrhaftig nicht ohne Ursache!) immer furchtbarer hinter ihnen her. Aber auch, wer in *diesem* Sinne gern allein ist, wer die Einsamkeit geniesst wie einen Paradiesestrank, kann gelegentlich vor ihr Angst bekommen. Es ist eines meiner seltsamsten Erlebnisse gewesen, wie ich einmal, in längst vergangenen Tagen, auf wochenlangen Gebirgswande-

rungen die Einsamkeit suchend, nach wortloser Einsamkeit lechzend, tagelag jede nicht unbedingt nötige Begegnung mit Menschen vermeidend, einst um die erste Zeit des Nachmittags, zur Stunde, „wo der grosse Pan schläft“, mitten im Sonnenglanz der Höhe von einer solchen Angst vor der gähnenden Einsamkeit des Alpentales erfasst wurde, dass ich aufsprang und meinen Weg weitersetzte. Und ebenso eindrücklich ist mir geblieben, wie ich später einmal, aus dem Lärm der Stadt plötzlich in die tonlose Nachtstille eines abgelegenen Bergdörfchens versetzt, von einem Gefühl des geistigen Ersticktwerdens erfasst wurde, weil diese Stille wie ein Meer an die Seele heranwogte, darin sie zu ertrinken drohte, weil in dieser ungeheuern, reinen Höhenstille die Ewigkeit zu der in den Banden der Endlichkeit befangenen Seele drängte.

Freilich, für die meisten von uns ist d i e s e s Alleinsein im allgemeinen doch Freude, Genuss, ja Seligkeit. Wie verstehen wir das alte Mönchswort: O beata solitudo, o sola beatitudo — o seliges Alleinsein, o alleiniges Seligsein! Aber kein Mensch kann Aehnliches von jenem a n d e r n Alleinsein sagen, das hier in Frage kommt. Alleinsein in diesem andern Sinn ist bitter schwer. Es ist Schrecken. Wie viele unter uns haben auch nur den Mut, in einer grösseren Versammlung allein aufzustehen und durch Wort oder Stimme eine Meinung zu vertreten, zu einem Menschen zu stehen, die den Andern verhasst oder gar lächerlich sind? Wer ist, wenn er nicht aus dem Widerspruch einen Sport macht (was nicht zählt), in diesem andern Sinne gern allein? — Viel schwerer noch als ein solches gelegentliches Alleinsein ist ein andauerndes: das Alleinsein mit einer Ueberzeugung, einer Sache im Kreise der Familie und Verwandtschaft, der Freunde, der Kollegen — diese Einsamkeit unter den Menschen, und zwar unter denen, mit denen man gemeinsam sein sollte und möchte, diese Einsamkeit, die um so unerträglicher wird, je näher man den Menschen sonst steht und darum am unerträglichsten in Liebe und Ehe. Zwar auch diese Einsamkeit wird noch erträglich, wenn man weiss, dass man anderswo Gleichdenkende, Gleichstrebende hat. Aber wenn man auch das nicht mehr sagen darf? Wenn man das Gefühl hat, g a n z allein zu sein? Kann man das noch aushalten? Und dieses Gefühl wird eines Tages über jeden kommen, der wirklich Gott dient. Er mag zwar wissen, dass es Andere gibt, vielleicht sogar in ziemlicher Zahl, die ähnlich denken und streben wie er, aber er muss einen Weg gehen, auf dem er doch ganz allein ist, vielleicht einen Weg, den niemand versteht — im Gehorsam gegen Gott. Und überhaupt scheint es einfach eine Ordnung zu sein und ein Mysterium, das nicht weiter erklärt werden kann, dass, wer Gott dient, in tiefe Einsamkeit kommt, in die Einsamkeit des Ewigen; dass Gott Einsamkeit ist; dass er, als der Einzige, zuletzt

mit uns nur als Einzigen zu tun haben will, wenn wir wissen sollen, was Gott ist. In gewissem Sinne kann Gott nicht mit uns sein, ausser wenn wir allein sind. Aber nun denken wir eben nicht mehr an jene süsse Einsamkeit der Alpen, des Meeres, des Waldes, der Steppe, der Nacht, der „stillen Zelle", sondern an das Alleinsein und Alleinstehen unter den Menschen, dieses unendlich bittere Alleinsein und Alleinstehen. Ist dieses nicht wieder ein Schrecken? Ist es, wenn wir uns in d i e s e m Sinne allein sehen in der Weltwüste, nicht wie wenn ein Element uns umwogte, das die Seele ersticken möchte? Ist es nicht wie völlige Vernichtung? Wir sind so sehr Herdenwesen, dass Alleinsein uns völlig aufzuheben scheint. Ist es uns nicht vor allem, als ob Alleinsein so viel heisse, als ausser der Wahrheit sein, eine verlorene Sache vertreten? Wenn Alle anders denken, auch gescheidte, edle, fromme Menschen, muss es dann nicht so sein, dass wir im Unrecht sind und die Andern im Recht? Ist es nicht in der Ordnung, dass wir nachgeben? Ist es nicht unerlaubte, ungöttliche Rechthaberei, wenn wir bei unserer Meinung beharren?

Nein, um keinen Preis! So redet die Stimme des Versuchers. Gewiss gibt es ein falsches, ja ein schuldhaftes Alleinsein — ein Alleinsein infolge unserer Fehler, unserer Irrtümer, ein Alleinsein aus Trotz und Verblendung — aber dieses falsche Alleinsein ist bei redlichem Willen von dem rechten wohl zu unterscheiden. Und von d i e s e m gilt, ich sage es noch einmal, dass du nicht Gott dienen kannst, ohne auch es aushalten zu können; ja, dass du Gott auch nicht e r k e n n e n kannst, wenn du nicht für ihn und mit ihm allein zu sein imstande bist.

Du kannst nicht Gott d i e n e n, wenn du nicht allein sein kannst. Denn noch einmal: weil Gott anders ist als die Welt, sein Wille gegen den Willen der Welt steht, so kann, wer ihm gehorchen will, gar nicht anders, als in Zwiespalt mit der Welt geraten. Er muss solchen Zwiespalt aushalten können. Das ist, recht verstanden, gerade sein Beruf, wider Willen solchen Zwiespalt zu erregen, den Zwiespalt zwischen dem Göttlichen und Menschlichen, dem Ewigen und dem Vergänglichen, dem Unendlichen und dem Endlichen, dem Unbedingten und dem Bedingten. Denn er soll das Salz der Erde sein. Und nun ist gerade das Göttliche, das Ewige, das Unendliche, das Unbedingte in den Augen der Welt nicht nur das Unerwünschte, ja Verhasste, sondern auch das Unwahrscheinliche, ja Törichte. Und darum kann sehr wohl sein, dass in seinem Namen Einer, vielleicht ein Einziger, gegen Viele recht hat. Das ist oft genug vorgekommen. Und darum ist so entscheidend wichtig, dass dieser Eine dabei bleibt. Was wäre geschehen, wenn Jesus, weil er ganz allein war, er, der doch auch der Demütigste von allen war, von seiner Sache gelassen hätte, weil Alle gegen ihn waren, die kirch-

lichen und die politischen Autoritäten, die Frommen, das Volk, ja sogar, in einem gewissen Sinne, die Jünger? An seinem Beispiel hat sich das Wort eines seiner grössten Jünger, der es ebenfalls in den schwersten Lagen erläuterte — des ehernen schottischen Reformators John Knox — unendlich bewährt: „Ein Mann mit Gott ist mehr als die ganze Welt.“ Dieses Wort, das nicht umsonst auf der Reformationsmauer in Genf steht, ist eine der tragenden Wahrheiten der geistigen Welt. Auch alle Demokratie ruht auf d i e s e r Aristokratie; ohne das Walten d i e s e r Wahrheit wird sie zur Demagogie. Demokratie ist im letzten Grund die Unendlichkeit des Einzelnen in der Gemeinschaft. — Wer weiss denn, ob nicht du, der Einzige, Recht hast? Vielleicht auch etwa gegen dich selbst? Oder hast du es nicht schon erfahren, dass gerade jene Stimmen in dir, die du überhörtest, weil sie auffallend waren und töricht schienen, Wahrheit waren, Recht behielten, oft zu deinem tragischen Schmerz? Könnte es sich nicht so mit deiner Stimme gegen die Stimmen der Vielen verhalten? Und könnte nicht gerade die Stimme Gottes so sein, weil, noch einmal, Gott nicht die Welt ist, weil Gottes Stimme zwar unendlich einfach, unendlich natürlich, vielleicht aber gerade darum paradox sein muss? Und könnte darum nicht sein, dass gerade im Alleinstehen eines Menschen mit Gott Gottes Kraft sich äussern könnte wie sonst auf keine Weise? Hat nicht die Wahrheit Gottes in Jesus durch solches Alleinsein die Welt überwunden — dadurch, dass sie ganz gesondert von der Welt, ohne jede Mischung mit ihr, ja im Gegensatz zu ihr, hervortrat und von ihr gekreuzigt wurde? Konnte nicht so allein Gott als Gott und allmächtig hervortreten? War nicht dieses Alleinsein des Kreuzes der einzige Weg zu Ostern? Du siehst in deinem Alleinsein deine Schwäche, aber könnte es nicht deine Stärke sein? Könntest du nicht in deinem Alleinsein dich so auf Gott allein sammeln, in ihm dich reinigen, dass gerade so die Sache Gottes in dir mit ihrer Siegeskraft hervorträte? Ja, ich frage: kann man je mit Sicherheit wissen, ob man Gott diene und nicht den Menschen oder sich selbst, bevor man mit ihm einmal ganz allein gewesen ist? In diesem Alleinsein erst können Lauterkeit und Treue völlig werden, so völlig wenigstens, wie es dem Menschenherzen möglich ist, in diesem Alleinsein der Bund mit Gott so fest werden, dass keine Stürme und Finsternisse des Geschickes ihn mehr zerstören können und er der Anfechtung der Welt und Hölle Trotz zu bieten vermag.

Denn das gehört dazu: einzig in diesem Alleinsein mit Gott kann man so recht Gott als Gott k e n n e n l e r n e n. Denn da allein erfährt man s e i n e Taten, statt der Taten der Menschen oder der eigenen. In Gesellschaft ist das nie möglich. Ueberhaupt waltet hier jene Ordnung, die ich schon angedeutet habe:

Gott, als der Einzige, Einzigartige, kann sich seinem Wesen nach nur dann der Seele kund tun, wenn sie mit ihm allein ist. Der Grund, warum Viele ihn nie recht erkennen, seiner nie recht sicher werden, ist der, dass sie nie wagen, ihm ganz allein gegenüberzutreten, ich meine: ganz nackt, ganz ohne die Kleider von allerlei menschlichen Meinungen, ganz ohne die Brille von allerlei kulturellen Vorurteilen, ganz ohne den Schwarm der Andern, der sonst unsichtbar um uns, hinter uns ist — ganz allein. Ich meine sogar, Gott tue sich immer kund, wenn wir wirklich vor ihn treten, und das heisst, so vor ihn treten; sein Wort sei uns, wie auch die Schrift sagt, ganz nahe — wenn wir es nur hören wollten, wenn wir nur die Ruhe und den Mut hätten, es zu hören! Aber weil der Mensch zur rechten Einsamkeit mit Gott von sich aus so schwer gelangt, ist es gut, wenn er, dadurch, dass er aus seinem Besten heraus eine Sache vertretend und einsam werdend ihm still halten muss. Und so kann ihm nichts Heilsameres, nichts Seligeres geschehen als dies. Es ist eine alte grosse Erfahrung, dass zu dem Menschen, der um Gottes willen von den Andern verlassen ist, Gott selbst kommt. „Ich bin aber nicht allein, denn der Vater ist mit mir.“ Ja, die Mystiker aller Zeiten haben noch ein besonders tiefes und trostreiches Erlebnis gehabt: dass Gott gerade dann uns besonders nahe sein kann, wenn wir uns von ihm verlassen fühlen. Gott muss uns wohl etwa — scheinbar — verlassen, damit wir in einem neuen Suchen ihn desto gewaltiger und herrlicher wiederfinden. Das ist ja, wie wir wissen, auch ein Geheimnis des Kreuzes. Auch darum ist nun das Kreuz die Aufhebung der Einsamkeit der Seele, auch der letzten, tiefsten, furchtbarsten.

Ist aber dieses Wort vom Alleinsein nicht allzu aristokratisch, allzu individualistisch? — Was das Aristokratische betrifft, so habe ich darauf schon geantwortet: es ist im Gegenteil der allein tragfähige Grund aller Demokratie. Was aber den Individualismus betrifft, so füge ich jetzt noch hinzu: man kann auch den Menschen nur recht dienen und die Menschen nur recht erkennen, wenn man allein sein kann. Das ist sogar eines der offenen Geheimnisse aller rechten Gemeinschaft. Denn, noch abgesehen von der allzu naheliegenden Wahrheit, dass es keine starke Gemeinschaft gibt ohne starke Einzelne, müssen wir sagen, dass nur der, welcher allein sein kann, die innern Vorbedingungen wahrer Menschengemeinschaft und dazu wahrer Menschenerkenntnis besitzt. Denn wer nicht auch allein sein kann, der sucht auf falsche Weise den Andern. Er will zu viel von ihm. Er will in der Gemeinschaft vor allem nehmen. Und dann wird er enttäuscht sein. Sein Hunger bleibt unbefriedigt, und Hunger macht böse. Darum wird aus heissem Gemeinschaftsverlangen so oft Streit und Trennung. In solcher Stim-

mung lässt sich der Mensch auch nicht richtig e r k e n n e n. Wir sehen ihn zu sehr in unserem Lichte, zu wenig in seinem eigenen oder, was viel besser ist, im Lichte Gottes. Und noch Eins: Man müsste oft aus Liebe etwas an einem Menschen oder Menschenkreis tun, was ihm zum Heile nötig ist, aber man bringt die Kraft dafür nicht auf, weil man dann wehe tut, die Liebe verwundet, nicht verstanden wird, einsam wird. Nur wer die allertiefste Einsamkeit erträgt, ist der ganzen Liebe fähig. Darum können wir erst richtig dienen, wenn wir einmal gelernt haben, allein zu sein. Freilich auf r e c h t e W e i s e, nicht allein in Trotz oder Verärgerung, sondern allein mit Gott. Dann ist in Gott unser Hunger gestillt. Wir haben an ihm unendlichen Reichtum und auch unendliche Gemeinschaft. Wenn wir dann zu den andern kommen, so suchen wir in erster Linie sie und nicht uns selbst; wir wollen g e b e n, falls man von uns nehmen will, nicht bloss nehmen. Wir treten dann den Menschen nicht zu nahe, in falscher Gier nach ihnen, sondern sehen sie von der Höhe aus, erkennen sie mit ihren Fehlern und Tugenden aus Gott. Die Gemeinschaft wird dadurch nicht kühl, wohl aber wird sie frei. Aus dem Heiligtum dieser Gotteseinsamkeit heraus vermögen wir dann vielleicht auch jene höchste Liebe zu üben: um der Liebe willen Gefahr zu laufen, die Liebe zu verlieren. Und das ist ja wohl die wunderbare Polarität dieses Verhältnisses: keiner kann Gott finden, es sei denn aus der tiefsten Verbindung mit den Menschen heraus, aber keiner kann mit den Menschen recht verbunden sein, wenn er nicht auch ganz los von allen Menschen, völlig allein sein kann mit Gott.

So sagen wir denn: o bitteres Alleinsein, o seliges Alleinsein! Es ist heute, in einer entseelten Welt, einer Maschinen- und Massenwelt, einer standardisierten und rationalisierten Welt, schwerer als je, etwas Eigenes und Originelles und damit allein zu sein; die Einsamkeit ist in einer solchen Welt tiefer als je, eine rechte Wüsteneinsamkeit. Aber desto notwendiger ist sie, wenn uns Gott und Mensch nicht verloren gehen sollen. Freuen wir uns darum, wenn unter uns Kämpfe entstehen, die einsam machen. Wenn diese Einsamkeit an uns heranwogt wie gewaltige Wellen, die uns zu ersticken drohen, getrost, es sind die Wellen der Ewigkeit. Sie ersticken dich, wenn du dich dagegen wehrst, aber wenn du ihnen die Seele weit öffnest, dann tragen sie dich zur Seligkeit; denn sie tragen dich in Gottes Fülle. Das ist, anders gesagt, der Weg, auf dem wir die schwere Kunst lernen, allein zu sein: dränge dich an Gott und du bist unendlich allein, aber im gleichen Augenblick unendlich verbunden. Du verlierst die ganze Welt und dich selbst, aber du kommst darin auch völlig zu dir selbst — es gibt keinen andern Weg zu der Entdeckung unser selbst, das heisst: unserer Einzigkeit, als das schöpferische Alleinsein mit Gott — und du findest auch die Welt erst recht, eine veränderte Welt. Das

Geheimnis der Einsamkeit ist ein Teil des Menschenloses. Nur der Mensch kann richtig einsam sein. Das ist seine Tragik, das ist aber auch seine unausdenkbare Grösse. Denn in dieser Einsamkeit tut Gott, der Unendliche, sich ihm auf. Sein ganzes Reich bricht von dieser Stelle aus in die Seele. Im Alleinsein offenbaren sich Gott und Mensch. Selig sind, die allein sind, denn sie haben alles gefunden.

L. Ragaz.

Die Gesellschaft der Freunde.

(Fortsetzung.)

Nach dieser Analyse des inneren Lichtes werden Sie nun auch den Gottesdienst der Quäker besser verstehen. Derselbe ist ganz darauf angelegt:

1. Das innere Licht in meditativer Sammlung aufleuchten zu lassen, was eben in der Stille geschieht, und

2. die Schauung des Einzelnen zur Erbauung und Stärkung des Kampfesmutes der Gemeinde allen kund zu tun, was durch das Sprechen aller geschieht, so sie sich vom Geiste getrieben fühlen; denn der Geist redet sowohl durch Männer als auch durch Frauen.

Jesus Christus bekundet sich selbst in den auf ihn wartenden Seelen, und seine Gegenwart erzeugt die Rede, das Gebet, die Lesung, den Gesang. „Wir erkennen den Wert der Stille (im Gottesdienst) nicht als dessen Zweck, sondern als ein Mittel, um das Ziel zu erreichen, es ist nicht eine Stille, allein erzeugt durch Schweigen oder leeres Dahindämmern, sondern geworden aus heiliger Erwartung des Herrn. Die Stille im Quäkergottesdienst hat ihren Zweck nicht in sich selber, sondern sie ist ein Mittel zum Zweck. Der einzige Zweck christlichen Gottesdienstes ist der, dass eine Gesellschaft von Menschen sich Gott so vollständig hingibt, dass er sie nach seinem Willen brauchen kann; und wir glauben, dass die Stille die Hingabe erleichtert und die Hindernisse, welche die göttliche Freiheit zurückhalten wollen, hinwegräumt." So ist der Grundzug des ganzen Gottesdienstes, der alle Aeusserungen umfliesst, das stille Gebet: „So komm, Herr Jesus." Auf ihn, den grossen Anfänger und Vollender warten und hoffen sie, damit er auch unter den Versammelten sein Werk anfange und auch vollende. So können wir folgende Regel begreifen: „Es ist äusserst wichtig, dass die, welche im öffentlichen Gottesdienste zusammenkommen, sich in Gebetsstimmung versammeln."

Doch könnte man fragen: warum halten die Quäker öffentlichen Gottesdienst. Die Eigenart spiritueller Religiosität drückt sich doch eigentlich im Individualismus aus. Und dann erlebt ja auch das Individuum das Aufleuchten des inneren Lichtes; der Herr kommt

ja zum Individuum. Ist dies nicht genügend? Der Seele Seligkeit ist ja gefunden in der persönlichen Gemeinschaft mit dem Herrn, warum dann noch äusserer Gemeindegottesdienst?

Da zeigt sich wieder die nüchterne Erkenntnis der Kollektivität, die in einem jeden Menschen ihren Wohnsitz hat und ohne deren Unterhalt er ein Krüppel würde und die Harmonie der Lebenskräfte störte, ob er sich an noch so grossen spirituellen Freuden selbstvergnügt ergötzte. Zudem eine Erkenntnis wahren christlichen Geschwistergeistes und Sozialgefühls. So heisst es in den Regeln der Gesellschaft der Freunde, auf die ich mich meistens beziehe: „Es ist sehr wertvoll, den Unterschied zwischen privatem und öffentlichem Gottesdienst zu erkennen. Persönliche Gemeinschaft mit Gott kann überall statthaben und bringt ihren eigenen reichen Segen ein. Doch öffentlicher Gottesdienst schliesst andächtige Gemeinschaft in sich und eine Sehnsucht, dass auch andere den Segen, den wir für uns suchen, teilen möchten. Einen Gottesdienst mit stillem Gebete für alle um uns zu beginnen, ist der beste Weg, um ihn für uns und die andern segensreich zu machen. Was unsere gottesdienstlichen Versammlungen vor allem nötig machen, ist deren Fähigkeit, uns zu beleben, und diese Belebungsfähigkeit verlangt von uns das Beste, was wir geben können. Niemand unter uns vermag die Gelegenheiten zu missen, wo wir Kraft und Inspiration für das tägliche Leben erhalten, so dass wir die gewöhnlichen Dinge des Alltags so nehmen können, wie sie sind, und als Wahrhaftige uns unter ihnen bewegen. Ernste Arbeit für das Wohl anderer, ob es auch immer nötig und wohltuend ist, ist kein Ersatz für die Zeiten der Erfrischung, in denen wir die rechte Schauung, den Glauben, die Einsicht und die Liebe erlangen, ohne die unsere Anstrengungen für die Erweckung und Hilfe von Menschenherzen weithin vergebens sein werden.“

Wie wir schon aus den angezogenen Gedanken ersehen, fällt das beschaulich-erbauende Moment, das unsere Gottesdienste fast völlig auszeichnet, im Quäkergottesdienste lange nicht so in die Augen, nimmt mindestens nicht einen so breiten Raum ein, wie bei uns. Wenn schon die ganze Gemeinde in der Stille beieinander sitzt und betend wartet, ob der Herr Jesus Christ nicht kommen möchte, um die Gemeinde zu lehren, so ist dies Meditieren und Warten nicht eine mystische Versenkung, die jeden Gedanken an die andern ausschliesst, sondern im Gegenteil, die ganze wartende Haltung ist eingestellt auf den andern, ob nicht er mir oder ich ihm durch die Erfahrung des Geistes etwas zu sagen habe, das uns anspornen könnte zu neuen Taten zur Ehre Gottes. Aus der aktiven Seelenhaltung soll die Seelenbeeinflussung zu Aktivität erfolgen, die ausgelöst wird in Taten in der Welt für das Reich Gottes. Dies ist der Grundzug des quäkerischen Gottesdienstes. „Wahrer Gottes-

dienst ist äusserst aktiv. Er besteht in der Darbringung unseres Selbst an Gott, des Leibes, des Geistes und der Seele, um seinen Willen zu tun. Eine aktive Haltung der Seele ist eine erste Bedingung für einen guten Gottesdienst." So ist auch meist dasjenige, was man an den Gottesdiensten zu hören bekommt, äusserst agressiv. Das Gebet dankt für Kraft zum Kampfe für Gott, gegen sich und in der Welt, in der vergangenen Woche und bittet um Stärkung und neue Zuversicht, Mut und Freude für die kommende und gedenkt aller der Gedrückten, Verfolgten und Mühseligen, um auch sie in den Bann der Gnade und Erquickung Gottes zu ziehen. Der Gesang ist oft aufmunternd fest in seiner Einstimmigkeit und in seiner Melodie kernig, fest, bestimmt. Streitgesang! Das gesprochene Wort ist kritisch scharf, die Schwächen und Bequemlichkeiten untersuchend, hinabsteigend in die Tiefen von Sünde und Schuld und hinweisend auf den ewigen Meister; ein einziger Imperativ: scharf, bestimmt, aufreizend, und im Mittelpunkt des Ganzen: der Herr Jesus Christus und der Nächste, deren Diener die Versammelten sind. Diese meine Erfahrung wird bestätigt durch folgende Worte: „Wenn wir im aktiven Geiste im Gottesdienst und in der Gemeinschaft versammelt sind, dann erlangen wir die Kraft, um über die Versammlung hinauszusehen und merken dann, welchen Zweck er verfolgt und finden es dann leicht, uns den Schlingen selbstgenügenden Gottesdienstes zu entziehen, dem als einem geistigen Luxus gefrönt werden mag: nämlich den Zweck, dass er die Seele anregt zu einem weitausholenden Leben von Wohlwollen und Dienst, in dem wir vom heiligen Geist zu seinem Werke gebraucht werden können. Wir sind davon überzeugt, dass wir unter einander und zusammen mit Gott verbunden waren, nicht nur aus Gewohnheit oder gar zur selbstischen Befriedigung, sondern damit die Kraft des Geistes durchbrechen möchte zur Erweckung und Umwandlung der Seelen, zur Erfrischung und Begeisterung der Jünger für den Dienst Gottes und zur Bereicherung ihres christlichen Charakters. Diese grossen Ziele sollten fortwährend in unseren Gedanken leben, wenn wir uns versammeln. Insoweit als wir diese Dinge erlangen, werden unsere Versammlungen als zweckmässige beurteilt werden."

Sie werden nun die Liturgielosigkeit und die Herbe und die Schmucklosigkeit des Quäkergottesdienstes verstehen, da Sie merken, dass er von Grund auf ethisch eingestellt ist und nicht kultisch, ja trotz seinem starken mystischen Einschlag gleichsam recht rational gehalten, wie ja auch Ratio und Mystik sich immer gut vertragen haben. Ich will nun nicht weiter untersuchen, inwiefern der Grundcharakter der angelsächsischen Seele dieses Bild des Gottesdienstlebens bedingt; ich möchte Sie nur aufmerksam machen auf den Grundzug englischen Philosophierens, wo Ratio und ethische Ab-

zweckung, wenn sich auch oftmals verlierend in seichtem Utilitarismus, mit einer Tiefen-Schau sich verbinden kann.

Des weiteren verstehen wir, dass zu einem solchen Gottesdienstideal ein Sakramentalismus nicht recht passen will, der, so ethisch er auch ausgelegt werden soll, er doch immer wieder ein opus operatum hinter sich nachschleppt (zum mindesten im Bewusstsein der Gemeindeglieder) oder es gar bedingt. Sie werden deshalb gar nicht erstaunt sein, dass die Quäker keine Taufe und kein Abendmahl kennen, geschweige denn noch andere Sakramente. „Wahrhafter Gottesdienst gemäss dem Evangelium besteht weder in bestimmten Formen noch äusserlicher Nichtachtung von Formen; er besteht sowohl ohne Worte als auch mit ihnen; vor allem muss er aber im Geist und in der Wahrheit gehalten werden. Nicht eine fast zufällige, äussere Versammlung von Leuten macht einen wahren Gottesdienst aus, sondern die innerliche Versammlung unserer Herzen, die auf ihren Herrn vertrauen." Dieses Prinzip der Innerlichkeit verbietet eine äussere Handlung, und die Handlung ist überhaupt unnötig, weil der Herr doch im Gottesdienste real gegenwärtig ist. Denn wo zwei oder drei sich in meinem Namen versammeln, da bin ich mitten unter ihnen. „Jedem, der der realen Präsenz seines Meisters sicher ist, sind die sichtbaren Symbole eher Hindernisse als Hilfen zur Vermittlung von geistiger Gnade." Zudem sind die Sakramente nicht gemäss dem Evangelium. Von der Taufe braucht man dies ja nicht mehr nachzuweisen. Das weiss ja ein jeder, dass Jesus nicht taufte und dass der Taufbefehl Matth. 28, 19 ein Gut des apostolischen Zeitalters ist. Was die Quäker veranlasst (wie auch bei der Taufe) auch das Abendmahl als sakramentale Handlung zu verwerfen, ist nicht so sehr die Erkenntnis, dass wir keinen Befehl zur Wiederholung des letzten Gemeinschaftsaktes Jesu mit seinen Jüngern haben, als dass es eine priesterliche Einrichtung geworden ist, wo nur der Ordinierte würdig ist, Brot und Wein auszuteilen. Die Quäker sind sich dessen wohl bewusst, ein feierliches Moment in der Handlung von Taufe und Abendmahl aus ihrem Gottesdienste verbannt zu haben und wohl in vielen, wenn nicht in allen, lebt ein Zug nach diesen Handlungen. Aber sie haben es gemerkt, dass sie durch das Fehlen dieser Handlungen in keiner Hinsicht eine geistige und seelische Einbusse erlitten. Ja, sie sind letzten Endes doch wieder glücklich über das Fehlen jedes Sakramentes, da dadurch die Wahrhaftigkeit, die reality, am besten übersetzt wohl mit Reellität, so wir dieses Wort bilden dürfen, des Gottesdienstes gewinnt. Denn auf diese reality in allen Dingen kommt es dem Quäker vor allem an. Und wer könnte sagen, dass Taufe und Abendmahl bei uns reell gefeiert werden? Auch die symbolische Deutung der Sakramente lehnt er ab, weil er sagt, dass „Symbolismen immer tendierten und fortwährend dahin tendieren,

in Magik überzugehen“, und hat wohl recht geurteilt. Die beiden Sakramente lehnt er als äussere Handlungen ab, anerkennt sie aber doch wieder, nur verinnerlicht. „Wir müssen die Leute davon überzeugen, dass wir von Taufe und Kommunion nichts halten, sondern durch unser Leben ihnen zeigen, dass wir den Wert dieser Dinge kennen ohne die äussere Form zu brauchen. Der Grund zur Verwerfung dieser Riten durch die ersten Quäker war die Erfahrung des inneren Lichtes. Sie waren von Anfang an davon überzeugt, dass die, welche die innere Taufe und Kommunion kennen, der äusseren Symbole nicht bedürfen.“ Zudem feiert ein aufrichtiger Quäker jeden Tag drei bis fünfmal Abendmahl, denn vor jedem Essen gedenkt er in kurzer, stiller Andacht des dahingegebenen und gekreuzigten Herrn.

Die Ehe ist ihnen ein gottesdienstlicher Akt, nicht ein Zivilakt, und zum mindesten haben die Quäker in Grossbritannien das Recht, die ganzen Eheformalitäten innerhalb ihrer Gesellschaft zu vollziehen, so dass sie nicht vor einem Priester oder sonstigen Staatsangestellten das Eheversprechen geben müssen.

Ueberhaupt wollen sie von einem Priester oder Pfarrer nichts wissen. Ihre ganze innere Ueberzeugung, aufgebaut auf Geisteserfahrung und Geistestrieb, widerstrebt irgend einer Art von geistlichem Amt, das als Amt gewertet wird, gewährleistet durch Kirchengesetz oder Konstitution, und das den Träger vor den andern Gemeindegliedern auszeichnet und von dem er lebt. „Wo der Geist des Herrn ist, dort ist Freiheit. Die Freiheit im Dienste am Evangelium und die Freiheit aller lebenden Glieder der christlichen Gemeinde, ihre von ihrem heiligen Haupte anvertrauten Gaben zu gebrauchen, waren unter anderem die bezeichnetsten Eigenheiten unserer religiösen Gesellschaft. Im Vertrauen auf Gott protestierten unser früheren Freunde gegen irgend einen Gewissenszwang in Sachen, die die Beziehung des Menschen mit seinem Schöpfer betreffen, wie auch gegen die Anmassung irgend eines Individuums, sich für den einzigen Vertreter des Volkes in seinen Gottesdienstversammlungen zu halten. Wir halten dafür, dass diese Einrichtung, wo die Abhaltung eines Gottesdienstes von einem Pfarrer (minister) abhängt und die Hörer davon ausgeschlossen sind, ihre Geistesgaben im öffentlichen Gottesdienste zu entfalten, eine Abweichung vom Urchristentum ist. Deshalb, liebe Freunde, haltet fest an der Ermahnung: Stehet fest in der Freiheit, mit der Christus uns frei gemacht hat. Wir glauben, dass die Verwerfung fester Kirchenämter durch unsere Vorfahren von ihnen ein Zeugnis sein sollte gegen die Verderbnis der Kirche und für die geistige Herrschaft und Leitung durch Christus, und dass, als sie mit Geduld die daraus sich ergebenden Verfolgungen auf sich nahmen, sie dadurch öffentlich von ihrem Herrn anerkannt wurden.“ So lesen wir.

An diesen Sentenzen sind besonders zwei Punkte zum Verständnis der Verwerfung jeglichen festen Kirchenamtes wichtig. Diese sind, je getreuer sie die äusseren Organisations- und Anschauungskirchlichen Misstände. Es ist ja eine Eigentümlichkeit von Sekten- und Gemeinschaftsgründungen, dass alle diese Bewegungen Restaurationsabsichten haben. Sie wollen über alle Zeitunterschiede und religiösen Entwicklungen, oder besser Auswicklungen, hinüber die Zustände des Urchristentums wieder herstellen. Und natürlich so getreu als möglich! In der Kopie! So getreu diese Kopien auch immer sein mögen, so sind sie doch nur Verzerrungen des Ursprünglichen, denn die äussere Form mag wohl die gleiche sein, aber der Inhalt, die Menschen, ihre Empfindungen und ihre Ausdrucksmöglichkeiten sind andere geworden. Und so ergibt es sich, dass diese neuen urchristlichen Gemeinden nichts weniger als solche sind: das Vorbild des Urchristentums und die Opposition gegen die formen des Urchristentums, soweit sie diese kennen, nachahmen. An dieser Klippe scheitern deswegen die meisten Sektenbildungen aus inneren Gründen über kurz oder lang in dem Masse, als sie Wert legten auf äusserliche Erkennungszeichen ihres Urchristentums. Diese Klippe hat die Quäkergemeinschaft glücklich umschifft, indem sie von ihren ursprünglichen Anfängen an sich so gut als möglich am i n n e r e n Leben des Urchristentums orientierte und die Schalen nicht so sehr in den Vordergrund treten liess; was sie behütete, intolerant, rechthaberisch, dogmensüchtig und dogmenverhärtet zu werden, so dass sie etwa an dogmatischer Arterienverkalkung gestorben wäre. Nein, die Gemeinschaft griff das Tiefste und Lebendigste des urchristlichen Gemeindelebens auf: den heiligen Geist mit seinen Wirkungen, ausgehend vom erhöhten Herrn Christus selber, der allezeit seinen Bekennern nahe ist. Jesus Christus selber wurde zum Leiter und geistigen Herrscher über die Gemeinde, der er durch seine Gegenwart im Aufleuchten des innern Lichtes in einem von ihm inspirierten Gemeindeglied seinen Willen kund tat. Und dieses seinen Willen kund tun, so dass die Gemeinschaft auch ehr- und redlich versuchte, des Herrn Willen z u t u n, das rettete die Gemeinschaft vor dem Untergange und war ihre Kraft. Wie schnell vergehen Geistesbezeugungen, wie schnell ist der erste Enthusiasmus verflogen und das Weitere der Gemeinschaft ist eigentlich nur noch ein langsam fortschreitender Sterbeprozess, bis dann vielleicht wieder einmal neu das Feuer des Geistes auflodert oder auch nicht! Die einfache, strenge Quäkerethik hielt die Gemeinde aufrecht, und als der Geist und die Bezeugungen des Geistes fast am Aufhören waren und das innere Licht nur noch schwach aufleuchtete in den Menschenherzen, zur Zeit des Rationalismus, da hielt das Wissen von des Herrn Willen und die strenge Gewöhnung, seinen Willen zu tun, die Gemeinde aufrecht, bis dass neue Zeiten des Geisteslebens ka-

men. Gottes Willen, gleich der christlichen Sittlichkeit, nach dem Vorbilde des Meisters zu tun, war die übereinstimmende Geistesoffenbarung. Und die Quäker befolgten sie wirklich so gut sie nur vermochten. Sie übten christliche Liebe und Opfer in aktiver sittlicher Tat unter sich und an den nichtquäkerischen Nächsten. Ein jeder von ihnen stand durch den Geist in direkter Verbindung mit Jesus Christus, der einem jeden Gaben nach seinen Fähigkeiten zuteilte. Was brauchte es da noch Ordinierte, amtliche Vermittler; was brauchte es da noch Priester oder Prädikanten? In der Freiheit Christi wollten sie leben, keinem Priester und keiner Kirche verantwortlich sein, als allein, ganz allein dem Geiste selber; denn der Herr ist der Geist.

Die Opposition gegen die kirchlichen Misstände trieben als zweites, wenn auch belangloseres Element die Quäker dazu, nichts vom Priestertum wissen zu wollen. Zur Zeit, da Fox auftrat, wogten die Kämpfe zwischen den Independenten sowie Presbyterianern und der Staatskirche hin und her, eine ungesunde, sich gegenseitig verketzernde Religiosität erzeugend. Aus diesem Wirrwar schwang sich Georges Fox, unbefriedigt von allem bekannten Religionswesen, kühn, in seinem spirituellen Enthusiasmus, aus den Zwistigkeiten heraus, allein vertrauend auf das innere Licht, wozu er auch seine Freunde anhielt. Und wer waren eigentlich die Streithähne, die auf ihrem Anspruch, die christliche Erkenntnis und Wahrheit gepachtet zu haben, fussend, einander verlästerten und die Gläubigen gegeneinander aufwiegelten? Wer waren diese, die Stroh droschen in den vollen Scheunen der biblischen Welt? Es waren dies die Priester und Prädikanten. So sprach der Geist: „Ich habe euch ausgespuckt“ und der Geistentflammte wollte nichts von ihnen wissen.

Und doch kennt die Gesellschaft der Freunde „ministers“, eine Art Sprecher im Gottesdienste, Leute, von denen man am ehesten erwartet, dass sie in der Versammlung zur Gemeinde sprechen werden. Diese Männer und Frauen nennt man „minister“ und sie sind in ihrem Ansehen und in ihrer Tätigkeit von der Gemeinde anerkannt und von ihr quasi g e wählt und doch nicht e r wählt. Das geht so zu: Ein Mann oder eine Frau, Mitglied der Gesellschaft, besucht eifrig die Versammlungen. Es ist mit ganzem Herzen dabei, führt ein sittliches Leben nach der Art der Quäker, ist heilsbegierig, ein eifriger Bibelleser, in ihr sich gut auskennend, vielleicht auch höher gebildet. Jahrelang besuchte es die Gemeinde ohne viel in ihr zu sagen oder dann, wenn es der Gemeinde etwas zu sagen hatte, so merkte man, dass es Hände und Füsse hatte, wenn es etwas vorbrachte. Und dann fühlt es sich mehr und mehr gedrängt, in den Versammlungen zu reden. Die Gemeinde wird auf es aufmerksam. Die Vorsteherschaft nimmt sich seiner an und durch die Vierteljahrsbezirksversammlung wird er oder sie vorgeschlagen zum aner-

kannten „minister“, das heisst, dass er in dieser oder jener Ortsversammlung als leitender Redner, und zwar fast immer ex tempore, und Berater anerkannt werden kann, ohne jegliche Bezahlung für seine Arbeit und ohne irgend welche priesterliche Amtsgewalt. Der Geist hat ihn oder sie zum Dienst an der Gemeinde berufen und die Gemeinde respektiert die Erwählung des Geistes. Aber auf die Geistesberufung kommt es an. Nicht auf Studiertsein, nicht auf Bibelkenntnis allein, sondern auf die Berufung durch den Geist, weshalb auch der Name „minister“ beibehalten wurde. „Es ist das Vorrecht von Jesus Christus unserem Herrn, seine eigenen „minister“ zu erwählen und zu anerkennen . . . . Was einer auch immer an Talenten und Schriftkenntnis haben mag, wenn nicht ein bestimmter Ruf zum Ministerium dazukommt, so kann ihn unsere religiöse Gesellschaft nicht anerkennen. Frauen haben in gleicher Weise wie die Männer teil am christlichen Ministerium“ und zwar dies schon vom Beginn der Quäkerbewegung an. Wie ernst es die Quäker mit ihren Ministern nehmen, mögen Sie aus dieser Ermahnung ersehen: „Die Berufung zu einem christlichen „minister“ hat ihre reiche Belohnung und Vorzüge; doch zu keiner Zeit der Kirchengeschichte war sie fern von Versuchungen und Gefahren.“ Also hütet euch vor klerikalem Hochmut, Ehrgeiz, Selbstgefälligkeit! heisst das wohl. „Die „minister“ sollen jederzeit demütig sein und willig, die Ratschläge ihrer Freunde anzunehmen, sie zu prüfen und daraus zu lernen. Irgend ein Zeichen von Verdruss und Hass anlässlich einer Kritik, auch wenn diese augenfällig falsch ist, ist ein klares Zeichen von falscher Gesinnungsart.“ Die „minister“ stehen nämlich unter der Aufsicht, echt calvinisch, der Aeltesten, welche die Pflicht haben, diese zu ermahnen oder zurechtzuweisen, wenn sie das ihnen vom Geiste anvertraute und von der Gemeinde anerkannte Amt nicht mit Ernst und sittlicher Festigkeit verwalten.

Die Konsequenz spiritualistischer Lebensanschauung und besonders diejenige der Quäkerart, mit der fortwährenden Offenbarung durch das innere Licht, sollte eigentlich eine Entwertung der religiösen Urkunden einstmaliger Offenbarungen mit sich führen, damit die derzeitigen um so kräftiger in der Gemeinde wirksam sein könnten. Diese Konsequenz spiritueller Religiosität finden wir bei den Quäkern nicht. Im Gegenteil. Die Bibel ist recht geachtet und die Grundurkunde ihrer religiösen Erkenntnis und ihrer öffentlichen und privaten Sittlichkeit. Schon Georges Fox fusste ganz und gar auf der Bibel und erkannte in ihr den Führer in alle Wahrheit. Diese Schätzung der Bibel vererbte sich in der Gesellschaft der Freunde fort, führte aber keineswegs zu einem unfruchtbaren Fundamentalismus. Ihr Spiritualismus hiess sie aus der Bibel keinen papierenen Papst machen, denn nicht der Buchstabe macht lebendig, sondern der Geist. Und durch die neuen Offenbarungen des Geistes werden

seine alten gelesen und verstanden. „Lasst uns, Freunde, die heiligen Schriften aufmerksam durchforschen und gewissenhaft lesen unter der nötigen Bezugnahme auf den heiligen Geist, von dem sie kommen und durch welchen sie der Wahrheit gemäss geöffnet werden.“ Da sie dem Bibelbuchstaben frei gegenüberstehen, so dürfen sie auch ruhig die moderne Textkritik walten lassen, ja sie begrüssen sie in mancher Hinsicht im allgemeinen, obwohl es unter ihnen auch einzelne geben mag, die nicht gar grosse Freunde moderner Bibelerklärung sind. Wir lesen: „Wir anerkennen mit gebührendem Dank jedes neue Licht, das durch moderne Untersuchungen und Entdekkungen über die heiligen Blätter ausgebreitet wird, welche davon zeugen, wie die Menschen von Gott sprachen, bewegt durch den heiligen Geist.“ Aus dieser Freiheit gegenüber heiligen Texten und Ueberlieferungen heraus verstehen wir auch, dass dem Quäkertum irgendwelche festgelegte religiöse Lehrsätze zuwider sind. Sich auf Glaubenssätze versteifen, ist dem Quäker fremd, etwas Unbegreifliches, weil Glauben bei ihm Leben ist, Leben, das immer wieder neu gestaltet und umbildet, um den Gotteskern mehr und mehr herauszuschälen, und nicht ein Fürwahrhalten von irgendwelchen Sätzen, mögen sie nun in Formeln und Bekenntnisse noch so schön gegossen sein. Es gibt kein quäkerisches Glaubensbekenntnis, höchstens formulierte Glaubenserfahrungen von Individuen, die ja nicht Allgemeingültigkeit beanpruchen wollen. Wir lesen: „Wenn es ein Wort gibt, welches das Verlangen des Menschen in religiösen Dingen ausdrückt, dann heisst es: reality (eben dem Sinne nach übersetzt: Reellität). Glaubenssätze, welche nicht ins Leben und seine Führungen übertragen werden können, berühren uns in keiner Weise. Die Welt verlangt vor allem immer noch einen wahrhaftigen Heiland, denn sie kann nirgendwo eine Vergebung finden, als allein bei seinem Kreuze, und ihre Schmerzen können nirgendwo Linderung finden als allein in seiner Liebe. Doch von denen, welche in sein Reich eingehen und in ihrem Herrn ein neues Leben für ihre Seele finden, wie wenige sind es doch, welche voll und ganz verstehen, dass das mächtigste Gesetz dieses Reiches das Gesetz des Nächstendienstes ist.“ Sie merken auch hier wieder das Gewicht, das auf eine aus Gottverbundener Tiefe heraufkommende Lebenstat gelegt wird, als Glaubensbekenntnis.

Zur Illustration des Gesagten lassen Sie mich noch das Glaubensbekenntnis meines geehrten Lehrers William E. Wilson, der Quäker ist, anführen: „Ich glaube durch Jesus Christus und den heiligen Geist, dass Gott Liebe ist. Ich sehe, dass sein Wille in der Welt die Aufrichtung der Herrschaft der Liebe bedeutet, des Reiches Gottes über allen Menschen. Ich gebe mich ihm hin als ein Mitarbeiter an seinem Werk. In der Arbeit für sein Werk soll mein Führer Jesus Christus sein. Seine Arbeitsweise und sein Beispiel in Leben

und Tod zeigen schon völlig genügend, wie das Reich erlangt werden wird. Ich hänge für meine Kraft, Einsicht, Inspiration und Führung vom Geiste Gottes ab, der in alle Wahrheit diejenigen führt, die ihm gehorchen und durch dessen Gegenwart allein das wahrhafte Leben hann gelebt werden." Willi Kobe.

(Schluss folgt.)

Aussprache

I. Zum vielumstrittenen Jesuswort.

1. Was ist des Kaisers — ?[1])

Es war in den Tagen vor dem Weltkrieg.

Auf einem hohen Berge war eine kleine Schar Menschen versammelt. Mitten drin stund der Kaiser und um ihn hatten sich Politiker, Diplomaten, Handelsfürsten und Industriekönige gruppiert. Alle in eifrige Beratungen vertieft.

Aber am Fusse des Bergabhanges auf der Ebene sah man gewaltige Scharen junger Männer, Kopf an Kopf, weiter als das Auge reichte. Es waren diejenigen, die zur Opferung bestimmt waren, um die Raubgier der Wenigen zu sättigen. Unter ihnen stand ein junger Südjütländer, weggerufen vom dänischen Volks- und Gemeinschaftsleben, wo man grosse Erwartungen auf ihn gesetzt hatte. Dort stand ein Engländer mit eben beendigter Ausbildung, bereit, das Evangelium nach Afrika zu bringen. Und da war auch ein junger Berliner Pfarrer, der begonnen hatte, unter den Arbeitern zu wirken. Ja, da waren Hunderte, Tausende, die sich dem Dienste des Meisters geweiht hatten. Nun waren sie alle einberufen worden ins Heer des Kaisers.

Da ging der Meister — Gottes und des Menschen Sohn — über den Berg.

Der Kaiser und die Umstehenden schwiegen einen Augenblick und sahen zunächst fragend auf ihn. Sie waren alle auf seinen Namen getauft und sollten ihm also gehorchen. Er zog eine Münze hervor, besah sie und sagte: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist." Dann wandte er sich um und sah hin über das Jugendmeer. Sein Auge war freudig und wehmutsvoll zugleich, während sein Blick sie alle umfasste: „Aber gebt Gott, was Gottes ist."

---

[1]) Der Einsender dieser Antwort schreibt dazu aus Dänemark folgendes. „Mit tiefster Anteilnahme habe ich stets alle Mitteilungen und Aussprachen in den „Neuen Wegen" verfolgt, besonders das Problem der Dienstverweigerung. Die Ablehnung der Zivildienstpetition vor der bernischen Kirchensynode vor zwei Jahren hat mich bitter enttäuscht, denn mir schien, wenn je irgend jemand diese Gewissensfrage verteidigen sollte, so wäre das die Aufgabe der Kirche und ihrer Vertreter. Zu jener Zeit kam ich auch mit einem Gemeinschaftsprediger ins Gespräch über diese Lebensfrage. Seine Antwort war: ‚Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist.' Genau die gleiche Antwort erhielt ich ein Jahr später von einem andern Gemeinschaftsprediger. Nun freut es mich aber ungemein, dass schon so viele Pfarrer in der Schweiz anderer Ansicht sind. Jener Ausspruch Jesu beschäftigte mich immer wieder, ohne dass ich Klarheit bekommen hätte. Im dänischen Jugendblatt „Dansk Ungdom" vom 5. 9. 24 fand ich nun eine, wenn vielleicht nicht im Innersten befriedigende, so doch treffende Antwort. Finden Sie diese für gut, so können Sie dieselbe in den „Neuen Wegen" erscheinen lassen, da dort zur Zeit ja diese Frage erörtert wird."

Aber die Diplomaten und Politiker, Handelfürsten und Industriekönige schüttelten den Kopf.

Und sie opferten dem Kaiser, was dem Dienste Gottes geweiht war.

Keiner der sieben Millionen jungen Männer, die an jenem Tage auf der Ebene standen, kehrte zurück, um hier auf Erden die Arbeit in des Meisters Weingarten fortzusetzen.

Jens Marinus Jensen.

2. Sehr geehrte Redaktion![1])

Seit fünf Jahren Leser der „Neuen Wege", drängt es mich, der Redaktion meinen Dank auszusprechen für alles das, was sie mir während dieser Zeit an geistiger Kost geboten hat. Ihrer Zeitschrift habe ich es zu einem guten Teil zu verdanken, dass ich mich wieder zurückgefunden habe zu meinem Schöpfer und Herrn, nachdem ich zuvor Gefahr lief, dem Atheismus in die Arme zu fallen. Das Lesen der „Neuen Wege" hat meine Gedanken abgelenkt von allen kleinlichen menschlichen Einrichtungen, hingelenkt aber auf das Grosse und Wahre dieser und jener Welt. Ich fand die Harmonie und lernte verstehen. Dafür möchte ich Ihnen von Herzen danken. Vor allem aber auch für Ihr offenes und entschiedenes Eintreten für Jesus Christus, das so wohltuend, Mut machend und mit sich fortreissend ist, gegenüber dem oft so lauen und trägen Bekennen so mancher der sozialistischen Bewegung angehöder Geistlicher. Gilt doch vor allem auch für uns das Wort: „Wer den Sohn Gottes hat, der hat das Leben." Neue Wege wollen wir gehen, doch das alte, aber ewig neue Leben muss uns erfüllen.

Nun wurde in der letzten Nummer der „Neuen Wege" gebeten, dass auch die Leser sich möchten äussern über das Wort Jesu: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist und Gott, was Gottes ist." Eine klare, einfache und deutliche Antwort Jesu an seine Versucher und auch ebenso klar und deutlich zu verstehen, wenn wir nicht mit dem Auge des Theologen lesen.

Jesus fragt die Boten, wessen Bildnis sich auf der Münze befinde und erhält als Antwort: „Dasjenige des Kaisers." Nun, so gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist, doch Gott, was Gottes ist. Es ist für den Menschen doch keine Sünde, wenn er Steuer bezahlen muss und sollte er seinen letzten Pfennig hergeben müssen. Dieses Gebenmüssen wird ihm doch nie zur Sünde gereichen. Es kann das höchstens eine Ungerechtigkeit der Regierung sein, bei der man körperlich, materiell darunter leiden muss, aber seine Seele belastet man bei diesem Dienen doch nicht damit.

Anders jedoch liegt der Fall, wenn von dem Menschen verlangt wird, seine Nebenmenschen töten zu helfen, die er schliesslich seine Brüder nennt. Fragen wir uns hier, wer denn das Leben gegeben hat, so finden wir nur die eine Antwort: es entstammt aus Gott und ist nicht etwa ein Produkt des Kaisers. Dass nun Gott nicht haben will, dass wir morden und töten, auch nicht in und aus Liebe zu ihm, das hat uns sein Sohn gelehrt und gelebt. Es ist dabei auch gesagt: „Man soll Gott mehr gehorchen, denn den Menschen." Klingt dieses Wort nicht, wie wenn es den Schlussatz bilden würde zu dem angeführten Abschnitt (Matth. 22, 15—22)?

Also gib dem Kaiser, was ihm gebühret und was er das Recht und die Macht hat zu fordern. Achte aber auf die Grenze. Die beginnt da, wo das Reich Gottes beginnt, wo das Gewissen erwacht und deine Handlung nicht mehr eine Tat der Liebe ist. Die Grenze beginnt aber nicht etwa erst bei oder kurz vor der Tat, sondern die Tat vorbereiten helfen, ja sich darauf selbst vorbereiten lassen oder die Tat stillschweigend herankommen lassen,

[1]) Der nachfolgende Brief eines deutschen Arbeiters sei vollständig veröffentlicht, weil er uns als Ganzes ein wertvolles Zeugnis zu sein scheint.
Die Red.

bedeutet bereits, das Gebot: „Du sollst Gott mehr gehorchen, denn den Menschen,“ übertreten zu haben.

Gehorche der Obrigkeit, jedoch mehr noch und in erster Linie deinem Gott, und das Reich der Gerechtigkeit und des Friedens wird erstehen.

Ich bitte entschuldigen zu wollen, wenn diese Zeilen nicht immer sinnvoll sind. Denn meine Hand ist nicht gewöhnt, Gedanken sichtbar werden zu lassen, und ein Rad zu sein in einem Betrieb mit dem so hochgerühmten Fliessystem ist dafür auch nicht gerade förderlich.

Mit herzlichem Gruss

Albert Walter.

3.[1]) Lange Zeit gab ich mich zufrieden mit der Erklärung, welche mir von Lehrern und Pfarrern über diese Bibelstelle zuteil wurde. Auf einmal jedoch stiegen auch mir über die Richtigkeit dieser Auslegung Zweifel auf, da es sich zeigte, dass der Kaiser alles für sich in Anspruch nahm und Gott sich in der Regel mit einem wöchentlichen Kirchenbesuch begnügen musste. Mein Zweifel und meine Unruhe verstärkte sich, je mehr ich mich mit der Person Christi und seiner Lehre einliess. Nein, diese landläufige, imperialistische Auslegung konnte nicht richtig sein und ich musste sie wie schon so manch andere über Bord werfen.

Beim Lesen des Evangeliums habe ich nun den Eindruck bekommen, dass Jesus darauf ausgeht, uns zum selbständigen Denken (und Handeln) anzuregen. Er spricht zu uns nicht wie zu Kindern in eindeutigen Sätzlein, sondern sehr oft in Gleichnissen und Rätselworten und bietet uns dadurch Gelegenheit zum Ueberlegen und Nachdenken. Wenn nun Jesus sagte: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ so entsteht zunächst die Frage: Was ist der Kaiser und was ist er berechtigt zu fordern? Die Antwort sollte einem Christen nicht schwer fallen, sie ist übrigens angdeutet in Vers 16 des gleichen Kapitels, und bei einiger Ueberlegung hätten sich die Anhänger der Pharisäer und des Herodes die Frage ersparen können. Der Kaiser gilt vor Gott nicht mehr als der Bettler, vielleicht nicht einmal so viel, und er hat infolgedessen kein Recht, weder für seine Person noch für eine Einrichtung, an deren Spitze er steht, etwas zu verlangen. Tut ers gleichwohl, so ist er vor Gott gerichtet. Fast schäme ich mich, es hier zu sagen, da es den Lesern der „Neuen Wege“ selbstverständlich sein muss, dass der Kaiser oder die Obrigkeit kein Recht hat, von mir zu verlangen, dass ich meinen Bruder, den er oder sie als Feind bezeichnet, morden soll.

Ja, aber wenn wir keine Steuern zahlten, was würde dann aus den staatlichen Einrichtungen: Verkehrswesen, Bildungsstätten, kommunalen Einrichtungen usw.? Wie weit man von diesen Einrichtungen im Reiche Christi Gebrauch machen wird und machen muss, darüber wollen wir uns keine Sorge machen. Er wusste wohl, was er sagte mit den Worten: „Trachtet am ersten nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches alles zufallen.“ Es besteht kein Zweifel: das Reich Christi und der Staat stehen einander entgegen und eines muss dem andern weichen; wir Christen wissen es ganz gut, dass wir für das Reich Gottes kämpfen müssen mit aller Anstrengung, und gerade in der Karwoche wird es uns deutlich, dass, wenn wir in der vordersten Linie kämpfen, wir höchstwahrscheinlich mit unserem Führer auf Golgatha enden werden.

„Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist,“ will sagen: gebt dem Kaiser nicht mehr und nicht weniger als ihr irgend einem Mitbruder gebt; „und Gott, was Gottes ist,“ will sagen: ihm gebet alles und vor allem andern alles. So werden uns die Worte Kaiser und Staat nicht mehr in Verwirrung bringen, vielmehr wird das Reich Christi sicher gestellt.

J. W.

---

[1]) Auch diese Antwort stammt von einem Arbeiter.

II. Zum Amerikanismus.

1. Nochmals zum Amerikanismus.

„Rom ist nicht an einem Tage erbaut worden," mit diesem vielbedeutenden Sprichwort möchte ich meine Replik zu dem Thema einleiten. In der Erwiderung auf meinen ersten Artikel steht zu lesen: „Dass damit aber für die Ueberwindung des Bösen und für die Gestaltung einer neuen Welt im Sinne des Reiches Gottes viel gewonnen ist (nämlich mit einer wirklich reellen und zuvorkommenden Geschäftspraxis), bezweifle ich sehr." Gewiss ist damit die Welt noch nicht gerettet, aber wenn nicht viel, so doch etwas gewonnen. Alles, was Bestand haben soll, muss Schritt für Schritt erobert werden. In Europa dagegen hat man sich nicht einmal zu diesem Wenigen durchgerungen und deshalb sind die Amerikaner der Vereinigten Staaten vor uns im Vorsprung, auf dem eine neue Generation weiter bauen wird. Und eine solche Generation wächst dort schon heran und dies wird nicht zuletzt der Prohibition zu verdanken sein. Ist erst einmal die systematische Massenvergiftung durch den Alkoholismus, der jede feinere Empfindung im Menschen ertötet, beseitigt und all der Schmutz und das Laster und Elend, das er im Gefolge hat, verschwunden, dann kann an Stelle dieser Uebel leichter der Sinn für das Gute und für die Arbeit am Reiche Gottes treten. Auch hier ist nur ein stufenweiser Fortschritt möglich. So wenig als z. B. die Prohibition mit einem Schlage in ihrem vollen Umfang und im ganzen Lande eingeführt werden konnte, sondern zuerst das Gemeindebestimmungsrecht in einzelnen Staaten der Union ihr vorarbeiten musste, ebensowenig sind die Menschen dazu fähig, auf einen Schlag den richtigen Weg zu ihrem Heile zu finden. Das sehen wir wieder erneut am Völkerbund, der wohl noch manche Stürme über sich ergehen lassen muss, bevor er der von seinem Schöpfer ihm zugedachten idealen Aufgabe völlig gerecht wird.

Wenn also auch die Amerikaner bei der Vorbereitung und der Einführung der Prohibition und anderer grosszügiger Reformen sich wohl weniger von der Absicht leiten liessen, damit dem Reiche Gottes näher zu kommen, als von ihrem gesunden Menschenverstande, so haben sie doch dem Nahen des Reiches Gottes gerade dadurch vorgearbeitet. Und wenn sie auch noch nicht den richtigen Weg beschreiten, so ist doch ein Anfang gemacht, der zu ihm führen kann. Es steckt ein Wille darin, der, wie Herr Ragaz treffend schrieb, „schaffend vorwärts drängt, der sich nicht in das versenkt, was ist und gewesen ist, sondern auf das zielt, was sein wird und sein soll."

Diese zuversichtliche Lebensbejahung, ohne die ein solcher Wille undenkbar ist, entspringt aber aus dem unerschütterlichen Glauben an den Sieg des Guten, also letzten Endes an den Glauben an Gott, der (ich berufe mich wieder auf den Aufsatz von Herrn Ragaz) „ganz von selbst zum Glauben an das kommende Reich Gottes wird."

H. Leuthold.

2. Ein verkehrtes Schlagwort.

Schon seit längerer Zeit, besonders aber nach dem Stockholmer Kongress, geht ein Schlagwort um, das gedankenlos nachgeschwatzt wird, gegen das aber einmal kräftige Einsprache erfolgen muss. Die Angelsachsen, erklärt man, besonders die Amerikaner, haben so eine gewisse Art, das Christentum auf das Weltleben anwenden zu wollen. Das macht sich ja recht gut und ist heute Mode, aber dieses Christentum ist auch darnach, dass man es so rasch anwenden kann. Es ist oberflächlicher Optimismus, der glaubt, Völkerbund und Pazifismus, vielleicht auch noch Alkoholprohibition („Trockenlegung") und soziale Reform seien das Reich Gottes auf Erden. Dieser Flachheit gegenüber vertreten die Deutschen (unter Umständen heisst es: „Wir Deutschen") die lutherische Innerlichkeit und Tiefe, die weiss, dass das Reich Gottes etwas völlig Jenseitiges ist, das nie in das Weltleben eingehen kann und dazu etwas Inwendiges, das vermöge seiner Spiritualität die Vermengung mit weltlichen

Interessen und Motiven scheut („Das Reich Gottes ist inwendig in euch“). Wir Lutheraner, heisst es, stehen auf dem Boden der Wirklichkeit, das heisst, wir sehen die Tatsache der Sündhaftigkeit der Welt, der Macht des Bösen; wir vertreten die *eschatologische* Auffassung, das heisst die Auffassung, wonach das Reich Gottes nicht durch menschliche Anstrengung herbeigeführt werden kann, sondern durch Gottes Kraft allein im Gericht auf diese Welt herabsteigt. Unser Blick richtet sich nach vorwärts, in der *Hoffnung*, die den neuen Himmel und die neue Erde erwartet, worinnen Gerechtigkeit wohnt. — Oft nimmt die Antithese noch eine andere, gröbere Form an: Ihr Angelsachsen beherrscht die Welt materialistisch, wir Deutschen vertreten dem gegenüber den Idealismus. Ihr habt das Geld und die Macht, wir die Seele und den Geist.[1])

Das hört man nun von allen Dächern. Drausen im Reich wird es vorgesagt und ringsherum in tiefer Ehrfurcht nachgesagt, dazu mit einer Sicherheit, als ob es eine mathematische Wahrheit wäre. Und doch ist es ein durch und durch unwahres und dazu — das darf nicht verschwiegen werden — von nationalistischer Selbstüberhebung eingegebenes Schlagwort.

Es ist unter dem Gesichtspunkt der Geschichte ebenso falsch, wie unter dem der Gegenwartstatsachen. Die Behauptung, dass gerade das Luthertum eine besondere Scheu davor habe, das Göttliche ins Menschliche eingehen zu lassen, steht in seltsamem Gegensatz zu der doch wenigstens dem Theologen bekannten Tatsache, dass gerade das Luthertum gegenüber der reformierten Art (die ja überwiegend die angelsächsische geworden ist) den Satz betont hat: Finitum est capax infiniti (das Endliche ist fähig das Unendliche zu fassen). Und noch verwunderlicher ist dies Andere: dass ausgerechnet das Luthertum sich auf die eschatologische Hoffnung zugespitzt haben soll. Sogar ein Mann wie Rade, der sonst offenbar alle Gerechtigkeit und Verständigkeit verliert, sobald sein lutherisches oder deutsches Fühlen getroffen wird, erklärt, davon nie etwas gemerkt zu haben. Und wahrhaftig, auch wir andern haben nichts davon gemerkt! Es ist erstaunlich, wie solche Behauptungen auf einmal auftauchen, nur weil die nationale Eigenliebe es verlangt.

Freilich, der Unterschied ist vorhanden. Das Luthertum ist wirklich in Anknüpfung bei einem Stück Luthers geneigt, die Welt ihrer „Eigengesetzlichkeit“ (wie man später sagte) oder auch, wie man sich ausdrücken dürfte: Gott und der Obrigkeit zu überlassen, wobei später für das verweltlichte Luthertum freilich aus Gott und Obrigkeit der Fürst dieser Welt wurde, während die reformierte, speziell die angelsächsische Welt, das Bewusstsein bewahrt hat, dass es gelte, die Welt Gott zu heiligen, was bedeutet: sie Gott zu unterwerfen. Es ist richtig, dass der deutsche Geist ein stärkeres Gewicht auf das *Sein*, der angelsächsische auf das *Sollen* legt. Und es ist schliesslich richtig, dass sich daraus auf beiden Seiten bestimmte Vorzüge und Mängel ergeben. Der Vorzug der angelsächsisch-reformierten Art ist ihr ethischer Glaube, ihr christlicher Energismus, ihre Gefahr der Moralismus und leere Aktivismus, das Tun um des Tuns willen; der Vorzug der deutsch-lutherischen Art ist ihr Gottvertrauen und ihr Schöpfungsglaube, ihre Gefahr der Naturalismus und Quietismus, das Beharren im Gegebenen. Aber es ist zu betonen: das ist nicht ein Unterschied von Idealismus und Materialismus und auch nicht einer von Innerlichkeit und Tiefe auf der einen, Flachheit und Aeusserlichkeit auf der andern Seite.

Was den *Idealismus* betrifft, so gilt es zu unterscheiden zwischen einer philosophischen Denkweise und einer sittlichen Einstellung. Es ist richtig, dass der Idealismus im Sinne einer spekulativen Erklärung der Welt aus dem

[1]) Sogar in einer Zeitschrift wie „Neuwerk“ lese ich den Satz: „Aeussere Beweglichkeit und innere Lehre ist kennzeichnend für den amerikanischen Menschen.“ Wie viele Amerikaner kennt der Verfasser dieses Satzes wohl?

Geiste auf deutschem Boden besonders zu Hause ist, während der angesächsischen Welt mehr der Realismus, das heisst: eine mehr von den Tatsachen ausgehende Denkweise eignet. Aber auf der einen Seite ist Realismus mit nichten Materialismus und kann sogar hochfliegender praktischer Idealismus werden, und auf der andern Seite kann jener spekulative Idealismus zu einer ganz argen Verklärung, ja Vergottung der Welt führen, die zuletzt in praktischen Naturalismus und Materialismus umschlägt. Auf was es aber ankommt: des praktischen Idealismus, das heisst, des Glaubens an geistige Ziele und der Hingabe an sie, sind beide Arten einfach gleich fähig. Das zeigt die wirkliche Geschichte und der wirkliche heutige Tatbestand so klar als nur möglich. Ueberhaupt ist es durchaus unerlaubt, irgend einem Volk den Idealismus oder andere höchste Güter als Monopol zuzuteilen. Nach meinem Urteil sind durchaus alle Völker ihrer genau gleich fähig, auch wenn sie bei ihnen in verschiedenen Formen auftreten. Und am meisten sind sie wohl dort vorhanden, wo man am wenigsten davon redet.

Ebenso verhält es sich mit dem andern vielgenannten Unterschied. Der Deutsche sei tiefer, innerlicher als der Angelsachse. Was heisst das? Es wäre verlockend, einmal diese Begriffe „tief" und „innerlich" einer Prüfung zu unterwerfen. Ist „Tiefe" ohne weiteres ein Vorzug? Versteht man darunter nicht meistens eine abgründige Gedankenwelt? Dann sind Augustinus und Eckhardt viel tiefer als Jesus. Und „Innerlichkeit". Ist das „Innere" denn immer so viel besser als das „Aeussere"? Ist nicht das Böse oft noch viel innerlicher als das Gute? Die Bibel weiss jedenfalls von dieser Art von Wertung nichts. Dass das Reich Gottes „inwendig in euch" sei, ist ziemlich sicher eine falsche Uebersetzung. Nie macht sonst die Bibel diese Trennung in dem Sinne, dass das Innere mehr Gott gehörte, als das Aeussere, im Gegenteil, sie dringt eher auf Veräusserlichung — in diesem besonderen Sinne. Man bedenke zum Beispiel unter diesem Gesichtspunkt bloss die beiden zentralen Gleichnisse vom barmherzigen Samariter und vom Weltgericht.

Nein, so liegen die Dinge nicht und so darf man das Problem auch nicht stellen. Die Frage könnte nur sein, nicht wer mehr innerlich sei und wer mehr idealistisch, sondern wem es mit der Sache Gottes mehr ernst sei. Wer wird dann den Mut haben, zu antworten: „Mir?" Er würde damit eo ipso sich selbst widerlegen. Wohl aber bleibt übrig, dass jede der beiden Arten, von denen wir reden, ihren besonderen Wert und auch ihre besondere Versuchung hat. Und doch wieder die gleiche Versuchung, nämlich die der Verweltlichung oder des abnehmenden Ernstnehmens der Sache Gottes. So lange der Ernst, das heisst: die Verbundenheit mit Gott und der Gehorsam, vorhanden sind, ist der Aktivismus des Angelsachsentums ebenso sehr Dienst Gottes wie der Quietismus des Luthertums und sie können sich in dem Masse, als ihnen Gottes Ehre allein gilt, völlig finden (wie denn im Evangelium vom Reiche Gottes beides verbunden und ein Lebensprozess ist); wenn aber die Verweltlichung eintritt, dann wird der angelsächsische Realismus zum Mammonismus und der deutsche Idealismus zum Militarismus; dann wird der Aktivismus ein vielgeschäftiges Machen und der Quietismus ein gottloses Jasagen zur Welt. Selbstüberhebung ist aber schon Verweltlichung; die Vertreter der beiden scheinbar entgegengesetzten Denkweisen haben einen andern Weg zu gehen.

L. Ragaz.

Osterrüsten.

Ueberall ein erstes Regen,
Achte denn, wer Augen hat!
Neuem Frühling gehts entgegen,
Einer neuen Schöpfungstat.

Liegt die Welt auch tief im Bösen,
Fühlt sie doch und weiss es lang:
Liebe nur kann sie erlösen,
Bruderschaft und Opfergang. —

Schon durchquillt die Saat ein Gähren,
Samenkorn den Keim gebiert,
Lange kann es nimmer währen,
Bis es endlich Ostern wird!

Paul Kessler.



Völkerbund, Paneuropa, europäischer Ausblick.

Ich unterbreche die Beleuchtung der Weltlage von mir besonders wichtig erscheinenden Gesichtspunkten aus, um über die augenblickliche weltpolitische Lage und ihre Probleme Einiges zu sagen, was sich nicht gut in einigen Rundschauzeilen unterbringen lässt.

1. Der Völkerbund.

Seit meinen letzten Bemerkungen über die Genfer Ereignisse, die unter dem Eindruck der noch allzu unvollständigen Berichte darüber geschrieben werden mussten, hat sich der Schleier des Unverständlichen, der anfangs darüber lag, einigermassen gelüftet. Es hat sich vor allem gezeigt, dass in ihrem Hintergrund nicht bloss die diplomatische Intrigue stand. Gewiss hat sie in der mannigfaltigsten Form eine Rolle gespielt, gewiss hatte Mussolini, hatten auch Andere ihre Hand im Spiel, tauchten sogar Abmachungen in diesem Geiste von Locarno her auf, aber der Kern der Sache scheint doch ein ernsthafter Wettbewerb um die Ratssitze gewesen zu sein, und auch Brasiliens Ansprüche waren nicht bloss ein Manöver, sondern im Wesentlichen ehrlich gemeint. Was in diesem ganzen Kampfe ans Licht trat und uns andern zuerst unverständlich war, ist für die Wissenden schon bisher in der kurzen Geschichte des Völkerbundes hervorgetreten.

Das hat nun eine überraschend gute Seite. Wir müssen uns darüber freuen, dass das Ansehen des Völkerbundes schon so gross geworden ist, um einen solchen Kampf um die Sitze in seinem Rate erzeugen zu können. Zum mindesten ist damit bewiesen, wie ernst man ihn nimmt. Aber wenn das auch ein Lichtstrahl im Dunkel ist, ähnlich wie, auf noch höhere Art, der angebotene Verzicht Schwe-

dens und der Tschechoslowakei auf *ihren* Sitz, so bleibt doch die Krisis des Bundes bestehen und damit die grosse Frage, wie sie gelöst werden soll. Der Völkerbund ist krank — und wenns auch nur, wie Briand erklärte, eine Wachstumskrankheit wäre — die Aerzte stehen an seinem Lager und beraten über das Wesen der Krankheit und das rechte Heilmittel. Man findet das Uebel mit Vorliebe in der unrichtigen Organisation des Bundes, schlägt darum eine demokratischere Organisation, einen mehr parlamentarischen Stil, eine Stärkung der „Versammlung" gegenüber dem „Rate", die Beseitigung der lähmenden Vorschrift der Einstimmigkeit und Anderes mehr vor. Das sind gewiss alles erwägenswerte Dinge. Nur ist es sehr schwer, von aussen her solche Ratschläge zu geben, die eigentlich am ehesten aus der ehrlichen Erfahrung derer kommen müssten, die in den bisherigen Formen gearbeitet, und es ist noch schwerer, an einem so heiklen Organismus, den sorgfältige Ueberlegung geschaffen hat und so viel Angst, Misstrauen und Eifersucht behütet, eingreifende Aenderungen vorzunehmen. Erfahrungsgemäss kommt es auch nicht so sehr auf die Form von Organisationen an, als auf den Geist, in dem sie gehandhabt werden.

Auf alle Fälle ist richtig, dass man zuerst eine richtige Diagnose der Krankheit zu erhalten strebt. Wo liegen vor allem die Uebel, an denen die heutige Form des Bundes leidet? Und wie können sie geheilt werden?

Um doch mit der Organisation zu beginnen: Der Völkerbund ist sozusagen mit einem schweren körperlichen Gebrechen behaftet auf die Welt gekommen: er ist, wenn ich so sagen darf, allzu fertig, allzu gemacht, allzu organisiert ins Dasein getreten. Diese Meinung ist das Gegenteil der unter Völkerbundsfreunden üblichen, nach welcher der Bund *zu wenig* organisiert, mit zu wenigen Vollmachten ausgerüstet, kurz, zu wenig ein wohlgeordneter Menschheitsstaat wäre. Nein, sage ich, weniger wäre mehr gewesen. Es war entschieden zu viel, wenn aus einer Periode vollständiger Unorganisiertheit der Völkerwelt heraus plötzlich ein Gebilde geschaffen wurde, worin Schweden und Brasilien, China und die Schweiz, Liberia und England neben einander in einem grossen oder kleinen Rate oder so sassen. Damit waren mehrere normale Jahrhunderte übersprungen worden. Das Ganze erschien darum denen, die urteilen konnten, als eine Art Wunder und bleibt es, recht verstanden, auch. Aber etwas bloss Wunderliches war an dieser Form doch auch. Sie konnte nicht recht fungieren. Der Völkerbund ist sozusagen mit einem riesigen Höcker geboren, der ihm Herz und Lunge beschwert.

Das haben die Verständigsten unter den Gegnern der Einrichtung von Anfang an betont und ebenso nicht wenige unter den

Freunden klar eingesehen. Gewiss wäre, rein grundsätzlich betrachtet, viel besser gewesen, wenn der Bund viel, viel langsamer und damit viel, viel organischer entstanden, wenn er *gewachsen* wäre, statt *gemacht* zu werden, etwa so, wie die schweizerische Eidgenossenschaft gewachsen ist, deren Entstehung ziemlich genau fünfhundert Jahre dauerte und bei der an einen Kern, die vier Waldstätte, nach und nach ein „Ort" nach dem andern sich schloss, bis das Ganze als ein innerlich notwendiger Organismus dastand. Es wäre so besser gewesen, sicherlich — aber hatten wir die Wahl? Erforderte nicht der Zustand der Welt unmittelbar nach der blutigen Sintflut grosse Schritte, Jahrhundertschritte, eine Welteinrichtung, die sofort ihre Aufgabe, eine neue Weltkatastrophe zu verhindern, lösen konnte? Wir hatten nur die Wahl, jetzt einen Völkerbund zu bekommen, wenn auch nicht einen nach unserem Herzen, oder überhaupt keinen und dafür einen baldigen neuen Völkerkrieg. Besonders machte der Versailler Vertrag den Völkerbund unbedingt nötig, nicht, wie seine Gegner behaupten, zu dessen Ausführung, sondern zu dessen Aufhebung. Das war auch Wilsons Meinung. War der Versailler Vertrag seine Niederlage, so der Völkerbund sein Sieg.

So ist es gekommen. Aber was ist nun zu tun? Wie ist dieser Geburtsfehler des Völkerbundes zu heben?

Zweierlei scheint mir hier nötig zu sein. Einmal: *Wir dürfen nicht zurück.* Die Universalität des Bundes, soweit sie besteht, muss festgehalten werden. Mit jedem andern Verhalten gäben wir doch einen ungeheuren Gewinn preis und liefen Gefahr, wieder ins Chaos auseinanderzufahren. *Aber wir dürfen auch nicht auf falsche Weise vorwärts!* Das bedeutet: wir dürfen nicht in *mehr* Organisation (so wie man das Wort gewöhnlich versteht) die Hilfe suchen. Vielmehr muss unser Ziel in dieser Hinsicht eine *Vereinfachung* sein — wenn das Wort erlaubt wäre, so möchte ich sagen: eine geniale Einfachheit. Aber der erreichte Universalismus müsste dabei, wie gesagt, festgehalten, ja er müsste sogar stärker betont werden. Denn, um dies nun zu sagen: wenn Brasilien den Anspruch der spanischen Welt verteidigt, im Völkerbundsrat ständig vertreten zu sein, so bleibt zwar falsch, dass es dies so getan hat, wie es nun geschehen ist, aber der Anspruch selbst ist berechtigt, ja sogar zu begrüssen. Das Gleiche gilt von China. Ich habe es immer als schweren Fehler empfunden, dass man ihm sogar seinen nichtständigen Ratssitz genommen hat. Das war trauriger Mangel an Weitblick, trotz den jetzigen Zuständen in China. Allgemeiner gesagt: die chinesisch-japanische Welt müsste im Rat beständig vertreten sein, und zwar durch mehrere Sitze. Ebenso die indische Welt. Ebenso die arabische und, um zu Eu-

ropa zurückzukehren, die slavische. Ich habe damit angedeutet, dass an Stelle des einzelstaatlichen Prinzips für die Auswahl der Ratssitze ein anderes treten sollte, ein mehr kulturelles, das, wie ich hinzufügen möchte, mit dem kontinentalen zu verbinden wäre. Es taucht hier die Frage auf, ob man nicht das Negerelement auf ähnliche Weise berücksichtigen müsste, ja sogar die andere, ob das nicht auch von den grossen Religionen gälte. Ich sehe natürlich die Schwierigkeiten vollkommen deutlich, die der Verwirklichung solcher Postulate im Wege stehen, aber ich meine, wir werden nicht um sie herumkommen. Es wird vielleicht nötig sein, für ihre Erfüllung, zum Teil wenigstens, neue Formen zu finden. Im übrigen meine ich freilich, man müsste dazu vorläufig nicht die Organisation stark verändern, müsste jene Postulate wenigstens nicht in den Pakt aufnehmen, wohl aber sie zu gewissenhaft befolgten Richtpunkten bei der Schaffung der Ratssitze machen. Inzwischen wird es auch nötig sein, den Grossmächten eine Vorzugsstellung zu gewähren, weil sonst der Bund gesprengt würde. Dafür müssten dann aber die Kleinstaaten, besonders die europäischen, sich geschlossener als bisher gruppieren und ihr Gewicht geltend machen.

Das scheint mir ungefähr der Weg zu sein, auf dem sich ein organisches Wachstum des ganzen Gebildes vollziehen müsste. Ich mache darauf aufmerksam, dass die Entwicklung der Menschenwelt mit vollkommener Unzweideutigkeit die Richtung nach jenen Gestaltungen hin einschlägt, so dass der Bund sich nur ebenfalls in dieser Richtung zu bewegen braucht, um aus einem Gemächte ein Organismus zu werden.

Etwas durchaus Organisches sind zwei Formen des Bundes von Anfang an gewesen: das Arbeitsamt und der Gerichtshof. Es scheint mir, gerade jene Notwendigkeit des Einfachen und Organischen weise darauf hin, dass unser Bestreben sein müsse, diese Formen zu stärken, indem wir z. B. mit aller Wucht auf das Obligatorium der internationalen Gerichtsbarkeit für alle Staaten drängen. Dass in diesem Zusammenhang Amerikas Beitritt zum Gerichtshof eine besondere Bedeutung bekommt, ist in den „Neuen Wegen“ schon mehrfach hervorgehoben worden. Für die politische Arbeit aber, die dem „Rat“ und der „Versammlung“ obliegt, wären, wie mir scheint, nach jener Regel vorwiegend die grossen, einfachen, internationalen Fragen und Aufgaben vorzubehalten. Also nicht alle möglichen Fälle, und wären diese auch wichtig, sondern mehr die grundsätzlichen, umfassenden, universellen: die Kriegs- und Friedensfrage, das Völkerrecht, das Rassenproblem, die Kolonialfrage, die Minoritätenfrage als Ganzes, vor allem die Abrüstung und ähnliche Themen. Für die andern wären andere Formen zu finden. Und endlich möchte ich noch bemerken, dass ein Ausbau des Wirt-

schaftlichen im Sinne eines Weltwirtschaftsrates, dessen Thema besonders die Regelung der Verkehrswege, die Verteilung der Rohstoffe und die Ansiedelung wäre, im Sinne jener organischen Regel läge. Denn was drängt sich heute stärker auf als dies?

So viel von der Organisation.

Das zweite Uebel, das allerdings mit der Organisation zusammenhängt, aber selbständige Bedeutung hat, ist der Umstand, dass der Völkerbund bisher viel zu sehr Sache der Regierungen ist. Das drückt sich z. B. auch in der Schweiz durch die skandalöse Tatsache aus, dass in unserer berühmten Demokratie die Bundesversammlung nicht einmal die Abgeordneten zu der Völkerbundsversammlung wählen darf, sondern diese vom Bundesrat ernannt und dazu instruiert werden, der natürlich ihm ergebene Werkzeuge und das heisst: möglichst unbedeutende oder möglichst reaktionär gesinnte Männer (von Frauen wollen wir schon gar nicht reden) auswählt. Es ist nun selbstverständlich, dass in Genf, solange dort die Regierungen und ihre Vertreter die ersten Instrumente spielen, der Teufel der alten Politik und Diplomatie das Konzert dirigieren wird. Worin besteht nun die Abhilfe? Etwa in einer möglichst vollkommenen Durchführung eines parlamentarischen Systems? Aber haben wir denn mit dem Parlamentarismus so gute Erfahrungen gemacht?

Wir müssen das Uebel und seine Heilung tiefer suchen. Ich finde jenes vor allem darin, dass wir, die „Völker", den Völkerbund viel zu sehr auf dem Präsentierteller entgegengenommen haben, mit einem andern Bild ausgedrückt: dass er uns viel zu sehr das Tischchen-deck-dich gewesen ist, von dem wir alle möglichen Wunderkünste erwarteten, aber viel zu wenig unser eigen Werk und Wille, dass wir infolgedessen uns viel zu sehr auf wohlfeile Schwärmerei und noch mehr auf wohlfeile Schimpferei beschränkt haben, statt selbst den Völkerbund zu schaffen. Das müssen wir nun tun — und das kann, wie ich schon im letzten Heft bemerkt, ein grosser Segen der jetzigen Krise werden. Er muss nun eigentlich erst von den Völkern gewollt und geschaffen werden. Der Sinn der Verantwortung für ihn muss allgemein erwachen. Er muss ein selbstverständliches Anliegen Vieler, ja Aller werden; er muss seine Wurzeln breit und tief in das wirkliche Leben der Völker senken. Die Völkerbundsvereinigungen der Welt müssen so etwas wie seine „Volkskammer" werden. Der Sozialismus muss sich immer ernstlicher um ihn bekümmern. Schon bisher sind einige Sozialisten seine besten Träger und treuesten Schutzgeister gewesen. Das muss in immer stärkerem Masse geschehen. Es ist erfreulich, dass sich die soeben zu Ende gegangene Tagung des Ausschusses der sozialistischen Internationale in diesem Sinne ausgesprochen hat. Freilich können so sich nur ehrliche Freunde des Völkerbundes stel-

len, nicht solche, die ihn im Grund mit Todfeindschaft hassen und die jubeln würden, wenn er zugrunde ginge. Aber *jene* Art von Sozialisten allein wird auch eine neue wirkliche Internationale schaffen können, der Geist des Mephisto ist dazu unfähig. Dass namentlich auch die *Gewerkschafts-* und *Genossenschafts-Internationalen* zur Lösung jener Aufgabe berufen sind, ist hier schon oft erwähnt worden. Es fehlt dort gottlob auch nicht an ernstem Willen dafür. Aber nochmals: der Völkerbund ist unser *Aller* Pflicht und Aufgabe; *wir* müssen ihn wollen und schaffen, und das ist der Sinn der jetzigen Stunde. Wenn das geschieht, so ist es auch die beste *Demokratisierung* des Bundes. Die demokratischeren *Formen* werden sich dann von selbst ergeben.

Mit alledem ist auch von selbst gesagt, dass es in erster Linie eben nicht auf die Organisation, sondern auf den *Geist* ankommt. Darüber ist aber schon so oft geredet worden, dass es unnötig wäre, es hier auch noch zu tun. Selbstverständlich ist weitaus die Hauptsache, dass in den einzelnen Herzen wie in den Völkern eine Bekehrung in dem Sinn vor sich geht, dass sie das Recht oder gar die Liebe anstelle der Gewalt setzen; dass sie sich ihrer Verantwortung gegeneinander bewusst werden; dass die ganze Menschenwelt sich als eine sittliche Einheit, eine grosse Familie empfinden lernt; dass die Götzen des Prestige, des Quantums, des Geltenwollens, der staatlichen Souveränität und viele andere dazu stürzen. Weil aber Götzen nur vor dem wirklichen Gott stürzen, so ist klar, dass eine solche Bekehrung nur aus den tiefsten Gründen kommen kann. Auch wird es in den „Neuen Wegen" nicht nötig sein, immer wieder besonders zu betonen, dass ein wirklicher Völkerbund eine *soziale Umgestaltung* voraussetzt. Voraussetzt? Ja, aber ich füge hinzu: auch schon einen *Bestandteil* davon bildet. Der Völkerbund selbst ist seiner Natur nach eine soziale, zum Teil auch eine ökonomische Umwälzung.

Von solchen allgemeinen Wahrheiten soll also bei diesem besonderen Anlass nichts weiter gesagt werden, so überragend wichtig sie auch sind. Nur eine einzige Bemerkung sei in dieser Beziehung noch gemacht: Ist *Genf* der Ort, wo dieser Geist des Völkerbundes waltet und deutlich gespürt wird? Zweifel daran drängen sich auf. Man hat zwar seit Jahren viel von den Wunderwirkungen des „Geistes von Genf" gehört. Offen gestanden habe ich daran nie so recht geglaubt. Und nun hat man in der letzten Zeit allerlei vernommen, was den Zweifel verstärkt. Man liest von einem Leben und Treiben der Völkerbundsdelegierten und ihres Zubehörs, das uns allzustark an jene kirchlichen Reformkonzilien des ausgehenden Mittelalters erinnert, denen ein Heer von Leuten folgte, die dem Vergnügen und dem Laster dienten. Wenn die „alten Genfer" sich davon unwillig ab-

wenden, so ist das begreiflich, ja, aber nicht gerechtfertigt. Ihre Rolle wäre vielmehr, erst recht einen andern Geist zu schaffen. Dazu dient aber weder jene Enggeistigkeit, die einen Austritt der Schweiz aus dem Völkerbunde einer sogenannten Demütigung vor Russland vorzöge, noch jener Theatermilitarismus, der im Fall Oltramare zum Vorschein kam, noch ein gewisser nörgelnder Skeptizismus und Pessimismus, wie er alten Bürgerschaften droht. Man muss das junge Genf bitten, den ganzen sittlichen und religiösen Enthusiasmus, der doch immer wieder aus dem Herzen unseres Welschlandes entsprungen ist, dieser neuen, gewaltigen Aufgabe zuzuwenden, und man muss das alte Genf darauf aufmerksam machen, dass diese Aufgabe ja eine Erfüllung des Grössten darstellt, was das alte Genf einst bedeutete. Bedenket, ihr genferischen Brüder, dass Euch Grosses anvertraut ist, dass vieles von Euch abhängt. Hütet den alten Geist von Genf, indem Ihr den neuen schafft!

Freilich — das von Genf Gesagte gilt in schwerem Ernst von der ganzen Schweiz.

2. Paneuropa.

In einen Zusammenhang mit der Krisis des Völkerbundes ist auch der paneuropäische Gedanke gebracht worden. Man hat, das alte Argument Coudenhove-Kalergis aufnehmend, erklärt: „Der Völkerbund hat eine oder zwei Stufen der Entwicklung übersprungen. Es hätte zuerst eine kontinentale Organisation stattfinden müssen, bevor man sich an eine Weltorganisation machte. Jedenfalls muss man nun daran gehen, Paneuropa (oder die Vereinigten Staaten von Europa) zu schaffen, bevor man mit dem Völkerbund weiter kommen kann."

Was ist davon zu halten?

Dass ich für Paneuropa (oder meinetwegen auch die Vereinigten Staaten von Europa) bin, habe ich oft genug gezeigt.[1]) Ich bin es insofern, als ich einen gewissen Zusammenschluss Europas zu einer Einheit für notwendig halte. Freilich nur in einem ganz bestimmten Sinne. Auch hier glaube ich nicht an eine wohlgegliederte staatliche Organisation. Ich halte eine solche in absehbarer Zeit für völlig aussichtslos, aber ich halte sie auch gar nicht für wünschenswert. Was allein möglich ist und was wir allein brauchen, ist das, was ich, mit andern, die föderalistische Organisation Europas nenne. Das bedeutet: Europa muss sich vor allem als eine organische Einheit verstehen lernen. Von zwei Seiten her muss diese

[1]) Ich erinnere bloss an die Besprechung des Buches „Paneuropa" von Coudenhove-Kalergi im Aprilheft 1924. Es sei auch auf das Heft 1/3 (2. Jahrgang) der Zeitschrift „Paneuropa" hingewiesen, in welchem sich eine grosse Anzahl von Männern aller europäischen Länder zum Thema der „Vereinigten Staaten von Europa" äussern.

Einheit ausgebaut werden: vom Geiste und von der Materie her. Das europäische Wirtschaftsleben muss sich als Einheit verstehen lernen, freilich nicht als Europa A.-G. (Aktiengesellschaft), sondern als lebendigen, beseelten Körper, worin der Geist Europas sich ausdrückt. Im Gedanken der europäischen Zollunion schafft sich diese Einheitsforderung nach der wirtschaftlichen Seite hin ein Schiboleth. Ich bin natürlich nicht berufen, über die Ausführbarkeit dieses Vorschlages zu urteilen, doch sprechen der gesunde Menschenverstand, wie die geschichtlichen Analogien dafür und wissen wir, dass wirtschaftliche und politische Praktiker ersten Ranges in grosser Zahl für ihn eintreten. Was aber die Begründung durch den Geist betrifft, so denke ich vor allem an eine europäische Idee, genauer: an ein neues Denken, das jener föderalistischen Idee entspricht. Dieses Denken bedeutet aber nichts anderes, als die sittliche Idee im Völkerleben, die Erkenntnis der notwendigen Unterordnung aller Politik unter die sittliche Wahrheit, die einigend wirkt, wo die Gewaltidee trennt; religiös ausgedrückt: die Erkenntnis der heiligen Gottesordnung, die uns alle in einem heiligen Recht verbindet, während die Götzen des Imperialismus und Nationalismus uns zerreissen. Dieser Geist ist kein anderer als der, welcher die ganze Völkerwelt erfassen und einigen muss, aber er wird, auf Europa angewendet, darin konkrete Aufgaben finden, eine konkrete Gestalt annehmen, und das wird dann die europäische Idee sein.

Paneuropa ist in diesem Sinne also nichts anderes, als eine Friedensordnung Europas an Stelle der bisherigen Gewaltordnung. Daraus ergeben sich die Formen von selbst. Es gehört dazu, dass nicht nur in Bezug auf die Wirtschaft, sondern überhaupt die Schlagbäume fallen und die Grenzpfähle die bisherige Bedeutung verlieren; dass der Staat als solcher seine gegenwärtige Wichtigkeit einbüsst, Staat und Volkstum immer weniger verwechselt werden, die nationalen, kulturellen und religiösen Minoritäten im Rahmen einer loseren Staatlichkeit mit voller Selbständigkeit ihr Leben gestalten dürfen; dass ein freies Hin und Her, ein belebender Austausch, ein reiches, frohes Zusammenleben an Stelle des heutigen Zuchthaussystems tritt. Besondere Organe sind dafür nur in ganz bescheidenem Masse nötig. Ich denke sie mir denen des Völkerbundes analog: als Gelegenheit zur Verhandlung allgemeiner europäischer Fragen, als Tribunal zur Entscheidung europäischer Streitfragen, als Wirtschaftskonferenz. Also wieder ein Organismus und kein Gemächte, vor allem kein europäischer Gesamtstaat.

Und nun entsteht die Frage, in welchem Verhältnis ein derart verstandenes geeinigtes Europa zum Völkerbund stehen müsste. Soll Paneuropa für uns das Wesentliche sein oder der Völkerbund? Genauer gesagt: Soll der Völkerbund sich auf solche kontinentalen Ver-

bindungen (zu Paneuropa käme nach Coudenhove-Kalergi ja noch vier andere analoge Verbindungen) begründen oder sollen solche bloss konkretere Ausgestaltungen seines Organismus bilden? Oder, wie man auch etwa sagt: soll der Völkerbund von unten oder von oben her gebaut werden?

Ich antworte: Unbedingt das Zweite! Das auch schon darum, weil nach meiner Meinung nur dadurch das Andere möglich wird. Das erste muss sein, dass der Völkerbundsgedanke, und das ist die Erkenntnis und Empfindung von der sittlichen Einheit der Menschheit, die ganze Welt ergreift; anders gesagt: dass die zentripetale Orientierung an Stelle der zentrifugalen tritt. Dieser Gedanke kann aber seiner Natur nach nur Kraft haben, wenn er seine Giltigkeit der ganzen Völkerwelt gegenüber erweist. Es ist ja der alte ö k u m e n i s c h e Gedanke in neuer Form, und die Oekumene ist die g a n z e Welt. Eine zerschnittene Einheit ist keine Einheit mehr, mögen die Stücke noch so gross sein, ja, sehr grosse Stücke möchten besonders leicht sich selbst an die Stelle des Ganzen setzen. Die kontinentale Selbstsucht könnte leicht schlimmer werden als die nationale, so dass der Versuch darauf hinaus käme, den Teufel durch Beelzebub auszutreiben.

Aber auch abgesehen davon gibt es, wie oben schon gezeigt worden ist, eine europäische Idee als eine der grossen Vorbedingungen für Paneuropa nur als Konkretisierung jener allgemeineren Idee. Denn abgesehen davon hat Europa bis jetzt keinen besonderen Sinn. Es käme als solcher höchstens die Bewahrung der Kultur des Westens gegenüber der des Ostens in Betracht. Das ist nun zwar an sich eine sinnvolle und wichtige Aufgabe, aber einmal ist es auch eine für Amerika, um gar von England zu schweigen, das Coudenhove, ebenso wie Russland, von Paneuropa ausschliessen möchte, weil beide im wesentlichen aussereuropäische Staaten seien. Sodann scheint mir vorläufig eine Verständigung von Osten und Westen, ja eine gewisse Synthese der beiden, wichtiger als ihre betonte Abgrenzung gegen einander. Es bleibt also für ein Europa als Einheit nur die neue ökumenische Friedensordnung, angewendet auf die europäischen Völker. Daraus mag dann nach und nach etwas noch Individuelleres werden, das d a n n auch nicht mehr schaden mag.

Ein dritter Grund ist praktisch vielleicht noch wichtiger und scheint mir vollends entscheidend zu sein. Ich glaube, dass Paneuropa nur von oben her, d. h. in diesem Zusammenhang: nur vom Völkerbund her, zustande kommen kann, weil sonst der entgegenstehenden Kräfte zu viele und zu grosse wären. In einem kontinental betonten Gebilde wären Angst, Misstrauen, Eifersucht wieder viel zu stark, als dass es bestehen könnte, vorausgesetzt, es wäre trotzdem entstanden. Es käme sofort der offene oder versteckte Kampf um die

Vormacht; das machtpolitische Spiel hätte neuen Boden der Betätigung gefunden. Deutschland, Frankreich und Italien, je nachdem auch England und Russland beanspruchten einzeln oder in Mächteverbindungen die Vorherrschaft und versuchten, die Kleineren an sich zu reissen. Konflikte mit andern „Kontinenten“ bis zum Krieg hin wären fast unausbleiblich. Nur der Völkerbundsgedanke in seiner ganzen Grösse und Kraft schafft einen so weiten seelischen Raum, dass jene Spannungen erlahmen und die Nationalismen zu klein werden; nur die Oekumene, die ü b e r den Völkern steht, hilft uns, nicht die durch den Erdgeist organisierten Kontinente. Es verhält sich mit den europäischen Völkern wie mit einer grossen Familie, die durch alten, aus Eifersucht, Missverständnis und in Hass verwandelter Liebe entstandenen Streit getrennt ist und die aus dieser Verkrampfung nur erlöst werden kann, wenn ein d r i t t e s dazu kommt, welches das alles nicht kennt, mit dem in Beziehung tretend alle auch in ein besseres Verhältnis zu einander gelangen können. Gerade darum ist England für Europas Einheit nötig; denn es ist besonders gegenüber der Spannung zwischen Deutschland und Frankreich trotz allem weniger beteiligt, weist mehr ins Weite, verbindet mit der ganzen Welt, besonders auch mit Amerika. Auch Russland sollten wir nicht endgiltig fahren lassen. Wir haben, um es ganz kurz zu sagen, Tolstoi und Dostojewsky gerade auch für den Westen, als Bestandteil des Westens nötig.

Die europäische Familie bedarf für ihr Haus, dessen Atmosphäre dämonisch vergiftet ist, frische Luft, Luft von der Weite her. Es gilt auch für das Verhältnis von Paneuropa zum Völkerbund die allumfassende Regel: „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und seiner Gerechtigkeit, so wird euch solches zufallen.“

3. Die europäische Lage.

Es gehört zu den vorausgehenden Ausführungen, wenn wir zum Schlusse noch einen raschen Blick auf die europäische Lage werfen. Denn gerade aus ihr erhellt die Notwendigkeit sowohl des Völkerbundes als eines recht verstandenen Paneuropa, und zwar so, dass gerade das oben verlangte Verhältnis dieser beiden Gebilde zu einander dadurch gerechtfertigt wird.

Von der Lage Europas im Verhältnis zur übrigen Welt ist in den „Neuen Wegen“ vorläufig genügend geredet worden. Sie hat sich nicht verändert. Uns droht Gefahr vom Westen, von Nord-Amerika her (und diese ist gegenwärtig die grösste und schlimmste), Gefahr von Osten her und Gefahr von Süden her. Dass das Feuer in Marokko und Syrien augenblicklich am Erlöschen scheint, China und Indien durch inneren Zwiespalt gelähmt sind, bedeutet vor einer weltgeschichtlichen Perspektive nicht viel und hat für Europa höchstens den Wert einer Pause zur Besinnung. Dahinter stehen gewal-

tige Mächte, deren Bewegung immer grösser werden kann. Einer zurückgefluteten Welle wird eines Tages eine viel grössere folgen. Im besonderen ist das Flammenzentrum der islamitischen Welt nicht Nordwestafrika, sondern Vorderasien. Wenn eine Pause entsteht, so müsste sie ausgenützt werden, um gut zu machen, was gesündigt worden ist.

Noch gefährlicher ist in diesem Augenblick die Lage in Europa selbst. Denn hier haben die Genfer Ereignisse ohne Zweifel verschärfend gewirkt. Die europäische Gefahrenzone liegt augenblicklich wohl sicher nicht über dem Rhein, sondern über Elbe, Weichsel und Donau, bis zum Bosporus und weiter hin. Sie erstreckt sich von den Alldeutschen zu den magyarischen, von dort zu den bulgarischen Nationalisten bis zu den Kemalisten hin. Alle diese „Besiegten des Weltkrieges" bilden eine Einheit des Rachebedürfnisses und der Reaktion. Die ungarische Geldfälschungsaffäre hat diese Hölle aufgedeckt, die unter der Oberfläche Europas brodelt. Man hat von einem bestimmten Plan erfahren, nach dem gleichzeitig ungarische Heere in die Tschechoslovakei und deutsch-nationalistische Kräfte in Polen einbrechen sollten, um dann den Bolschewisten die Hand zu reichen. Denn im Osten schliesst sich an diese mitteleuropäisch-vorderasiatische die bolschewistische Gefahrenzone. Ein Bündnis mit den Bolschewisten zum Zweck eines Vorstosses gegen den Westen, wobei dann jeder Teil beabsichtigt, nach vollbrachtem Werk den andern aufzufressen, spielt in den Köpfen vieler mitteleuropäischen und anderer Machtpolitiker immer noch eine so grosse Rolle, dass es schon als blosser psychologischer Faktor eine Gefahr bedeutet.[1]) Im Süden schliesst Mussolini sich an, der aus der Explosion Europas sein Imperium zusammenfügen will. Man kennt seine letzten Reden. Von Deutschland aber wird neuerdings wieder behauptet, dass seine heimliche Rüstung furchtbar sei und man in ein paar Jahren ihre Anwendung erfahren könne. Diese Behauptungen sind sehr ernsthafter Natur. Dass deutsche Professoren, darunter auch Pazifisten, darüber lachen, vom „ohnmächtigen Deutschland" reden und auch ehrlich daran glauben, beweist natürlich nicht das Geringste dagegen. Es wäre auch sehr seltsam, wenn jene deutschen Kreise, die hier in Betracht kommen, seit dem ersten Tag des Waffenstillstandes etwas anderes geplant und ausgeführt hätten. Sie haben in notgedrungener Heimlichkeit nur das getan, was ihre Gesinnungsgenossen anderer Länder in aller Oeffentlichkeit taten und tun.

Was ist gegenüber dieser Lage unsere Aufgabe?

---

[1]) Die letztere Bemerkung gilt auch von deutsch-russischen Vertragsverhandlungen, die neuerdings bekannt werden. Dass Deutschland sich nicht einseitig nach dem Westen hin orientiert, ist, wie hier schon wiederholt erklärt worden ist, in der Ordnung, aber jede e i n s e i t i g e Abmachung, die es mit Russland trifft, vermehrt die europäische Gefahr.

Einmal: es gilt, sie aufzudecken, rastlos, unermüdet, aller Bequemlichkeit zum Trotz. Damit ist schon sehr viel gewonnen. Dabei ist aber alle Panik zu vermeiden. Jene Kreise, die augenblicklich die Träger der unmittelbaren europäischen Gefahr sind, stehen nicht allein auf dem Plan. Ueberall sind auch andere, entgegengesetzte, am Werk. Für Deutschland bildet z. B. die Tatsache, dass zwölfeinhalb Millionen seiner Bürger und Bürgerinnen sich öffentlich, durch Einschreibung ihres Namens, für eine entschädigungslose Abfindung seiner Fürsten ausgesprochen haben, ein starkes Moment der Sicherheit. Es gilt bloss, dieses Deutschland durch eine richtige Politik zu ermuntern und zu stärken. Was aber Mussolini, die sichtbarste unserer europäischen Gefahren, betrifft, so frage ich noch einmal: Sollten nicht in aller Stille sich schon die Kräfte gefunden haben, die dafür sorgen, dass seine Bäume nicht in den Himmel wachsen, und zwar noch abgesehen von den unmittelbar wirkenden Kräften des Himmels selbst? Jedenfalls wollen wir unsere innerste Aktion auf alle diese aufgedeckten Gefahren lenken und haben dabei vielleicht mehr Macht als wir glauben. — Das Zweite aber, was diese Lage mit aller Klarheit herausstellt, ist eben die unbedingte und dringliche Notwendigkeit des Völkerbundes und eines einheitlichen Europa. Es treten sich die zwei Welten ganz deutlich gegenüber. Wer nicht für die eine sein will, muss für die andere sein. Jedes Schwanken ist töricht oder heuchlerisch.

Darum aber, das ist meine Schlussfolgerung, muss die Aufgabe, dem Völkerbund aus seiner jetzigen Krise zu einem neuen und kraftvolleren Leben zu verhelfen, von allen denen, die nicht den völligen Sieg der Hölle auf Erden wollen, mit dem Gefühl äusserster Verantwortung angefasst werden. Mich beängstigt, dass nach den Genfer Ereignissen nicht eine grössere Bewegung in den Völkern entstanden ist. Wollen wir die Sache wirklich den Diplomaten überlassen? Ich hoffe, dass im Stillen von Männern und Frauen, die wach sind, ein grosses Werk getan werde, ein Werk Gottes gegen die Werke des Teufels. Vielleicht dass auch meine Worte zu diesem oder jenem gelangen, den sie zu solchem Tun erwecken. Jetzt darf man nicht ruhen und schlummern, die Stunde des Menschensohnes ist da.

15. April. L. Ragaz.

Berichte aus der Arbeit

1. Was wir wollen.

(Vom „Heimetli“ in Ober-Sommeri.)

Wir sind in unserer Arbeit immer wieder Menschen begegnet, die dem heutigen, rücksichtslosen Existenzkampf nicht gewachsen sind, sei es wegen körperlichen Gebrechen oder infolge psychischer Schwäche. Solchen Men-

schen ist nicht mit einer Unterstützung geholfen, was sie brauchen ist Anschluss an andere — Stärkere, ist Arbeit, die ihren Kräften entspricht und ihnen Freude schafft, ist Verdienst. Finden sie diesen Anschluss irgendwo, so erstarken ihre Kräfte, die Heimat und die gesicherte Existenz gibt ihnen Ruhe und Sicherheit, die Gemeinschaft mit andern Leidenden lässt sie das eigene Los weniger schwer empfinden.

Eine solche Arbeits- und Lebensgemeinschaft versuchen wir zu verwirklichen in unserer Strickstube in Ober-Sommeri. Mit nur einer Arbeiterin haben wir vor fünf Jahren begonnen, hoffend, gläubig, ohne Ermunterung von aussen, einzig beseelt von dem Drang zu helfen. Heute sind es zwölf Arbeiterinnen, acht Strickmaschinen sind in steter Tätigkeit und was noch mehr ist, wir wissen, dass, was wir ersehnt und gehofft, möglich ist, dass die vorausgesagten Schwierigkeiten überwindbar sind, dass es so etwas gibt wie gegenseitige Hilfe.

Natürlich bringen unsere Arbeiterinnen diesen helfenden Willen nicht mit; was sie zu uns bringt ist gewöhnlich einfach die Aussicht, hier Verdienst und ein Heim zu finden, und nur langsam und allmählig verwandelt sich die egoistische Einstellung in ein wechselseitiges Geben und Nehmen, das Nebeneinander-Leben in einen vertrauten, herzlichen Verkehr.

Gemeinsame, wöchentliche Besprechungen verfolgen den Zweck, die Einzelnen zur Selbsterziehung anzuspornen und die etwa getrübte Harmonie durch offene Aussprache wieder herzustellen. Gewiss tragen auch unsere Kinder dazu bei, gegenseitige herzliche Beziehungen zu schaffen; an ihrem Wohl und Wehe, ihrer Entwicklung nehmen auch unsere Arbeiterinnen Anteil, und jeder Festtag vereinigt die ganze grosse Familie zu gemeinsamer Freude.

Es ist uns daran gelegen, dass unsere Mädchen trotz der maschinellen Tätigkeit der Hausarbeit nicht ganz entfremdet werden; unser Heim soll für sie auch nicht gleichsam eine schützende Glasglocke sein, von welcher aus sie den Sorgen und Nöten der Mitmenschen nur zusehen, nein, sie sollen in möglichst engem Kontakt mit dem wirklichen Leben bleiben, damit sie durch das Erleben stark und reich werden und vor kleinlicher Engherzigkeit bewahrt bleiben.

Darum haben die meisten Arbeiterinnen ihre eigenen Zimmer bei Bauersleuten der Nachbarschaft, darum essen sie auch nicht bei uns am grossen Tisch, sondern besorgen ihre Einkäufe selbst und kochen auf dem eigenen kleinen Herd in der Strickstube. Jede Arbeiterin gibt von ihrem Zahltag ein Kostgeld in die Haushaltungskasse, aus diesem Geld wird auch die gemeinsame Wäsche finanziert, sowie die Sämereien für das Stück Land, das gemeinsam angebaut wird und dessen Ertrag in die Küche wandert. Wohl hat manchmal eine Neue geseufzt, es wäre doch bequemer, wenn man irgendwo an der Kost wäre, aber so am eigenen Tisch sitzen ist doch auch gemütlich und die Stunden auf dem Acker am Waldrand waren doch auch schön und der Körper wird elastisch und die Augen frisch und das Interesse wach für das pulsierende Leben ringsum.

Wenn so die inneren Schwierigkeiten verhältnismässig leicht gelöst wurden, so gab es andere, äussere, die manch sorgenvolle Stunden schufen: das war der Absatz der Stricksachen. Wie schnell häuften sich die Waren! Ladengeschäfte kommen als Abnehmer nicht in Frage, wenn das Unternehmen auch nur einigermassen selbständig sein soll; es bleibt also nur der direkte Verkauf an Private, ein mühseliger Weg, aber was schadet es, wenn er nur zum Ziele führt! Herzlichen Dank allen denen, die uns dabei geholfen haben. Im Anfang besuchten wir zweimal den Amriswiler Jahrmarkt. Mit hochbeladenem Wagen zogen wir früh um sechs Uhr aus, um unsern Stand schön auszuschmücken, freundlich und scherzend begrüsst von den „Kollegen", und mit grossem Interesse spazierten Nachmittags sämtliche Bewohner des Heimetli

immer wieder daran vorbei, um zu sehen, wie viel verkauft wurde; aber wenn wir auch keine so schlimmen Erfahrungen machten wie Pestalozzi, so warf es doch nicht viel ab.

Mehr Erfolg haben wir jetzt mit unserem Bazar im Heimetli selber, wobei Gross und Klein mithilft, die Besucher so gut als möglich zu unterhalten und zu bewirten.

Die herzlichste Freude aber erlebten wir, als wir sahen, mit welchem Eifer sich die Arbeiterinnen selber für den Absatz einsetzten: bei Freunden und Bekannten, in ihrem Heimatorte, wo sich Gelegenheit gab, boten sie ihre Waren an und mit gutem Erfolg. Dieses Zusammenarbeiten hat uns auch so recht zu Freunden gemacht und ist uns Dank und Ansporn zugleich.

Isa Staehelin.

2. Arbeit und Bildung.

Unsere Winterarbeit, nun in zwei „Semester“ eingeteilt, ist im allgemeinen sehr erfreulich verlaufen. Die Kurse wie die Monatsabende waren meistens sehr gut besucht und geistig belebt. Ein grosses und gewagtes Unternehmen war die Erklärung von Dantes „Divina Commedia“, es darf aber wohl schon jetzt als gelungen bezeichnet werden, insofern als eine so grosse Zahl von Teilnehmern, dass unser Saal sie nur mit Hilfe einer andern Bestuhlung und Hinzuziehung des Vorraumes zu fassen vermochte, den ganzen Winter mit einem, wie es scheint, nicht abnehmenden Interesse den wahrhaft nicht leichten Abenden beiwohnte. Die ganze übermenschliche Grösse, wie die ewige Aktualität dieses gewaltigsten aller Dichterwerke hat sich dabei immer neu enthüllt, und das Grundthema, das wir als Leitfaden durch das Uebermass seines Reichtums benutzten: „Der Erlösungsweg der Seele,“ hat gewiss für viele Teilnehmer eine persönliche Bedeutung gewonnen. Die Aufschliessung grosser Poesie, die seit Jahren einen so bedeutenden Teil unserer Arbeit bildet, ist dadurch endgiltig in ihrem Werte erwiesen. Zur Poesie hat sich nun fast wider Erwarten die Musik gesellt. Es ist uns ein kostbares Geschenk gewesen, dass Fräulein Sophie Widmer, eine berufene Interpretin dieser Kunst und dazu eine Genossin unserer Hoffnungen und Kämpfe, zu uns gekommen ist, um uns in unserer Arbeit zu helfen. Es sei ihr dafür auch hier der wärmste Dank gesagt. Fräulein Widmer ist in dieser Zeit schon vielen von uns eine Freundin und für unsere Arbeit ein Glied geworden, das wir nur sehr schwer wieder entbehrten. Sie hat diesen Winter an Abenden, die von einem tiefen, im Glanz der Schönheit strahlenden seelischen Reichtum erfüllt waren, uns den Weg geführt, den die Entwicklung der Musik in der Neuzeit gemacht hat und wird uns in diesem Sommer ihre Gaben auf andere Weise zur Verfügung stellen. — Zur Kunst hat sich diesen Winter in grösserem Umfange als bisher die Philosophie gesellt, und auch hierin war ein erfreuliches Wachstum unseres Werkes festzustellen. Es meldeten sich im ersten Semester zu einer Einführung in die Philosophie so viele, dass ein Teil der Angemeldeten auf das zweite Semester vertröstet werden musste. Beide Kurse verliefen zur grössten Befriedigung des Leiters. Der Besuch blieb bis zuletzt sehr eifrig und die Beteiligung an der Aussprache war äusserst rege und wertvoll. Diese beiden Kurse zeigten deutlich, wie sehr Weltanschauungsfragen, Lebensprobleme zentraler Art, heute alle Kreise beschäftigen. Die ökonomischen Probleme kamen, abgesehen von einem Anlass, von dem noch geredet werden soll, hauptsächlich in zwei Spezialkursen zur Geltung: einem über Zollpolitik, geleitet von Nationalrat Weber in Wetzikon, und einem über Kommunalpolitik, geleitet von Nationalrat Dr. Hans Opprecht in Zürich. Während der erste trotz der Tüchtigkeit und Sachkenntnis des Leiters nicht glückte, war der zweite für alle Teilnehmer gewiss von grossem Wert. Wir müssen bloss aus den Erfahrungen dieses Winters die Lehre ziehen, dass wir diese ökonomischen Kurse (die bei uns ja nie blosse ökono-

mische Fachwissenschaft darstellen) den sich dafür besonders interessierenden Kreisen noch besser nahebringen müssen.

Nachdem ich so mehr nach Stoffgebieten berichtet, möchte ich nun noch einen Querschnitt durch unsere Arbeit vom Standpunkt der Teilnehmerschaft legen. Wir haben im ersten Semester einen jener Anlässe gehabt, die wir Zentralkurse nennen könnten in dem Sinne, dass sie den Zweck haben, eine möglichst grosse Zahl von Teilnehmern in einer mehr volkstümlichen und allgemein menschlichen Weise um ein aktuelles Thema von zentralem Interesse zu sammeln und damit eine geistige Bewegung zu erzeugen, das Denken und Wollen zu vertiefen und zu befruchten. Diesmal war das Thema: „Geld und Gut". Die einführenden Redner waren: Redaktor Mani, Dr. Max Weber, Dr. Hüni, L. Ragaz. Bei der Aussprache trat der Standpunkt der Freigeldlehre etwas zu einseitig in den Mittelpunkt, insofern als dadurch die andern Seiten des Gesamtproblems etwas zu kurz kamen. Eine besondere Diskussion über die Freigeldlehre, die ins Auge gefasst worden war, scheiterte am Widerspruch der grossen Mehrheit des Komitees. — Im zweiten Semester trat an Stelle jenes Zentralkurses einer über Pestalozzi, auf seine bekannte geistvolle und lebendige Weise geleitet von Pfarrer Dr. Weidemann in Kesswil. Er hat den zahlreichen Teilnehmern gewiss starke Anregung und hohen Gewinn gebracht. Eine Freude war es uns, dass die Arbeit unter und mit den Frauen auch diesen Winter im Aufschwung beharrte. An die Themen: „Vom rechten Haushalten," „Was kann die Frau für das Kommen einer neuen Ordnung tun?" schlossen sich in beiden Gruppen Aussprachen über alle die Frau besonders berührenden Lebensfragen. Und einen besonders grossen Gewinn dieses Winters bedeutet der engere Zusammenschluss mit der Jugend, namentlich der von der Freischar. Diese versammelte sich regelmässig in unserem Heim, und wir hoffen, dass sie sich darin immer mehr wohl und zuhause fühlen werde. Der erste Philosophiekurs ging aus einem Wunsche hervor, den die Freischar geäussert hatte. Das Problem, bei dem der Kurs ansetzte, war die weltanschauungsmässige Begründung des Sozialismus. Der Marxismus, besonders sein Geschichtsmaterialismus, wurden zum Anlass, Kant und Hegel zu vergleichen, den modernen Naturalismus einer Kritik zu unterwerfen, geschichtsphilosophische Hauptfragen zu besprechen, alle Grundprobleme der Philosophie aufzurollen und auf die Geschichte der Philosophie Lichter fallen zu lassen. (Im zweiten Kurs, der eine allgemeinere Teilnehmerschaft hatte, rückte rasch die Wahrheitsfrage in den Mittelpunkt, d. h. die Frage nach dem Weg zur Wahrheit und nach dem Inhalt der Wahrheit, beides besonders mit Beziehung auf die Erkennbarkeit und Verwirklichung des Absoluten.) Für die Monatsabende war es ein glücklicher Griff, dass das Gesamtthema: „Mein Werk" in den Mittelpunkt gerückt wurde, in dem Sinne, dass eine Reihe von Referenten uns aus ihrer persönlichen Arbeit erzählten, seis gewöhnliche Berufsarbeit, seis „soziale Arbeit" im engeren Sinne. Es war sehr bedeutsam, wie dabei das ganze soziale Problem völlig abseits von den üblichen Parteischlagwörtern in seinen einfachen menschlichen Grundzügen zum Vorschein kam. Wir hoffen, die Referate ganz oder verkürzt nach und nach in den „Neuen Wegen" bringen zu können. — Endlich sei noch die sehr schön verlaufene Feier vor Weihnachten erwähnt, in der das Tiefste, was wir wollen, angedeutet wurde.

Wenn wir also allen Grund haben, für diesen Arbeitswinter dankbar zu sein, so ist damit natürlich noch nicht gesagt, dass unser Zürcher Werk nun ganz in Ordnung sei. Dazu fehlt noch vieles. Ich nenne nur dreierlei: Einmal kommt die Einführung in die Naturwissenschaft in Folge dauernder Ueberlastung oder teilweiser Invalidität der zwei Hauptvertreter dieses Zweiges unserer Arbeit, auf die wir mit vielem Recht so stolz waren, seit längerer Zeit zu kurz. Dieser Mangel sollte so gut als möglich

(ganz wird es wohl nicht möglich sein) gut gemacht werden. Sodann fehlt es uns noch immer an jenem Gemeinschaftsleben im besten Sinn, worin das Tiefste unseres Wollens real und dauernd zum Ausdruck käme. Vielleicht wird uns hierin auch noch eine bessere Verwirklichung geschenkt. Der grosstädtische Mangel an Zeit und Sammlung steht uns hier auch im Wege. Endlich müssen wir beklagen, dass wir, auf direktem Wege wenigstens, immer noch nicht in dem Masse, wie wir es wünschen, zu der sozialistischen Arbeiterschaft gelangen. Ueber die Ursachen dieser Erfahrung mag vielleicht ein andermal geredet werden. Wir würden dabei auf die ganze Elendigkeit unserer schweizerischen Zustände, besonders eines gewissen Teils unseres Sozialismus stossen. Aber trotz dieser Mängel unseres Werkes — die nicht die einzigen sind — dürfen wir auf Grund des in schwerem Ringen Erreichten unsern Weg in Zuversicht weiter gehen. L. R.

3. Mütterwoche im Bendeli.

Nach den guten Erfahrungen des letzten Jahres soll auch dies Jahr wieder Frauen und Müttern Gelegenheit gegeben werden, sich zu einer Woche des Ausruhens und Sammelns im Bendeli im Toggenburg zu treffen. Die Woche beginnt Sonntag, 9. Mai und endet Samstag, 15. Mai. Damit für diejenigen, die ihre Kinder mitbringen möchten, eine wirkliche Entlastung geschaffen werde, stellt sich wieder eine junge, gut vorgebildete Hilfskraft für die Ueberwachung der Kinder während des Tages freundlich zur Verfügung.

Wie letztes Jahr sollen auch diesmal die Vormittage der Besprechung von Fragen gewidmet sein, die uns Frauen insbesonders bewegen. Es ist das Problem der Frau als Frau, Mutter, Mensch zur Behandlung vorgesehen, wobei Fragen zur Besprechung gelangen sollen wie:

Was bedeutet die Familie heute für die Frau und was fordert sie von ihr?

Was bedeutet die Mütterlichkeit der Frau, was hemmt sie und wie könnte ihr mehr Raum geschaffen werden?

Was bedeutet die Frau im Volksleben und was braucht sie, um ihre Aufgaben darin besser erfüllen zu können?

Da die ursprünglich in Aussicht genommene Leiterin, Frau Dr. Tschulok, leider absagen musste, übernimmt wieder Frau C. Ragaz die Einleitung der Besprechungen.

Die Nachmittage sollen ganz frei zu gemütlichem Zusammensein, gemeinsamen Spaziergängen oder stillem Ausruhen verwendet werden. Die Abende sollen gemeinsamer Lektüre gewidmet sein.

Am Himmelfahrtstag, an dem auch wieder die Ehemänner der in den Ferien weilenden Frauen zum Besuch im Bendeli freundlich eingeladen sind, wird Leonhard Ragaz reden über: Wie können Mann und Frau einander besser verstehen lernen?

Für das ganze Zusammensein ist wieder ein gemeinsames Haushalten auf einfachster Grundlage geplant. Die Kosten werden gemeinsam getragen; dieselben sollen aber 4 Fr. im Tag für die Frauen und 2 Fr. im Tag für die Kinder nicht überschreiten.

Für Frauen, bei denen der Kostenpunkt ein Hindernis bilden würde, ist eine Kostgelderkasse da, aus der das Kostgeld ganz oder teilweise gezahlt werden kann. Es wäre den Veranstalterinnen der Mütterwoche eine besondere Freude, wenn diese Ferienausspannung gerade auch Frauen zu Gute käme, die sonst mitten in schweren Aufgaben stehen.

Wir hoffen wieder auf eine gute Beteiligung aus allen Gegenden der Schweiz und auf eine schöne, inhaltsreiche Woche.

Namens der Arbeitsgemeinschaft „Arbeit und Bildung“:
C. Ragaz.

Anmeldungen nimmt entgegen und Auskunft erteilt: Frau C. Ragaz, Gartenhofstrasse 7, Zürich 4.

Paul Seippel †. Wenn auch etwas spät, soll doch noch ein Wort von ihm gesagt werden. Paul Seippel, der vor kurzem unerwartet rasch dahingegangen ist, gerade in dem Augenblick, wo die lang ersehnte Musse für grössere geistige Werke ihm geschenkt zu werden schien, war zweifellos einer der wertvollsten und für unser Volk wohltätigsten Schweizer des letzten halben Jahrhunderts. Seine grösste und gewiss auch gesegnetste Rolle hat er in dieser Beziehung während des Krieges gespielt. Er war eine der stärksten Klammern, die während dieser Zeit die welsche und die deutsche Schweiz zusammengehalten haben. Aus einer Familie stammend, die vor Zeiten aus Deutschland eingewandert war, fühlte er sich mit dem alten Deutschland durch tiefe Bande der Sympathie verknüpft, während er als ein geistiger Sohn des alten Genf, als ein vom Geiste Vinets und wohl auch von einem Hauch des Geistes Rousseaus erfüllter Mensch sich mit aller Leidenschaft des Herzens und Kopfes gegen den Geist der Hohenzollern wenden musste. Dieser Zwiespalt in seiner Seele (den ähnlich viele von uns in sich trugen und noch tragen), der ihm tiefe Schmerzen bereitete, wie er uns solche bereitete und noch bereitet, hat ihn auf der andern Seite zum berufenen Vermittler zwischen den beiden „Sympathien" der Schweiz gemacht. Er deutete den ententefreundlichen Welschen die deutschfreundlichen Alemannen und umgekehrt. Der Umstand, dass er einen Teil des Jahres in Zürich und einen andern in Genf verbrachte, symbolisierte diese Tatsache. Wie alle Vermittler wurde er darob von beiden Seiten mit ungefähr gleicher Heftigkeit angefeindet. Auch sonst vermittelte er zwischen streitenden Gegensätzen. Ein warmer Anhänger unserer bürgerlichen Institutionen, das Heer inbegriffen, sympathisierte er mit dem Antimilitarismus; ein Liberaler im alten guten Sinn, hatte er für einen idealistischen Sozialismus viel Verständnis; als Einer, der dans la mêlée herzhaft Partei genommen, trat er für einen Romain Rolland ein, der sich au dessus de la mêlée halten wollte. So stand er vielfach zwischen einer alten und einer neuen Welt und fühlte die Tragik dieses Zwiespalts. In diesem Sinne war er auch den „Neuen Wegen" zugetan, die ihn gewiss manchmal ärgern mussten, und blieb ihnen bis zuletzt treu. Wir sind ihm dafür von Herzen dankbar gewesen und werden es bleiben.

Er war, trotz diesem Zwiespalt zwischen Alt und Neu in seiner Seele, doch mit seinem Besten ein Vertreter einer älteren Generation. Das bedeutete im Wesentlichen G u t e s. Er war noch ein Mann, der der Idee diente, nicht der Partei, und damit in Wirklichkeit über den Parteien stand. Und er war ein Mann mit einer wirklichen Bildung, ein im alten, grossen Sinn humaner Mann. Diese Bildung wurzelte trotz aller Freiheit und ästhetischen Weite seines Wesens in einer religiösen Ueberzeugung, auf ähnliche Art etwa wie es bei einem Amiel der Fall ist. Er war ein ritterlicher Mann, ein Mann, der für zu Unrecht angefochtene Menschen und Dinge unter Einsetzung seiner Person eintreten konnte — also etwas, das unter uns schon eine Weile sehr selten geworden ist. Und er war darum ein tapferer Mann — ein Mann, von dem man, wenn man es in der rechten Proportion versteht, das Wort sagen kann: „Nehmt alles nur in allem, wir werden Seinesgleichen nicht mehr sehen."

L. R.

Von bedeutsamen Geschehnissen. Es seien hier einige Begebenheiten zusammengestellt, die sich seit dem Erscheinen des letzten Heftes ereignet haben und denen eine kleinere oder grössere Bedeutsamkeit zukommt. Sie sind den Lesern wohl alle bekannt, aber eine solche Zusammenstellung und Erin-

nerung mag doch einen Wert haben. Ich teile diese Geschehnisse in gute und schlimme ein.

Schlimme Begebenheiten sind: die stets wiederkehrenden furchtbaren Mordtaten, bei uns z. B. die von Rüti im Kanton Zürich, wo ein neuzehnjähriger junger Mann, ein Ehemann und Vater eines Kindes, einen Freund auf bestialische Art ermordet, um mit seinem Gelde — ein Motorvelo anschaffen zu können. Ein Zeichen der technischen Besessenheit unseres Geschlechtes und dazu seiner Entartung überhaupt! — Dazu passt das Urteil im Prozess Matteottis und der Tod Amendolas, die Folge von Mussolini befohlener faschistischer Misshandlungen. So hat Mussolini den bedeutendsten sozialistischen und den bedeutendsten bürgerlichen Gegner unter den Politikern gemeuchelt. Das hindert bei uns sehr viele „bürgerliche" Menschen, die sich jeden Tag über die sozialistischen Gewaltlehren entrüsten, nicht daran, Mussolini innig zu bewundern. — Spanische Kommunisten erklären mit ihrer Unterschrift, dass Moskau zur Speisung der kommunistischen Propaganda 150 Millionen gefälschte französische Franken habe herstellen lassen, wovon 90 Millionen im Westen verwendet wurden. Sollte nicht eine solche Tatsache davor warnen, nur so ohne Vorbehalt von der erlösenden Wirkung des Sozialismus zu reden? — Tschitscherin lässt sich dadurch nicht abhalten, vom hohen Ross herab von und zum Völkerbund zu reden. Aber freilich, unsere Pygmäen mit ihrer ganz und gar leeren und sittlich unberechtigten Prestigepolitik und Wut gegen alles, was mit Bolschewismus zusammenhängt, haben ihm das Spiel erleichtert. Dieses Spiel kann ihn und uns teuer zu stehen kommen! — Nicht ganz nach Erlösung durch den Sozialimus sieht es aus, wenn ein sozialdemokratischer Führer und Sekretär der schweizerischen Partei sich zu der neuen Spielbank-Initiative bekennt und ihr sogar die Unterstützung der Arbeiterschaft in Aussicht stellt (worin er sich hoffentlich doch irrt, es ist ihm von den Blättern zum Teil kräftig abgewunken worden), aber auch auf den heutigen sittlichen Stand der Schweizer im allgemeinen wirft die Tatsache ein Licht, dass gewisse Kreise es überhaupt wagen, unserm Volke die Wiedereinführung der Spielbanken vorzuschlagen. Hoffentlich täuschen auch sie sich.

Gute Begebenheiten sind: In Dänemark ist die Abrüstung von der Volkskammer mit allerdings sehr kleiner Mehrheit beschlossen worden. Damit ist sie noch nicht durchgeführt, aber die Tatsache, dass ein Parlament einen solchen Beschluss gefasst hat, ist doch auch ein Zeichen, und zwar kein kleines. — Die Abstimmung über das deutsche „Volksbegehren" auf entschädigungslose Abfindung der Fürsten (die auch in dem Aufsatz „Zur Weltlage" kommentiert ist) bleibt mit ihren 12½ Millionen Stimmen für diese ein Lichtpunkt im Dunkel, auch wenn nicht alle diese 12½ Millionen Deutsche ganz zuverlässige Pazifisten sein sollten. — Die Abstimmung über die Wiedereinführung der Bordelle in Genf soll gar nicht stattfinden, aus uns nicht bekannten formellen Gründen. Damit ist dieses traurige Kapitel für Genf und die Schweiz hoffentlich für immer geschlossen. — Endlich: in Marokko soll Friede werden, zwar nicht so, wie wir es wünschen möchten und nicht auf die Dauer, aber in diesem Falle ist doch wohl schon der Friedensschluss an sich etwas Gutes.

Der amerikanische Militarismus und die höheren Schulen.[1])

Dramatisch, ja tragisch (falls man an einen schlimmen Ausgang denkt) und für die Zukunft der Welt von äusserster Wichtigkeit ist der Kampf zwischen

---

[1]) Die Angaben dieses Artikels stützen sich grösstenteils auf die Schrift von Whintrop D. Lane: Military Training in Schools and Colleges of the United States.

dem seit dem Weltkrieg mächtig vorstossenden Militarismus in den Vereinigten Staaten und dem Antimilitarismus, der ihren besten Traditionen entspricht und von deren Trägern vertreten wird. Aehnlich wie bei uns, nur noch viel ungenierter, energischer und selbstverständlich in grösserem Masstabe hat sich der amerikanische Militarismus auf die höheren Schulen geworfen. An diesen will er, wenn möglich allgemein und zwangsmässig, einen militärischen Unterricht durchführen, dessen Zweck ein doppelter ist: erstens, den Vereinigten Staaten ein sehr grosses Heer von gedrillten Soldaten und speziell Reserveoffizieren zu verschaffen und damit auf einem Umweg eine Art von obligatorischem allgemeinem Militärdienst einzuführen; zweitens, die amerikanische Jugend und dadurch allmählig das ganze Volk mit militärischem und militärpatriotischem Geiste zu erfüllen.

Diese Bestrebungen haben ihr Hauptquartier im Militärdepartement zu Washington und werden getragen von den Generälen und sonstigen höheren Offizieren der regulären Armee und des Weltkrieges. Der Kongress stellt zu diesem Zwecke jährlich 25 bis 30 Millionen Franken (über 5 Millionen Dollar) zur Verfügung. Als Vorwand dient dabei die staatsbürgerliche Erziehung und körperliche „Ertüchtigung" (um dies geschmackvolle Wort einmal mit den verdienten Gänsefüsschen anzuwenden), in Wirklichkeit aber handelt es sich ganz einfach um militärische Instruktion. Dieser werden vier Jahre hindurch wöchentlich eine Anzahl Stunden gewidmet, wozu aber noch ein „Sommerlager" von etwa sechs Wochen kommt. Zu den Eltern wird gesagt:[1] „Die Absicht ist nicht, aus eueren Jungen Soldaten zu machen, sondern sie physisch, moralisch und intellektuell zum besten Typus eines Bürgers zu entwickeln, der imstande ist, im Falle der Not unsere Fahne zu verteidigen. . . . Mit der Unstützung der Eltern hoffen wir, die amerikanische Jungmannschaft an die freie Luft und zu einer Tätigkeit zu bringen, welche jene Abhärtung und aufrechte Art entwickelt, die den Begründern dieses freien Landes eigen war." In der Weisung an die instruierenden Offiziere aber heisst es: „Denken Sie stets daran, dass die Mannschaft Material ist, das für die Arbeit der Schlacht erzogen und geformt werden muss . . . Sie sollen zu Soldaten erzogen werden." Solche Doppelzüngigkeit passt gut zu der rauhen militärischen Ehrlichkeit, die man als einen der vielen Vorzüge des Militarismus preist, aber sie ist nicht auf Amerika beschränkt; der Militarismus wird überall und immer mehr ein grosser teuflischer Betrug.

Diese Anstrengungen sind leider von grossem Erfolg gekrönt worden. In wenigen Jahren ist die Zahl der auf solche Weise gedrillten Schüler höherer Lehranstalten von jährlich 10,000 auf 35,000 angewachsen, und man hofft in Bälde zu 100,000 und darüber hinaus zu gelangen. Schon haben 226 Hochschulen und Colleges diesen Unterricht eingeführt und davon 83 als obligatorisch. Es stehen den Förderern dieser schlimmen Sache eine Menge von Druck- und Verführungsmitteln zu Diensten. Eine Anzahl von Staatsuniversitäten wurden seinerzeit auf Grund von grossen Landkonzessionen von Seiten der Zentralregierung geschaffen und mussten dafür die Bedingung eingehen, Kurse über militärische Taktik in ihr Studienprogramm aufzunehmen. Dazu kommen die landwirtschaftlichen und technischen Hochschulen, von denen zum Teil das Gleiche gilt. Aus diesen ursprünglich fakultativen Kursen macht man wenn möglich obligatorische, und während sie vor dem Kriege wenig Bedeutung hatten, schafft man nun besondere Fakultäten dafür mit Lehrkörpern bis zu zwanzig Mann. Man zahlt den Teilnehmern einen Sold bis zur Höhe von 1000 und mehr Franken im Ganzen, was für arme Studenten eine starke Versuchung bedeutet. Auch verbindet man mit der Teilnahme die Aussicht auf rasche und schöne Karriere und für die Nichtteilnehmer das Gegenteil. Diese müssen

[1]) Wörtlich aus amtlichen Schriftstücken zitiert.

unter Umständen sogar auf das Diplom verzichten. Wo der militärische Unterricht obligatorisch ist, werden Widerspenstige von der Schule vertrieben, wohl auch kriegsgerichtlich zu Gefängnis verurteilt. Der Student Robert Dieffenbacher von der pennsilvanischen Staatsuniversität (Pennsilvanien ist bekanntlich eine Gründung der Quäker, diese übten lange Zeit eine Praxis völliger Gewaltlosigkeit) muss wegen seiner Weigerung, die militärischen Uebungen mitzumachen, anderwärts seine Ausbildung fortsetzen. Daraufhin will Frank J. Olmstead, der Sekretär des studentischen Zweiges der Y. M. C. A. (Verein christlicher junger Männer), darüber entrüstet, eine öffentliche kontradiktorische Aussprache über das Thema veranstalten. Der Präsident der Universität, unterstützt von seinem „Board", fordert von ihm, dass jede Erwähnung des Falls Dieffenbacher in Wort und Schrift unterbleibe. Zum Protest dagegen gibt Olmstead seinen Rüchtritt, während eine Studentin, Frl. Henriette Perkins, die als Redaktorin eines studentischen Witzblattes den militärischen Drill von seiner komischen Seite gezeigt hat, schleunigst die Redaktion aufgeben muss und um ein Haar relegiert wird, jene Nummern des Blattes aber der Konfiskation verfallen. Eine Illustration zu dem Doppelthema: „Militarismus und Demokratie" und „Amerika als Land der Freiheit!" Für diejenigen dagegen, welche erfolgreich mitmachen, hat man Ehrensäbel, Medaillen und Aehnliches bereit, und zu diesen ideellen gesellen sich (ausser dem schon angeführten Sold) allerlei sehr materielle Vorteile: Preise, billige Militärkleider, die auch im Zivilleben getragen werden können, kostenfreie Ausflüge, kurz, was nur eines jungen Mannes Gelüsten reizen kann.

Es ist ohne weiteres klar, was für eine Gefahr hier droht. Auf dem Weg über die intellektuelle Jugend soll das schon jetzt mächtigste Volk der Welt mit Kriegsgeist und Imperialismus erfüllt werden. Was das für die Welt bedeutete, falls es gelänge, braucht nicht gesagt zu werden. Es müsste uns, menschlich geredet, hoffnungslos machen. Wir fragen uns allerdings, gegen welche „Feinde" denn eigentlich eine solche Vorbereitung gehe. Aus dem Munde von Instruktoren tönt es scheints etwa: „Denkt an Japan! Denkt an Grossbritannien! Denkt an Deutschland!" Wahrscheinlich schwebt diesen Kriegsgläubigen irgend ein letzter Kampf um die Weltherrschaft, seis mit Japan oder der ganzen „gelben Rasse", seis mit England oder auch Russland, vor. Vielleicht denken sie auch gar nichts (Mars ist ja der dümmste der Götter) und wollen bloss ihre Kriegsreligion gross machen. Die Gefahr bleibt auf alle Fälle gleich gross. Es ist besonders auch zu bedenken, was für eine Quelle von Verdacht und Beunruhigung diese Kriegsrüstungen für andere Völker, vor allem Japan und England sind, und was für ein Hindernis damit für die allgemeine Abrüstung. Dass es zugleich eine Gefahr für die amerikanische Demokratie selbst ist, habe ich schon angedeutet. Die amerikanischen Hochschulen, die bisher genug zu tun hatten, gegen die Zumutungen eines engen Sektentums auf der einen und einer brutalen Geldherrschaft auf der andern die Freiheit des Lehrens und Lernens zu wahren, müssen sich nun noch gegen einen dritten Todfeind wenden. Werden sie siegreich bleiben?

Jedenfalls ist der Kampf von dem „anderen Amerika" aufgenommen worden und nun auch mit jener Energie und Geistesklarheit, die dem echten Amerikanertum eignet. Unter den Vorkämpfern gegen diesen Feind ihres Landes wie der Menschheit finden wir ausser unsern Freunden von der Fellowship of Reconciliation (Kirby Page, John Nevin Sayre), der World to Morrow und anderen auch so bekannte Namen wie Jane Addams und John Dewy. Der letztere, bekanntlich einer der Begründer des Pragmatismus, schreibt:

„Der militärische Unterricht ist undemokratisch, barbarisch und erzieherisch ganz und gar töricht." Auch die Studenten selbst setzen sich zur Wehr.[1])

---

[1]) Ein tapferes Organ dieser Opposition ist z. B. die Zeitschrift: „The New Student."

Der Kampf geht durch alle höheren Schulen der Vereinigten Staaten. Eine Gruppe von Studenten an der Universität von Washington in Seattle schreibt unter anderem an die Regenz (Board of Regents): „Was den Plan einer nationalen Verteidigung betrifft, wie er den Vertretern der Armee vorschwebt, so sind wir überzeugt, dass ihr Programm der „Bereitschaft".[1]) weit davon entfernt, die Sicherheit des Landes zu vermehren, vielmehr mit Gewissheit zum Kriege führt, da es unter andern Völkern Erregung, Verdacht und Furcht erzeugt, den Tag der internationalen Abrüstung verzögert, einer fortgesetzten Korruption und Profitgier die Türe öffnet, die den Munitionsfabrikanten und Waffenhändlern unerhörte Gewinne einbringen. Der Krieg sollte als Verbrechen erklärt (outlawed) werden. So lang als Tausende von Schuljungen durch Gewalt, Drohung oder Bestechung in den Militärdienst getrieben werden, wird es unmöglich sein, diese Einrichtung zu beseitigen." Und sie reden von den „brutalisierenden Wirkungen des Studiums der Militärwissenschaft". Es haben sich denn auch bei wichtigen Abstimmungen unter den Studentenschaften (z. B. an der Staatsuniversität von Ohio) Mehrheiten gegen das Obligatorium des militärischen Unterrichtes erklärt. Aber auch der Präsident Coolidge scheint, so konservativ er ist, die militaristische Bewegung nicht gern zu sehen. „Mir ist," erklärt er in einer Rede vor Zöglingen der obersten Militärschule (Naval Academy), „die Meinung wohl bekannt, dass eine möglichst grosse Armee ein Land am besten vor irgend einer Belästigung durch Andere sichere. Aber ich kenne kein Volk in der Geschichte, das dies Ziel zu erreichen imstande gewesen wäre und sehe keinen Grund zu der Annahme, dass gerade wir die Ausnahme sein werden." Und in einer Rede an die amerikanische Legion: „Die Frage ist, ob die Vermehrung der Ausgaben, um eine bessere Militärmacht zu schaffen, auch ein besseres Land schüfe."

Es ist ein gewaltiger und entscheidungsvoller Kampf. Wir sehen mit angehaltenem Atem zu — und sehen doch nicht bloss zu, sondern erinnern uns daran, dass wir Kleinen dadurch, dass wir unsern Kampf recht kämpfen, sogar jenen Grossen helfen können.

Der Kampf gegen den Militarismus an den schweizerischen höhern Schulen. Ein Gegenstück im Kleinen zu dem gewaltigen amerikanischen Ringen des Militarismus und seines Gegenteils um die Herrschaft über die höheren Schulen ist der Streit um die Wahl unseres Freundes Pierre Ceresole an das städtische Gymnasium von La Chaux-de-Fonds. Ein ganz ungewöhnlicher Rektor, Auguste Lalive, hat den Mut gehabt, den Geschichtsunterricht als Geschichte des Aufstieges der menschlichen Kultur (französisch: civilisation) statt als Staaten- und Kriegsgeschichte zu fassen und dafür statt eines durch sieben Examen geretteten lebensunkundigen und darum in einem tieferen Sinne auch geschichtsunkundigen Dr. phil. einen — Ingenieur zu berufen, und die Sozialisten von La Chaux-de-Fonds, die offenbar nicht auf der Höhe des wahren Marxismus stehen, haben ihn mit Begeisterung gewählt. Noch ist aber die Bestätigung des Regierungsrates nötig, und da tobt nun in den Blättern der welschen Schweiz seit Wochen ein seine Wellen auch bis zu uns werfender Kampf, als ob ungefähr das Schicksal der Schweiz auf dem Spiele stünde. „Ein Antimilitarist und Dienstverweigerer als Lehrer der Jugend!" Als ob das nicht zu der moralischen Abrüstung und Erziehung der Jugend zu einem neuen Geiste gehörte, die man immer anpreist — wenn es gilt, die Abrüstung zu verhindern! „Ein Ingenieur Lehrer der Geschichte!" Als ob es nicht eine pädagogische Tat wäre, den Ring des Mandarinentums, d. h. des Fachsystems und des Examens etwa dann und wann zu durchbrechen!

Wir beglückwünschen die Freunde von La Chaux-de-Fonds zu ihrem pädagogischen Mut und sozialistischen Idealismus und Ceresole zu der neuen

[1]) „Preparednes" ist das Stichwort der amerikanischen Militärpatrioten.

Aufgabe, der er vollauf genügen kann, auch wenn er kein Diplom für Geschichtsunterricht in der Tasche trägt. Ob die Wahl endgültig wird oder nicht es ist durch sie ein ganz grosses Problem gestellt, ein entscheidend wichtiger Angriffspunkt gezeigt.

Anmerkung.

Diese Zeilen waren, wie der vorausgehende Artikel, für das Märzheft bestimmt, mussten aber aus technischen Gründen zurückgestellt werden. Seither hat sich die Lage verändert. Der Regierungsrat von Neuenburg hat der Wahl Ceresoles die Ratifikation versagt. Er stützte sich dabei auf den Umstand, dass Ceresole für den Geschichtsunterricht nicht examiniert und diplomiert sei. Selbstverständlich ist das eine blosse Ausrede. Wie viel schöner wäre gewesen, der Regierungsrat hätte ehrlich erklärt, er werde keinen Antimilitaristen an einer Schule dulden. Wie unehrlich jenes Vorgeben war, hat sich bald deutlich genug gezeigt. Denn nachdem der Schulrat des Gymnasiums Ceresole als Mathematiklehrer vorgeschlagen, wofür er nun zweifellos und ausgezeichnet legimitiert ist, heisst es, die finanzielle Lage erlaube die Schaffung einer solchen Stelle nicht. Welch eine Heuchelei, verbunden mit Feigheit!

Diese Affäre hat die Oeffentlichkeit der ganzen Schweiz durch Wochen beschäftigt, und es wäre viel darüber zu sagen. Der Kampf der Gegner hat auch diesmal die üblichen Methoden befolgt. Ein Artikel der berüchtigten „Mittelpresse" ging durch alle Zeitungen, worin wir nach dem gewohnten Rezept als Leute ohne Vaterland und so fort charakterisiert wurden. Das passt besonders gut für einen Mann wie Ceresole, der sein ganzes Vermögen der Eidgenossenschaft geschenkt hat! Auch an den gemeinsten persönlichen Verleumdungen hat es durchaus nicht gefehlt. Wenn sie nicht eine noch grössere Rolle gespielt haben, so ist daran nicht Ceresoles reine Persönlichkeit und der Edelmut der Gegner schuld, sondern bloss der Umstand, dass er Sohn eines Bundesrates und Bruder eines eidgenössischen Obersten, dazu politisch nie hervorgetreten und für Viele noch eine neue Figur ist. Der Streit hatte im Uebrigen eine nicht kleine prinzipielle Tragweite: darf an unsern höhern Schulen Geschichte so gelehrt werden, dass die Menschwerdung des Menschen als ihr Sinn erscheint, oder soll sie in einer Gasmaske gipfeln? Hunderte von Lehrern vertreten den üblichen Patriotismus und Militarismus — darf nicht da und dort auch ein Vertreter einer höheren Liebe zu seinem Volke walten? Und zwar nicht bloss aus Versehen — solche Vertreter gibt es doch schon in ziemlicher Zahl — sondern mit gutem Recht, ja mit dem ausdrücklichen Willen der Behörden? Wo bleibt denn sonst die vielgerühmte „moralische Abrüstung" und „Erziehung der Jugend", die man immer vorgibt, wenn man die heutige Abrüstung für unmöglich erklärt?

Nun, auch dieser Kampf geht weiter!

Bauer und Arbeiter. Um Neujahr herum hat Professor Laur, der oberste schweizerische Bauernführer, in einem Manifest die Worte geschrieben, die wir im Folgenden abdrucken. (Ob die Sperrungen von ihm selber herrühren oder von den zitierenden Redaktoren, weiss ich nicht.) Wie weit es Professor Laur damit Ernst ist, bleibt zweifelhaft, aber uns ist es damit Ernst; wir glauben an die Möglichkeit und Notwendigkeit eines Bundes von Bauern und Arbeitern, für den freilich noch die Wege gebahnt werden müssen. Laurs Worte lauten:

„Können sich Bauer und Arbeiter wieder mehr nähern? Ist es ausgeschlossen? Schweden und Dänemark sind Agrarstaaten, und zwar ist letzteres ein ausgesprochenes Bauernland. Trotzdem besitzen beide sozialistische Regierungen . . . . Diese Beispiele mögen einen Beweis dafür sein,

dass ein vermehrtes Zusammengehen zwischen der Arbeiterschaft und dem Bauernstand durchaus im Rahmen des Möglichen liegt. Die wirtschaftlichen Gegensätze zwischen diesen beiden Volksschichten sind bei uns nicht grösser als in jenen nordischen Staaten, und im Grunde des Herzens ist die Sympathie des Bauern näher beim national gesinnten Arbeiter als beim Grossunternehmer. Man vergesse eines nicht: Tausende verwandtschaftliche Beziehungen verbinden den Bauer mit der Arbeiterschaft, weniger zahlreich sind die Verbindungen mit dem industriellen Unternehmer. Die schweizerische Landwirtschaft ist zusammengesetzt aus Klein- und Mittelbauern; ein Grossbauerntum fehlt. Der Kanton Bern weist verhältnismässig den grössten Besitz auf. Von den über 40,000 Betrieben beschäftigen jedoch nicht einmal tausend mehr als drei fremde Hilfskräfte. Der Gewerbler überlege sich, was das heisst. Mit der Verkennung der tatsächlichen Lage in der Landwirtschaft und den daherigen politischen Einstellungen treibt das städtische Bürgertum ein gefährliches Spiel, das leicht ungewollt schlimme Rückwirkungen auslösen kann. Die Atmosphäre in der Landwirtschaft ist geladen, es braucht nur einen geringen Zündstoff."



Von Büchern

1. Das Testament eines Deutschen.[1])

Verschiedentlichen Veröffentlichungen Planckscher Aufsätze in den Jahren nach dem Kriege (Deutsche Zukunft, 1922 Dreimaskenverlag; Der Berufsstaat, 1919 Jena; Der Rechtsbegriff, 1924 Stuttgart) ist nun die dritte Ausgabe des Hauptwerkes von K. Chr. Planck gefolgt: das „Testament eines Deutschen" (verlegt bei Diedrichs, Jena; 692 S.; 12.50 M.). Das Werk, das völlig unverändert die erste Auflage wiedergibt, besteht aus drei selbständigen Teilen: einer Naturphilosophie, einer Geschichtsphilosophie und einer Gesellschafts- oder Rechtsphilosophie.

Im ersten Teil führt Planck einen für ihn durchaus charakteristischen Zweifrontenkampf. Einerseits kämpft er gegen die entseelte Auffassung der Natur, die sich im Lauf des 19. Jahrhunderts herausgebildet hatte und sich schliesslich in einer völlig wirklichkeitsfernen Mechanisierung und Atomisierung des Weltbildes kundtat. Andererseits kämpft er gegen die „idealistische" Form der Religion, die die Natur als Geschaffenes aus Gott herleitet, die sie dann aber in ihrem Ablauf völlig sich selbst und ihren bloss natürlichen Gesetzen überlässt und sie bestenfalls als das Feld möglicher besonderer Offenbarungen (Wunder) wertet. Demgegenüber vertritt Planck in seinem „Evangelium der wirklichen Natur" eine organische Auffassung des Naturgeschehens. Die Natur stellt eine fortgehende Entfaltung ihres Wesenkernes oder, wie wir im Anschluss an Bergson sagen würden, eine schöpferische Entwicklung dar, die von einem geistig natürlichen Mittelpunkte aus die Einzelwesen in den Weltraumkreis hinausgebiert und sie nach geistig natürlichen Grundgesetzen zur Vollendung ihrer Eigenart entfaltet. Eigen-Leben ist im Grunde für Planck nur möglich als Selbständigkeit, als ein gewis-

[1]) Diese Anzeige, die uns vor dem Erscheinen des Aufsatzes über Planck zugekommen ist, möge als Ergänzung zu jenem dienen. Der Verfasser ist der Sohn eines der besten und treuesten Jüngers jenes grossen Denkers, des Stadtpfarrers Umfrid von Stuttgart, der einer der tapfersten und edelsten Vorkämpfer der deutschen Friedensbewegung war. Die Red.

ses Mass von Getrenntsein vom gebährenden Lebensmittelpunkt. Jedoch Eigen-Leben ist immer nur möglich durch das Festgehaltensein durch den Lebensmittelpunkt. Mit dem Gesetz der Geburt ist notwendig — aus der inneren Notwendigkeit des Lebens heraus — auch das Gesetz der Endlichkeit verknüpft. Was Eigenleben geworden ist, hat zwar seinen Sinn und seine Aufgabe, aber es ist nicht ewig, sondern, weil doch vom Lebensmittelpunkt entfernt, trägt es eine Beschränktheit des Lebendigen an sich und muss wieder zu „Gott", wo allein des Lebens ewige Vollkraft ist. Der ewige Mutterschoss des „selbstlos-lichten Wirkens" nimmt alle Einzelwesen in sich zurück, wo sie, von aller Selbstsucht ihrer empirischen Erscheinungsform gereinigt, der künftigen Neugeburt harren.

Es ist deutlich, dass Planck überall auf dem Gebiet des Naturgeschehens dieselben Grundkräfte wirksam sieht, die er im Geistigen und Menschheitlichen offenbart findet. Dies ist noch deutlicher im zweiten Teil des Werkes, der sich mit der Geschichte der Menschheit befasst und sie unter demselben Gesichtspunkt der Entfaltung einer geistigen Weltwirklichkeit anschaut, die als Zentrum schaffend alle Einzelformen des geistigen und geschichtlichen Werdens aus sich heraussetzt und zugleich den ganzen Reichtum des Gegebenen an sich als die Leben schaffende und erhaltende Mitte bindet.

Für die Leser der „Neuen Wege" am wichtigsten ist gewiss der dritte Teil — „das Evangelium der Menschheit" — der sich mit dem Sinn und dem Werden der künftigen Gesellschaft und des künftigen Staates befasst. Auch hier hat Planck einen Zweifrontenkrieg zu führen. Einmal hat er gegen die manchesterliche Auffassung des politischen und wirtschaftlichen Liberalismus zu kämpfen, die alles dem freien Spiel der Kräfte überlassen will und damit das politische und wirtschaftliche Leben den Götzen der sozialen und nationalen Selbstsucht ausliefert. Denn Recht gibt es dort überhaupt nicht, wo nur das Unrecht des Stärkeren gilt. Auf der andern Seite kämpft Planck gegen die unmögliche („idealistische") Einstellung eines Jenseitigkeitschristentums, das den Staat als religiöse Macht sanktioniert, ihn aber seinen eigenen Gesetzen überlässt, vielmehr diese in ihrer Schwerkraft Zerstörung anrichten lässt und daneben dem Staate nur den Schutz des Kirchentums abverlangt. Statt dessen fordert Karl Christian Planck einen heiligen Realismus. Die Religion muss aus der Wolkenhöhe ihres Jenseitsglaubens auf die Erde heruntergeholt werden, sie muss treibende Kraft in der Gestaltung der politischen, sozialen und internationalen Wirklichkeit werden. Die Wirklichkeit ist zu sehen und zu nehmen, wie sie ist, aber die in ihr schlummernden heiligen Kräfte sind mit in Rechnung zu stellen und zur Gestaltung der Wirklichkeit aufs heilige Gottes-Reich hin in Bewegung zu setzen. Planck entwickelt in diesem dritten Teil einen allseitigen Begriff des neuen (aus dem sittlichen Geist geborenen) Rechtes. Ich darf dazu auf meine Besprechung des Planckschen Rechtsbegriffes verweisen („Heiliges deutsches Recht," Neue Wege, März 1925). Dazu entwirft Planck das Bild des neuen Berufstaates, dessen ständische Gliederung durch das Berufsgesetz zu einem lebendigen Organismus gestaltet wird, in dem die Interessen des Ganzen wie des Einzelnen in Ausgleich miteinander gebracht werden sollen und können. Die berufsständische Organisation ist übrigens in steter Beziehung zu den gegebenen Wirklichkeiten und im Bewusstsein der gewaltigen (auch jetzt noch vorhandenen) Schwierigkeiten entworfen, die der Verwirklichung entgegenstehen; auch findet eine stetige Auseinandersetzung mit den privatwirtschaftlichen und den kommunistischen Idealen statt, so dass dem Werke Plancks dadurch eine lebendige Gegenwartsbedeutung zukommt. Vorzüglich sind Plancks Ausführungen über den Krieg und die internationale Staatenordnung (mit Ausnahme der abwegigen Idee eines erblichen Weltkaisertums!) innerlich notwendige Gedanken und Ziellinien. Die Prophetie des Weltkrieges, zwischen 1870 und 1880 entworfen, wirkt heute von Grund aus erschütternd und

doch im Zusammenhang mit dem gewaltigen Versuch der Sinngebung erlösend und stärkend.

Dies „Testament eines Deutschen", in dem der Herzschlag eines „braven, festen Mannesherzens für die grossen Interessen der Nation und die grösseren der Menschheit" (Fr. Th. Vischer) zu spüren ist, ist heute als ein prophetisches Vermächtnis zu werten, das nicht nur die deutschen, sondern die Völker überhaupt, zu geistiger und sozialer Selbstbesinnung anleiten kann.

Hermann Umfrid.

2. Der Sohn der Heimatlosen.

Eine Lebensgeschichte in Gedanken und Gedichten von Albert Minder. Volksverlag Burgdorf. 159 Seiten. Preis Fr. 4.80, schön gebunden.

Motto: Sieh', mein Leben,
Hab ich willig hier gegeben,
Und du siehst in dem Gedichte
Meine eigene Geschichte.

Der Verfasser ist Fabrikarbeiter in Burgdorf, seiner Vaterstadt. Er beschreibt zum Teil in Prosa, zum Teil in Gedichtform mit rücksichtsloser Wahrheitsliebe sein eigenes Leben: das elterliche Heim und die Jugendzeit, getrübt durch vielfache Nöte, aber doch nicht ganz ohne Freude und Sonnenschein; dann die Jahre des Mannesalters, in denen der Verfasser innerlich zum abgeklärten, sich seines Ziels und seiner Lebensaufgabe bewussten Menschen heranreift; im Schlussteil setzt sich Minder mit den höchsten Welt- und Lebensfragen auseinander. Früh schon hat er sich dem Sozialismus zugewandt; er bleibt das Ziel seines irdischen Strebens. Den Atheismus, zu dem er sich in jungen Jahren bekennt, streift er ab und ringt sich zu einer idealistischen Weltanschauung empor.

Unser Arbeiter-Dichter Albert Minder weiss packend und anschaulich zu schildern, besonders da, wo es in Prosaform geschieht. Auch unter den Gedichten, namentlich aus der reiferen Zeit, ist manches, das man gerne immer wieder liest; daneben finden sich, wie das wohl in den meisten Gedichtssammlungen der Fall ist, andere, die ohne Schaden fürs Ganze hätten weggelassen werden können. Wer sich ins Leben, in die Nöte und in die Denkweise des modernen Arbeiters versenken will — und das sollten alle Sozialgesinnten tun — greife zu diesen Selbstbekenntnissen Albert Minders. A. A.

3. Zur Maifeier.

Friedrich Giovanoli: **Die Maifeierbewegung.** Ihre wirtschaftlichen und soziologischen Ursprünge und Wirkungen. Verlag G. Braun, Karlsruhe, 1925.

Redner für den 1. Mai könnten wohl nicht leicht besser sich zu ihrer Aufgabe rüsten, als durch das Studium dieser Schrift über die Geschichte der sozialistischen Maifeier. Sie bietet nicht bloss eine verständnisvolle Erläuterung des Sinnes, den diese im Ganzen der Arbeiterbewegung hat, sondern auch in nuce eine Geschichte dieser Bewegung selbst, die sie wiederspiegelt. Wir schauen hinein in ihren Ursprung aus den Tagen des noch mehr „utopischen" Sozialismus, verfolgen das Ringen um sie, das zwischen den verschiedenen Strömungen der Arbeiterbewegung: Anarchismus, Syndikalismus, Marxismus, Radikalismus, Revisionismus, Bolschewismus und so fort stattfindet, beobachten ihre Auswirkungen in Politik und Kunst und erleben damit die ganze Problematik des Sozialismus, seinen Aufstieg und teilweisen Sieg wie seine Tragik: das Aufhören des Enthusiasmus in der Verbürgerlichung. Auch der religiöse Sozialismus wird in einem Abschnitt mit Sympathie gestreift.

Es war gewiss ein guter Gedanke, gerade diesen besonderen Ausdruck der Arbeiterbewegung, den man den symbolischen nennen könnte, zum Gegenstand einer umfassenden und gründlichen Studie zu machen. Die Schrift verdient durchaus einen Platz in einer einigermassen vollständigen Sammlung von grundlegender sozialistischer Literatur. Auch ein ziemlich Bewanderter wird darin noch vieles finden, das ihm nicht bekannt ist. Wie viele von uns wissen z. B., dass die Feier des 1. Mai ihre Heimat in Australien hat und über Nordamerika zu uns gekommen ist? Möchte Dr. Giovanolis Studie dazu beitragen, dass sie eine Verjüngung aus jenem Geiste erfahre, dem sie einst entsprungen ist. L. R.

4. Eingegangene Bücher.

Wilhelm Schlatter: Vom lebendigen Glauben. Agentur des Rauhen Hauses. Hamburg 1926.

Hans Hartmann: Nietzsche als Erlösender und Erlöster. Greifenverlag in Rudolstadt, Thüringen, 1925.

Hans Prager: Solovjeffs universalistische Lebensphilosophie. 1925. J. C. B. Mohr, Tübingen.

Hans Prager: Das indische Apostolat. Rotapfel-Verlag, Zürich.

Martin Schlunk: Die Weltmission des Christentums. 1925. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Heinrich Ernst: **Der Mensch Gottes**. Eine praktische Sittenlehre. 1925. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

Rudolf Burckhardt: Arzt und Menschenfreund. 1925. (Dr. J. L. Sonderegger.) Verlag der Evangelischen Gesellschaft St. Gallen.

Johannes Riehm: Die Sintflut in Sage und Wissenschaft. 1925. Agentur des Rauhen Hauses, Hamburg.

(Fortsetzung folgt.)

Briefkasten.

An Einige. Ich weiss ganz gut, dass mein Aufsatz über das Jahr 1525 und besonders meine Beurteilung der Haltung Luthers mächtig Staub aufgeworfen hat. Das war zu erwarten und ist in der Ordnung. Aber ich werde, so Gott will, davon weiter reden. Ich bin meiner Sache ganz gewiss und mein Rüstzeug ist bereit. Nur ein wenig Geduld!

Redaktionelle Bemerkungen.

Die Aussprache über das „vielumstrittene Jesuswort" hat sich erfreulich lebhaft gestaltet. Möchte das in Bezug auf den ganzen Inhalt der „Neuen Wege" immer mehr der Fall sein. Absolute Meinungsfreiheit ist selbstverständlich. Der Redaktor verzichtet auch darum auf eine eigene Aeusserung; es soll auch der Schein der Schulmeisterei vermieden werden. Auch ist das Meiste, was er zu sagen hätte, nun ohnehin zum Ausdruck gekommen. Aber nun soll diese Diskussion vorläufig geschlossen sein, damit keine Ermüdung entstehe. Ihr Ergebnis dürfte auf alle Fälle mit voller Klarheit zeigen, wie wenig Grund ist, dieses Jesuswort für die Allmacht des Cäsar in Anspruch zu nehmen.

Für die Bücherbesprechungen erbittet die Redaktion besonders um Geduld. Es muss da vieles nachgeholt werden und es fehlt an Mitarbeitern.

Arbeit und Bildung.

Sommerprogramm.

I. **Dantes Göttliche Komödie** oder der Erlösungsweg der Seele. (Fortsetzung und Schluss: zweiter Teil des Fegfeuers und Paradies.) Jeden Samstag, Abends 8 Uhr. Beginn 24. April. Leiter: L. Ragaz.

II. **Friedrich Nietzsche.** Jeden Montag Abend. Beginn 26. April. Leiter: L. Ragaz.

Der Kurs, von vielen gewünscht, soll mit der Einführung in Nietzsche auch eine in die Grundprobleme der Zeit versuchen.

III. **Vom rechten und falschen Sozialismus.** Kurs in sechs Abenden. Der Beginn wird später bekannt gegeben.

1. Was bedeutet uns der Sozialismus und wie begründen wir ihn?
2. Was ist am vorhandenen Sozialismus falsch und schlimm und wie ist es zu überwinden?
3. Wie denken wir uns eine sozialistische Ordnung und den Weg dazu?
4. Was kann der Sozialismus der Frau geben und die Frau dem Sozialismus?
5. Was ist und will der sog. religiöse Sozialismus?
6. Was heisst: sozialistisch leben?

Als Referenten sind in Aussicht genommen: die Herren Gerber, Kleiber, Lejeune, Straub, dazu Frau Clara Ragaz, allfällig auch L. Ragaz.

Dieser Kurs soll vor allem eine volkstümliche und doch tiefgehende Aussprache über das Gesamtproblem des Sozialismus und damit eine Anregung zum entsprechenden Denken und Handeln zum Ziele haben.

IV. **Frauengruppe.** 1. Gruppe Oberstrass: Zusammenkünfte Donnerstag, alle zwei Wochen, Abends 8 Uhr, Scheuchzerstrasse 36, Parterre. Thema: Freie Besprechungen von allerlei Frauenfragen. Beginn: Donnerstag, 29. April. Leiterin: Frau D. Staudinger.

2. Gruppe Aussersihl: Zusammenkunft den ersten und dritten Dienstag im Monat, Abends 8 Uhr. Beginn: 20. April. Thema: Das Frauenlos nach den Dichtungen von Jakob Bosshardt. (Lektüre und Besprechung.) Leiterin: Clara Ragaz.

V. **Musikalische Abende**, verbunden mit Gesang und Dichtung. Themen: Frühling und Sommer; Jugend und Alter; Arbeit; Liebe und Freundschaft; Haus und Heim; Freud und Leid usf. Leiterin: Fräulein Sophie Widmer. Donnerstag, Abends 8 Uhr, alle 14 Tage. Beginn: 22. April.

Diese Abende sollen durch eine Verbindung von Musik, Gesang und Poesie, die sich um die Grundthemen des Menschenlebens bewegen, der Erquikkung des Gemütes und dem geselligen Zusammensein dienen. Jedermann ist stets wilkommen.

VI. **Monatsabende.** Jeden vierten Dienstag im Monat. Beginn: 27. April. Thema: Meine Arbeit. (Fortsetzung und Schluss.)

Alle diese Anlässe finden, wenn nichts anderes angegeben ist, im Heim der Arbeitsgemeinschaft, Gartenhofstrasse 7, statt.

Für die Kurse I. und II. wird ein Kursgeld von 3 Fr. erhoben, die übrigen Anlässe sind offen, doch werden freiwillige Beiträge gern entgegengenommen. Jedermann ist herzlich willkommen. Der Ausschuss.

Die Statuten der Vereinigung „Arbeit und Bildung“ können bei Frau Clara Ragaz, Gartenhofstrasse 7, bezogen werden.

Das Stockholmlied.

Kein Lied ist während der Weltkirchenkonferenz in Stockholm so häufig gesungen worden wie das untenstehende Lied des schwedischen Dichters und Menschenfreundes Nathanael Beskow. Es wurde recht eigentlich zum Stockholmlied, in dem die Versammlung etwas vom Besten ihres Geistes und ihrer Hoffnung wiederfand. Beskow war eine der merkwürdigsten und eindrücklichsten Gestalten der Konferenz. Seine hohe Gestalt ragte Aufmerksamkeit heischend aus der Menge und auf seinem Gesicht standen ernste und nachdenkliche Dinge zu lesen. Es war eine eigentümliche Stille um den Mann. Er war kein theologischer Rufer, kein Kirchenmann, kein Organisator — aber er wirkte. Seine Wirkung bestand im Fluidum einer unbedingten Persönlichkeit, die aus Liebe schroff sein konnte und aus innerer Positivität Nein sagte, als es galt, dem Willen zum Frieden einen Ausdruck zu geben. Er war einer von denen, die mit einem solchen Nein aufstanden und die Botschaft ablehnten. Nicht weil sie ihm sonst nicht annehmbar gewesen wäre, sondern weil sie den Friedenswillen nicht so absolut verkündete, wie er ihn empfand. Er war ein Prinzipieller, der nicht mit Organisationsnöten und der Pflicht der menschlichen und nationalen Rücksichten belastet war. Die Organisatoren und die Erzieher mögen solche Prinzipiellen etwa beneiden; sie brauchen sich um nichts zu kümmern als um das auf dem innern Herd glühende Feuer. Aber diese Propheten verneinen jene und können sie doch wohl auch nicht entbehren, so lange der Geist Organe braucht, um die Welt zu bewegen und ordnend zu bauen.

Das Stockholmlied fängt seinen Weg an zu gehen durch die Christenheit. Letzthin wurde es bereits in einer grossen Kirchenversammlung in Frankfurt gesungen. Es verdient Eingang zu finden, schon weil es wirklich die edelste Sehnsucht der Weltkirchenkonferenz in Worte fasst. Sie kommen wie glühende Funken aus der Tiefe eines arbeitenden Vulkans heraus. Es hat eine eigentümliche, schwerfliessende Melodie von herber Schönheit. Vielleicht setzt aber einmal ein Komponist auch die Glut und sieghafte Gewissheit dieses Liedes in Musik, die in der gegenwärtigen Melodie noch nicht eigentlich zum Klingen kommen. Die Worte des Stockholmliedes, das so häufig in Geist, Ton und Rhythmus eine tief empfundene Einheit schuf, seien hier abgedruckt.

Adolf Keller.

O Tag!

O seliger Tag, des in Hoffnung wir harren,
Da einstens die Welt Gottes Reich worden ist,
Das Menschengeschlecht zur Befreiung gekommen,
Die Völker bekennen, dass Herr ist der Christ,
Getötet der Tod und die Sünde zerronnen,
Erlösung in Fülle für ewig gewonnen.

Er kommt! Ja er kommt, jener Tag, des wir harren,
Auf Morgenrots Wolken sein Licht wir schon schaun.
Noch herrschet das Dunkel in nebligen Tälern,
Doch glänzt auf den Höh'n jungen Tags erstes Graun.
Er kommt, um zu stillen der Trauernden Tränen.
Er kommt, zu erfüllen der Heiligen Sehnen.

Er kommt! Ja er kommt, jener Tag, des wir harren,
Da Völker sich finden in Liebe und Treu,
Der Herr aller Himmel wird König auf Erden
Und selig die Menschheit sich gründet aufs neu,
Der Tag, der der Heilgen Gebete erfüllet,
Der Tag, der das Suchen im Schauen uns stillet.

Er kommt! Ja er kommt! Heil dem Tag, des wir harren!
Der strahlendste Tag, der der Welt je geleucht!
Da Er, der Allmächt'ge, alleine regieret,
Und Satan und Sünde sein Angesicht fleucht!
Da sündlos die Schöpfung, erlöst von dem Streiten,
Verkündigt sein Lob bis in ewige Zeiten.

Nathanael Beskow.

Treue.

Sei getreu bis in den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben. Offenbg. Joh. 2. 10.

Man kann Gott auch nicht dienen ohne treu zu sein. Keine Sache, wenigstens keine, die ein wirkliches Selbst und eine Verleugnung dieses Selbst verlangt, keine grosse und schwere Sache, kann leben ohne viel Treue derer, die sie menschlich zu tragen haben, ohne eine unbedingte Treue, eine Treue bis in den Tod.

1.

Worin besteht diese Treue? Was ist denn Treue?

Die Treue, der das Buch der Kämpfe Gottes die Krone des Lebens verheisst, gilt von altersher, besonders aber auf dem Boden, den das Kreuz geweiht, selbst als die Krone der Tugenden, wie ihr Gegenteil, die Untreue, die in der Verleugnung und im Verrat gipfelt, als die Vollendung des Bösen. Alles mit Recht. Denn die Treue ist das Gute selbst und die Untreue darum das Gegenteil. Was ist denn die Treue? Sie ist das Beharren des Guten in sich selbst; sie ist die Behauptung der Einheit der Persönlichkeit; sie ist damit die Anerkennung einer heiligen und unbedingten Verpflichtung, ja sie ist so recht die wunderbare Offenbarung des Gebundenseins der Seele an eine höhere Welt. Weil die Liebe dieses Verhältnis in der höchsten Form ausdrückt und Liebe in jeder Sphäre, wo sie diesen Namen verdient, als Gefühl des tiefsten Gebundenseins, seis an einen Menschen (oder viele oder alle), seis an Gott erscheint, so wird die Treue stets irgendwo mit der Liebe verknüpft; sie ist vor allem die Krone der Liebe. Mit diesen Andeutungen ist, meine ich, klar gemacht, dass die Treue mit Recht als die Königin des Guten betrachtet

wird. Denn in ihr kommt das ganze Geheimnis dessen, was G e i s t ist, im Gegensatz zur blossen N a t u r, das ganze Wunder der Persönlichkeit, die ganze Absolutheit des Guten und damit der ganze Gottesadel des Menschen zum Vorschein. In menschlicher Treue vor allem offenbart sich uns darum Gott; in der vollendeten Treue Christi, der Treue bis zum Tode, bis zum Tode am Kreuz, ist darum der Menschheit Gottes unbedingte und grenzenlose Liebe sichtbar und gewiss geworden. In der höchsten Offenbarung des G e i s t e s tritt Der hervor, welcher d e r Geist ist, in der Vollendung des G u t e n, Der, welcher d e r Gute ist. Gut sein heisst gütig sein, das Gute ist Liebe („Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung"), die Treue aber ist das Gottessiegel der Liebe und alles Guten.

Einen Zug müssen wir noch hervorheben. Von altersher hat man die Treue mit dem G l a u b e n in Zusammenhang gebracht: Treu und Glauben! Der Zusammenhang ist tiefer als viele ahnen. Er bezieht sich nicht bloss auf Handel und Wandel, in dem Sinne, dass man dort auf Treue muss bauen können, um Glauben, das heisst Vertrauen zu schenken, sondern es bedeutet auch, dass man nicht treu sein kann, wenn man nicht glauben kann, glauben an Gott, an den Menschen, an die Sache, wie umgekehrt, dass man nicht glauben kann, ohne Treue zu halten, ja, dass Treue selbst schon Glauben und Glauben Treue ist. Judas hat nicht Treue halten können, weil er, wie sein Selbstmord zeigt, zur Verzweiflung neigte; diese aber ist Unglauben. Treue und Glauben, so in Eins gesehen, bilden den festen Untergrund jedes einzelnen Lebens, wie jeder Gesellschaft; ohne sie versinken sie ins Bodenlose. Es liegt v i e l in dieser Tatsache!

So ist wohl klar, dass man nicht einer Sache (im i n t e n s i v e n Sinne) dienen kann, ohne diese Treue. Denn eine solche Sache fordert die tiefste Hingebung, das Gefühl stärkster Gebundenheit und strengster Verpflichtung, also Liebe im höchsten Sinne. Man gehört einer Sache, wie man in der Liebe einem Menschen gehört. Es ist ein selbstverständliches Gebundensein, ein Aufgehen in der Sache und zwar ein freudiges, nicht ein saures — so wie es in der rechten Liebe ist. Und wie Liebe in jeder Form die tiefste Begeisterung der Seele weckt, eine Begeisterung, deren leuchtendste Flamme der Enthusiasmus im ursprünglichen Sinne des Wortes (Sein in Gott) bedeutet, so erweckt eine rechte S a c h e die höchste Begeisterung, den Enthusiasmus in uns. In ihr aufzugehen ist uns Seligkeit, wie es Seligkeit ist, in einem geliebten Menschen (um nicht von Gott zu reden) aufzugehen. Solche Hingabe an die Sache ist uns das Leben, ohne sie wären wir tot.

Aber gerade die Worte von der Begeisterung und dem Enthusiasmus weisen uns auf das tiefere und eigentliche Wesen der Treue hin. Wir wissen ja alle, dass es ein begeistertes, ja enthusiastisches Er-

greifen einer Sache oft gibt, wo dann aber gerade die Treue fehlt. Denn zur Treue gehört das Aushalten, das Standhalten, das Festbleiben nicht nur gegenüber der Anfechtung von aussen, sondern auch gegenüber den Schwankungen der eigenen Gefühle und Stimmungen. Nichts ist uns vertrauter, als die Erfahrung, wie eine Sache, besonders so lange sie neu ist, von Menschen mit einem Feuer ergriffen wird, womit man eine Welt erobern könnte, aber nach einiger Zeit wird es bei ihnen, ohne dass man eigentlich sagen könnte warum, still und lau, und nach einer weiteren Zeit haben sie sich etwas Anderem zugewendet. Zum Siege geführt wird eine Sache nur von denen, die getreu sein können, getreu bis zum Ende.

2.

Aber hier erhebt sich nun der Einwand, auf den diese Betrachtung hinsteuert: „Ja, darf man denn diese Treue verlangen? Gibt es eine Pflicht dazu? Hat ein Mensch nicht auch das Recht, sich zu wandeln? Gehört zur Pflicht des Beharrens nicht auch die des beständigen Neuwerdens? Wäre jene Treue nicht Sklaverei und führt nicht tatsächlich falsch verstandene Treue oft genug zu Sklaverei, seis bei den Einzelnen, seis auch bei ganzen Völkern und Volksklassen? Gehört aber zur Heiligkeit und Absolutheit des Guten nicht auch die Freiheit? Ist nicht auch sie die Wahrung der Persönlichkeit, des wirklichen Selbst?“

Dieser Einwand führt uns noch tiefer in das Wesen der Treue ein. Gewiss handelt es sich nicht darum, diese Treue, dieses Verharren, diese Gebundenheit zu verlangen. Davor müsste uns, wenn es nötig wäre, schon die Ueberlegung bewahren, dass es zwar gewiss keine Freiheit gibt ohne Treue, aber auch umgekehrt keine Treue ohne Freiheit. Treue muss, um diesen Namen zu verdienen, eine Tat unseres Selbst sein, unsere höchste Tat, also gewissermassen die höchste Selbstbehauptung, alles Andere ist bloss Sklaverei und nie ganz sicher. Aber welche meinen wir denn? Wo liegt die Grenze zwischen echter und falscher Treue?

Nochmals fragen wir: Was ist Treue? Treue, möchte ich nun sagen, ist das Gesetz der Stetigkeit des sittlichen Lebens. Stetigkeit — eine gewaltige Grundordnung des Lebens und von ungeheurer Bedeutung für das soziale wie für das individuelle Leben. Carlyle hat sie besonders mächtig gepredigt. Schon von dieser Forderung aus ist die heutige Gesellschaft verurteilt. Stetigkeit bedeutet Zusammenhang, bedeutet — es muss nun ein Fremdwort gebraucht werden — Kontinuität. Dadurch unterscheidet sich, wie schon angedeutet wurde, der Geist von der Natur. Die Natur besitzt, so weit wir sehen können, keinen bewussten Zusammenhang ihres Lebens. Sie lebt in ewiger Gegenwart. Das bedeutet

aber: sie ist in jedem Augenblick anders. Sie hat keine Verantwortung. Darin hat sie ihre Art von Unschuld. Sie ist, könnte man auch sagen, rein ästhetisch bestimmt. Sie ist vollkommene Freiheit, aber weil es keine bewusste und verantwortliche Freiheit ist, so ist diese zugleich Zwang, Bann, Verhängnis. Anders der Geist. Es ist das Wesen des Geistes, dass sein Leben nicht im Flusse der Natur ohne verbindendes Bewusstsein fortläuft, sondern dass er sich in sich selbst zurückbiegt, dass er bewusst wird, Zusammenhang bekommt, wesenhaft wird, eine Geschichte erhält und damit eine Aufgabe und einen Sinn, in dem das Unbedingte hervortritt. Darum ist auch erst der sittliche Geist Geist im Vollsinn, alles Andere, alles bloss Psychische, bleibt im Reiche der Natur. Darum gehört zum Geiste Stetigkeit. Er ist gebunden, gebunden an sich selbst, gebunden an seine Geschichte, gebunden an seine Aufgabe. Der Geist lebt, wie Bergson tiefsinnig gezeigt hat, in der Dauer. In dem Masse, als er dieses Element verlässt, wird er zur blossen Natur. Nur in der Stetigkeit, die eben die Treue ist, sind wir wir selbst, Untreue ist Auflösung des Selbst; Treue allein ist darum Freiheit.

Damit ist wohl auch gezeigt, welches die wahre Verbindung ist zwischen der Pflicht des Beharrens bei der einmal ergriffenen Wahrheit, Sache, Gemeinschaft und dem Recht, ja der Pflicht der Freiheit und Entwicklung. Es muss auch in der Entwicklung die Stetigkeit und in der Trennung der Zusammenhang gewahrt werden. Wir dürfen eine Sache oder einen Menschen verlassen, wenn uns ein inneres Gebot weiter drängt, gewiss; ja, wir müssen es oft, obschon es uns tief schmerzlich ist. Aber nicht leichthin; nicht ohne die ernsteste und tiefste Auseinandersetzung mit der bisherigen Bindung. Das Neue, dem wir uns zuwenden, muss die Fortsetzung, die Weiterentwicklung, die wahre Entfaltung dessen sein, was wir gewollt — was sehr wohl beim scheinbaren Gegenteil der Fall sein kann. Der Faden des Selbst darf nicht abgerissen werden. Eine solche Wendung wird schwerlich ohne tiefe Schmerzen vor sich gehen und das Mass dieser Schmerzen ist auch der Prüfstein dafür, ob in einer solchen Entwicklung Treue waltet oder nicht. Ist es nötig, daran zu erinnern, dass dies der Weg des Paulus aus dem Pharisäismus zu Christus, der der Reformatoren aus der katholischen Kirche zum biblischen Evangelium, der Kirkegaards von der Kirche zur Nachfolge Christi, der Blumhardts vom Pietismus zum Reiche Gottes für die Erde war? Gerade die Leidenschaftlichkeit, mit der sie oft gegen das reagieren, wovon sie losgekommen sind, beweist den furchtbaren Ernst ihrer Auseinandersetzung damit, beweist ihre Treue, ihre Pietät, während einer, der es nicht so wichtig nimmt, leichter ruhig und gemässigt bleiben kann — etwas, was die dummen Menschen so wenig ver-

stehen! Die Verleugnung, der Verrat sind ganz kalt; die Judashölle Dantes besteht aus lauter Eis.

Darum sagen wir: Gewiss darfst du dich von Menschen und Sachen trennen, wenn es sein m u s s. Aber das dürfen Menschen und Sachen, mit denen du durch ein Band der Gemeinschaft verbunden warst, verlangen, dass du das nicht leichthin tuest, nicht so, dass du bloss nach und nach kalt und gleichgültig gegen sie wirst, ohne dass man weiss warum — das dürfen sie verlangen, dass du dich mit ihnen auseinandersetzest, dass du ihnen zeigst, warum du deinen Weg nun vorwärts oder zurück gehen musst; dass du ihnen vielleicht auch Gelegenheit gibst, dir zu zeigen, wie sie es meinen; dass du versuchst, ob du nicht doch trotz deiner neuen Gedanken, ja gerade erst recht mit ihnen in Verbindung bleiben könntest. Wo das nicht geschieht, da fehlt es an Treue. Es ist kein Zufall, dass ein Merkmal des Verrats, der krassesten Form der Treulosigkeit, seine Plötzlichkeit ist, dass er kommt, ohne dass man daran gedacht hätte, ja, dass auch eine weniger starke Form, die Verleugnung, gewöhnlich mit Ueberraschung, Mangel an Besinnung, Mangel an Dauer zusammenhängt. Also gehört zur Treue eine gewisse P i e t ä t. Mit solcher ist, wie gesagt, leidenschaftliche Heftigkeit der Opposition vereinbar, aber nicht kalter Hohn; aus d i e s e m spricht der Verrat. In dem Masse, als dein Weggang nicht aus heiligem, tragischem Zwang erfolgt, sondern aus dem Durst des Geltenwollens, dem Macht- und Ehrtrieb, dem geschwollenen Selbstgefühl, der hochmütigen Zweifelsucht, vielleicht gar der Laune oder ästhetischen Stimmung, mischt sich in diesen Weggang das Judaselement des Abfalls und Verrats, das dich teuer zu stehen kommen wird!

Wenn die Treue auf d i e s e Weise gebrochen wird, besser gesagt, wenn es auf diese Weise zu w i r k l i c h e r Untreue kommt, dann ist das vielleicht ein schwerer Schaden für die verratene Person oder Sache — davon wüssten manche etwas zu sagen! — aber ein noch sehr viel schwererer für dich selbst. Denn dann hast du den Zusammenhang deines Selbst zerrissen, hast du deine Persönlichkeit innerlich aufgelöst. Es ist in dich etwas Kainhaftes hineingekommen, ein Unstet- und Flüchtigsein. Denn du hast, wie Kain, durch deine Untreue deinen Bruder gemordet — oder gibt es einen schärferen, tötlicheren Dolchstoss als eine Treulosigkeit, einen Verrat? Dein Opfer, es leidet, es ist vielleicht fast vernichtet, aber du leidest mehr, du bist mehr als vernichtet. Du bist von dir selbst losgerissen und ich fürchte, auch von Gott — denn wie kann Gottes Treue empfinden, wer selbst keine Treue hat? — du, dem ein Anderer nicht trauen durfte, darfst auch dir selbst nicht mehr trauen. Wer bist du denn eigentlich? Wo ist dein Selbst? Nicht umsonst ist Judas seinen Weg gegangen. Es gibt unter Gottes Himmel keine so grosse Sünde als Untreue; hüte dich vor Einem ganz besonders: dass du

eine Liebe und Treue, ein tiefes Vertrauen misshandelst, verleugnest, verrätst! Auf nichts liegt ein so schwerer Fluch. Sei getreu, sei getreu bis in den Tod, so wirst du die Krone des Lebens empfangen.

3.

Das Element der Untreue ist der bitterste Tropfen im Kelch des Menschenloses. Zu den schmerzlichsten Stücken der Passion des Menschensohnes gehört die Verleugnung des Petrus und der Verrat des Judas. Dieser verleugnende Petrus spielt in jeder Sache, Bewegung, Gemeinschaft eine Rolle, aber auch der Judas wird darin selten fehlen. Woher kommt dieses Element des Verrates in das Menschenwesen herein? Ist es überhaupt zu erklären oder stehen wir hier einfach vor den dämonischen Geheimnissen der Menschennatur? Gewiss, diese Geheimnisse treten uns gerade hier entgegen. „Euer einer ist ein Teufel,“ heisst es von Judas. Aber es gibt, wie mir scheint, doch eine Erklärung, die auf die Wurzel dieses Bösesten im Menschenwesen wenigstens hindeutet. Ist nicht alle Untreue im letzten Grunde Selbstsucht? Warum hat Petrus verleugnet? Weil ihm die Sorge für sich selbst wichtiger war als seine Jüngerschaft. Er schämte sich Jesu, weil es in diesem Augenblick keine Ehre war, zu ihm zu gehören. Warum hat Judas verraten? Doch wohl, weil er nie geliebt hat. Er hat in Jesus nur sich selbst geliebt, seine eigenen Ideen vom Reiche Gottes, vielleicht auch im letzten Grunde seinen eigenen Erfolg. Wenn man zum Verräter wird, hat man, meistens ohne es selbst zu wissen, in einem Menschen oder einer Sache sich selbst, seine Befriedigung, seine Unterhaltung, seine Ehre gesucht; sobald man dies nicht findet, dann wendet man sich, oft ganz unvermittelt, anderswo hin. Es ist denkbar, dass diese Selbstsucht als grosse Liebe und Begeisterung auftrete, als Liebe und Begeisterung, die beinahe wie echt aussehen und die es doch nicht sind. Besonders sind es Eifersucht — die auch das Gegenteil wahrer Liebe ist — Ehrgeiz und Machtdrang, die Verräter machen.

Selbstsucht ist eine Macht, die zwischen Geist und Natur in der Mitte steht. Sie ist nicht die wahre Behauptung unseres Selbst, diese geschieht nur in der Liebe und Treue; sie ist aber auch nicht die reine Natur, diese ist ohne Selbst; sie ist eine dämonische Mischung von Geist und Natur. Der Selbstsüchtling wird in der höchsten Steigerung zu einem Dämon nach Art des Staurogin bei Dostojewsky. Aber auf der andern Seite führt die Selbstsucht gerade dadurch, dass sie zur Untreue wird, zur Natur zurück, und zwar zu dem, was an der Natur für uns nicht gut ist. Denn wenn die Untreue das Selbst zerbricht, so tritt an Stelle der Wahrung des Selbst durch die unbedingte und heilige Verpflichtung das Spiel der Naturtriebe, heissen diese nun Machtgier, Ehrtrieb, Sinnlichkeit, Habsucht oder sonstwie. Der Mensch gerät in ihren Bann. Darum erhält er selbst etwas

Unvertrautes, Trügerisches. Das ist der Grund, warum gerade mit dem Spiel des Erotischen, das ja zunächst bloss ein geistiger Naturtrieb ist, sich so leicht der Verrat verbindet. Er liegt gleichsam schon darin verborgen. Zum reinen Eros, ohne sittliche Zucht und Bindung, gehört Don Juan. Was die Ehe über den blossen Eros erhebt, ist die Treue. Darum ist die Ehe zwar Bindung, Bindung nämlich jenes fliessenden Elementes, aber darin Freiheit und Erhebung über die Natur zum Menschen.

Wenn diese Erklärung der Untreue aus der Selbstsucht richtig ist, dann verstehen wir, warum gerade heute die Treue schwerer und seltener geworden ist. Denn unser Geschlecht ist selbstsuchtkrank. Das gilt von den Sozialisten — auch den „religiösen", — so gut wie von den übrigen Menschen. Wir sind selbstsuchtkrank, weil wir atomisiert sind, weil die Bindung durch das Heilige verloren ist. Darum können Gemeinschaften, Genossenschaften, Siedelungen so schwer bestehen, darum ist überall der Geist der Spaltung am Werke. Wir können nicht tief lieben, weil wir nicht reich, sondern arm sind, weil wir uns nicht tief geliebt wissen. Es ist nur ein anderer Ausdruck für die gleiche Sache, wenn wir sagen: unser Geschlecht kann nicht recht treu sein, weil es keine tiefe Seele hat, weil es ihm an geistiger Gründung fehlt. Die naturalistische Weltanschauung, die den Menschen an das bindet, was selbst nicht fest ist, bildet keinen Boden für jenes Beharren in der Vertretung einer Sache durch Kampf, Anfechtung von aussen und innen, ja, wenn es sein muss, durch Not und Tod, ohne welches noch nie grosse Dinge durchgesetzt worden sind. Darum haben es alle Bestrebüngen, die auf solche grossen und zugleich einfachen Dinge gehen, heute so schwer. Die Menschen von heute wollen nicht geben, sondern bloss nehmen, bekommen aber nie genug. Ihr Hunger ist so gross, dass sie kaum zum Essen kommen, sondern davon laufen, zu sehen, ob nicht eine andere Tafel mit massiverer Kost gedeckt sei. Diese heutigen Menschen sind von nervöser Empfindlichkeit. Sie sind so empfindlich, weil sie keine Sache haben, von der sie so völlig beherrscht wären, dass sie zugleich satt würden und frei von sich selbst. Ganz besonders gilt dies von den Intellektuellen. Unsere „Bildung" erzieht ja nicht zur Liebe, sondern es gilt von ihr: „Das Wissen blähet auf." Soweit sie aber stark ästhetisch geartet ist, so muss gesagt werden, dass ästhetisierende Naturen (die nicht mit Künstlern zu verwechseln sind) in besonderer Gefahr der Untreue stehen. Denn sie suchen nicht die Wahrheit, die bindet, sondern den Schein, die blosse Form, den Genuss. Ihr Idealtypus ist eben Don Juan. Nur im Ethischen ist Treue. Am ehesten findet man tiefe, rührende Treue beim einfachen Volk, das in Ehrfurcht und Lebensnot nicht über sich selbst reflektiert.

Es ist wieder nur ein anderer Ausdruck für die gleiche Grund-

tatsache, wenn wir sagen: Der heutigen Welt wird die Treue besonders schwer, weil ihr eben jenes Element fehlt, das ja das Grundelement der Treue selbst ist, die Stetigkeit. Sie ist Unruhe, Wirbel, rascher Fluss der Eindrücke (Kino und Verwandtes!) sie ist soziale, politische, ethische, kulturelle, religiöse Wurzellosigkeit oder doch Wurzelschwäche. Wie wir keine feste Wohnung für den Leib haben, so keine für die Seele. Darum werden wir so schwankend, allen Winden ausgesetzt. Die heutigen Menschen zweifeln und verzweifeln so leicht, und das ist eben auch eine Form der Untreue, obschon eine menschlich gar sehr begreifliche. Es fehlt uns an der Kraft des Glaubens, aber nicht umsonst ist, wie schon gezeigt worden, Treu und Glauben durch die Volksempfindung so eng verbunden worden. Zur „Geduld des Glaubens“ gehört die Begründung auf den Felsengrund einer Welt des Geistes und des Absoluten; ja, um getreu zu sein bis in den Tod, ist wohl nötig, dass man etwas weiss, was über den Tod hinausführt. Diesen Felsengrund müssen wir wieder gewinnen, dann werden wir wieder jene wunderbare Fähigkeit vergangener Geschlechter erlangen, für eine Sache, die über allen sog. persönlichen Interessen liegt, ja gegen sie ist, die schwersten Zeiten zu ertragen, ohne an ihr irre zu werden, für sie Vermögen, Ehre, Laufbahn, Glück, Liebe der Menschen zu opfern, und wenn es not tut, singend für sie in den Tod zu gehen, gekrönt mit der Krone des Lebens, der Treue.

4.

Sagen wir zum Schluss noch offen heraus, dass etwas vom Element der Untreue fast in uns allen waltet, bei einigen vielleicht nur in den feinsten, nur für das zarte eigene Gewissen spürbaren Form, vielleicht nur als eine Möglichkeit, bei andern aber, und nicht einmal bei den niedrigsten Naturen, als dämonische Versuchung. Darum ist es eine zentrale, gewaltige und dringliche Aufgabe, dass wir die Treue finden, immer treuer werden — treu in der Freiheit und frei in der Treue. Wir müssen Treue lernen, damit wir zu uns selbst kommen. Wir müssen Treue lernen, damit Gottes Sache vorwärts gehen kann. Das bedeutet vor allem, dass wir durch eine unbedingte und heilige Bindung an die Sache von uns selbst los kommen und damit von aller Eifersüchtelei, selbstischen Empfindlichkeit und Reizbarkeit. In dem Masse, als diese Bindung, die eben die Treue ist, zustande kommt, können wir über alle Unterschiede des Temperamentes und der verschiedenen Auffassung einer Sache hinweg miteinander arbeiten, zusammenstehen und damit stark sein, wo wir jetzt schwach sind, dadurch, dass wir uns selbst verzehren, und damit siegen, wo wir jetzt, weil wir getrennt und zerrissen sind, erliegen. Eine Wahrheit ist in dem Faschismus: wir müssen lernen, ein fascio zu bilden, ein Bündel, eine geschlossene Stosskraft des Guten in Gemeinschaft. Wir müssen umkehren und werden wie die Kinder.

Sei getreu bis in den Tod! Das Wort mag übertrieben scheinen, wenn man an den äussern Tod denkt, der ja heute der Treue zu einer Sache doch weniger droht, als jenen ältesten Jüngern Christi — obschon auch das noch anders werden kann! Und doch ist es ein sehr sachgemässes Wort. Denn jede echte Treue führt einen Weg des Todes. Wer sich selbst, den Menschen, der Sache, Gott, treu sein will, muss gefasst sein, auf seinem Wege in Nöte zu geraten, die schon den Namen Tod verdienen, in Verlassenheiten, Niederlagen, Finsternisse, die ihm wie ein völliges Ende und Zugrundegehen vorkommen mögen. Dem gegenüber auszuhalten war stets die Aufgabe wahrer Treue und in diesem Aushalten sind die schönsten Kronen dieser Erde gewonnen worden. Suche diese Ehre, so wie es dir gezeigt wird, auf deinem Wege, eine edlere gibt es nicht. Die Sache Gottes aber siegt im Grossen wie im Kleinen durch Treue. Es steht nicht im Widerspruch dazu, dass im letzten Grunde nur Gott selbst unser schwaches und schwankendes Herz und unser fragmentarisches Leben treu machen kann, dadurch, dass es gesammelt und bewahrt wird von seiner Ewigkeit und gerettet durch seine Treue.

L. Ragaz.

Die Gesellschaft der Freunde.

(Schluss.)

Wie wir schon früher sahen, dass durch den Spiritualismus der Individualismus im Gottesdienste eigentlich bedingt sei, aber durch die Gesellschaft der Freunde dadurch überwunden wurde, dass sie grosses Gewicht auf gemeinsame, öffentliche Gottesdienstversammlungen legen, so haben sie in ihrer Gemeinschaftsorganisation das individualisierende Moment des Spiritualismus durch eine feste Kirchenorganisation überwunden, deren Aufbau ich kurz skizzieren möchte.

Die Basis der Gemeinschaft sind die Einzelgemeinden, grössere oder kleinere, die je nachdem bald in Privathäusern oder in eigentlichen Versammlungshäusern zusammenkommen.

Die Gemeinde versammelt sich mindestens einmal in der Woche und zwar am ersten Tag; denn die Quäker brauchen nicht die Namen der Wochentage oder Monate, sondern nummerieren diese und zitieren: im zweiten Monat am 19. Tage. Sie beginnen die Woche mit dem Sonntag als erstem Tag. Diese Versammlung heisst „weekly meeting“. Hin und wieder werden auch Versammlungen an Wochentagen gehalten. Die Administration der Gemeinde wird gehandhabt durch zwei Aemter: die Aelteren und die Aufseher. Die Aelteren haben die Oberaufsicht über die Gemeinde, ihre Mitglieder, den Zivilstand, die Sittlichkeit, die Lehre und die Minister. Die Auf-

seher teilen sich je nach ihren Gaben in die Einzelarbeiten der Gemeindeverwaltung, nehmen sich besonders der Jugend an, sind meistens Vorsteher der Sonntagsschule und anderer Unterrichtsabteilungen, Sittenwächter, so dass ein jedes Mitglied seinen Aufseher haben kann, Schiedsrichter in etwaigen Missverständnissen und in ihrem Amte, neben der Gemeinde den Aelteren verantwortlich. Die einzelnen „weekly meetings“ sind bezirksweise in den „monthly meetings“ zusammengefasst, wo neben dem Gottesdienste administrative Fragen, Zivilstandeintragungen etc. beraten und vollzogen werden. Die einzelnen Gemeinden sind in Kreise zusammengefasst, die jedes Vierteljahr ihre Versammlungen abhalten und diese gipfeln im „yearly meeting“, der Jahresversammlung, im Mai zu London gehalten, auf der alle „quarterly meetings“ nach einem bestimmten Regulativ vertreten sind. Diese grösseren Versammlungen sind zwiespältig, indem die Frauen ihren eigenen Kreisverband haben, parallel zu dem der Männer, und ihre eigene Jahresversammlung mit den Männern zur gleichen Zeit. Doch tagen diese beiden Körper oft gemeinsam. Diese Parallelorganisation findet auch in den Gemeindeämtern ihren Ausdruck, indem es auch weibliche Aeltere und Aufseher gibt.

Die Minister, Aelteren und Aufseher sind unter einander im Umkreis der „monthly meetings“, der Monatsversammlungen, auch wieder zu einem Verband zusammengefasst zur Besprechung einschlägiger Fragen für die Gemeinden, in den auch unchargierte bedeutende Freunde von den Gemeinden abgeordnet werden können. Diese Verbände sind angehalten, mindestens einmal im Jahre, entweder auf einmal oder in aufeinanderfolgenden Sitzungen, sich folgende Leitsätze vorlesen zu lassen und nach diesen ihre Amtsführung und sich selber zu prüfen: „Bemüht euch ernstlich in der Kraft des heiligen Geistes, unter der Herrschaft Christi zu leben. Lest die heiligen Schriften öfters und seid fleissig in deren Durchdenken und seid sorgfältig, damit ihr sie nicht falsch anwendet oder missbraucht. Wenn ihr über göttliche Dinge predigt, schreibt oder redet, dann haltet euch an den Gebrauch der Schriftworte oder andere anerkannte Worte. Verehrt die Lehre von Gott, unserem Heiland in allen Dingen mit Ehrfurcht, haltet euch von der Welt unbefleckt und seid ein Beispiel in Demut, Mässigkeit, Geduld und Barmherzigkeit. Wachet, damit ihr nicht in die Sorgen dieser Welt verwickelt werdet, und hütet euch vor dem Netz aufgespeicherten Reichtums; zeiget christliche Genügsamkeit und Zufriedenheit in allen Dingen. Pfleget ein tiefes religiöses Interesse für solche, die als Minister reden, indem ihr über die Jungen und Unerfahrenen mit zarter christlicher Anteilnahme wachet und alle für den rechten Weg des Herrn ermutigt. Als Minister wartet auf die erneuerte Bedrängnis durch den heiligen Geist; seid sorgfältig, damit ihr das Mass euerer

Gaben nicht überschreitet, aber nehmt zu an Leben vom und Unterwerfung unter das Evangelium. Predigt nicht euch selber, sondern Jesus Christus den Herrn, indem ihr Weisheit von Gott ehrfürchtig erbittet, damit ihr fähig sein möchtet, das Wort der Wahrheit recht zu erkennen. Lasset nichts geschehen oder geredet werden mit einem Seitenblicke auf Volksgunst, sondern allein in Demut und Furcht des Herrn. Denket daran, dass ihr den Schatz in irdenen Gefässen habt und haltet euch davon fern, die Autorität des Ministeriums zu betonen; die taufende Gewalt des Geistes der Wahrheit, der euere Worte begleitet, sei davon die wahre Bestätigung. Seid allezeit gegenüber dem Leumund Anderer vorsichtig und aufmerksam, damit ihr nicht den Dienst eines Andern verletzt. Als Diener desselben Herrn, mit eueren verschiedenen Gaben, aber aus demselben Geiste, seid unter einander in harmonischer Arbeit für die Ausbreitung und das Fortschreiten der Wahrheit verbunden. Die Minister sollen sich befleissen, sich hörbar und bestimmt auszudrücken und sich gegen alle Betonungen und Gesten hüten, welche sich mit christlicher Einfachheit nicht vertragen. Sie sollen unnötige Abschweifungen weglassen und zu Gemeindebeschlüssen keine Zufügungen machen, wenn diese vorher für gut befunden wurden. Wenn ihr im Dienste Christi reist, so seid gewiss, unter seiner Führung zu sein. Lasst euere Besuche weder kurz noch überstürzt sein, weder lästig noch unnötigerweise ausgabenreich, indem ihr in keiner Weise irgend einen Anstoss gebt, so dass das Ministerium getadelt werde. Gebete und Danksagungen sind wichtige Teile des Gottesdienstes. Mögen diese in Geist und Wahrheit dargebracht werden, mit rechtem Verständnis, gewürzt mit Freude. Wenn ihr dies tut, dann vermeidet viele Worte und Wiederholungen, und achtet darauf, den hohen und heiligen Namen Gottes nicht zu oft zu repetieren; braucht das Gebet weder auf eine formelhafte und gebräuchliche Art, noch ohne ein ehrfürchtiges Gefühl vor göttlicher Gegenwärtigkeit. Schliesslich, liebe Freunde, achtet auf euch selber und auf die ganze Herde, aus der ihr zu euerem Werke erwählt wurdet. Seid gläubig und geduldig, seid eifrig, euren erwählten Dienst zu tun, so dass, wenn der oberste Hirte kommen möchte, ihr die Krone der Herrlichkeit gewinnt, die nimmer vergeht." Wäre dies nicht auch ein vorzügliches Lesestück für unsere Pastoralgesellschaften?

Durch diese vorgezeichnete Organisation fühlt sich die Gesellschaft der Freunde als eine Kirche mit denselben Rechten und Pflichten, wie eine andere Kirche auch. Obwohl sonst die meisten Sekten und Gemeinschaften der Meinung sind, dass sie bessere Christen in sich schlössen, als andersartige Denominationen und sich deswegen von den andern mehr oder minder konsequent abzuschliessen suchen, so ist dies bei den Quäkern nicht der Fall, aus ihrer Ueberzeugung heraus, dass sich die eigentliche Wahrheit schon einmal

durchsetzen werde, ohne Verhetzung und Händel. Nur müssten sie die Erkenntnis der Wahrheit, wie sie sie empfangen haben, so gut als möglich pflegen. Dies die Grundidee quäkerischer Toleranz. So lesen wir: „Die Existenz unserer Gesellschaft, als ein selbständiges Glied der Gemeinde der christlichen Kirchen, ist in unserer Ueberzeugung begründet, dass wir nur als bestimmt unterschiedene Kirche in aller Treue Zeugnis ablegen können von der Auffassung der Wahrheit, welche uns gezeigt worden ist. Da wir dafür halten, dass dieser Schatz, der von Gott uns gegeben wurde, um zu seiner Verherrlichung mit ihm zu wirken, Einer ist, den wir nicht nach Gutdünken annehmen oder verwerfen dürfen, so halten wir es für nichts als recht, dass Liebe gegenüber jenen, von welchen wir uns unterscheiden, ein Teil unserer elementarsten Pflichten als Nachfolger unseres Herrn Jesus Christus ist. Unter diesen sind Unterschiede der Gedanken und Meinungen wohl berechtigt, doch sollte deswegen nie Streit sein, und wir glauben, dass eine innigere Hingabe an seine Nachfolge in aller Bescheidenheit zu jener Einheit in der Vielheit führt, welche ein Zeichen seiner Jünger ist." Da die Freunde ob ihrer geringen Zahl, nur 20007 Mitglieder in 407 Gemeinden in Grossbritannien und zirka 100,000 in den Vereinigten Staaten und Kanada und 30,000 sonstwo in der Welt, zusammen zirka 150,000 im Jahre 1916, oft an Orten wohnen müssen, wo keine Versammlungen sind, ja überhaupt keine andern Freunde, so machen die Freunde von ihrer Toleranz Gebrauch und besuchen auch die Gottesdienste anderer Denominationen. „Dort wo keine Versammlungen der Freunde sind, wollen wir unsere Freunde in keiner Weise davon abhalten, sich zum Gottesdienste mit Gliedern anderer religiöser Gemeinschaften zusammenzufinden. Doch ist es nichtsdestoweniger unsere Meinung, dass Freunde, die unter solchen Umständen leben müssen, daran denken sollen, dass das Evangelium des lebendigen Heilands sie dazu befähigt, allen Wünschen aller, welche ihn im Geist und in der Wahrheit suchen, entgegenzukommen, was sie auch dazu führen wird, Versammlungen einfachen geistlichen Charakters mit ihren Nachbarn abzuhalten, sei es an Sonn- oder Werktagen. Die Welt benötigt diese Botschaft, und nach ihr sind manche Seelen hungrig." Obwohl die andere Denomination geachtet wird, so wird doch dem Freund empfohlen, zu versuchen, für seine Nachbarn kleine, einfache Gottesdienste auf seine Art abzuhalten. Es wird damit jedem Freund ein Missionsauftrag gegeben: gehe hin und preise deine Wahrheit den andern an. Wollen sie, dann gut; wollen sie nicht, dann wieder gut; ich habe die Pflicht der Verantwortung für meine Mitmenschen, ihnen den Weg zum Erlöser zu zeigen, erfüllt. Auch hier tritt uns wieder das aktiv religiöse Moment entgegen, das die ganze Quäkerreligiosität befruchtet und hält, wie auch dies die folgende Sentenz bestätigt: „Wir sind gerettet

worden, damit wir dienen möchten; und jene Kirche, die dieses weitgreifende Gesetz des Dienens erkannt hat und nach ihm lebt, die allein ist die Kirche für die kommende Zeit."

Welches ist der Einfluss der Gesellschaft der Freunde auf ihre Mitglieder, und was verlangt sie von ihnen? Denn den guten Baum soll man an den guten Früchten erkennen. Und nach den Früchten beurteilt, sollte man meinen, dass der Baum des Quäkertums kerngesund ist und in einem guten und nahrhaften Grunde wurzelt.

„Unser Gottesdienstideal ist ein erhabenes, und wenn wir es in unserem Tun wirksam werden lassen wollen, dann verlangt es von uns äusserste Konzentration und Anwendung unserer geistigen Fähigkeiten, so dass wir den Unsichtbaren zum Helfer haben." Und dieses Gottesdienstideal ist: Bruderschaft in der Liebe, die uns durch Christus von Gott dem Vater geschenkt wurde. Und da das Quäkertum, wie wir früher sahen, auf äusserste Aktivität eingestellt ist, innerliche wie äusserliche, so ist ihm das Ideal der Bruderschaft in der Liebe Gottes nicht nur ein frommes Geschwätz in schönen Worten, sondern wirklich eine tägliche und stündliche Aufgabe, die an jedes Quäkerherz pocht und immer frägt: Hast du deinem Herrn Jesus Christus heute gedient im Dienste an deinem Nächsten? Das Ideal ist wohl da, immer wieder neu aufleuchtend im Herzen unter dem Glanze des inneren Lichtes, aber ob die Kraft da ist, es zu tun? „Es ist ein gänzlich anderes Ding, das innere Licht in seiner Seele zu haben und ihm auch zu folgen und es zu beachten. Wir wissen es durch unsere Erfahrung, dass es wirklich möglich ist, das Licht zu haben und es doch zu missachten und in der Finsternis zu wandeln." Und welches ist die Ursache, die den Menschen davon abzieht, das innere Licht eine Macht in seiner Tat und in seinem Wandel werden zu lassen? Es ist des Menschen Schwäche, Bequemlichkeit, Unvermögen, Nichtkönnen, trotz Wollen, es ist kurz gesagt: seine Sündigkeit. Sie ist der Quell all seines Unvermögens, und so lange er sich nicht erlösen lassen will vom Drucke der Sündigkeit aus ihrer Sklaverei, dass er ihr Folge leisten will, weil er muss, so lange schwebt ihm das Ideal wie Gaukelspiel vor den Augen, und das innere Licht leuchtet vergebens in der Dunkelheit des Herzens. Der Mensch hat die Erlösung nötig. Erlösung ist eine innere Tat. Vorerst ein Suchen und Verlangen des Menschen nach der Erlösung, und Gott kommt seiner Schwachheit zu Hilfe. Der Mensch muss seine Erlösung ernstlich und wirklich wollen in der vertrauensvollen Hingabe an seinen Meister Jesus Christus, dem Zeugen der Gnade Gottes. Sie ist eine vollständige innere Umwandlung im Menschen oder dann ist sie Illusion. Der Christenmensch weiss, dass sie nicht nur Illusion ist, sondern Lebenstatsächlichkeit bei ihm werden kann durch die überwältigende Gnade Gottes in seiner Liebe zu den Menschenkindern.

Und dieses Erlösungserleben muss den Quäker gepackt haben, bis dass er seinem Gottesdienstideal gerecht werden kann. „In dem Masse, als unser Leben durch die Liebe Christi verändert wird, wird sich unsere Umkehr von selber im praktischen Dienste an unseren Nächsten äussern. Wo immer ein Mensch seinen Platz hat, dort soll er ein christliches Leben führen.“ Auch das tiefste Erleben des Menschenherzen hat beim Quäker seine religiös sittliche Abzwekkung. Es bleibt nicht nur bei dem Erlebnis, sondern dieses muss sich äussern in sittlicher Tat, dem Siegel auf seine Echtheit. Das christliche Leben ist das Zeichen einer christlichen Persönlichkeit. Trifft das nicht zu, so ist sie keine christliche Persönlichkeit, mag sie noch so fromm sein wie sie wolle, das zählt für gar nichts.

Und wirklich, was an der Gesellschaft der Freunde liegt, sie tun alles dazu, um die eigene Erlösung zur Liebestat am Nächsten werden zu lassen. „Liebe Freunde! Das Gedeihen der Wahrheit, das Mächtigerwerden der Liebe, Einigkeit und Friede unter allen Freunden in allen Versamlungen und allertwegen ist von uns herzlich gewünscht, und dass ein jeder achtsam sei und alle Gelegenheiten zu Angriffen, Versuchungen und Zwistigkeiten von sich weise, wie auch alles Flüstern und Verleumden, in den Rücken fallen und Böses gegen einander reden. Seid freundlich und gutherzig zueinander und schaffet mit Ernst für die alles verbindende Liebe, für Einheit und Frieden in allen christlichen Kirchen,“ so lesen wir als Ermahnung an die Glieder der Gesellschaft.

Aber woher die Kraft nehmen für das Erlösungswollen, für die Aufnahme des Friedensrufes, für die Liebestat und die Bruderschaft? Woher den Mut anders sein zu wollen als die andern und die eigene Erlösung mehr und mehr tatkräftig in der Welt werden zu lassen? Die Kraftquelle ist das Gebet. „Wir glauben, dass das Gebet eine Kraft in der Welt ist,“ ist Quäkerglaube und Quäkererfahrung. Im Gebet allein findet man Gottes Hand, die einen von Ort zu Ort führt bis in die Ewigkeit. Im Gebet allein dringt man in die Speicher Gottes ein, aus denen uns durch seine Güte, was wir zum Leben brauchen, als seine Mitarbeiter, zugeteilt wird. Es hält uns allein aufrecht und gesund, mutig und stark, eifrig und vertrauensvoll, der Lebensborn des Christenmenschen. „Gebet ist nach göttlicher Bestimmung für unsere geistige Gesundheit grundlegend und wir möchten allen ernstlich nahelegen, im Verlauf eines jeden Tages nach Gelegenheiten für persönliches Alleinsein und Warten auf den Herrn zu sorgen.“ Quäkerleben soll ein Gebetsleben sein, denn nur durch das Gebet ist es möglich, in Sammlung und Stille das Kommen des Herrn zu unserem Herzen gewahr zu werden und zu horchen, was er uns durch seinen Geist zu sagen hat. „Gebet ist die Aufgabe und das Vorrecht aller, seien sie in jenem Alter oder gehören sie dieser Klasse an. Das Leben tritt an den Menschen mit seinen unumgäng-

lichen Verpflichtungen heran. Derjenige, dem das Gebetsleben fremd ist, tritt ihnen in seiner eigenen Kraft entgegen und findet zu seiner Bestürzung, dass ein Leben ohne Gebet eigentlich ein Leben ohne Gott ist. Der Befehl: Bitte, so wird dir gegeben werden, ist nicht durch eine einzige Bitte erfüllt. Das Christenleben ist ein fortwährendes Bitten und ein dankbares Brauchen des Erhaltenen. Und kann ein Leben voll Gebet anders sein als ein Leben voll von Lob und Dank?"

Das Gebetsleben ist der private Gottesdienst des Quäkers und aus ihm holt er Kraft um Kraft, um sein Ideal der Bruderschaft in der Liebe zu fördern und zu tun; vorerst mal unter Seinesgleichen und zugleich auch in der Welt. „Unsere Versammlungen und unsere Mitglieder sollen vor allem eine lebendige Bruderschaft zeigen, die auf alle Bedürfnise des Menschen eingeht. Sie sollten immer daran denken, dass die herzwarme Freundlichkeit der Bruderschaft in unseren Versammlungen sein soll, welche die Liebe Gottes ansieht und von ihr zeugen will, der Liebe, die alle Grenzen übersteigt."

Und dieser Wille zur Bruderschaft in der Liebe ist wirklich reell nicht nur unter den Mitgliedern selber, sondern ebenso in der Welt. Dieser Wille ist die Position, von der aus das ganze öffentliche, wirtschaftliche, politische und soziale Leben überschaut und zu ihren Zuständen Stellung bezogen wird. „Die Forderung der Bruderschaft nimmt alle Seiten unseres Lebens in Anspruch. Es genügt nicht allein, wenn wir jede Beteiligung am Kriegshandwerk ablehnen, denn derselbe Geist des Begehrens, welcher zum Kriege führt, löst einen grimmigen industriellen Kampf aus, in dem die Schwachen leiden, wenn er nicht gehindert wird durch ein Gefühl sozialer Verantwortlichkeit. Noch genügt dieses, dass wir den Armen gegenüber gütig und freimütig sind. Wenn wir wahrhafte Jünger Christi sind, so anerkennen wir die Zustände, wie sie sind, n i c h t als etwas Selbstverständliches und nutzen sie nicht zu unserem Vorteil aus. Wir müssen immer darauf bedacht sein, sie in Uebereinstimmung mit dem Vaterwillen zu bringen." Was ist dies anderes als religiöser Sozialismus oder besser gesagt, das Bekenntnis zum Sozialismus, denn Sozialismus ohne Gottbezogenheit ist eine Utopie. Und wodurch sind die Quäker zum Sozialismus gekommen? Allein durch die Erkenntnis, dass christliche Liebe, im Menschenherzen lebendig geworden, heisst: sich für den andern verantwortlich wissen, dass es von mir, jedem einzelnen abhängt, wie und wo der andere lebt, dass ich für ihn einstehen muss und nicht gegen ihn stehen, denn er ist mein Bruder. Christ sein heisst Sozialist sein, wie die Quäker es sind, tätig über alle Landesgrenzen und Patriotismen hinüber, hineingreifend mit dem christlichen Gewissen in die sozialen Zustände, um, was an i h n e n ist, zu bessern, zu heben, sie dem Vaterwillen näher zu bringen. Und wenn man die Arbeit der Quäker

verfolgen darf, die sie unermüdlich von ganz kleinen Anfängen bis in unsere Zeit getan haben, so muss man staunen, was wirklicher Sozialismus auszurichten vermag und nicht zuletzt in Wirtschaft und Politik.

Diese christlich-soziale Gesinnung ist die Leitschnur für das öffentliche Leben der Quäker. Diese lässt sie für den andern schon h a n d e l n in Fällen, wo wir sogenannte Christen uns kaum zu überlegen anschicken. Lassen Sie mich nur ganz wenig zitieren: „Wenn der Christ einen Verdienst sucht, sei er gross oder klein, so muss er immer an die Wohlfahrt der andern und an die Gesellschaft denken, nicht nur an sich und seine Familie. Er wird sogar unter Drohung von Verlust darnach trachten, immer ehrlich und wahrhaftig in seinen Handlungen zu sein; er wird sich weigern, Artikel zu erstellen oder mit ihnen zu handeln, die der Gesellschaft schaden könnten und wird sich hüten, sei es durch Monopol oder auf andere Art, einen unsauberen Profit auf Kosten der Gesellschaft einzuheimsen. Hat jemand Geld anzulegen, dann wird er daran denken, und wenn er nach Geldanlage sucht, so wird er nicht nur an Sicherheit und Zinsfuss denken, sondern an die Art und Weise, wie sein Einkommen erworben wird, damit er nicht, wenn auch unwissend, Profit zieht aus der Vergewaltigung seiner Nächsten. Nicht nur die Direktoren, sondern auch die Aktionäre öffentlicher Produktionsgesellschaften sind verantwortlich für die Löhne, die bezahlt werden und die Arbeitsbedingungen. Jeder von uns, sei er reich oder arm, vermag bei weisem Einkauf die Industrie auf Wege zu führen, die für die Gesellschaft nützlich sind. Wir alle sollten darnach eifern, nur Waren zu kaufen, welche wirklich nützlich sind, gut gemacht und unter anständigen Bedingungen verfertigt. Waren zu kaufen, ohne auf deren Produktionsbedingungen zu achten, ist dazu angetan, die Ausnützung der Arbeiter und unwürdige Arbeit geradezu zu ermutigen.“ Sie mögen ob diesen Sentenzen vielleicht denken: gutgemeinte Utopismen, geflossen aus Nichtkenntnis der Sachlage. Nun, für manche Leute mögen dies wirklich Utopismen sein, nur dürfen sie es nicht für einen Christen sein.

Die Kontrolle seines Tuns gemäss den Gesetzen der Bruderschaft erstreckt sich nicht nur auf die Umwelt, sondern auch alle Taten der Persönlichkeit zur Förderung ihrer Gaben und Talente. Besonders ihre Geistesgaben stehen unter der Kontrolle des Gesetzes der Bruderschaft in Liebe. „Keiner soll sich so mit Geschäften, Vergnügungen oder andern Bestrebungen einlassen, oder so eine Liebe zur Bequemlichkeit aufkommen lassen, dass er dadurch in irgend einer Weise der vollen Entwicklung seiner Gaben entgegenarbeitet oder ihre rechte Anwendung behindert. Diese Verordnung ist nicht nur für diejenigen nützlich, welche irgendwelche angesehenen Gemeindeämter inne haben, sondern gilt gleicherweise für

alle lebenden Glieder und für jede Gabe, mit der sie betraut wurden, sei es zu privatem oder öffentlichem Nutzen.“ Den Quäkern wird empfohlen, sich in allem aller Mässigkeit zu befleissen, wenn möglich abstinent zu leben, um den schwachen Geschwistern ein gutes Beispiel zu geben. Und wirklich, wenn man Gelegenheit hat, mit Quäkern zusammen zu leben, so wird man der strengen Selbstkontrolle gewahr, die sie über sich ausüben, und die sie dem oberflächlichen Beobachter als stolz und kalt abweisend in ihrer Ruhe und Sicherheit erscheinen lassen. Dank dieser Selbstkontrolle findet man selten unwürdige Glieder unter ihnen, sondern sie gehören zu den feinsten und herzgebildetsten Menschen, denen man in England begegnen kann, und dies gilt nicht nur für den gebildeten Quäker, sondern auch für den einfachen Arbeiter.

Und warum all diese Kraftanstrengung in Selbstkontrolle und Beachtung der Rechte, Hoffnungen und Verlangen der andern? Warum das Eintreten für anscheinende Utopismen, sein Leben in die Schanze schlagen für gefährliche Grundsätze, wie zum Beispiel die Verweigerung jeglichen Militärdienstes, währenddem doch nach der landläufigen Meinung das Leben opportunistisch geführt werden soll? Es geschieht dies alles nur aus dem einen Gedanken, damit dem Herrn Jesus Christus zu dienen. „Wir freuen uns, dass viele unserer Glieder sich ernstlich dem Dienste unseres Herrn hingeben, bald in bescheidenen Ministerien, wenig anerkannt von den andern, bald in der Geduldsarbeit der Erleichterung von Unglück und der Besserung des sozialen Lebens, die einen im Erziehungswesen, die andern in den Bewegungen zur Hebung der Sittlichkeit, und eine grosse Zahl daheim wie im Auslande in direkter Bemühung, Seelen zu gewinnen. Allen denen möchten wir ein „Heil“ zurufen und einige Worte der Ermunterung. Kein Werk, das zu Ehren unseres Meisters und in der Kraft seines Geistes getan ist, kann fruchtlos sein. Ihr mögt mit Schwierigkeiten zusammenstossen und entmutigt werden, womöglich noch durch solche, auf deren Hilfe ihr zähltet, doch ihr werdet finden, dass für euch seine Gnade genügt, damit seine Kraft in der Schwachheit sich vollende.“ „Ist es nicht der Mühe wert, Jesus zu dienen? Ist sein Werk, Menschen emporzuheben nicht helfenswert? Es ist nur gering, was wir ihm geben können: gebrochene Herzen, geschlagene Gemüter, sündenverdorbene Leben; doch lasst uns ihm dies frei und offen übergeben zusammen mit jeder Gabe, unseren Verhältnissen und Erfahrungen, mit denen er uns betraut hat, damit er die Gabe, durch seinen Geist heiligen möge und uns wert mache, sei es als Gemeinschaft oder als Individuen, von ihm für sein grösstes Werk, die Welt zu erlösen, gebraucht zu werden. Kein Leben ist zu lang, um die Aufgaben zu tun, die er austeilt. Mögt ihr denn, liebe Freunde, in der Mitte oder gegen das Ende eueres Lebens stehen, seid immer bereit, als treue

Haushalter erfunden zu werden. Sei es in euerem privaten oder öffentlichen Leben, lasst das Licht des Evangeliums durch alles hindurchscheinen. Die Eltern, der Lehrer, der Geschäftsmann, der Bürger, der Dienstbote, ein jeder hat sein Zeugnis für Christus abzulegen in der Tat der Liebe."

Nicht nur das Mitglied als Individuum hat seine Lebensaufgabe als Dienst für Jesus Christus am Nächsten zu achten, sondern auch die Gesellschaft als solche, von den Gliedern in die Arbeit gestossen, nimmt sich umgreifender Aufgaben an. So betreibt die Gesellschaft der Freunde eine Mission, die hauptsächlich in Indien, in China und Madagaskar arbeitet.

Sehr grosse Aufmerksamkeit schenkt sie der Erziehung der Jugend. Sie unterhält Privatschulen für ihre Mitglieder, die zuerst Gemeindesache waren und nach und nach von der Allgemeinheit übernommen wurden. Diese Schulen sind Internate, in diesem zugeschnitten auf die englische Erziehungsweise, wo das Kind der besseren Stände nur etwa bis zum Schulalter daheim erzogen wird, um dann nachher in ein Institut geschickt zu werden. Als die Anforderungen an die Schulen noch nicht so grosse waren und dadurch die Kosten auch kleiner, da wurden diese Schulen von allen Quäkern reichlich benutzt. Doch sind in den vergangenen Jahren die Schulgelder so in die Höhe gegangen, dass viele ärmere Quäkerfamilien ihre Kinder nicht mehr in den eigenen Instituten unterrichten lassen können und so auf die öffentlichen Schulen angewiesen sind. Die freigewordenen Plätze sind aber von Nichtmitgliedern der Quäkergemeinschaft sehr begehrt, denn die Schulen sind gut geleitet und haben grossen erzieherischen Einfluss auf die Kinder und Halbwüchsigen. Sie unterhalten auch zwei Colleges, die zum Universitätsexamen vorbereiten. Von den Quäkern ist auch die grosse Sonntagsschulbewegung ausgegangen, die in England voll und ganz den kirchlichen Jugendreligionsunterricht übernommen hat und zugleich als Missionsinstitut in den entkirchlichten Stadtvierteln wirkt. Auch von den Quäkern ausgegangen ist das „Adultschool movement", die Erwachsenenschulbewegung, eine Art Volkshochschule in Abendkursen, die sehr gute Resultate zu verzeichnen hat. Die Quäker kennen sehr wohl die Arbeitskraft der Jugend, dass, wenn sie sich einmal für etwas begeistert hat, das angefangene Ding auch durchführen will. In ihrer Geschichte haben sie immer wieder gemerkt, dass „es hauptsächlich Männer unter dreissig Jahren waren, durch welche die Gesellschaft gegründet und gefestigt wurde; und sie bauen in ihrer Arbeit besonders auf die Jungen." Jung gewohnt, alt getan, gilt besonders in spirituellen Gesellschaften, wo sich Krafterfahrung, gegeben durch den heiligen Geist, paart mit jugendlicher Aktivität. Und nicht vergebens, nur ganz äusserlich geschaut, haben dem Geiste nie seine Arbeiter gefehlt, weil sich das Herz schon von

Jugend auf daran gewöhnt hatte, das innere Licht für voll zu nehmen und seinen Auftrag zu tun.

Davon brauche ich fast nicht zu reden, das weiss ja jedermann, dass von den Quäkern der Hauptantrieb zum religiösen Pazifismus ausgegangen ist. Sie verweigern jeglichen Kriegs- und Militärdienst, und viele sind dafür im letzten Kriege ins Gefängnis gewandert, und ihnen nach, durch ihr Beispiel entflammt, manche aus andern religiösen Gesellschaften. Krieg und Militär sind dem Quäker Verbrechen gegen den Geist Jesu Christi und lieber den Tod leiden, als willentlich gegen den Geist des Herrn handeln. Wie viel christliches Heldentum lebt in diesen Quäkern, viel wertvolleres Heldentum als es dasjenige ist, das auf dem Kasernenplatz oder auf dem Schlachtfelde geübt wird; denn das erste ist im Dienste Jesu und der Nächsten getan, währenddem das andere im Dienste der Gewalt, der Selbstsucht und letztlich des Teufels getan wird. Hier bewährt sich die Kraft des Geistes Jesu, in Menschenherzen und Menschentaten lebendig geworden gegen eine Schlagwortpsychose von Vaterland, nationaler Ehre und was dergleichen mehr ist. Die Quäker sind die Apostel des Friedens, die unermüdet durch Jahrhunderte hindurch für seinen Segen geworben und den Krieg zu überwinden gesucht haben durch die Liebe von Jesus Christus her. Und ihr Werk ist nicht vergebens gewesen, denn noch zu keiner Zeit hat man so frei von Pazifismus und Antimilitarismus reden können wie in der unsrigen, ohne nicht alsbald als nicht mehr ganz gesund im Geiste angeschaut zu werden.

Ein öffentliches Geheimnis ist es auch, dass die Antisklavereibewegung durch die Quäker entfacht wurde und dass sie letztlich die treibende Kraft waren, die hinter dem englischen Sklavereiverbot stand. Und heute ist niemand so im Kampfe gegen die modernsten Seuchen des Opiumgenusses und verwandter Gifte, als auch wieder die Quäker, die allenthalben unermüdlich daran arbeiten, diese Volksgifte für die Allgemeinheit unschädlich zu machen.

Ich muss nur den Namen Elisabeth Fry nennen, um in Ihnen sofort die Erinnerung an ein weiteres Verdienst der Quäker um die Menschheit, und zwar den ärmsten Teil der Menschheit, zu erinnern. Es ist die Gefängnisreform. Von Elisabeth Fry ins Rollen gebracht, mit ihrem Einfluss von England bis nach Russland und Amerika hin, hat sie das Los dieser Aermsten wesentlich erleichtert. Und doch, wie weit stehen wir immer noch von einer menschlichen Behandlung der Gefangenen und ihrer Achtung auch als Mitmenschen entfernt, vielleicht durch unsere Schuld zur bösen Tat getrieben!

Und in unserer Zeit der sozialen Kämpfe stehen die Quäker auch nicht müssig am Wege, sondern arbeiten kräftig mit an der Lösung der sozialen Frage oder besser gesagt, sie tun das Ihrige dazu, der

Menschheit die einzige Lösung dieser Frage zu zeigen, die sie schon längst gefunden haben: die Liebe Jesu Christi, die den Menschen verbindet zur Bruderschaft. Eifrig sind sie in der Arbeiterpartei tätig; und wenn sie andern Parteien angehören, so sind sie dort noch ein Salz, um zu wirken für den Bruder im Arbeitskittel. Derzeit sitzen einige von ihnen im Unterhaus als Vertreter der Arbeiterpartei, so teilhabend an der Regierung des britischen Reiches, gewiss nicht zu dessen Schaden.

So könnte ich Ihnen noch diese und jene Einzelheiten aufweisen, aber die Hauptsache haben wir beisammen, um zu merken, worauf es mir ankam. Nämlich Ihnen zu zeigen, dass ein Einstehen für den Willen Gottes durch Jesus Christus, unter seiner Leitung, doch nicht vergebens ist trotz aller Widerstände, dass die Religiosität Jesu Christi nicht ein Ding ist für fromme Betrachtungen, sondern sittliche Tat, getan zur Ehre Gottes, getrieben durch den heiligen Geist.

Was können wir vom Quäkertum für unsere Praxis lernen? In aller Bedürftigkeit und Schwachheit reell sein. Heute geht ja eine sakramentale und liturgische Luft durch die Lande und möchte die reformierten ebenso wie die lutherischen Protestanten versuchen, dem Sakramentalen mehr Beachtung zu schenken, es wieder in den Mittelpunkt des Gottesdienstes zu stellen. Wie gern möchten die meisten doch nachgeben; denn dann wäre wieder ein wenig Glanz und vielleicht gar Verehrung an den Predigtrock gehängt, zur heimlichen und oft auch lauten selbstfühlenden Freude des Trägers. Und doch scheint mir diese Bewegung nichts anderes als eine Flucht zu sein vor den schlichten Aufgaben, die Jesus Christus uns stellt: Gottes Willen *zu tun* in der Liebe zum Nächsten, die immer wieder gespiesen wird durch herzliche Liebe zu unserem Vater im Himmel. Es kommt im Reiche Gottes nicht auf Liturgien, Sakramente, Kirchenröcke, Teppiche und Farben an, sondern auf die Tat des guten Willens. Wenn das letztere da ist, dann wohlan alle die schönen Dinge für das Auge, wenn man dann noch darnach frägt, was ich sehr bezweifle. Also aktives Christentum, aber geflossen aus passivem Christentum, das heisst aus der Ergriffenheit unseres Innersten durch Gott den Vater. Unser Christentum ist deshalb untüchtig, weil es nicht in der Seele verankert ist, sondern Sonntagsgebrauch ist, für das vielleicht am Werktag noch einige fromme Phrasen übrig sind oder sich gar in Fluchwörtern ausdrückt. Eine doppelte Sittlichkeit: Sittlichkeit für den Sonntag und Sittlichkeit für den Werktag. Und warum? Weil wir uns nicht vom Gottesgeiste haben ergreifen lassen. Wir warten nicht auf seinen Ruf, sondern legen uns diesen selbst bei und in seiner Kraft reden wir zum Volke als — Staatsangestellte, für die uns das Volk anschaut, und nicht lebendige Zeugen unseres Herrn und Meisters, so dass unser Zeugnis die Men-

schenherzen aufhorchen macht, zuerst vielleicht in Feindschaft, auf den Ruf Gottes. Aktives Christentum, geflossen aus dem passiven Christentum ist äusserst agressives Christentum. Gar nichts, was irgendwie das Menschengechlecht angeht, soll denken können, es dürfe sich der Kontrolle durch Gottes Geist entziehen. Unsere Gemeinden müssen merken, dass nur auf der Basis des Gotteslebens das Menschenleben gelebt werden kann, und dass dieses der Prüfstein ist aller Menschenhandlungen. Und so scheint mir unsere Aufgabe die zu sein: ungescheut und ungeschminkt das den Gemeinden zu verkünden, was Gottes Willen ist, ob sie es gern hören oder nicht. Allerdings sollten wir nicht meinen, dass unser Wille Gottes Wille sei, sondern unsere Leidenschaften und Liebhabereien und Gedankenfündlein müssen wir zuerst durch Gottes Gericht kreuzigen lassen, und dann brauchen wir nicht mehr nach lebendigen Gemeinden zu schreien, sondern die elementare Lebensgewalt des Gottesreiches ist dann mächtig unter uns und schafft sich seine Arbeiter und Glieder Gott zu Ehren, wenn auch in aller Bescheidenheit.

So scheint mir, dass die Kritik des Quäkertums nur seine Anerkennung und Nacheiferung bedeuten kann, auch in unserer Form, denn auf den Namen kommt es nicht an, so dass auch wir an unserer Stelle versuchen, unsere natürliche Trägheit zu überwinden, um als Gottes Mitarbeiter erfunden zu werden. W. Kobe.



Aussprache

1. Ein viel missbrauchtes Pauluswort.

Vorbemerkung der Redaktion. Es ist gewiss unumgänglich, dass nach dem vielumstrittenen Jesuswort auch das damit zusammenhängende vielmissbrauchte Pauluswort: „Seid untertan der Obrigkeit“ (wörtlicher: „ordnet euch den herrschenden Gewalten unter“) an die Reihe kommt, dieses Wort, das eine der festesten Burgen alles Despotismus geworden ist und das man darum beinahe ein verhängnisvolles Apostelwort nennen könnte. Verhängnisvoll ist es geworden durch den Gebrauch, den die Menschen in ihrer Unwahrhaftigkeit und Torheit, in ihrem Götzendienst des Wortes, überhaupt ihrer ganzen verkehrten Art, die Bibel zu behandeln, daraus gemacht haben. Wir bitten diejenigen unter unsern Lesern, die sich mit gutem Gewissen für berechtigt halten dürfen, das Problem zu beurteilen, sich an der Aussprache zu beteiligen. Ein solches Votum darf bei der Wichtigkeit des Gegenstandes wohl auch grösseren Umfang haben. Natürlich kann die Redaktion sich aus Rücksicht auf den Raum nicht verpflichten, jede dieser Aeusserungen aufzunehmen, aber sie wird das Mögliche tun.

Seid untertan der Obrigkeit.

Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat. Denn es ist keine Obrigkeit ohne von Gott; wo aber Obrigkeit ist, ist sie von Gott verordnet. Wer sich nun wider die Obrigkeit setzet, der wider-

strebet Gottes Ordnung; die aber widerstreben, werden sich selbst Gericht zuziehen ... Darum ists not, untertan zu sein, nicht allein um der Strafe willen, sondern auch um des Gewissens willen.

(Brief an die Römer 13, 1 ff.)

Seid untertan aller menschlichen Ordnung um des Herrn willen, es sei dem Könige, als dem Oberherrn, oder den Landpflegern, als denen, die von ihm gesandt werden ... Ihr Knechte seid untertan in aller Furcht den Herren, nicht allein den gütigen und gelinden, sondern auch den wunderlichen. (1. Petrus 2, 13 ff.)

In den letzten Nummern der „Neuen Wege" wurde das vielumstrittene Jesuswort: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist u. s. w." von den Lesern sehr eifrig diskutiert. Gleich zu Anfang der Aussprache wurde darauf hingewiesen, wie gerade dies Wort eine grosse Rolle spielt im Kampfe zwischen Militarismus und Antimilitarismus. Wir alle wissen das, und die Aussprache, der auch ich mit lebendigstem Interesse gefolgt bin, hat diese Tatsache noch erhärtet. Wie oft wird uns dies Wort entgegengehalten, besonders dann, wenn wir, gestützt auf Christi Lehre, die Kriegs- und Militärdienstverweigerung verteidigen, ja rechtfertigen und gutheissen. — In verschiedenen dieser Diskussionsvoten wurde gelegentlich auf ein anderes Bibelwort hingedeutet, als in diesen Zusammenhang gehörend, nämlich auf das Pauluswort vom Gehorsam der Obrigkeit gegenüber. Wie dies zweite Wort uns nicht nur im Kampfe gegen Krieg und Militär entgegentritt, sondern auch in dem für einen sozialen Ausgleich, oder besser im Kampf für eine neue Wirtschaftsordnung, das wurde mir kürzlich erschreckend klar. Bei einem zufälligen Tischgespräch — es war an einer Taufe — kamen wir auf Calvin, Zwingli und Luther zu reden. Wir sprachen von ihrer Grösse und — ihrer Schwäche und von unserer persönlichen Einstellung zu ihnen. Dabei wies ich, wohl in Erinnerung an den Aufsatz über Luther von L. Ragaz, den ich als eifrige Leserin der „Neuen Wege" mit brennendem Interesse und empörten Herzen gelesen, auf Luthers Verhalten im Bauernkrieg hin, um zu erklären, warum wohl Luther in gewissem Sinne meinem Herzen stets ferne gestanden war. Darauf antwortete mir der anwesende Pfarrer, Luther verteidigend und sein Verhalten erklärend, ungefähr folgendes: Luther hat sich auch in dieser Sache auf die Bibel gestützt, nämlich auf das Pauluswort: „Seid untertan der Obrigkeit." Für ihn waren diese Bauern Aufrührer, die mit roher Gewalt die göttliche Ordnung, welche die Landesherren nach dem Bibelwort vertreten, zerstörten. Sie waren ihm die Bolschewisten der damaligen Zeit, die zu bekämpfen ein Gott wohlgefälliges Werk war. — Im ersten Moment wusste ich nicht viel darauf zu antworten. Das Gespräch wude dann durch Mitgäste auf ein anderes Gebiet hingeleitet und nicht mehr aufgenommen.

Doch liess es mir keine Ruhe. Ich musste jenes Pauluswort, das mir in seinem weitern Wortlaut und Zusammenhang entfallen war, nachlesen. Und ich muss gestehen, wie ich es überlas und überdachte, wurde mir ganz angst, was man alles daraus machen kann, wohl auch macht, insofern man es als ein Bibelwort bedingungslos annimmt, d. h. es zu einer Pflicht macht, unter allen Umständen danach zu handeln und zu leben. Wie kann es nicht nur im Kampfe gegen den Militarismus, sondern im sozialen Kampfe gerade von Christen als Waffe gegen die Kämpfenden gebraucht werden. Ist es daher zu verwundern, wenn der in den sozialen Nöten stehende und leidende moderne Mensch — aber auch der nur mitfühlende und mitleidende — irre wird, dass die Bibel und die an sie glauben ihn und seine Notlage verstehen, dass sie verstehen, wenn er im Kampfe um andere und bessere Zustände gezwungen ist, der Obrigkeit den Gehorsam zu verweigern, sie nicht anzuerkennen, ja sich gegen sie und ihre Gesetze aufzulehnen und — damit ein christliches Gebot zu verletzen. (Ich denke dabei nicht an eine gewisse Sorte von modernen

Arbeitern und Sozialisten, die von vornherein leugnen, dass ihnen von den bibelgläubigen Christen in ihrem Kampfe gegen Ausbeutung und Unterdrückung durch die geltende Ordnung Unterstützung werde, sondern an die auch religiös Orientierten und Suchenden.)

Wie viel Missverständnis richtet doch ein solches Bibelwort an und wie not tut es uns, dass wir uns bemühen, uns darüber klar zu werden, um antworten zu können, wenn man uns mit unsern eigenen Waffen, nämlich der Bibel und den christlichen Lehren derselben schlägt oder zu schlagen versucht. Und dass man dies heute mehr als früher tun will, dafür scheinen mir viele Anzeichen zu sprechen. Fast dünkt mich, es sei auch eines, dass an der nächsten in Bern stattfindenden Jahresversammlung der Schweizerischen Vereinigung für freies Christentum Bundesrat Scheurer das Hauptreferat übernommen hat und über das Verhältnis von Kirche und Staat oder, soll ich sagen „Der Christ und die Obrigkeit“ sprechen wird.

Ich wäre den Lesern der „Neuen Wege“ sehr dankbar, wenn sie den von der Redaktion unserer Zeitschrift gewiss willig zur Verfügung gestellten Raum zur klärenden Aussprache über dieses Wort benützen wollten. M. L.

2. Zum vielumstrittenen Jesuswort.[1])

Mir scheint, bei der interessanten Erörterung der Frage wird etwas zuviel in die Jesus-Antwort hineininterpretiert. Jesus hat in seiner einfachen, zwingenden und logisch einwandfreien Art einfach auf das geantwortet, was er gefragt wurde, kein Wort zu viel und keins zu wenig, wie immer.

Die Frage bezog sich nur auf das Steuerzahlen an den Kaiser, der in diesem Falle nicht zwingend den Staat repräsentieren muss; wenn anders die Frage eine schlaue, eine Falle sein sollte, dann handelt es sich nur um die Steuern an den Kaiser, und eben an einen fremden Kaiser, einen Sieger. Hätte Jesu Antwort anders gelautet, wäre sie ein Nein oder ein ausweichendes Wort gewesen, dann hätten die Frager das gehabt, was sie wollten: einen Vorwand, Jesum beim römischen Statthalter als den politischen Messias, für Rom also als einen Revolutionär zu denunzieren. An mehr haben die Frager kaum gedacht, und mehr wollte daher Jesus auch nicht in seine Antwort legen. Dass der Staat, und wenn es ein fremder Siegerstaat war, Mittel zur Existenz haben müsse, das hat Jesus damit zugegeben, weiter nichts.

Wie man die Frage und die Antwort aber gar mit dem Kriegsdienst in Verbindung bringen kann, ist mir unverständlich. Der römische Kaiser hat von den Juden alles verlangt, nur ausgerechnet den Kriegsdienst nicht; die Frager hatten keinen Grund, auf diesen anzuspielen, und der Antwortgeber erst recht nicht. Hätten die Versucher gefragt: Was sagst du, ist es recht, dass wir dem Kaiser unsere Söhne in seine Legionen geben müssen?, dann hätte Jesu Antwort sicher anders gelautet. Aber sie alle meinten ja, mit deutlichem Hinweis auf das Bildnis des Kaisers auf der Münze nur die rein materiellen Lasten, ausser denen sie nichts zu leisten hatten.

Wenn sich der Militarismus etwa darauf versteifen wollte, Jesu Antwort beziehe sich auch auf die Soldaten, die der Kaiser, will heissen der Staat brauche, so wollen wir ihm auf diese unlogische Ueberlegung lieber gar nicht folgen. Dass aber ein besiegtes Volk die ihm auferlegten materiellen Leistungen geduldig tragen soll, darin hat Jesus sicher nur recht gehabt; moralische oder gar Blutsopfer aber hätte er sicher energisch abgelehnt. Dazu war aber im gegebenen Moment gar keine Veranlassung.

C. Rüegg, Winterthur.

[1]) Trotzdem die Redaktion den Schluss dieser Aussprache erklärt hat, sei die folgende Aeusserung noch gebracht, einmal, weil sie Neues bringt, sodann aber auch, weil sie von einem Manne stammt, dessen Stimme ganz besonders verdient, in den „Neuen Wegen“ gehört zu werden. D. Red.

Moskau, Genf, Rom, Wittenberg.

Eine Betrachtung aus der Vogelperspektive.

Ein Hauptfaktor der gegenwärtigen Weltlage ist, wie jedermann weiss, der Gegensatz zwischen Moskau und Genf, dem Moskau, das den bolschewistischen Sozialismus und dem Genf, das den Völkerbund repräsentiert. Aber mit diesen Mächten treten andere in Wettbewerb, vor allem Rom, als das Zentrum des abendländischen Katholizismus, und dazu auch Wittenberg, als ein geistig-politischer Faktor besonderer Art. Diese vier Namen: Moskau, Genf, Rom, Wittenberg scheinen mir wirklich mit eindrucksvoller, symbolischer Bedeutsamkeit Mächte zu bezeichnen, deren Kampf die nächste Periode erfüllen wird und den Weg, den die politisch-soziale Entwicklung, und nicht nur sie, nehmen mag. Um die politisch-soziale Seite dieses Ringens soll es sich diesmal wieder vorwiegend handeln, doch wird sich zeigen, dass gerade diese vier Namen die religiösen Zusammenhänge aller Politik klar machen und dass die durch sie angedeuteten Entwicklungen auf einen Uebergang des politischen Ringens in ein religiöses hinweisen.

1. Moskau.

Was bedeutet in diesem Zusammenhang Moskau? Es kann natürlich hier nicht unsere Aufgabe sein, uns mit der politischen oder wirtschaftlichen Theorie und Praxis des Bolschewismus auseinanderzusetzen. Das haben wir nun oft genug besorgt. Wir betrachten diese als eine Entartung des Sozialismus und ein schweres Verhängnis für ihn, wir verwerfen sein Gewaltevangelium, seinen Despotismus, seine übermacchiavellistische Politik, seine Kitschkultur; wir mussten den Kampf gegen den Bolschewismus gerade darum mit äusserster Entschlossenheit führen, weil wir Sozialisten sind und weil es galt, den Sozialismus vor der völligen Katastrophe zu retten. Aber nachdem dies alles festgestellt ist, muss doch ein Anderes gesagt werden, das wir auch bisher nie ganz verschwiegen, oft sogar stark hervorgehoben haben: Mit jener Kritik des politischen und wirtschaftlichen Bolschewismus bewegen wir uns, wie wir müssen, auf der Ebene, dem Feinde Auge in Auge gegenüber. Aber es gibt neben dieser politischen und wirtschaftlichen Beurteilung des Bolschewismus eine geschichts-philosophische, neben der in der Ebene eine von der Höhe her. Der Bolschewismus oder Moskau, wie wir nun sagen wollen, bedeutet uns doch noch etwas anderes: eine verirrte Reichs-Gottesbewegung. Es ist, mit

andern Worten, Messianismus, Hoffnung auf eine neue Welt und Verkündigung dieser Welt. Und darin, nicht in den Einzelheiten seiner Politik und Wirtschaft, liegt seine Werbe- und Verführungskraft.

Dieser Messianismus knüpft sich auf zweierlei Weise an Moskau. Einmal ist der Bolschewismus eine Erscheinungsform des Marxismus. Man kann sagen, dass in ihm dessen Bestes und dessen Schlechtestes gleichmässig hervortrete. Dessen Bestes ist aber jedenfalls der Messianismus. Das wäre also ein vom Westen überkommenes Erbe. Dazu gesellt sich aber wohl sicher noch ein Element, das dem Osten selbst eigen ist. Es ist wohl eine unbestreitbare Tatsache, dass in Russland stärker als irgendwo sonst in der christlichen Welt ein Messiasbewusstsein eines ganzen Volkes hervorgetreten ist, insofern als das russische Volk sich nach dem Glauben vieler seiner grössten Führer, wie auch, in anderer Form, des einfachen Mannes, berufen wusste, die Herrschaft Christi über die Welt, mindestens einen Teil derselben, zu tragen. Die Christokratie ist das eigentliche russische Ideal. So hat es zuletzt ja noch Dostojewsky — um nur den Grössten zu nennen — hinreissend verkündigt. Christokratie ist aber eine bestimmte Form der Theokratie. Man darf in diesem Sinne wohl auch von einem russischen Chiliasmus reden; hierin hat das Buch von Mühlestein[1]) wohl nicht Unrecht. Eine weltliche Form sozusagen dieses Ideals ist auch der russische Anarchismus eines Bakunin und Krapotkin, dem allerdings in Tolstoi ein religiöser zur Seite tritt. Und nun ist wohl ziemlich sicher, dass in den russischen Bolschewismus neben dem Strom, der von Marx herkam, auch einer von Bakunin und Krapotkin und sogar einer von Tolstoi her geflossen ist, dies zum mindesten in Form einer gewissen Grundstimmung, einer gewissen geistigen Erdkraft des russischen Bodens — alles vielleicht ohne Wissen, ja gegen den Willen der bolschewistischen Führer.

Eine Reichsgottesbewegung ist der Bolschewismus, aber eine verirrte. Denn er will ein Reich Gottes ohne Gott. Eine Christokratie will er, aber eine Christokratie ohne Christus. Damit tritt er auf die Linie des Antichrist. Denn der Antichrist ist nach biblischer Vorstellung nicht eine Macht, die in klarem Gegensatz zu Christus steht, sondern eine, die ihn täuschend nachahmt. Etwas von der Verführungskraft des Bolschewismus kommt ganz gewiss daher, dass sein Messias einige Züge Christi zu tragen scheint. Dass aber, in diesem Sinne, der Antichrist das Werk Christi übernimmt, dass das Gottesreich verkündigt wird ohne Gott, dass diese Gottesreichsbewegung eine verirrte ist, das ist die ungeheure Tragödie der Entwicklung des Christentums in Europa, die es stets zu bedenken gilt, wenn man den Problemen, vor die wir

[1]) Russland und die Psychomachie Europas. Vgl. 10. 1925.

heute gestellt sind, auf den Grund kommen und den Weg, den wir zu gehen haben, erkennen will.

Man darf vielleicht auch sagen: der Bolschewismus ist ein verweltlichtes Gottesreich und sein Moskau ein verweltlichtes Moskau. Aber nun kann man vielleicht das Wesen dieser verweltlichten Theokratie, die der Bolschewismus darstellt, am besten erkennen, wenn man bedenkt, was das alte Moskau war. Das alte Moskau war ein Despotismus. Es war dies in Form der weltlichen Zarenherrschaft, aber auch in Form eines autoritativen Kirchentums, das mit dem despotischen Staate in engster Verbindung stand. Das russische Christentum und der russische Staat, ineinander verschmolzen, stellten die Form dar, die man Zäsaropapismus nennt, ein System also, worin der Zäsar auch Papst ist, worin die weltliche Gewalt auch die geistliche repräsentiert und bestimmt. Was ist der Bolschewismus anders? Nur dass an Stelle des Zaren der absolute bolschewistische Staat getreten ist, der aber auch alle Kultur in den Händen hat, auch die Religion, in dem Sinn, dass er seinen Untertanen (denn von Bürgern kann man da nicht reden) auch die Gesinnungen vorschreibt, die ihm passen, dass er diese Gesinnungen durch seine Institutionen und Machtmittel heranzüchtet und auf alle Weise fördert. Wenn man dazu noch den marxistischen Messianismus nimmt, so ist zu bedenken, dass dieser ein Messianismus ohne das Kreuz ist. Er gleicht also nach einem organischen Gesetz jenem Messianismus des Spätjudentums, dessen Messias mit eisernem Szepter die Weltreiche zerschlägt und dessen Pferd bis zu den Knöcheln im Blut der erschlagenen Feinde des Gottesreiches watet. So schafft auch der Bolschewismus sein Reich des Friedens und der Gerechtigkeit durch Blut und Gewalt. Die gleichen Bildungen wiederholen sich unter gleichen Bedingungen. Noch anders gesagt: es ist Barrabas im Gegensatz zu Jesus.

2. Genf.

Moskau bekämpft mit wildem Hass Genf.

Was ist denn Genf?[1])

Auch hier ist zwischen dem alten Genf und dem heutigen zu unterscheiden. Was bedeutete das alte Genf? Zweifellos auch eine Theokratie, das alleinige Recht und die alleinige Herrschaft des heiligen Gottes, dem allein die Ehre gebührt. Hier geht die Gottesherrschaft wirklich von Gott aus. Darum ist sie im letzten Grund demokratisch, wie wir denn ja wissen, dass der Calvinismus

[1]) Wenn ich Genf sage, so ist das natürlich hier nicht rein geographisch gemeint. Dieses Genf liegt zum Beispiel auch in Edinburg oder im Zürich Zwinglis, Genf ist nicht ein Ort, sondern eine Idee. Das gilt übrigens auch von Moskau, Rom und Wittenberg.

die tiefste und stärkste Quelle der Demokratie im Abendlande geworden ist. Denn Demokratie ist, um dies wieder zu sagen, nicht jakobinische Gleichheit und überhaupt nicht in erster Linie Gleichheit, sondern Betonung des unbedingten Rechtes, das dem Einzelnen eignet, aber *jedem* Einzelnen. Dieses Recht bekommt er von Gott, mit dem er in einem unmittelbaren Verhältnis steht, zu dem das Wort Gottes selbst, das man in der Bibel findet, den Zugang eröffnet und die Vollmacht gibt. Es ist, wie ich mich gern ausdrücke, ein *heiliges Recht*, das sich damit auf jeden Menschen herabsenkt. Das ist die tiefste Grundlage aller echten Demokratie. Und diese Reichsunmittelbarkeit des Verhältnisses zu Gott ist *Freiheit*. Die Gottesherrschaft, die das Ziel des Calvinismus ist, soll sich nicht in einer Institution verkörpern, weder in einem Staat, noch in einer Kirche, beide, staatliche Organe und Kirchen, sind vielmehr blosse Werkzeuge für diese Aufgabe und streng dem Gott untergeordnet, der stets *über* ihnen ist.

Der Vorzug dieser Art vor dem alten und neuen Moskau leuchtet ein. Hier ist es wirklich Gott, der herrscht, nicht der Mensch in Form einer gottmenschlich gedachten Institution. Darum wird hier nicht die Unterwerfung unter eine abstrakte despotische Menschenmacht verlangt, sondern der Einzelne heilig gehalten. Daraus folgt unmittelbar, dass die *Gewalt* diesem Denken zuwider sein und das *Recht* für es eine überragende Bedeutung gewinnen wird, dass ihm auch aller politische Macchiavellismus als tödlicher Widerspruch zu dem von ihm vertretenen Geist erscheinen muss.

Dennoch geht es nicht an, auf dieser Seite nur Vorzüge zu sehen. Es fehlt der calvinistischen Theokratie, soweit dieser Zusammenhang in Betracht kommt, Zweierlei: Einmal das *messianische* Element. Sie hat nicht das, was wir heute kurz die *Hoffnung* nennen, das heisst: den Ausblick auf ein Vordringen des Gottesreiches auf Erden. Zum mindesten tritt dieses Element nicht so hervor, wie es im Neuen Testament geschieht. Ueberhaupt weiss man ja, dass der Calvinismus etwas Alttestamentliches an sich hat. Und das ist nun das Zweite, was ihm fehlt: das *Spezifische*, das von Christus kommt. Man könnte die Genfer Theokratie nicht leicht eine Christokratie nennen. Es fehlt die Bergpredigt, die Nachfolge Christi, die Liebe des Jesus der Evangelien, das was des Franziskus Leben und Tolstois Volkserzählungen so wunderbar darstellen. Welch ein Gegensatz zwischen Calvin und dieser Welt! Aber Franziskus und Tolstoi gehören zur Wahrheit Christi *mindestens* so sehr, wie Calvin — das sei der heutigen Mode, die besonders Tolstoi ungünstig ist, zum Trotz gesagt. Weil aber, wenn auch in verirrter, entstellter Form, im Bolschewismus doch etwas von jener Hoffnung des ursprünglichen Christentums und auch, noch mehr verflüchtigt, etwas von jener Christusliebe zum armen Volk lebt, so hat er in diesem

Punkte etwas vor dem Calvinismus voraus. Jedenfalls hat die Christokratie Moskaus das vor der Theokratie Genfs voraus.

Nun handelt es sich für uns freilich nicht bloss um das alte Genf, das Genf der biblischen Theokratie, sondern auch um das neue Genf, das des Völkerbundes, anders gesagt, nicht nur um das Genf Calvins, sondern auch um das Genf Wilsons. Dass zwischen beiden ebenfalls ein tiefer Zusammenhang besteht, haben wir oft genug gezeigt. Man kann das Wesen des Völkerbundes — dem Ideal nach betrachtet — wohl durch den Ausdruck Völkerdemokratie bezeichnen, und wenn wir zu einer vorhin geprägten Formel zurückkehren, so können wir sagen: Der Völkerbund bedeutet jenes „heilige Recht", sich herabsenkend auf jedes Volk. Er bedeutet also Recht, nicht Gewalt, Freiheit nicht Diktatur. In alledem ist Genf Moskau bei weitem überlegen.

Und doch liegen auch hier die Vorzüge nicht nur auf der einen Seite. Es ist klar, dass Demokratie zur Komödie wird, wenn sie bloss politisch ist und nicht auch wirtschaftlich wird. Darum ist der Hass der Bolschewisten gegen die westliche Demokratie, die Genf symbolisch verkörpert, nicht unbegreiflich. Sie sehen eben zu wenig die Idee und sehen bloss die sehr unvollkommene Wirklichkeit, vergessend, dass man sich auch bei ihnen mindestens so sehr an die Idee halten muss. Allerdings wissen sie auch, dass wenn aus Genf Ernst würde, Moskau besiegt wäre. Nun ist freilich in der calvinistisch begründeten Demokratie auch die soziale angelegt, sie ist deren notwendige Konsequenz; aber sie ist bisher noch nicht genügend hervorgetreten und so lange dies der Fall ist, bekommt Moskau ihr gegenüber zum mindesten ein Scheinrecht.

Dazu kommt ein Zweites. Wenn man den Völkerbund eine theokratische Bewegung nennen wollte, so müsste man hinzufügen, dass auch hier die Hauptsache, wenn nicht ganz fehlt, so doch nicht in genügender Kraft vorhanden ist. Es mangelt auch hier die religiöse Gründung im tiefsten Sinn. Der Völkerbundsgedanke ist nicht genug verbunden mit dem Glauben an Gottes kommendes Reich und Gottes alleinige Macht, die Demokratie überhaupt der tiefsten Wurzeln beraubt. Kurz gesagt: auch Genf ist verweltlicht. Für das was nötig wäre, um die neue Gestalt der Völkerwelt zu schaffen, strömt jener alte heilige Quell nicht mehr kräftig genug.

3. Rom.

Mit Moskau und Genf tritt Rom in Wettbewerb. Man erinnere sich an das, was unlängst unter dieser Rubrik über den Katholizismus als Faktor der Weltlage gesagt worden ist.

Was bedeutet Rom in diesem Zusammenhang?[1])

[1]) An das Rom Mussolinis wird hier nicht gedacht.

Auch Rom will die Theokratie, die Gottesherrschaft. Aber es will sie wieder in einer besonderen Form, kurz gesagt, in Form der Kirche oder auch allgemeiner, der Religion. Das bedeutet: es erstrebt wohl, dass die Welt sich der Ordnung Christi, so wie es diese auslegt, unterwerfe, aber es will doch nicht eigentlich eine Weltumgestaltung. Auch ihm fehlt das, was man heute das eschatologische Moment nennt, die Hoffnung. Wohl rechnet es mit der Möglichkeit von Fortschritten christlichen Geistes und christlicher Lebensordnung in der Welt, aber der Gedanke, dass die Christenheit ausschliesslich dazu da wäre, im Kampf mit den widergöttlichen Gewalten Gottes Sache zu vertreten und als seine Gemeinde kämpfend, arbeitend, betend auf das Kommen seines Reiches zu harren, liegt ihm recht fern. Es fehlt ihm, möchte ich sagen, das prophetische Element. Es ist auf die ruhende Wahrheit eingestellt. Denn das Reich Gottes erblickt es einerseits in dem vollendeten Zustande des Jenseits, anderseits hier auf Erden in der Kirche selbst, in den Sakramenten, der Hierarchie, der religiösen Uebung. Mit andern Worten: während das Reich Gottes im Sinne von Moskau und Genf, bei jedem auf seine besondere Weise, auf Weltwirklichkeiten ausgeht, so gibt sich Rom mit der Religion zufrieden.

Nun nähert sich Rom Moskau insofern, als auch sein Reich Gottes sich in einer gottmenschlichen Institution darstellt. Rom ist, wie Moskau, autoritär, nicht demokratisch — wobei übrigens, wie beim alten Moskau, dahingestellt bleiben mag, inwiefern es doch auch ein, vielleicht recht starkes, Moment der Demokratie und Freiheit in sich schliesst. Freilich tritt Rom zu Moskau wieder dadurch in Gegensatz, dass bei ihm nicht vom Staate aus die Kirche regiert wird, sondern, dem Ideal nach, umgekehrt der Staat sich in letzter Instanz nach der Kirche zu richten hat. Schroff ausgedrückt, haben wir hier statt dem Zäsaro-Papismus den Papo-Zäsarismus.

Dass auf diese Gestaltung der römischen Kirche auch der Boden, auf dem sie entstanden ist, einen Einfluss gehabt hat, ist schwerlich zu leugnen. Die Ecclesia Romana ist die Erbin des Imperium Romanum geworden. Der Trieb nach Weltbeherrschung strömt ihr gleichsam von jenem Boden zu. Die Riesenkuppel der Peterskirche ist die Fortsetzung und Ueberbietung des Pantheons wie des Kolosseums, der Papst nicht bloss der Nachfolger Christi, sondern auch der Nachfolger Zäsars.

Das bedeutet nicht nur Nachteil. Rom war infolge dieser Erbschaft von vornherein dazu prädistiniert, den Katholizismus zu vertreten, das heisst den Gedanken, dass in Christus der ganze Erdkreis vereinigt sein müsse, und den damit zusammenhängenden, dass alle Weltordnungen, der Staat inbegriffen, sich der Ordnung Christi zu beugen hätten. Durch die Geltendmachung dieses theokratischen

Ideals hat Rom dem Abendland Grosses und Grösstes gegeben, vielleicht doch noch etwas mehr, als man gewöhnlich in protestantischen Kreisen annimmt. Es hat dieses Ideal, diesen übernationalen Universalismus und diesen Anspruch Christi gegenüber allen weltlichen Ordnungen auch zu einer Zeit vertreten, wo beides im Protestantismus stark vergessen war. Und heute ist Rom inmitten der Auflösung der alten sittlichen Welt in einen Naturalismus, den man zu sehr ehrt, wenn man ihn Heidentum nennt, ein nicht gering zu schätzender Hort christlicher Sitte und Lebensauffassung.

Aber seine Mängel liegen deswegen doch auf der Hand. Auch hier will ich zur Ergänzung des darüber Gesagten das gleiche Stichwort gebrauchen wie vorher: auch Rom verfällt immer wieder der Verweltlichung. Während Moskau um des Welterfolges willen Gott aufgibt, der Calvinismus aber aus seinem Gottesglauben nicht genügend Konsequenzen für die Umgestaltung der Welt zieht und sein Gottesglaube auch die alte Gewalt verloren hat, ist Roms Fehler stets eine gewisse Vermischung von Gott und Welt gewesen, eine gewisse Verstrickung der Religion in die Politik in dem Sinne, dass die Politik das Mittel bilden soll, der Religion Macht zu verschaffen. Kurz: auch bei Rom hat man so wenig als bei Moskau die Empfindung, dass seine Herrschaft Gottes Herrschaft wäre.

4. Ausblick und Aufgabe.

Der Kampf dieser drei geistigen (und nicht bloss geistigen) Weltmächte wird also, wie ich meine, das Bild der Entwicklung der Welt in der nächsten Zeit zu einem guten Teil bestimmen. Ein gigantisches, spannendes, vielverschlungenes Ringen!

Was sollen wir dazu sagen? Was wird wohl das Ergebnis dieser Entwicklung sein? Und was für Aufgaben erwachsen wohl aus diesem Tatbestand?

Darüber nur ein kurzes Wort. Denn die Aufgabe dieser Erörterung ist mehr die Klärung der Lage, die Anleitung zu einer Betrachtung der Weltbewegung in grossem Stil, als die Prophezeiung dessen, was einst sein wird und die Anweisung für ein bestimmtes Tun. Doch soll beides, soweit es möglich ist, nicht ganz fehlen.

Eins scheint mir diese Entwicklung ziemlich deutlich anzuzeigen; es ist das, was ich schon zum Beginn dieser Ausführungen angedeutet: dass nämlich die politische Auseinandersetzung immer mehr in eine andere Sphäre übergehen wird, in dem Sinn, dass immer mehr der Untergrund und Hintergrund aller Politik in der „Weltanschauung" hervortreten und immer mehr geistige Mächte in sie eingreifen werden. Das bedeutet, dass, zunächst in einem etwas weiten Sinn des Wortes, die theokratische Bewegung zunehmen wird, die Bewältigung der Weltprobleme von

höheren und letzten Gesichtspunkten aus.[1]) Damit ist aber auch unsere Aufgabe bezeichnet: sie kann, wie mir scheint, nur darin bestehen, dass wir diese Bewegung, so viel an uns liegt, fördern.

Aber wie denn sollen wir sie fördern? Wo sollen wir Posto fassen?

Ich antworte: die drei theokratischen oder Gottesreichsbewegungen, die wir dargestellt haben, vertreten alle eine Wahrheit, aber keine die ganze Wahrheit des Reiches Gottes. Dazu ist jede mit allerlei Mängeln behaftet. Das Reich Gottes, wie es uns aus dem alten und neuen Testament entgegentritt, liegt *über* ihnen und vereinigt in einer Synthese ihre Wahrheiten, ohne ihre Mängel und Irrtümer zu teilen. Es geht ganz von Gott aus und will doch ganz zur Welt, ohne Gott selbst mit der Welt zu vermischen. Es ist Autorität und Freiheit, Demokratie und Sozialismus (beides im tiefsten Sinn), es ist Gerechtigkeit und Liebe, Heiligkeit und Barmherzigkeit zugleich, alles in wunderbaren Antinomien, die aber eine wunderbare Einheit bilden. *Diese* Wahrheit zu suchen und zu vertreten, so weit und so gut es uns gegeben ist, scheint mir unsere Aufgabe. Alle Entwicklungen der Gegenwart scheinen auf *ihren* Durchbruch hinzudeuten. Wenn er geschieht, und in dem Masse als er geschieht, wird jener Kampf entschieden, oder, was auf das Gleiche hinauskommt, in eine andere Sphäre erhoben.

Auf Einen Punkt lege ich auch hier das Gewicht: wenn jene Reichsgottesbewegungen alle an einer gewissen, mehr oder weniger grossen Verweltlichung leiden, so ist die Aufgabe doch wohl, aus der Verweltlichung zurückzukehren, also eine tiefe und umfassende Umkehr. Das bedeutet besonders, dass wir die verweltlichte und verirrte Gottesreichs- und Christuswahrheit wieder in den rechten und ursprünglichen Zusammenhang bringen, dass wir von dort aus Demokratie und Sozialismus sowohl erneuern als vereinigen, dass wir das, was im Namen des Antichrist getan worden ist und getan wird, weil man unterlassen hat und unterlässt, es im Namen Christi zu tun, von ihm aus vertreten — alles nach dem Masse der Kraft und Einsicht, die uns geschenkt wird.

5. Wittenberg.

An diese Stelle nun möchte ich Wittenberg setzen.

Was bedeutet in diesem Zusammenhange Wittenberg?

[1]) Ich erlaube mir, den Ausdruck wörtlich nehmend, unter Theokratie einfach Gottesherrschaft zu verstehen, obschon ich wohl weiss, dass man darunter meistens ein staatliches, seis staatskirchliches, seis kirchenstaatliches System versteht und mit dem Worte den Begriff des *Zwanges* verbindet. Daher rede ich, um diesen Irrtum zu vermeiden, gern von *freier* oder *laienhafter* Theokratie. Der Ausdruck „Theonomie", den z. B. Tillich für diese Sache braucht, ist mir für meine Zwecke zu gelehrt.

Wittenberg bedeutet eine ganz und gar antitheokratische Denkweise, und zwar dies in weltlicher und geistlicher Form.

In weltlicher Form. Wittenberg, als Ausgangspunkt des verweltlichten Luthertums, auf das sich auch das Alldeutschtum mehr oder weniger stützt, lehnt es ab, die Ordnungen der Welt dem Gesetz Gottes zu unterwerfen. Jene haben ihr „eigenes Gesetz", Egoismus und Gewalt, edler gesagt: den Willen zur Macht. Ethisch ausgedrückt: die sittlichen Masstäbe, die wir für das Privatleben anerkennen, sind nicht ohne weiteres auf das öffentliche Leben, besonders das politische und wirtschaftliche, anzuwenden. Dieses gehorcht den Ordnungen der Natur, man verdirbt es bloss, wenn man ihm ein fremdes Gesetz aufdrängen will. Aus dieser Grundauffassung ergibt sich eine gewisse Vergottung der Weltgewalten, des Staates, der Nation, der Rasse, des Blutes. Mit ihr liegt die theokratische Auffassung in jeder Form in einem Kampf auf Leben und Tod. Dabei ist Wittenberg (wie das auch von den andern drei Orten bemerkt worden ist) nur Typus und Symbol einer Denkweise, die auch sonst überall vorkommt.

Anders ist die geistliche Form dieser Denkweise. Sie setzt nicht die Welt in dieser Weise ausserhalb der Ordnung Gottes. Aber sie ist doch von einem tiefen Misstrauen gegen ein Hineintragen göttlicher Masstäbe in das Weltleben, gegen jeden Anspruch, in menschlichen Formen Gottes Willen Genüge zu tun, erfüllt. Dies gilt ja insofern auch vom Calvinismus, als er von der Souveränität Gottes aus alles Menschliche vernichtet, sobald es Ansprüche gegen Gott macht; aber die schroffe Scheidung zwischen der Sphäre des Evangeliums und der Sphäre der weltlichen Ordnungen ist doch dem Luthertum eigen. Denn im Calvinismus lebt der gewaltige Willen, im Gehorsam gegen Gott ihm das Weltleben zu heiligen. Darum kann sich auch an den Calvinismus die Hoffnung leichter ansetzen, ja sie wächst mit einer gewissen Notwendigkeit aus ihm hervor, während sie im Luthertum kaum einen Ansatzpunkt findet, weil hier das sola gratia alles übrige verschlingt. Tiefer Unglaube gegenüber aller Erwartung von Siegen der Gotteskräfte über die Weltmächte inmitten der irdischen Geschichte kennzeichnet die geistliche so gut wie die weltliche Form dieser Denkweise. Darum hasst Wittenberg Rom, aber fast noch mehr Genf, weniger als Moskau.

Das ungeheuer Verhängnisvolle dieser Art für die Entwicklung der Sache Christi ist in den „Neuen Wegen" und anderwärts von uns genug hervorgehoben worden. Aber wenn das getan ist, dann soll ein grosses Zugeständnis gemacht werden: als Korrektiv gegenüber einer wirklichen Vermischung von Gott und Welt mag diese Denkweise auch ihre bedeutsame Rolle in der Oekonomie des Reiches Gottes spielen. Denn Gott steht immer

über allen weltlichen Formen, in denen sein Reich Gestalt annehmen kann. Das ist auch für uns selbstverständlich, es ist nie geleugnet und stets mit Nachdruck verkündigt worden, wenn auch eine gewisse theologische Verleumdung uns immer wieder etwas Anderes andichten möchte. Es mag aber gut sein, wenn eine solche Denkweise in einer machtvollen Form den andern entgegentritt, so dass sie genötigt werden, sich mit ihr auseinanderzusetzen, und ihr, so weit dies richtig ist, Genüge zu tun. Und auch das Recht des *natürlichen Lebens*, das auch von Gott ist, darf nicht vergewaltigt, sondern bloss erlöst werden. Ich muss aber zur Vermeidung von Missverständnissen hinzufügen, dass Wittenberg diese Aufgabe nur in dem Masse erfüllen wird, als es die Wahrheit, die die Andern vertreten, die theokratische Wahrheit, ebenfalls anerkennt und verficht. So gehört Wittenberg zu Moskau, Genf und Rom.

Aber auch es ist nur teils Vorbereitung, teils Bestandteil der umfassenden Wahrheit, nach der jetzt das Sehnen der Welt geht. Jene ist auch das Zentrum des Pfingstgedankens. Den Weg, wie sie zu uns kommen kann, bezeichnet darum die alte Pfingstlosung: Veni, creator spiritus.

19. Mai. L. *Ragaz*.



Rundschau

Zu den Weltereignissen. „Finsternis decket das Erdreich und Dunkel die Völker." Von allen Seiten lässt es sich herein. Der erste schwere Schlag nach den Genfer Ereignisen vom März war für alle Sehenden, welche einen Weg zum Lichte für Europa und die Welt suchen, *der deutsch-russische Vertrag*. Gerne wollte ich glauben, er sei harmlos und ehrlich gemeint und bedeute etwas Gutes. Das wäre ja an sich *möglich*. Man behauptet, der Vertrag bilde eine Brücke zwischen dem durch den Vertrag von Locarno befriedeten Westen und dem zu befriedenden Osten, sei also eine Fortsetzung des Werkes von Locarno. Gewiss ist damit eine notwendige *Aufgabe* bezeichnet, und wie würde ich mich freuen, wenn der Berliner Vertrag ein Stück von deren Lösung im Auge hätte. Aber ich kann nicht daran glauben, und da ich nicht meine, es sei der Friedenssache dadurch gedient, dass man, sein Wahrheitsgewissen überhörend, die Dinge besser sieht, als sie sind, so kann ich mich auch nicht zu einem solchen Glauben zwingen. Ich hätte diesen Glauben, wenn ich die Ehrlichkeit eines Stresemann und Tschitscherin annehmen könnte; aber das kann ich nicht. Auch ist der Wortlaut des Vertrages selbst wie die Begleitbriefe durch und durch zweideutig. Keine Spur und kein Hauch von jenem Geist einer wirklichen Annäherung von Osten und Westen. Vielmehr lauern, für jedes Auge, das nicht betrogen sein will, sichtbar, hinter diesem Abkommen die Dämonen eines Abgrundes, in den Europa, und mit ihm die Welt, stürzen kann. Die Auslegung derjenigen, die darin eine Vorbereitung der deutschen Revanche nach dem Osten und der russischen nach dem Westen hin sehen, scheint mir der Wahrheit sehr viel näher zu kommen als jene andere. Wenn man das in Deutschland, einige Ausnahmen abgerechnet, nicht sieht, sondern dem Abkommen allgemeine Zu-

stimmung spendet, so ist das eine ganz betrübende Tatsache und ein schlechtes Zeichen für die Zukunft. Denn man erkennt daran wieder, wie leicht es sein wird, in einer kritischen Stunde fast das ganze deutsche Volk, von den Alldeutschen bis zu den Kommunisten, zu einer einheitlichen „nationalen Front" zusammenzuschliessen. Diese fast einhellige Zustimmung stammt meines Erachtens vor allem aus e i n e r Quelle: aus der Befriedigung, die der Vertrag dem nationalen Selbstgefühl gewährt. Dieses Selbstgefühl ist es auch, das die überwiegende „östliche Orientierung" der Deutschen, besonders ihrer Intellektuellen, erklärt. Denn dieses Selbstgefühl ist durch den Westen beleidigt worden und hat sich, Ersatz für verlorene „Geltung" suchend, nach Osten gewendet. Aber dass dieses nationale Selbstgefühl einen so entscheidenden Faktor bildet und so leicht in falsche Bahnen gelenkt werden kann, ist eine Tatsache, die zu schwerer Sorge Anlass gibt. Wie leicht wird es sein, eines Tages eine diesem Nationalgefühl entsprechende Parole auszugeben und durchzusetzen, wenn es einmal einer entschlossenen Partei gefällt, 1914 zu wiederholen!

Dass das nationale Selbstgefühl in diesem Falle, wie so oft, gründlich irrt, ist meine ganz sichere Ueberzeugung. Es kann auf diesem Vertrag kein Segen ruhen, weil er tief unehrlich ist. Denn was jene Deutschen wollen, die vor allem nach der „östlichen Orientierung" drängen, ist, abgesehen von den Kommunisten, das Gegenteil dessen, was die Russen damit erstreben. Jene wollen die verlornen östlichen Gebiete wieder erobern, überhaupt die deutsche Macht soweit als möglich über den Osten (und Südosten) verbreiten, dazu vielleicht, wenn es auch dafür zu langen schiene, die Russen zu einem Vorstoss nach dem Westen benutzen, um dann, nach vollbrachtem Dienst, den Mohr gehen zu lassen, allfällig auch dem Bolschewismus den Todesstoss zu versetzen. Die Russen aber hoffen, mit deutscher Hilfe nicht nur die westlichen und südlichen Randstaaten niederwerfen, sondern auch den Völkerbund vernichten und dann, infolge des damit entstandenen Chaos, den Bolschewismus zum Siege über die Welt führen zu können. Trägt ein solches Bündnis etwas anderes in sich als Fluch — Fluch für die, welche es abschliessen, wie für die ganze Welt? Und was soll man dazu sagen, dass Deutschland in dem Augenblick, wo es in den Völkerbund eintreten will, sich mit dessen Todfeind verbündet? Ist das deutsche Ehrlichkeit und deutsche Treue?

Aber es ist auch kein deutscher G e w i n n. Deutschland raubt sich damit bloss alles Vertrauen der übrigen Völker. Und wenn es zur Katastrophe kommt, so werden sich die Spekulationen seiner Machtpolitik genau so trügerisch erweisen, wie die von 1914. Nicht neue „Weltgeltung", sondern Untergang wird sein Teil sein. Zur Vermeidung jeden Missverständnisses wiederhole ich, was ich schon oft ausgesprochen habe: dass es sich nicht darum handelt, einen Westblock dem Ostblock gegenüberzustellen und Deutschland für jenen gegen diesen zu gewinnen, vielmehr diesen Gegensatz a u f z u h e b e n, und dass Deutschland gerade darin eine neue Augabe und neue Grösse fände; aber was Deutschland mit dem Berlinervertrag bewirkt, ist gerade die Schaffung dieses Gegensatzes und sein Anschluss an den Ostblock. Dabei halte ich es für ganz undenkbar, dass die führenden Politiker des Westens von allem Verstand so völlig verlassen sein sollten, um eine Verwendung des Völkerbundes zu einem Krieg gegen Russland für möglich zu halten, vorausgesetzt, dass Russland selbst nicht angreifend vorgehe. Dass der Völkerbund dafür auf gar keine Weise brauchbar wäre, sieht doch jedes Kind. Wohl aber ist die Zertrümmerung des Völkerbundes ein sehr wirkliches und, für i h r e Denkweise, vernünftiges Ziel der bolschewistischen Politiker.

So bedeutet der Vertrag von Berlin noch mehr als einst der von Rapallo eine schwere Vergiftung der Atmosphäre Europas. Darum ist er, wie mir scheint, ein rechtes Teufelswerk. Dass unter solchen Umständen die Abrüstung vorwärts gehen könne, ist natürlich ausgeschlossen, so richtig sie

trotzdem wäre. Ob nicht die Ereignisse in Polen und sogar der unerklärliche Abbruch des englischen Generalstreikes schon zu den Wirkungen der dadurch geschaffenen Lage gehören? Man darf zum mindesten diese Frage aufwerfen.

Diese polnischen Ereignisse können viel eher als der Berliner Vertrag einen guten Sinn haben, insofern als hier eine Reaktion edlerer Elemente gegen schlimmere auftritt und der Führer jener Reaktion, Pilsudsky, ein Mann ist, dem man allerlei zutrauen darf, was für Polen und Europa heilsam wäre. Doch ist die Entzündung in jenem heiklen Teil des europäischen Leibes bedenklich — wie leicht können dadurch die Gelüste der Chirurgen östlich und westlich von ihm gereizt werden! — und bedenklich, wenn wieder in einem Volke die Demokratie zu versagen scheint und die militärische Diktatur ihr Haupt erhebt, seis auch diesmal im Interesse der Demokratie und des Friedens.

In einem innern Zusammenhange mit diesen Entwicklungen stehen gewisse Vorgänge innerhalb Deutschlands. Der aufgedeckte Putschversuch einflussreicher deutsch-nationalistischer Kreise, wovon einer der Teilnehmer, Hugenberg, einen grossen Teil der deutschen Zeitungen in der Hand hat, zeigt, wie der ungarische Münzfälscherprozess, was im Stillen vorbereitet wird, während die Flaggenverordnung Hindenburgs das weitere Vorrücken der monarchistischen Restauration bekundet.

Aber das Dunkel senkt sich nicht bloss auf Europa, sondern auch auf die übrige Welt wieder tiefer herab. Der Marokkokrieg geht weiter infolge von französisch-spanischen Friedensbedingungen, die von den Riffleuten so wenig angenommen werden konnten, als einst das österreichische Ultimatum von Serbien, und der Flammenherd in Syrien ist nicht gelöscht. Wenn in diesen Fällen die Europäer schweres Unheil nach Afrika und Asien tragen, so tragen die Amerikaner es ihrerseits nach Europa. Das, was sie Frankreich auferlegen, ist nach meinem Empfinden eine schmähliche Demütigung. (Ueberhaupt, das arme „siegreiche“ Frankreich!) Der amerikanische Schuldvogt gehört neben dem faschistischen Knüppelträger und dem bolschewistischen Rotgardisten zu den dämonisch-apokalyptischen Erscheinungen der Zeit.

Ein Ereignis von ganz schwerer symptomatischer Bedeutung ist auch der englische Generalstreik.[1]) Noch ist es zu früh, um darüber etwas Abschliessendes zu sagen. Denn wir wissen noch zu wenig, was wirklich geschehen ist. Was hat die englischen Arbeiterführer zur Kapitulation vor den hochfahrenden Ansprüchen ihrer Tories geführt, in dem Augenblicke, wo nach den Berichten, die von der Arbeiterseite ausgingen, die Stimmung der Streikenden vortrefflich war und die Arbeiterschaft der ganzen Welt in bisher noch nie gesehener Einheit und Kraft ihr zu Hilfe eilte? So wenig ich sonst zu solchen Erklärungen neige, muss ich diesmal doch fast an etwas wie einen „Verrat“ der Führenden denken, die vor irgend einer „bürgerlichen Ideologie“ (auch diesen Ausdruck brauche ich sonst nicht gerne) zusammenbrachen. Aber wie es sich damit auch verhalte, so scheinen schwere Folgen dieses Ereignisses unvermeidlich. Die englische Arbeiterschaft wird von den bösen Geistern der Niederlage — einer schlechten Niederlage! — heimgesucht werden. Sie wird sich spalten: konservativer Kleinmut auf der einen, falscher Radikalismus auf der andern Seite werden diesen bisher hoffnungsvollsten Teil der Arbeiterbewegung zersetzen. In der ganzen Welt wird das Selbstvertrauen der Arbeiterschaft vermindert und das der Reaktion vermehrt sein. Das Auseinandergehen in Faschismus hier und Bolschewismus dort ist wahrscheinlicher geworden. — Auch ein anderes Auseinandergehen hat

[1]) Diese Ausführungen sind rasch nach dem Abbruch des Generalstreikes geschrieben worden. Ich werde auf diesen zurückkommen. Mein Urteil hat sich freilich inzwischen nicht geändert.

sich bei diesem Anlass angekündet. Es scheint, dass die Regierung ihren Sieg wesentlich dadurch errungen hat, dass sie gegen den Generalstreik die Autorität des Staates ausspielte. Ganz ohne Recht; denn es handelte sich nicht um den Staat, sondern um einen Kampf im Wirtschaftsleben. Sie hat im Namen des Staates Partei für das Kapital genommen und hat, wie es scheint, infolge des Umstandes triumphiert, dass die Ehrfurcht vor den bestehenden Institutionen dem englischen Arbeiter noch stark im Blute sitzt. Aber hat sie damit nicht ein gewagtes Spiel gespielt? Wird der Arbeiter sich dadurch ewig erschrecken lassen? Hier könnten sehr umstürzende Entwicklungen einsetzen. Es gibt Siege, die man der Kurzsichtigkeit verdankt und teuer bezahlen muss.

Ueberhaupt scheint mir das Recht sehr deutlich auf der Arbeiterseite gewesen zu sein. Ihnen gegenüber stand jene konservative Regierung, die, nachdem sie ein Fluch für die internationalen Verhältnisse gewesen, nun auch ein solcher für die sozialen geworden ist. Es ist schwer, eine solche Macht triumphieren zu sehen, natürlich mit direkter Hilfe eines grossen Teils derer, die sie bekämpft — denn die Arbeiterschaft bildet in England fast zwei Drittel der Bevölkerung. Diese Siege ungerechter Gewalten, diese überall auftauchenden dämonischen Formen des Bösen, diese Riesenmacht, die es gewinnt, sind Zeichen, dass wir apokalyptischen Katastrophen entgegengehen könnten.

Einige Durchbrüche des Lichtes sollen nicht verschwiegen werden: Aus Amerika kommt die Kunde, dass die Macht des Ku-Klux-Klanes reissend abnehme — ein Zeichen, dass solche Erscheinungen kurzlebig sind. Auch das Scheinglück des italienischen Faschismus scheint zu erblassen: die Lira fällt und der Brotpreis steigt! Vor allem: in Genf scheint man für die Lösung der formalen Probleme des Völkerbundes, welche die Märzsitzung aufgerollt, einen Weg gefunden zu haben, der vorläufig genügt. Es freut den Schreibenden, dass einer der Gedanken, den auch er in der letzten Betrachtung „Zur Weltlage" ausgesprochen, eine bestimmte Rolle gespielt hat: dass nämlich im Rate Raum geschafft werden müsse für die Vertretung der verschiedenen kontinentalen und kulturellen Gruppierungen der Völkerwelt. Möchte es auf dieser Bahn weitergehen.

Ueberhaupt meine ich auch jetzt nicht, dass wir uns durch das neu hereingebrochene Dunkel sollen überwältigen lassen. Wir haben es ja in den letzten zehn Jahren genügend erlebt, dass die Entwicklung der Weltbegebenheiten nun in einer ungeheuern Wellenbewegung vor sich geht, die bald zum Bösen, bald zum Guten ausschlägt. Es kann in nicht zu langer Zeit wieder ein neuer Durchbruch des Lichtes erfolgen. Auch kann, wie im Leben des Einzelnen, so auch im Völkerleben, vieles zum Guten dienen, was böse schien, vielleicht auch von den Menschen böse gemeint war. Wir unterwerfen uns keinem Fatum. Und jenes Bibelwort, dessen erste Hälfte wir anfangs zitiert, fährt fort: „Aber über dir gehet Gott auf, und die Herrlichkeit des Herrn wird leuchten über dir."

Schweizerische Monatshefte für Politik und Kultur im Dienste der alldeutschen Propaganda.[1]) Ein grelles Licht auf einen Teil unserer schweizerischen Lage wirft eine Enthüllung, die vor Kurzem (am 30. April) die in Wiesbaden (Gartenstrasse 18) erscheinende, von Fritz Röttcher redigierte und zum grossen Teil von Förster geschriebene Wochenzeitung „Die Menschheit" ge-

[1]) Ich habe diesen Artikel erst geschrieben, nachdem ich drei Wochen auf ein allfälliges Dementi der „Monatshefte" gegenüber den Enthüllungen der „Menschheit" gewartet. Nachdem ein solches trotz der Schwere der Anschuldigung und trotzdem diese in eine Reihe von Schweizerzeitungen übergegangen war, nicht erfolgt ist, darf die Sache als erwiesen gelten. Sie trug auch von vornherein den Stempel der Wahrheit an sich.

bracht hat. Sie betrifft die „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur". Wer diese, von einem Dr. Hans Oehler herausgegebene Zeitschrift durch einige Jahrgänge hindurch aufmerksam verfolgte, der musste feststellen, dass diese sogen. schweizerische Zeitschrift so ziemlich alle Dinge unter dem Himmelszelt (gelegentlich auch die über ihm) einzig und allein unter dem Gesichtspunkte beurteilt, ob sie, natürlich nach dem Urteil der Redaktion, Deutschland nützen oder nicht. Dabei ist aber nicht das Deutschland Weimars, sondern das Deutschland Potsdams gemeint. Es ist ganz deutlich, dass dieser schweizerischen Zeitschrift die Wiederherstellung des alten hohenzollerischen Deutschland als erwünschtes Ziel aller europäischen Entwicklung vorschwebt. Von diesem Gesichtspunkte aus wird der Völkerbund mit zähem Hass bekämpft; wird Bundesrat Motta, als Träger einer Völkerbundspolitik, angefeindet und verdächtigt (während wir ihn manchmal darum bekämpfen, weil er uns zu wenig Völkerbundspolitik treibt); wird mit wilder Wut gegen Frankreich gehetzt, gegen Polen, die Tschechoslowakei und alles, was mit Frankreich freundlich steht, auch gegen England, wenn auch gegen dieses in gedämpfteren Tönen; werden Lokalangelegenheiten des Tessin und die französische Schweiz behandelt. Wenn jemand, ohne eine reichsdeutsche Zeitung zu lesen, wissen will, was das Alldeutschtum jeweilen über ein politisches Problem denkt, so braucht er bloss diese „schweizerische" Monatsschrift zu halten. Dieser Gesichtspunkt wird aber, getreu dem Titel der Zeitschrift, nicht nur auf die „Politik", sondern auch auf die „Kultur" angewendet. Schweizerische Kulturprobleme werden so beurteilt, wie es alldeutsches Fühlen verlangt, schweizerische Personen nach ihrer Stellung zu Deutschland, d. h. zum nationalistischen und militaristischen Deutschland, behandelt. Der Feldzug gegen Spitteler, der in den „Monatsheften" geführt wurde, entsprang diesem Motiv, — Grund genug, ihn nicht mitzumachen. Die Gehässigkeit gegen die Religiös-Sozialen, die sich gelegentlich ebenfalls zur Wut steigert, ist zum guten Teil ebenfalls so zu erklären. Sogar auf dem Felde der Religion waltet die gleiche Taktik. Es ist kein Zufall, dass vor Kurzem einer der Mitarbeiter, ein „Schweizer" (wohl ein jüngerer Theologe?) uns Luther als Vorbild entgegenhielt. Alle Inventarstücke der Reaktion finden sich hier wieder, Militarismus, Nationalismus, Rassentheorie, Faschismus u. s. w., wobei freilich die Leute gelegentlich in Verlegenheit geraten: sollen sie z. B. Mussolini wegen seines Faschismus verherrlichen oder wegen seines Auftretens gegen Deutschland beschimpfen? Manchmal werden sie sich durch Schweigen behelfen müssen; in besonders schwierigen Fällen mag Pfarrer Eduard Blocher sein Künste bewähren.[1]) Das alles gilt von der Redaktion und den Drahtziehern, daneben gibt es gewiss gelegentliche Mitarbeiter, die von diesen Hintergründen keine Ahnung haben. Und nun muss man freilich noch wissen, dass die Zeitschrift das Organ des „Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz" ist und dass General Wille eine ihrer Stützen war! Dies alles wissend, muss man lesen, was die „Menschheit" schreibt:

„In unsere Hände ist ein Dokument gekommen, das uns .... erschreckend zeigt in welchem Masse die vom völkerverhetzenden Preussengeist genährte Propaganda es versteht, auf alle denkbare Weise die öffentliche Meinung zu bearbeiten. Es ist, als ob wir noch mitten im Kriege, oder schon wieder im Kriege stünden. Es handelt sich um einen Bericht von der „Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriften für die Interessen des Grenz- und Auslanddeutschtums",[2]) in der 58 deutsche

---

[1]) Dieser Mann ist ja wirklich ein Künstler und Athlet. Dass einer, der mit allen Fibern seines Wesens jenseits des Rheines lebt und als Vorposten des politischen Deutschtums wirkt, es immer wieder wagt, sich den Deutschen als Interpret der deutschen Schweiz, ja der Schweiz, vorzustellen, ist entschieden eine Probe für ein sehr leistungsfähiges Gewissen.

[2]) Von uns gesperrt. D. Red.

Zeitschriften vereinigt sind; sogar eine schweizerische Zeitschrift (Monatshefte für Politik und Kultur[1]) ist angeschlossen. An der letzten Sitzung dieser Arbeitsgemeinschaft nahmen zwei Berliner Ministerialräte teil. Der Bericht schreibt: „Das Verhältnis der Arbeitsgemeinschaft zu den verschiedenen Reichsbehörden hat sich seit der letzten Tagung in erfreulicher Weise entwickelt. Die Abteilung VI des Auswärtigen Amtes und das Reichsinnenministerium interessieren sich lebhaft für die Auswirkung der Aktionen der Arbeitsgemeinschaft. Mit dem Leiter der Presseabteilung des Auswärtigen Amtes, Herrn Ministerialdirektor Dr. Kieg, sind persönliche Verhandlungen geführt worden, die alle früher bestehenden Schwierigkeiten beseitigt haben und die engste Zusammenarbeit für die Zukunft garantieren. Wir können erwarten, dass die auf unserer letzten Tagung aufgestellten Forderungen erfüllt werden ... Für das Zusammenarbeiten mit der Arbeitsgemeinschaft ist Herr Regierungsrat Dr. Schwendemann von der Presseabteilung bestimmt worden."

Wie hocherfreulich sich diese Zusammenarbeit entwickelt, das kann man aus folgenden Richtlinien ersehen, die für die Besprechung der polnischen Frage ausgegeben wurden:

„Für die polnischen Raubmethoden besonders bezeichnend ist die Liquidationsfrage. Die Methoden der polnischen Verwaltung und Politik verdienen allergrösste Aufmerksamkeit als wirksamer Propagandagegenstand. Wesentlich dürfte es sein, auf Polen mit grösstem Nachdruck als den ewigen Brandherd kriegerischer Verwicklungen in Mitteleuropa hinzuweisen. Für die Behandlung der Minderheitsschulfragen in Polen wurde beschlossen, die Frage der Gegenseitigkeit (deutsch-polnisch Oberschlesien) vorläufig nicht zu berühren. Selbstverständlich sollen bei den Aktionen alle ostpreussischen, Danziger und oberschlesischen Fragen mitberührt werden."

Soweit der Bericht der „Menschheit". Wir haben also folgenden Tatbestand vor uns: Eine Zeitschrift, die sich mit Nachdruck „schweizerisch" nennt, und das Organ des „Volksbundes für die Unabhängigkeit der Schweiz" ist, die immer und immer wieder vorgibt, die Neutralität und Souveränität der Schweiz gegen ihre Gefährdung durch den Bundesrat und den Völkerbund zu vertreten, steht in einer Arbeitsgemeinschaft deutscher Zeitschriften für das Grenz- und Auslanddeutschtum, also im ausgesprochenen Dienst alldeutscher Interessen (das Alldeutschtum geht auf die Aufsaugung aller deutsch sprechenden Völker in ein Grossdeutschland aus!), empfängt damit die Weisungen deutscher Regierungsvertreter und Leiter der deutschen Propaganda, verpflichtet sich, an der durch nationalistische Interessen eines andern Volkes bedingten Hetze gegen uns zum Teil innerlich nahe verbundene Völker (man denke an die Tschechoslowakei) teilzunehmen und so fort. Hat man je eine solche, sagen wir Ungeniertheit des Sprachgebrauchs gesehen? Wenn diese, unter alldeutschem Diktat stehende „schweizerische" Zeitschrift vor einiger Zeit uns Anhänger des Zivildienstes und der Abrüstung zur Auswanderung aus der Schweiz einlud, uns, die wir seit grauen Tagen in diesem Lande eingewurzelt sind, während die Fusspuren der Herren Oehler und Blocher noch irgendwo im Sande des Rheins zu finden sein müssen, so mag man aus dem obenstehenden Dokument den moralischen Mut berechnen, über den diese Leute verfügen.

Dazu eine besondere Bemerkung. Die „Monatshefte" sind natürlich eifrige Befürworter einer starken schweizerischen Armee und hassvolle Bekämpfer nicht nur des Antimilitarismus, sondern auch jedes Pazifismus. Und nun frage man sich: wozu soll wohl eine solche Armee nach der Meinung dieser Leute dienen? Man bedenke weiter: diese Leute weisen uns gegenüber

[1]) Von uns gesperrt. D. Red.

immer wieder auf die „realistische“ Betrachtung der Politik, in concreto, auf die stets vorhandene Kriegsgefahr hin. Dabei aber helfen sie selbst nach Kräften mit, diese Kriegsgefahr herbeizuführen! Endlich bedenke man, wie das ganze Dokument zeigt, auf welche Art und Weise die Regierungen „Wirklichkeit“ machen.

Und nun die Moral der Geschichte: Wer noch einen Funken von Anstand und dazu von wirklichem schweizerischem Unabhängigkeitssinn in sich hat, der sorge dafür, dass eine solche „schweizerische“ Zeitschrift, eine solche Zeitschrift „für die Unabhängigkeit der Schweiz“ im Dienste einer fremden Propaganda, als das anerkannt werde, was sie ist. Ob das gelingt oder nicht, wird ein Beweis dafür sein, ob die heutige Schweiz noch moralische Lebenskraft hat oder nicht.

Berichte aus der Arbeit

Mütterwoche im Bendeli.

9.—15. Mai 1926.

... Es sprach der Geist: Sieh auf!

Diese Worte C. F. Meyers, mit denen Frau Ragaz eigentlich die Mütterwoche einleitete, möchte auch ich an den Anfang setzen. Es dünkt mich, als hätten gerade sie die Frauen zusammen gerufen, als wären sie unsichtbar über allem gestanden in dieser Woche, über den Besprechungen und über dem Vortrag des Herrn Ragaz. Liegt nicht die Not der Frau und Mutter darin, über der täglichen Enge und Nähe den Blick in die Ferne und Höhe zu verlieren?

Sieh auf! Darum kamen sie her, aus verschiedenen Orten, verschiedenen Kreisen — eine bunte Gesellschaft. — Doch gleiche Arbeit, gleiches Leid, gleiche Sehnsucht, gleicher Glaube schlossen sie alle zusammen zu einer Familie und die mitgebrachten Kinder vertieften noch diesen Eindruck. Die Hausarbeit wurde gemeinsam verrichtet.

An den Vormittagen fanden Besprechungen statt. Frau Ragaz sprach zu uns in ihrer warmen, schlichten, eindringlichen Art über:

- die Frau und das Heim,
- die Frau ausser dem Heim (Frauenbewegung),
- die proletarische Frau (Adelheid Popp)
- die Frauenbewegung im Mittelalter,
- die Frau und die Friedensbewegung,
- die Frau und die Religion.

Alle Frauen nahmen regsten Anteil im Hören, in Frage und Antwort.

Die Nachmittage konnte jedes nutzen, wie es gerade wollte, draussen oder drinnen, allein oder gemeinsam. Oft aber sassen wir arbeitend zusammen und besprachen, was uns bewegte: Fragen der Politik, der Erziehung oder des Haushaltes. An den Abenden lasen wir Kellers Regine.

Der Himmelfahrtstag, der leider kalt und regnerisch war, führte uns trotzdem die Männer der Frauen herauf, die grösseren Kinder und auch Gäste von Ebnat. Herr Ragaz wollte über das Thema: „Wie können Männer und Frauen einander besser verstehen lernen?“ zu uns sprechen, ein Thema, das wohl manchem zunächst ein Lächeln entlockte, doch das dann gar eindringlich zu jedem sprach von dem tiefsten Sinn der Ehe, die uns hinaufführen soll (Himmelfahrt), und deren Grundpfeiler gleichsam Ehrfurcht und Liebe sind.

Am Sonnabend ging es auseinander. Ein richtiger Abschied war es von Liebgewordenem. Und ein Jedes ist wohl bereichert heimgefahren mit neuen Vorsätzen, neuem Mut und Dankbarkeit im Herzen. Hilde Eisner.

Das Vertrauen auf Menschen.

Es ist gut, auf Gott vertrauen und sich nicht verlassen auf Menschen. Psalm 118, 8.

Wenn man ein Werk tut, eine Sache hat, dann muss man mit Menschen zusammenarbeiten, sich mit Menschen verbinden, sich auf Menschen stützen, sich auf Menschen verlassen.

Und doch darf man sich nicht auf Menschen verlassen; sonst wird man mit Sicherheit enttäuscht. Diese Erfahrung hat die Notwendigkeit eines Naturgesetzes im Reiche des Geistes.

Man kann sich in mannigfaltiger Weise auf Menschen verlassen und darum auch auf mannigfache Weise Enttäuschung an ihnen erleben. Wir blicken in Verbindung mit einer Sache zu einem Menschen oder mehreren auf. Wir vertrauen ihnen, bewundern sie, schwärmen vielleicht für sie. Unser Vertrauen zu der Sache ist mit dem Vertrauen zu diesen Menschen aufs engste verknüpft, beide stehen und fallen miteinander. Oder wir verbinden uns für Arbeit und Kampf mit bestimmten Menschen; sie werden unsere Helfer, Kameraden, Mitstreiter. Oder wieder wir halten gewisse Menschen, vielleicht alle, für gut und edel, wir lieben sie, begeistern uns für sie, glauben an sie und bauen auf diesen Glauben unser Wirken: unser berufliches Schaffen, unsere soziale Arbeit, unsere Liebestätigkeit. Oder wir trauen ganz allgemein den Menschen zu, dass infolge der Kräfte des Guten, die in ihnen vorhanden seien, die Sache des Guten vorwärts gehen, ja vielleicht gar das Reich Gottes kommen werde. Und neben diesen allgemeineren Fällen kann es besondere Lagen geben, Stunden tiefster Not, schwerster äusserer oder innerer Bedrängnis, in denen wir ein Wort der Teilnahme, eine Tat der Hilfe nötig haben und uns mit unsern Hoffnungen, unserem Vertrauen, wenn vielleicht auch nur in Gedanken, zu Menschen flüchten, zu bestimmten Menschen oder zu den Menschen im allgemeinen. Ach wie sehr, ach wie oft hat der Mensch den Menschen nötig!

In alledem werden wir enttäuscht werden. Es wird immer wieder die bittersten Erfahrungen geben. Alle diese Stützen werden brechen und nicht selten sich als jenes Rohr erweisen, das im Zerbrechen uns durch die Hand sticht. Wo wir bewundert, geschwärmt haben, entdecken wir Mängel, Fehler und Schlimmeres; Helfer, Verbündete, Mitarbeiter und Mitkämpfer lassen uns im Stich, vielleicht gerade, wann wir sie am nötigsten hätten; das Wort des Trostes, die Tat der Hilfe, die wir so sehr brauchten, kommen nicht, obschon sie vielleicht den Andern so wenig kosteten, für uns aber entscheidenden Wert hätten. In der Stunde, wo Christus seine Jünger nötig hatte, sie, die bisher immer von ihm genommen, von ihm gelebt,

schlafen sie, wenn sie ihn nicht gar verleugnen oder verraten. Er ist im Stiche gelassen. Wir sind alle immer im Stiche gelassen, wo wir uns auf Menschen verlassen. Wenn wir eine grosse Sache treiben um ihrer Güte, ihres Edelsinnes oder vielleicht gar — o Torheit der Torheiten! — ihres Dankes willen, dann wird unsere Menschenbegeisterung sich in Bitterkeit, wenn nicht gar in Menschenhass, und unser Menschenglauben in Pessimismus verwandeln. Und am ärgsten wären wir betrogen, wenn wir — was hoffentlich bei keinem von uns geschehen ist! — gar das Kommen des Reiches Gottes von den Menschen erwarteten, von ihrer Kraft, ihrer Tapferkeit, ihrer Lauterkeit, ihrer Treue. Es ist in keiner Weise und an keinem Orte auf Menschen Verlass. Je mehr wir auf sie vertrauten, desto tiefer ist der Sturz in die Enttäuschung. Am schlimmsten rächt sich jede *Vergötterung* von Menschen. Sie führt wohl ohne jede Ausnahme zu Tragödien, geschehe sie nun in der Liebe und Freundschaft oder in Verbindung mit grossen Sachen. Es scheint eine Grundordnung und Grundwahrheit der Welt zu sein, dass über gar nichts so vernichtende Gerichte hereinbrechen, wie über allen *Götzendienst*. Götzendienst ist die Sünde der Sünden. „Ich bin der Herr, dein Gott, du sollst keine andern Götter haben neben mir." Man kann in diesem Sinne von einem Zorne Gottes reden, der über allem waltet, was nicht Gott die Ehre gibt. Das ist nicht die Eifersucht einer dunkeln, tyrannischen Macht; auch der „Neid der Götter," von dem die Griechen reden, ist nicht so gemeint; es ist ein Zorn, der über unsere Sklaverei zürnt, der unsere tiefste *Befreiung* will. Denn aller Götzendienst ist Sklaverei, Götzendienst die Wurzel aller Verderbnis.

Wir dürfen uns auf keine Dinge und auf keine Menschen verlassen, sondern auf Gott allein. Unser Trost in schweren Stunden kommt von ihm allein; er kommt um so sicherer, als wir ihn von ihm allein erwarten; er *kann* nur von ihm kommen. *Darum* wird uns aller Menschentrost, der doch nicht gründlich trösten kann, versagt, damit wir jenen Gottestrost bekommen, der wunderbar und völlig tröstet. Was wäre in Gethsemane ein Wort der Jünger gewesen, verglichen mit jenem Engelskelch, der ihm durch den Vater gereicht wurde? Die noch tiefere Verlassenheit des Kreuzes war, menschlich gesprochen, nur zu ertragen und mit einem „Es ist vollbracht" zu beschliessen, nachdem die Verlassenheit Gethsemanes durchgemacht war und zwar mit Gott allein. Das Kreuz bedeutet freilich auf den ersten Blick eine noch tiefere Verlassenheit, als alles Imstichegelassensein durch die Menschen, das Imstichegelassensein durch Gott, aber das gehörte zum erlösenden Leiden des Menschensohnes — als seine Krönung in der untersten Tiefe — denn nun kann jeder, der meint, von Gott im Stiche gelassen zu sein, wissen, dass das äusserste Imstichegelassensein durch Gott seine nächste Nähe und ge-

waltigste Hilfe bedeutet — vorausgesetzt, dass du treu bleibst, dass du Glauben behältst bis zum Ende. Wie wir uns also nicht in solchen Lagen auf Menschen verlassen sollen für unsern Trost, so sollen wir dies auch nie für die Sache, an die wir uns hingeben, tun. Eine Sache muss die unsrige sein nicht um der Trefflichkeit, Reinheit und Grösse dieses oder jenes Menschen willen, sondern allein um Gottes willen. Das bedeutet: sie muss uns von dem innersten Heiligtum des Herzens und Gewissens her, worin Gott spricht, sie muss uns von seiner ewig festen Verheissung und Forderung her so gewiss sein, dass wir zu ihr zu halten genötigt wären, wenn wir damit ganz allein auf der Welt stünden, dass wir ihr treu blieben, auch wo alle untreu würden. Wir müssen uns an die Tatsache gewöhnen, dass auch grosse Gottesmänner Fehler und Flecken haben, vielleicht sogar sehr schlimme, dass die Wahrheit Gottes, die sie vertreten, in ihrer Person und ihrem Werk mit sehr viel Arg-Menschlichem verbunden ist, dass deswegen aber diese Wahrheit doch Wahrheit bleibt und diese Menschen doch Werkzeuge Gottes sein können. Das ist ein schmerzliches, sehr schmerzliches Erleben und Lernen, an dem Manche zerbrechen, und doch — ist es nicht heilsam? Wäre das Andere nicht doch auch eine Menschenknechtschaft? Ist es nicht gut, dass auch in dieser Beziehung Gott allein die Ehre bleibt? Wird nicht jede Sache in dem Masse verderbt, als sie eben an einen Menschen geheftet wird — Luthers Sache durch das Luthertum, Blumhardts Sache durch ein gewisses Blumhardttum, ja, wenn mans recht verstehen will, Christi Sache selbst durch das Christentum? Hängt nicht die Lebendigkeit einer Sache daran, dass sie eben von G o t t lebt — von dem Wort, das stets wieder aus Seinem Munde geht — statt von Menschen? Die Sache Christi — um nur von dieser zu reden — hängt gewiss an Jesus, aber glauben wir nicht, dass in ihm Gott selbst in seiner ganzen Reinheit, in seiner Heiligkeit und Liebe hervortrete? Weist er nicht alles bloss Menschliche ab und immer zu Gott hin? Hat nicht Paulus vor einem blossen Hängenbleiben an „Christus nach dem Fleische" gewarnt? Vom lebendigen Gott allein, vom heiligen Geist, nicht von blossem Wort und blosser Geschichte, lebt die Wahrheit Christi. Das Gleiche gilt von Menschenliebe und Menschendienst. In Gott allein kann man den Menschen dienen, kann man mit ihnen und an ihnen arbeiten, kann man den Menschen lieben, sogar — in einem ganz bestimmten Sinne — bewundern, ohne enttäuscht und verbittert zu werden. Von Gott allein, nicht von der Trefflichkeit der Menschen, kommt aller Sieg des Guten und Rechten, die Mängel der Menschen allein können ihn nicht aufhalten. Von Gott allein kommt das Reich Gottes. Es ist zwar ganz selbstverständlich, dass es nicht kommt ohne die Menschen. Denn es will und muss sich mit dem Willen, mit der Persönlichkeit des Menschen verbinden. Es kann nur kommen, wenn Men-

schen darauf warten, und das bedeutet: dafür arbeiten (denn wer nicht arbeitet, schläft ein oder verfällt den Gefahren alles Müssigganges, wobei religiöser Müssiggang der schlimmste von allen ist), aber so selbstverständlich dies ist, so selbstverständlich auch das Andere, dass mit alledem die Menschen nicht das Reich Gottes machen, dass sein Sieg nicht von ihren Tugenden und Werken abhängt, sondern — mag das auch wie ein Widerspruch erscheinen — gerade im Versagen und Verzagen der Menschen, ohne die es nicht kommen kann, kommt, als Wunder und Gnade kommt — von Gott allein.

Wir dürfen uns auf keinen Menschen verlassen, auf keinen, aber wir dürfen und sollen uns auf Gott verlassen, unbedingt.

Wir dürfen uns auf keinen Menschen verlassen, keinen! Ist das nicht ein hartes, ein liebloses und auch ein unwahres Wort? Gibt es denn nicht auch Menschen, auf die man sich verlassen kann, unbedingt verlassen? Hast du selbst denn keinen solchen kennen gelernt? Gibt es nicht Gatten, Eltern, Kinder, Brüder, Schwestern, Freunde, die dir getreu sind bis in den Tod, die für dich wirklich das Leben liessen, die mit dir und für dich durch jede Tiefe gingen, bei denen Verleugnung oder gar Verrat undenkbar sind? Bist du nicht selbst verlässlich? Und abgesehen von persönlichen Beziehungen, gibt es nicht Menschen, die in vollkommener Lauterkeit und unbeirrbarer Festigkeit zu einer Sache stehen und ihr jedes Opfer, auch das der ganzen Existenz bringen? Ist es nicht treulos, von solchen Menschen zu sagen, dass man sich nicht auf sie verlassen könne? Ist das nicht eine Verleumdung des Edelsten? Ist das nicht eine Denkweise, die wie Nachtfrost im Mai alle Blumen und Blüten im Garten der Menschenwelt versengen, alles Vertrauen von Mensch zu Mensch zerstören müsste? Heisst das nicht dem Teufel huldigen, der ja ein Verächter und Verleumder ist?

Was antworte ich? — Ich antworte Zweierlei.

Wir müssen nun zuerst noch eine genauere Unterscheidung machen. Es ist ein Unterschied, ob man Menschen vertraut oder sich auf sie verlässt oder, anders gesagt, ob man sein Vertrauen letzlich auf Gott oder auf Menschen setzt. Vertrauen im gewöhnlichen Sinn darf man gewiss jenen Menschen, darf man vielen Menschen. Gewiss gibt es sichere, treue, lautere Menschen. Aber darf man, in jenem besonderen Sinne, sein Vertrauen auf sie setzen, sich auf sie verlassen? Sie sind eben nur Menschen. Als solche können sie oft nicht helfen, auch wenn sie noch so sehr wollten. Sie sind schwach, sind kurzsichtig, gelegentlich blind. Es ist ja wohl, wie ich zu zeigen versucht, sogar eine Ordnung, dass sie oft nicht sollen helfen können, weil sie damit einer besseren Hilfe im Wege stünden. Wir müssen gelegentlich allein, ganz allein sein, wir müssen gelegentlich im Stiche gelassen werden. Das ist kein Vorwurf gegen jene lieben, treuen, lautern, grossen Seelen. Ihnen selbst

geschieht ja das Gleiche, geschieht es von uns selbst, meistens ohne dass wir es wissen; denn wir sind wahrhaftig nicht besser als sie. Wir müssen noch mehr sagen: es wäre ein grosses Unrecht, weil eine schwere Ueberforderung, von ihnen mehr zu erwarten, von ihnen zu erwarten, was nur Gott allein, der Allmächtige, Allwissende und Allgütige sein und tun kann.

Aber es kommt zu dieser ersten Antwort eine zweite, noch viel paradoxere, trostvollere. Die Sache verhält sich ja zuletzt nicht so, dass uns sozusagen von Gott aus das Vertrauen zu den Menschen geraubt würde, damit er allein die Ehre habe, sondern umgekehrt so, dass wir das Vertrauen zu den Menschen gerade wieder bekommen und behalten, wenn wir uns auf Gott allein verlassen. Wir verlieren ja eben das Vertrauen zu den Menschen dadurch, dass wir uns auf sie verlassen. Wir werden enttäuscht und werden zuletzt misstrauisch, Misstrauen aber zerstört jedes Verhältnis von Mensch zu Mensch, Misstrauen zerstört jede Gemeinschaft in einer Sache. Wenn wir nun zu viel vom Menschen erwarten und verlangen, so leistet er uns mit Sicherheit zu wenig. Wenn wir im Menschen nur den Menschen sehen, wie könnten wir dann ein volles Zutrauen für ihn haben? Wissen wir doch von uns selbst aus, wie es mit dem Menschenherzen steht. Wenn unsere Sicherheit im Menschen besteht, so sind wir zu nervös, zu unruhig, um ihn recht zu sehen. Wir machen ihn zum Gott, weil wir einen Gott nötig haben, und dann muss er versagen, und wir halten es mit ihm dann wie der Götzendiener, der seinen versagenden Fetisch misshandelt. Wir stehen ihm in unserer Not und Hoffnung zu nahe, um ihn recht beurteilen zu können. In unserer Benommenheit überschätzen oder unterschätzen wir ihn oder fallen vom Einen ins Andere. Ganz anders wird unsere Einstellung, wenn wir auf Gott allein unser Vertrauen setzen und von hier aus uns zu den Menschen stellen. Dann bekommen wir jene Ruhe, jene Distanz, die uns befähigt, ihre Schranken und Fehler zu sehen, aber auch die eigenartige Mitgift Gottes in ihnen. Dann sehen wir sie in Gottes Macht und wissen sie dadurch nicht bloss durch ihre eigenen Gedanken oder durch die leicht zerreissbaren Fäden ihrer Verbindung mit uns im Rechten gesichert, dann wissen wir, dass Gott mit ihnen und über ihnen waltet. Dann sehen wir sie von den Händen der Treue Gottes umfasst. Dann sehen wir etwas Grösseres in ihnen, als nur sie selbst, etwas, was in ihnen so gut wie in uns sich auch gegen Schwachheit, Unlauterkeit und Untreue durchsetzen kann. Wir verlangen nicht zu viel, verlangen wenig von ihnen, aber wir erhalten desto mehr, erleben gelegentlich Ungeahntes an Gutem. Wir bekommen jenes rechte grosse Vertrauen zu den Menschen, das stets das Wunder bewirkt hat. Und auf die gleiche Weise bekommen wir das grosse Vertrauen zum Sieg alles Guten,

dem auch die Menschen zuletzt zufallen müssen, zum Kommen des Reiches Gottes, das durch Gottes Treue gewiss ist, dem aber auch Menschenherzen entgegenschlagen. Und wir werden auch persönlich ungeahnt erquickt, wie Jesus durch Maria in Bethanien und die Jünger unter dem Kreuz.

Das ist also das letzte Wort, also kein hartes, liebloses, verleumderisches, diabolisches Wort, sondern ein tröstendes, gläubiges, Gott ehrendes Wort in dieser schweren Sache: Wir sollen mehr Vertrauen zu den Menschen, zum Guten, zu Gottes Sache haben, von Gott aus. Wir haben zu viel falsches und zu wenig rechtes Vertrauen zu Gott und Menschen. Wir sind misstrauisch, verzagen zu rasch an Menschen und Sachen. Was könnten wir erleben, wenn wir, statt aufzugeben, von uns zu stossen, auch schwache, nicht ganz lautere, auch nicht ganz treue Menschen innerlich festhielten in dem Glauben, dass sie irgendwie von Gott erfasst sind und auch von Gott festgehalten werden. Petrus kehrte zu Jesus zurück und Judas wäre gern — wenn er den Glauben bewahrt hätte — zurückgekehrt. Wenn wir an Gottes Macht über die Geister der Menschen glauben könnten, gross, weit, sicher, unbedingt! Immer gäbe es, da wir Menschen bleiben, im Vordergrund viel Enttäuschung, aber auch, in letzter Instanz, wie viel Ueberraschung im Guten, wie viel ungeahnten Sieg! Ja welche Möglichkeiten öffnen sich hier einem grösseren Glauben an die Menschen! — Und viel sicherer, viel kindlicher, viel froher sollten wir, auf Gott allein uns verlassend, Vertrauen haben zu Seinem Sieg. Kein solches Vertrauen ist zu gross, wir haben immer zu wenig.

L. Ragaz.

Was bedeutet uns die Bibel?[1])

1.

Vielleicht kann ich mein Thema am besten anfassen, indem ich erzähle, wie es mir persönlich mit der Bibel ergangen ist. Ich bin in einer „positiv gläubigen" Atmosphäre aufgewachsen. Nachdem die Zeit der kindlichen Wirkung der biblischen Geschichten vorbei war, hatte ich also dieses Buch betrachten lernen als die göttliche

---

[1]) Referat an der Reichenauer Konferenz 1923.

Dieser Vortrag schliesst sich ergänzend an den von Dieterle im Jahrgang 1925, Nr. 1, an. Er kommt gerade zur rechten Zeit, insofern als durch die Gegenstände der „Aussprache" das ganze Bibelproblem aufgeworfen wird und dieses überhaupt wieder brennend geworden ist. Es wird natürlich auch durch diesen Beitrag nicht erschöpft, sondern ruft weiteren Verhandlungen. Möchten sie eintreten und fruchtbar sein. Die Red.

Offenbarung an das Menschengeschlecht, als das Werk des göttlichen Geistes vom ersten bis zum letzten Buchstaben. Ich weiss, wie mir dieser Anspruch dann später, als ich etwas von der gegenwärtigen Welt und ihrem Wissen kennen lernte, immer ungeheuerlicher vorkam. Nur mit stillem oder auch mit heftigem Protest konnte ich daran denken, dass dieses Buch mit den alten Geschichten und Lehren, die so viel Sonderbares hatten, so wie es war, als unterschiedslose Einheit, das Wort Gottes sein sollte. Von einer Anschauung, die man nicht mehr teilen kann, ja, die einem widerwärtig geworden, wendet man sich ab, und damit dann gewöhnlich von der Bibel überhaupt: man weiss wenig oder nichts mehr mit ihr anzufangen.

Wirklich lebendig ist mir die Bibel erst dann wieder geworden, als ich sie auf der Universität im Lichte der sogenannten kritischen Forschung anschauen lernte. Da ging es mir auf, dass es ja nicht auf das Buch als Buch ankommen kann, dass dieses gar keine widerspruchslose Einheit sein *will*. Es ist uns unvollkommen überliefert, das Alte Testament von den jüdischen Schriftgelehrten, das Neue von der werdenden katholischen Kirche, aber hinter dieser Ueberlieferung, hinter aller späteren kirchlichen Uebermalung, Abschwächung und Harmonisierung ist eine hinreissende, gewaltige menschliche Geschichte zu erkennen. Ich sage zunächst: eine *menschliche* Geschichte; die spiegelt sich in diesen alten Blättern wieder, eine Geschichte, die nicht programmässig mit der Weltschöpfung beginnt und dann in schöner Ordnung weiterschreitet zu den Patriarchen, dem Gesetz, den Propheten und so fort, sondern eine Geschichte, die sich erhebt von primitiven Vorstellungen, wie sie irgendwie ähnlich in jedem Volk des Altertums bestanden haben, aufwärts in unerhörtem Kampfe, in unendlichem Ringen, bis hin zu den höchsten Höhen der Menschheit, die auch uns Spätgeborene noch so weit überragen. Eine Geschichte, die natürlich, wie jede Geschichte, durch Kampf und Widerspruch vorwärts schreitet. Die Gestalten der Bibel bilden keine langweilige, widerspruchslose Einheit; dadurch, dass sie von der Kirche als solche, immer alle auf gleicher Linie, dargeboten wurden, sind vielfach die Einzelnen darunter um jede ernsthafte Wirkung gebracht worden. Man konnte nur von ihnen allen zusammen einen allgemeinen, nebelhaften Eindruck empfangen. Die Wirkung, die einzelne Stücke der Bibel auf Einen ausüben können, wurde häufig durch die Wirkung anderer, scheinbar entgegengesetzter Stücke kompensiert und aufgehoben. Nun, durch die neue Betrachtung, wurden die alten Gestalten aus ihrem Mausoleum, wo sie alle miteinander so lange eingeschlossen gewesen waren, erlöst, und wir sahen die Einzelnen unter ihnen als scharf umrissene Persönlichkeiten, von denen jede etwas ganz Bestimmtes wollte; es waren nicht mehr „am Draht gezogene Puppen eines göttlichen Regisseurs,“ sondern *Menschen*, Menschen mit ihrem Widerspruch, lebendige

Menschen. Ein Amos, ein Jesaja, ein Paulus z. B., die wollen nicht alle von vornherein genau das Gleiche und stimmen nicht in allem miteinander überein, wenn sie dann auch schliesslich eine höhere Einheit bilden. Sogar Apostel Christi streiten miteinander über grundlegende Prinzipien, wie Paulus und Petrus nach der Erzählung des Galaterbriefes. Und diese menschliche Geschichte ist nun natürlich auch nicht durchwegs ideal, sondern manchmal allzu menschlich. Wir haben in der Bibel nicht nur sehr verschiedenartige, sondern auch sehr verschieden *wertige* Bestandteile; das muss man auch sehen, damit das wirklich Grosse und Eigenartige der Bibel zur Geltung kommen kann. O, über diese todbringende kirchliche Harmonisierung und Idealisierung, die sich der Bibel und ihres grossen, leidenschaftlichen Lebens bemächtigt hatte, um alles schön zu besänftigen und richtig gegeneinander abzustimmen, diese Betrachtung der Bibel, die uns die *lebendigen Menschen der Bibel und ihren Kampf* nicht mehr sehen liess! Sie hat mir wieder einmal die Tatsache bestätigt, ein wie verhängnisvoll schwacher Wahrheitssinn im Schatten der Kirche gedeiht.

Freilich ist diese Erkenntnis und überhaupt die kritische oder religionsgeschichtliche Forschung nicht das letzte Wort über die Bibel. Man kann dieser Forschung mit Recht vorwerfen, dass sie über dem Menschlichen das Göttliche zu wenig mehr gesehen habe. Wohl sind es Menschen, Angehörige unseres Geschlechts, die uns aus der Bibel entgegentreten, aber von *Gott* erfüllte und beherrschte Menschen. Die *gottmenschliche* Geschichte der Bibel, die ganze Welt der Bibel in ihrer Tiefe, in der Tiefe, aus der heraus die grössten biblischen Männer lebten und wirkten, kam zu wenig zur Geltung. Das ist der Grund, warum von dieser wissenschaftlichen Arbeit fast nur die Negationen an die Oeffentlichkeit gedrungen sind und dass sie schliesslich ein tiefes Gefühl des Unbefriedigtseins zurückgelassen hat. Aber es hat mich gefreut, dass ein Mann wie Leonhard Ragaz (in seiner Auseinandersetzung mit Züricher „Neue Wege", Juli 1923) die grossen Verdienste der altestamentlichen Forschung z. B. warm anerkennt. Auch sonst ist aus andern Kreisen, die mit einer neuen Stimmung der Gläubigkeit sich der liberalen Theologie entgegenstellen, zugegeben worden, dass die kritische Forschung das historische Rohmaterial liefere. Ja so ist es: Bei den äusserlichen, geschichtlichen Daten, die diese Forschung herausgestellt hat, wird es im wesentlichen bleiben. Aber die sind ja nicht die Hauptsache! Was hingegen die *Beurteilung* der biblischen Erlebnisse und Gedanken betrifft, so sind die Forscher unbewusst immer noch allzusehr vom sogenannten gesunden Menschenverstand ausgegangen, also vom Durchschnittsstandpunkt der Gegenwart mit seinen beschränkten Erfahrungen und Erkenntnissen. Aber dass man die der Bibel zu Grunde liegende Geschichte als ein lebendiges, menschli-

ches Kämpfen und Vorwärtsdringen zu erfassen suchte, darin hatte man Recht.[1])

2.

Ist nun nicht mehr alles in der Bibel sozusagen auf gleicher Linie zu sehen, von genau der gleichen Wichtigkeit, dann müssen wir fragen: Was ist denn das Wichtige? Was soll unsere Norm sein für die Würdigung und das Verständnis der Bibel? In Wirklichkeit haben ja eigentlich alle, auch die gläubigsten Seelen, so gefragt und haben unwillkürlich eine Auswahl getroffen in der Bibel. Denn keinem Menschen k ö n n e n alle Teile der Bibel gleich wichtig sein oder er müsste schon ein ganz seltsamer Mensch sein! Es ist ein irgendwoher bestimmtes Urteil für uns nötig. Wir müssen werten und wählen. — Ich sage, alle haben das irgendwie gemacht. Meistens hat man von einer bestimmten biblischen Gestalt aus, einem bestimmten biblischen Schriftsteller, ja einem einzelnen biblischen Buche aus die ganze Bibel angeschaut; dann hat man dieses eine biblische Buch in der ganzen Bibel wiedergefunden, hat man von ihm aus die ganze Bibel einem einheitlichen System unterworfen. Am häufigsten von allen biblischen Büchern ist dieses Schicksal (das systematische Prinzip für die Bibel abzugeben) dem Brief des Paulus an die römische Christengemeinde, dem Römerbrief, passiert, wohl mit darum, weil diese Schrift am ehesten unter allen biblischen Büchern einer systematischen Schrift gleich sieht. Andere Menschen, solche mit apokalyptischem Interesse, d. h. mit Weltuntergangsideen, die stürzen sich wieder auf die entsprechenden biblischen Schriften, auf die Danielapokalypse im Alten und die Johannesapokalypse im Neuen Testament.

Wenn wir dieses Schauspiel sehen, wie die Bibel von allen Menschen, je nach ihrer individuellen Geistesrichtung, wieder für etwas anderes gebraucht wird, dann fragen wir um so dringender nach einer wirklichen Norm. Welche biblische Gestalt uns diese Norm liefern soll, das ist für uns freilich selbstverständlich. Schon der Reformator Luther hat vor vierhundert Jahren gesagt: C h r i s t u s ist die Norm, „Was Christus treibt," wie er sagt, d. h. was uns Christus zeigt, was seinem Geiste entspricht, aus seinem Geiste stammt. Luther ist ja der erste von den bösen Bibelkritikern gewesen, d. h. der erste von denen, die in der Bibel Unterschiede im Wert erkannten und dies auch offen und bewusst aussprachen; bekanntlich hat er sich ja von seinem eigenen religiösen Standpunkt aus über ganze Teile der Bibel sehr abschätzig ausgesprochen.

Christus die Norm der Bibel! Als nähere Bestimmung unserer Frage: „Was bedeutet uns die Bibel?" enthüllt sich uns also die an-

[1]) Wenn Andere auf anderen Wegen zur Anschauung der l e b e n d i g e n Bibel gekommen sind, so freut es mich auch. „Nicht auf inspirierte Schriften kommt es an, sondern auf inspirierte Menschen," sagt Blumhardt.

dere: „Was bedeutet uns Christus?“ Denn er ist die Zentralgestalt der Bibel. Aber ich will es gern so genau wie möglich bestimmen und sage daher: Die Norm für mich ist der Jesus der drei ersten Evangelien, des Jesus, der die Botschaft vom kommenden Gottesreich verkündet und die Bergpredigt gesprochen hat. Wenn ich das tue, spreche ich nicht etwa geringschätzig über andere Teile des Neuen Testamentes, die mir ebenfalls sehr wichtig und lieb sind, ich sage nur: Alles hat sich dieser höchsten Norm zu fügen!

Die Kunde vom kommenden Gottesreich und die Bergpredigt, was geben sie uns in die Hand zum Verständnis der Bibel? Ich will es in zwei ganz allgemeinen Ideen zusammenfassen, zwei Ideen, die zueinander gehören wie die beiden Pole einer Kugel, und in denen mir das Tiefste und eigentlich Charakteristische der Bibel scheint enthalten zu sein. Es sind die Ideen der Heiligkeit und der Liebe. Heiligkeit: unter diesem vielfach missverstandenen Wort verstehe ich einfach die Unbedingtheit und Absolutheit des Guten, den tödlichen Ernst, der die sittliche Forderung umschwebt. Liebe: das Bewusstsein, dass die Menschen zusammengehören, dass sie untereinander verpflichtet, für einander im tiefsten Sinn verantwortlich sind, die Idee der Menschengemeinschaft. Diese beiden Ideen, zuerst noch mannigfach beschränkt und sich gegenseitig fremd, steigen auf aus dem Alten Testament, vollenden, vereinigen und durchdringen sich bei Jesus in überwältigender Klarheit und Macht.

Wenn man das so sagt, wenn man auf diese Weise einige Ideen, also z. B. diese beiden, aus der Bibel heraushebt, dann ist der Mensch der Gegenwart versucht, darauf zu antworten: „Nun also, entnehmen wir diese beiden höchsten Ideen der Bibel, die Absolutheit des Guten und die Idee der menschlichen Gemeinschaft! Dann können wir die Bibel Bibel sein lassen und brauchen uns nicht weiter um sie zu kümmern. Oder in Wirklichkeit hat die Menschheit diese Ideen längst der Bibel entnommen: Wir brauchen nur an Kants kategorischen Imperativ, an den Pazifismus und Sozialismus zu denken. Da ist doch die sittliche Forderung in ihrer Unbedingtheit, und da ist die menschliche Gemeinschaft! Wir trauen uns sogar zu, diese Ideen gegenüber der Bibel noch weiter zu vervollkommnen, ja sie bereits jetzt in vollkommenerer Formulierung zu haben als sie in der Bibel vorhanden sind; denn Ideen vervollkommnen sich doch viel im Laufe der Zeit! Was brauchen wir uns da immer noch mit jenem alten Buch herumzuschlagen, das neben diesen hohen Ideen, die uns einleuchten, noch so viel anderes, für uns Veraltetes, nicht mehr Verständliches enthält?“

Diese Entgegnungen des modernen Menschen hätten Recht, wenn es sich bei diesen Dingen um blosse Gedanken handelte, und wenn die Bibel etwas wäre, das wir vor allem mit unserem Intellekt aufzunehmen hätten. Nun haben wir aber schon gesagt: hinter der Bibel

steht ein gewaltiges, hinreissendes Leben, und diese beiden von mir herausgegriffenen Ideen sind darum nicht solche, die grundlos wie Wolken in der Luft schweben, nicht schöne Theorien und auch nicht abstrakte Gedankenergebnisse, sondern sie treten uns entgegen als ungeheuer wuchtige Kräfte, als Kräfte, vor denen uns geradezu unheimlich wird, die uns ein für allemal lehren können, in der Bibel etwas ganz anderes zu suchen als Gedanken, — meinetwegen schöne und gute Gedanken —; denn hinter dieser Heiligkeit und dieser Liebe steht — der Unendliche. Heilig sollen die Menschen sein, weil Gott heilig ist; Liebe sollen die Menschen üben, weil Gott Liebe ist. Diese Ideen sind also beschlossen in dem Gott der Bibel, der die Menschen innerlich überwindet, in dem Gott, gegen den die modernen Menschen ja auch allerlei einzuwenden haben, dem man aber wenigstens das Eine zubilligen muss, dass er die Macht und dass er die Tat ist — etwas, das man von unserem Gott gewöhnlich nicht sagen kann.

Die Bibel ist die Heimat unserer religiösen und sittlichen Anschauungen, aber was ist aus diesen Anschauungen bei uns geworden? Wir machen Gebrauch von diesen Anschauungen. Wir jonglieren mit diesen Begriffen mit einer intellektuellen Gewandtheit und Geschicklichkeit, worin wir den biblischen Schriftstellern weit überlegen sind, aber diese Begriffe haben nur allzu oft bei uns ihren Ernst, ihr Mark und ihre Kraft verloren — mit einem Wort: ihr Leben! — und sind zur blassen gedanklichen Nachahmung, wenn nicht zur Phrase erniedrigt. Wir sagen: „Gott ist allmächtig, Gott ist allgegenwärtig!“ Aber was denken wir uns eigentlich bei diesen Worten? Wer von uns will im Verein mit dem Allmächtigen die Verwirklichung dessen unternehmen, was für sonstige menschliche Begriffe unmöglich, ja ein Unsinn ist? Und wen von uns schauert vor der Gegenwart des Allgegenwärtigen? Damals in den Zeiten der Bibel wars anders. Wir alle haben ja als bezeichnenden Eindruck aus diesem sonderbaren Buche mitgenommen, dass da Gott immer und überall etwas zu tun und zu sagen hat; es hat uns wohl auch schon geärgert. Es ist aber nur der Ausdruck der Tatsache, dass da Gott eben eine greifbare Realität war. Da war er noch wirklich der Allmächtige und Allgegenwärtige; da wars kein leerer Name. Da vertrauten Menschen auf seine eingreifende Hilfe und wurden mit diesem Vertrauen nicht zuschanden; da war es ihnen tödlicher Ernst um die Erfüllung der Gebote des unendlich Heiligen. Und eben dieser Glaube und dieses Verhalten und die daraus hervorgehenden Erfahrungen, das bedeutet das biblische Leben, d. h. Gottes Leben und Gegenwart unter den Menschen, das Leben, das wir nicht mehr haben, das wir aber wieder haben müssen.

Dieses Leben ist ja innerhalb der Bibel, wie wir schon angedeutet haben, nicht immer auf der gleichen Höhe. Manchmal, auch in der Bibel, ist die Redensart „Also spricht Gott" zu einer blossen äusserlichen Form geworden. Und ein Teil des biblischen Sprachgebrauchs und der biblischen Vorstellungsweise ist ja auch auf die Rechnung der alten Zeit zu setzen; es hat nämlich eine Zeit gegeben für j e d e s Volk, wo Gott und Götter dem täglichen Leben so viel näher waren als heute. Aber aus dieser allgemeinen antiken Vorstellungswelt hebt sich die biblische Entwicklung auf ihren Höhepunkten gross heraus. Einige wenige Hinweise mögen das illustrieren und die genannten Ideen der Liebe und des Heiligen bei ihrem Wirken zeigen.

3.

Dürfen wir nicht schon an die Geburtsstunde der Religion Israels erinnern, an die R e t t u n g a m S c h i l f m e e r? Israel hat von Anfang an seinen Gott erlebt als den Gott der Tat, der helfenden Tat, als den, der gross ist und schrecklich und sich doch zugleich der Menschen annimmt, zunächst einmal seines Volkes. Es hat dies niemals vergessen von seinem Gott, wenn es dann auch später, wie es heisst, den andern Völkern ähnlich wurde.

In der Königszeit unterscheidet sich seine Religion gar nicht mehr sehr von andern antiken orientalischen Religionen (es hat ja deren auch sonst sehr hochstehende gegeben); es war der allgemeine antike Opferkult in rituellen Formeln, mit Gesängen und Musik an fröhlich ausgelassenen Festen. So hatte man Religion im Altertum, so hat man sie, in etwas feineren und äusserlich stilleren Formen, zurückhaltender und gemässigter sozusagen, heute noch. — So ging es auch einmal zu im Tempel zu Bethel. Alle sind in andächtiger Stimmung, n u r E i n e r n i c h t. Denn wie die Opferhandlung stattfindet und die Gesänge erbrausen, da sieht er die Gottheit (er ist ein Prophet, der mehr sieht als andere Leute) dort am Altar stehen — wo sie nach allgemeinem Glauben stand, um die Opfergabe entgegenzunehmen. Aber sie steht nicht freundlich da, die menschlichen Gaben entgegennehmend, sondern in masslos rasendem Grimm auf all die Andächtigen, bereit, das Säulenhaus des Tempels auf sie zu stürzen und sie alle bis auf den Letzten zu vernichten. Was soll das bedeuten? Der Zorn der Gottheit ist entbrannt über d i e s e n Gottesdienst. Warum? Weil sie diesen Gottesdienst gar nicht will, weil er Frevel ist. Der Gott des A m o s (so heisst der Prophet) sagt:

Ich hasse, verschmäh' eure Tänze
Und kann eure Feiern nicht riechen,
Mag eure Gaben nicht, sehe
Nicht an eure Mastkalbsopfer.

Schafft fort mir den Lärm eurer Lieder,
Nicht hör' ich aufs Spiel eurer Harfen!
G e r e c h t i g k e i t quelle wie Wasser
Und Recht wie ein strömender Bach!

(Amos 5, 21—24.)

Nicht dass Gott die Opfer und Lieder an sich hasste, aber er hasst sie von Leuten, d i e n i c h t g e r e c h t s i n d. Amos hat als der Erste, von dem wir wissen, den Kampf aufgenommen gegen jene auch unter uns noch bestehende kirchliche Religion, welche meint, der Gottesdienst bestehe in äusseren Ehrerbietungen gegen Gott. Gott will in erster Linie G e r e c h t i g k e i t. Das ist, so können wir sagen, eine Vorstufe der neutestamentlichen Liebe. Aber wir dürfen wohl nicht darauf herabsehen, wir, die wir bei all unserem Christentum noch so weit entfernt sind auch nur von der e l e m e n t a r e n G e r e c h t i g k e i t g e g e n ü b e r a l l e n V o l k s g e n o s s e n. Hier wird unverbrüchliche Gerechtigkeit zwischen Volksgenosse und Volksgenosse, zwischen Volk und Volk gefordert. Denn Amos hält seinen Landsleuten auch alle an andern Völkern verübten Unmenschlichkeiten und Ungerechtigkeiten vor als schrecklichen Frevel wider Gott. Sein Gott ist nicht mehr der Gott des auserwählten Volkes, sondern der Gott der Völker, die absolut unparteiische Gerechtigkeit, und wie sehr Amos von der Gewalt dieser heiligen Gerechtigkeit ergriffen ist, zeigt sich daran, dass für ihn der Untergang des Volkes feststeht, wenn es so weiter macht.[1])

Noch ein wenig muss ich verweilen bei dem gewaltigsten der Propheten, dem Gesinnungsgenossen und Nachfolger des Amos, bei J e s a j a. Bei ihm ist es zur vollkommenen Gewissheit geworden, dass der ganze jetzige Bestand von Staat, Gesellschaft und Religion untergehen muss, weil er nicht mit Gotteswillen übereinstimmt. Schon in der Szene, in der er zum Propheten berufen wird, der erhabensten und düstersten Szene des Alten Testamentes (Jesaja 6), wird ihm eröffnet, dass seine ganze Prophetenwirksamkeit nur den Zweck und Erfolg haben kann, den Untergang von allem zu beschleunigen; es wird enden mit der Verwüstung und Verödung des ganzen Landes. Uns mag so etwas als Ziel einer prophetischen

[1]) Ich würde allen Lesern anraten, sich einmal das kurze Büchlein Amos anzusehen, etwa in der Uebersetzung von B e r n h a r d D u h m (nach der auch das Zitat gegeben ist). Lange Vorstudien sind zum Verständnis nicht nötig. Amos war nämlich ein Schafhirt, und das merkt man seiner drastischen, leicht fasslichen Sprache noch an. Vielleicht werden sich dann einige Leser wundern, dass etwas, das so sehr aller Salbung entbehrt, in der Bibel steht. Amos ist der geschworene Feind aller erbaulichen Sentenzen, die er grimmig verhöhnt.

Zusatz der Redaktion: Es sei erlaubt, bei diesem Anlass auch auf die populäre Schrift von Prof. L u d w i g K ö h l e r über den Propheten Amos hinzuweisen.

Wirksamkeit unmenschlich und entsetzlich vorkommen, aber eine Wahrheit wird uns da eingehämmert, eine Wahrheit, die sich einem doch wohl auch in unserer Zeit aufdrängt und die nach Beachtung verlangt, die Wahrheit, dass es, wenn man die göttlichen und menschlichen Gesetze konsequent mit Füssen tritt und das Höhere in sich fortgesetzt beleidigt und misshandelt, so weit kommen kann, dass keine Umkehr mehr möglich ist, dass es nur noch heissen kann: Zum Ende, zum Ende alles Bestehenden, damit ein besseres Neues werden kann! — Jesaja spottet einmal über die Spionen- und Verschwörerangst, die anlässlich eines Krieges im Volk umgeht und sagt: „Der Verschwörer ist — Jahwe der Heere, ist Gott!“ — Man denke sich, was für ein Schrecken ein solcher Gott für unsere patriotische Staatsreligion wäre!

Aber es ist nicht nur eine grosse Negation gewesen, welche die Propheten der verderbten Gegenwart gegenüber vertraten, sie verkünden zugleich mit immer stärkerer Deutlichkeit, schliesslich auf die grandioseste Weise, eine künftige neue Welt, in der dann den Forderungen Gottes, den Forderungen der Heiligkeit und der Liebe Genüge getan sein wird. In jener erwähnten dunkeln Berufungsszene des Jesaja wirkt wie ein Ausblick auf eine ferne, helle Unendlichkeit der Gruss, den die Seraphen dem thronenden Gott singen: „Heilig, heilig, heilig ist Jahwe der Heere, die ganze Erde erfüllt seine Herrlichkeit!“ Das ist ein Ausblick aufs Gottesreich, wo göttliche Herrlichkeit wirklich die Erde ganz erfüllen wird. Und noch mehr davon treffen wir an bei Jesaja. Mitten in der kriegerischen Zeit, wo das kleine Reich Juda der Spielball brutaler Grossmächte ist, hat er, als der Erste unseres Wissens, das Wort vom Völkerfrieden ausgesprochen. Aus dem Chaos der Zeit sieht er hin auf einen Zustand, wo ein gerechter und grosser Herrscher, einer, der wirklich Gottes Willen tut und darnach regiert, die Zügel in die Hand nimmt. (Man mag da zum Vergleich an die Kaisersehnsucht des Mittelalters denken, wie sie sich z. B. bei Dante äussert.) Auf die durch den fremden Unterdrücker erduldete Kriegsdrangsal folgt die mit freudigem Jubel begrüsste Befreiung. Freiheit, Gerechtigkeit, Friede herrschen im Lande. Der Friede dehnt sich sogar aus auf die Natur. Die wilden Tiere werden zahm, das Paradies kehrt wieder, und nun als Folge dieses von Gott hergestellten Idealzustandes im eigenen Volk die auf die andern Völker übergreifenden Wirkungen! Ich lese diese Stelle: „Denn geschehen wird's in den künftigen Tagen: Festgegründet wird sein der Berg Jahwes, und das Haus unseres Gottes auf dem Haupt der Berge und überragend die Hügel; und strömen werden zu ihm Völker und gehen werden viele Stämme. Auf und steigen wir hinauf zum Berg Jahwes, zum Hause des Gottes Jakobs, damit er uns belehre über seine Wege und wir gehen in

seinen Pfaden; denn von Zion geht aus Lehre und Jahwes Wort von Jerusalem. Und richten wird er zwischen den Völkern und Entscheidung geben vielen Stämmen; und sie werden umschmieden ihre Schwerter zu Pflugeisen und ihre Lanzenspitzen zu Winzermessern; nicht hebt Volk gegen Volk das Schwert, und nicht lernen sie mehr Krieg!" — Der Völkerfriede, beruhend auf der Grösse und der schiedsrichterlichen Gerechtigkeit Gottes selber: welch ein Bild!

Es ist hier nicht die Stelle, auf weitere Einzelheiten im Alten Testament zu sprechen zu kommen. Es kam endlich der lang geweissagte, nie geglaubte vollkommene Zusammenbruch und äussere Untergang des Volkes, mit dem babylonischen Exil, und dann nachher das Wiederaufstehen der Volksgemeinschaft in neuen Formen. Als prinzipiell wichtig erwähne ich nur noch die Gesetzgebungen dieser späteren Zeit. Ich darf mich hier kurz fassen, weil Gerber, dessen Vortrag über den Glauben des Alten Testamentes[1]) ich wohl bei den meisten Lesern als bekannt voraussetzen darf, sich ausführlich gerade über das Gesetz geäussert hat. In diesen Gesetzen Israels finden die Gedanken der Propheten ihren volkstümlichen Niederschlag. Naturgemäss sind sie zu sehr grossen Teilen nicht auf der prophetischen Höhe, aber mit Recht wird auf den sozialen und humanen Geist vieler dieser Gebote hingewiesen. Daran, wie Gott so eng mit dem Leben auf dieser Erde und vor allem auch mit dem Leben des Volksganzen in Verbindung gebracht wird, wie Gott da herrschen und gelten will, erkennen wir das Weiterwirken jener genannten leitenden Ideen.

4.

Das Auftreten und die Botschaft Jesu sind ganz bestimmt durch das Bewusstsein von der Nähe des Gottesreichs. Gottesreich, was ist das anderes als die unbeschränkte Herrschaft jener Ideen oder vielmehr Kräfte, denen wir bis jetzt nachgegangen sind, des Heiligen und der Liebe auf Erden. Diese Kräfte stehen in Jesus vor uns in einer Gewalt und Nähe und Dringlichkeit wie nirgend sonst. Und sie sind nicht mehr zwei einander teilweise widerstreitende Elemente: Die Heiligkeit Gottes ist vollkommen eins geworden mit der innigsten und umfassendsten Menschenliebe. Das Eine Göttliche ist in seiner ganzen Macht gekommen zu den Menschen und will unbedingt und ungesäumt die Herrschaft über sie ergreifen. Was Jesaja nur wie in der Ferne geschaut, jetzt ist es da: die Herrlichkeit Gottes will mit ihrem Glanz die ganze Erde erfüllen. Jesus fühlt, dass er drinsteht in der beginnenden Erfüllung. „Kehret um, das Gottesreich ist nahe!" verkündet er.

Vielfach hat man sich daran gestossen, dass Jesus das Gottesreich, die neue Gotteswelt, als so nahe verkündet oder man hat wohl-

[1]) „Neue Wege", Januar 1917, auch als Separatbroschüre erschienen.

wollend ihn darob entschuldigt. Jetzt sind ja schon 1900 Jahre vergangen seither, und es ist immer noch nicht gekommen; Jesus hat sich offenbar geirrt. Nun ja, *vor unserm Verstand* ist's ein Irrtum, und unser Verstand mag sich ja grossartig vorkommen, wenn er Jesus Irrtümer nachrechnen kann! Schädelin braucht darüber einmal ein paar gute Worte. Er sagt („Neue Wege" 1917, Seite 283): „Die Frage ist eigentlich nicht, warum Jesus das baldige Kommen des Reiches erwartet habe, sondern warum *wir* es *nicht* erwarten, warum es uns so leicht fällt, mit langen Zeiträumen zu rechnen. O die geduldigen, allzu geduldigen Warter alle, die die Kälte ihres Herzens Geduld nennen, denen das Warten so leicht wird, weil die Not und Schuld der Menschen ihnen nicht zu Herzen geht und sie noch nie etwas empfunden haben von der Dringlichkeit und unbedingten Notwendigkeit der Wahrheit, davon, dass Gott gelten, sein Wille auf Erden geschehen *muss*." — Wir haben an dieser Frage von der Nähe des Reiches ein Musterbeispiel dafür, wie unsere Stellung zur Bibel beschaffen sein soll. Ihr gegenüber handelt es sich nicht um unser Wissen, mag dies Wissen noch so gross sein und mögen wir uns damit noch so sehr über die Bibel erhaben fühlen, sondern es handelt sich um unser *Gewissen*: ob dieses nicht ja sagen muss zu dem, was die Bibel hofft und fordert, ob es nicht zugeben muss, *dass dies sein soll* unter den Menschen — — — Es *muss* es zugeben.

Diese Erwartung des Gottesreiches ist bewusst und unbewusst das letzte Ziel der ganzen Bibel, aller Seelenkämpfe der Propheten, eines Hiob, der Psalmen, jener Kämpfe, die ja nur dadurch veranlasst wurden, dass die von uns erkannten Kräfte Gottes rangen in den Menschen und durch die Menschen, sich emporrangen bis zu diesem höchsten Ziel der Menschheit. Man hat die Bibel nicht verstanden, wenn einem das nicht klar geworden ist. — Und kann dieses Ziel der Menschheit eine Idee der Bibel allein sein? Nein, es ist das *einzig mögliche Ziel der Menschheit*, das wir überhaupt so nennen können, die höchste Erkenntnis ihrer Bestimmung, die der Menschheit jemals hat aufleuchten können auf ihrem Wege. Die Herrschaft des Heiligen und der Liebe soll werden in der Welt — wäre dieser Gedanke nicht die Wahrheit für uns, so wäre es uns unmöglich zu begreifen, wozu wir eigentlich da sind und was unser Leben für einen Sinn hat.

Wie prägt sich nun das, dass Gott und sein Reich als so nahe erfahren wird, im Wirken Jesu aus? Antwort darauf soll uns vor allem die *Bergpredigt* geben.[1]) In ihren Worten da sehen wir einmal das *Heilige*, d. h. das Gute in seiner Unbedingtheit in der

[1]) Ich darf wohl hier diese drei Kapitel des Matthäusevangeliums als so bekannt voraussetzen, dass ich keine Einzelheiten daraus zu erwähnen brauche.

höchsten denkbaren Vollendung; da ist der Kampf mit dem Bösen, wo es sich auch zeigen möge, auf Tod und Leben. Das Böse muss ausgerottet, ausgerissen werden bis zur Wurzel, es darf nichts davon bleiben, darin herrscht die strengste Unerbittlichkeit. Und da ist das Andere: *Liebe*, unbeschränkte, grenzenlose Liebe, Liebe auch dem gegenüber, der mir Unrecht tut, der mein Feind ist. Ein paarmal kommt das Wort „dein Bruder“ vor, immer einfach in der Bedeutung „Mitmensch“ — *die Bergpredigt ist die erste, in ihrer Wucht einzig dastehende Manifestation der Menschheit als einer unverbrüchlichen Einheit.* Was sind alle hochtönenden Losungsworte der Revolutionen „Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit etc.“ gegenüber diesem einfachen, unmissverständlichen, unentrinnbaren „Dein Bruder“!

Müssen wir noch viel reden von ihm, der diese Worte nicht nur aussprach, sondern auch lebte? Von ihm, der die *Verkörperung des Heiligen und der Liebe* war? Es ist nicht nötig. Nur im Vorbeigehen will ich erwähnen, wie die Erlösungskräfte des kommenden Gottesreiches sich bis ins leibliche Gebiet hinein zeigten. Jesus machte nicht nur kranke Seelen gesund, er schenkte auch leiblich Kranken die Gesundheit. Möchten dadurch diejenigen zum Nachdenken kommen, die nur von einer Erlösung der *Seele* wissen wollen: *Jesus* (und die Bibel überhaupt) will die Erlösung von Seele und Leib, von Geist und Materie.

So steht er vor uns als der Gottes- und Menschensohn, d. h. als der in der Fülle s *Gottes*, der damit zugleich auch erst der rechte *Mensch* ist, vor dessen Erscheinung uns das Wort des griechischen Dichters einfällt, dass es nichts so *Gewaltiges* gebe wie den Menschen oder jenes andere tiefe Wort, dass der Mensch *mehr* sei, ein höheres Wesen, als es jetzt scheine und als er selber meine (Zündel). Jesus ist die wunderbarste Verheissung für die Zukunft des Menschengeschlechtes.

So meint es auch der grosse Apostel Christi, Paulus, wenn er von Jesus einmal sagt, er sei bestimmt, der Erstgeborene unter vielen Brüdern zu werden. Um die Macht Christi, die Verheissung und Hoffnung, die mit ihm gekommen war, die er bedeutete für die ersten Christen, zu begreifen, lese man überhaupt einmal jenes Kapitel, Römer 8, nach, besonders von Vers 18 an. Da sieht man, wie aus der dunkeln und traurigen Gegenwart als das Morgenrot des kommenden Tages die Liebe Christi aufsteigt, das neue Weltprinzip, von dem aus alles anders werden muss. Von dieser Liebe aus fällt schon jetzt Licht auf die tiefen Leiden der Natur, z. B. der seufzenden Kreatur, die auch erlöst werden soll zur herrlichen Freiheit der Kinder Gottes, und auf die eigenen Verfolgungsleiden, die man leicht ertragen kann als etwas Vorläufiges, da ja die grosse Wendung naht. *Darum* kann man Geduld haben in aller Sehnsucht, *darum*

weiss man, dass einem alles zum Guten dienen muss. Aus der alten Menschheit wächst eine neue heraus. Die von Gott durch Christus berufenen Menschen, diejenigen, die, bei aller Schwachheit und äusserlich mitten im Aergsten drinstehend, sich der wunderbaren Liebe Gottes getrösten, die sich noch offenbaren muss, der Liebe Gottes, wie sie ihnen entgegengetreten ist in dem einen Menschen Jesus, „der uns geliebet hat". Und bei all dem grandiosen Siegesbewusstsein gegenüber der ganzen übrigen Welt und ihren gottfeindlichen Gewalten dennoch keine selbstsüchtige Abschliessung ihr gegenüber. Wie ringt dieser selbe Paulus in seinen Gedanken (in den folgenden Kapiteln des Römerbriefes), um auch an die einstige Erlösung der jetzt Gott am fernsten Stehenden glauben zu können; er schaut in verklärter Freude aus nach dem grossen Tage, wo Gott sich aller erbarmen wird.

Ich will nicht weiter mich ausführlich verbreiten über das Leben der Christengemeinden in der Apostelzeit. Das Charakteristische dieser Zeit ist, dass der lebendige Christus spürbar da war, weiter wirkte und seine Sache auf Erden der Vollendung entgegen führte. Bei allen Gelegenheiten, im Leben der Einzelnen und im Gemeindeleben, erwies er sich als gegenwärtige Kraft, von welcher die Antriebe ausgingen zum ernsten Streben nach Heiligung und zur Uebung schlichter Bruderliebe in einem reich gegliederten Gemeindeleben. (Ich erinnere bloss an den bekannten Kommunismus der Gesinnung und der Tat in der ersten Gemeinde zu Jerusalem.) Christus nahm die Christen hinein in sein mächtiges Leben, und sie durften bei allem, was sie taten und erflehten und hofften, sagen: „In Christus!" Dieses Wort, heute zur salbungsvollen, nichtssagenden Phrase geworden, war damals die Erklärung ihres Seins.[1])

5.

Müssen wir eigentlich bei dieser Betrachtung nicht tieftraurig werden? Denn dies alles, das einmal da war, das ist ja nicht mehr! Es ist längst vergangen, hat nach und nach, unmerklich aufgehört: Die Bibel hat damit aufgehört. Die Bibel auf ihrem Höhepunkt im Neuen Testament stellt uns den überwältigenden Einbruch des Gottesreiches in unserer Welt dar, den Beginn der tiefausgreifendsten Revolution der Geschichte, den Ansatz zu einer neuen Erde, von unerhörten Hoffnungen begleitet — und das Ganze verläuft dann im Sande oder, was auf das Gleiche herauskommt, in der Kirche! Noch in einer der letzten Schriften des Neuen Testamentes steht die Mahnung an die Christen: „Erwartet und beschleuniget

---

[1]) Ich verweise zur Ergänzung, wie beim Alten Testament auf Gerbers, so hier auf Lejeunes Vortrag: „Die Gottesreichshoffnung im Neuen Testament." („Neue Wege", Ende des Jahrganges 1916.)

[durch die angespannte Erwartung, durch euer ganzes Verhalten, ist gemeint] den kommenden Tag des Herrn!“ (2. Petr. 3, 12.) Man war sich bewusst: dadurch, dass man lebte auf die neue Welt hin, die Welt der Gerechtigkeit und der Liebe, dadurch musste sie schliesslich kommen. Später gab man es auf, dieses energisch zielbewusste Streben über die jetzige Welt hinaus; die Gotteskraft verfloss sich allmählig in die Bahnen des gewöhnlichen Weltlaufes; man fügte sich in diesen Weltlauf und vertröstete sich im übrigen auf das Jenseits.

6.

Was ist die Bibel? fragen wir nun, und die Antwort lautet: Das Zeugnis der herrlichsten Geschichte auf Erden — die dann plötzlich, eigentlich ohne einen richtigen, begreiflichen Grund, abbricht! Die wunderbarsten Verheissungen für die Menschheit liegen in diesem Buch — die immer noch nicht erfüllt sind! Die Bibel sagt uns von Gotteskräften, die nach ihrer Anschauung bereit stehen, um der Welt zu helfen; aber auch diejenigen, die an die Bibel zu glauben vorgeben, wollen es nicht wagen mit diesen Kräften, wollen nicht ihr Leben stellen auf die felsenfeste Gewissheit, dass die grossen Liebesgedanken Gottes für die Welt Wirklichkeit werden müssen ......

Aber trotz alledem — die Bibel ist uns nicht gegeben, um uns traurig zu machen; wenn sich in ihr eine Geschichte widerspiegelt, die dann nicht mehr weitergegangen ist, nun so muss sie noch einmal weitergehen und zu Ende kommen, ihre Vollendung finden! Wie das Alte Testament Verheissung ist auf das Neue, zum Teil noch heute unerfüllte Verheissung, so ist die ganze Bibel uns die gewisse Verheissung einer Menschheitszukunft, die noch einmal kommen muss. Der ungeheure Strom, der versiegt oder erstarrt ist, er kann nicht endgiltig uns einfach entschwunden und verloren sein, das ist unmöglich, er wird ganz sicher wieder einmal hervorbrechen mit stürmischer Gewalt, das heisst, mit einem Wort, das ich freilich mit Bedenken anwende: die Religion wird wieder hervorbrechen, nicht als theoretisches Gedankengebilde und System, sondern als **Kraft**, wie sie es in der Bibel ist. In andern äussern Formen kann sie kommen, auf die äussere Form kommt es nicht an. Aber sie wird nicht mehr eine kühle Verstandessache sein, wie sie es heute fast ausnahmslos ist, sondern wie damals Sache des Herzens und der Begeisterung, siegreich hereinbrechend ins Leben der Menschen und der Völker und es umgestaltend. Man wird sich nicht mehr mit metaphysischen und theologischen Problemen im leeren Raum herumschlagen, sondern der ganze Strom der religiösen Aktivität wird restlos praktisch auf diese Welt gerichtet sein, und von da aus werden die Probleme klar werden! Damit

wird das biblische Leben wieder da sein, die Kraft des Heiligen und der Liebe, die Kraft des gegenwärtigen Gottes.

Die Erscheinung dieses Lebens und das Streben darnach ist ja vor allem im Neuen Testament so stark, dass man sich wundern muss, wieso Menschen sich an diesem Buch erbauen, es für Wahrheit ansehen können, ohne selbst dies inne zu werden, ohne selbst zu harrenden Menschen zu werden gleich den ersten Christen. Die Bibel steht vor uns als ein mächtiger Wegweiser zu noch unerreichten, über all unser Ahnen grossen und herrlichen Zielen. Ja wie kommt man ans Ziel, zu dem der Wegweiser weist? Etwa dadurch, dass man nur immerfort den Wegweiser anstarrt und anstaunt? Nicht vielmehr dadurch, dass man den von ihm gewiesenen Weg geht? Es ist falsch gewesen, dieses Buch in der Theorie zu etwas gänzlich über die Welt Erhabenem zu stempeln, statt von ihm aus die Linien zu unserer Wirklichkeit zu ziehen. Freilich kann man das Leben, dessen gewaltiges Bild wir in der Bibel haben, nicht einfach ihr entnehmen. Aber müsste man sichs nicht zum unablässigen Ziel machen, dem all unser Kämpfen und Flehen zu gelten hätte?

Luther, der manchmal eine so grossartig freie und tiefe Stellung zur Bibel eingenommen hat, nennt sie einmal die Windeln und Krippen, darin Christus liegt. „Es sind wohl schlechte und geringe Windeln, aber teuer ist der Schatz Christus, so darin liegt.“ In ganz dem gleichen Sinn halte ich die Bibel für das unvollkommene Gewand des Gotteslebens in der Menschheit. Nicht um seiner äusseren Form, sondern nur um des Inhaltes willen ist das Gewand wichtig; es kann sich ändern, kann vergehen, wenn nur der Inhalt gerettet wird. Die Bibel hat auf ihren Höhepunkten gar nicht als Gesetz für immer, als ewige Richtschnur sich statuieren wollen. Die Propheten z. B. kamen eigentlich nur deshalb dazu, ihre Worte aufzuschreiben, weil sie den lebendigen Widerhall in den Herzen ihrer Zeitgenossen nicht fanden; niemals war ja Buchstabe und Schrift ihr Ziel, sondern das Gottesgebot in Herz und Sinn der Menschen. (Jeremia 31, 33.) Die letzte Tendenz der Bibel ist somit, sich selbst aufzuheben. In jener schon vorhin erwähnten Schrift des Neuen Testamentes wird die Bibel verglichen mit einem Licht, das in dunkler Nacht scheint, woran sich zu halten man wohl tue; aber das ist nur etwas Vorläufiges, denn nach der allgemeinen christlichen Erwartung soll bald der Morgenstern aufgehen und der Tag anbrechen; dann ist es nicht mehr nötig, sich an das Nachtlichtlein zu klammern. (2. Petri 1, 19.) In einem solchen grossen Sinn schaut die Bibel aus auf die Ueberwindung des Buchstabens durch das Leben.

Auch in den Folgezeiten ist hie und da — ich will jetzt keine einzelnen Beispiele nennen — derselbe grosse Geist, der das feurige Vorwärts für die Menschheit bedeutet, aufgestanden und hat gere-

det zu den Menschen in Worten und Taten, die den biblischen nacheiferten, ihnen vielleicht etwa einmal ebenbürtig waren; ganz spurlos verloren gegangen ist er ja wohl überhaupt nie. Was an Ernst und an Grösse und an schöpferischer Kraft der Liebe sich in unserer Welt gezeigt hat, das hat seine Quelle in der Bibel. Und wenn aus andern fernen Welten und Kulturen in Vergangenheit und Gegenwart uns Anklänge an die Bibel, manchmal wunderbarster Art, entgegentönen, soll es uns auch nicht verwundern: die Wichtigkeit der biblischen Wahrheit für die Menschheit muss sich gerade daran zeigen, dass auch anderswo unter den Menschen mit der Bibel Verwandtes auftritt. Die Bibel muss mit dem Grössten und Höchsten der andern Kulturen irgendwie zusammentreffen.

Freilich, das sind immer nur gleichsam einzelne Seiten der Bibel gewesen, die da zur Geltung gekommen sind. Wir aber möchten das ganze biblische Leben wieder haben; das empfinden wir als Notwendigkeit für unsere Zeit und als die einzig mögliche Rettung der Menschheit. Als ein Wiedererwachen dieses Lebens in unseren Tagen ist nun bei vielen unter uns — damit will ich schliessen — die Erscheinung Blumhardts begrüsst worden. Ich nenne nur seinen Namen, als Symbol unseres Glaubens und Hoffens. Was ist bei dieser wunderbaren Erscheinung alles aufgelebt an unendlichen Perspektiven! Welche Quellen der Kraft, der Liebe und der Reinheit sind da aufgebrochen! Nein, der alte mächtige Strom ist noch nicht erstorben! Er wartet nur darauf, sich noch einmal mit voller Gewalt in die Welt zu ergiessen. Wir aber sollen bereit sein . . . . in tiefem Ernst und in grosser freudiger Hoffnung, damit wir die unendliche Gabe Gottes empfangen können.

Christian Holzer.



Aussprache

Das vielmissbrauchte Pauluswort.

(„Seid untertan der Obrigkeit u.s.f.“. Römer 13, 1 ff.)

Vorbemerkung der Redaktion. Auf die im letzten Heft in Bezug auf das „vielmissbrauchte Pauluswort“ gestellte Frage ist eine Reihe von Antworten erfolgt, für die wir herzlich danken. Wir bringen sie in der Reihenfolge, wie sie eingegangen sind. Eine von ihnen vertritt die, wie man wohl sagen darf, konservative und traditionelle Auffassung. Gerade sie wird wohl zu weiterer Aussprache reizen. Die Frage ist ja mit den vorliegenden Voten noch nicht so in all ihren Beziehungen beleuchtet, dass nicht noch manche fruchtbare Aeusserung möglich wäre.

I.

Das Pauluswort von der Obrigkeit muss doch wohl auch aus den Zeitverhältnissen heraus verstanden werden. Erobererherrschaft und erbliche

Dynastie kann als göttliches Gericht angesehen und als solches willig und ohne Widerspruch ertragen werden. Wo aber das Volk seine Obrigkeit selber wählt, darf es wohl darüber nachdenken und sich verpflichtet fühlen, zu untersuchen, was recht und unrecht sei an dem, was diese tut und befiehlt. Es übt damit nur Selbstkritik. Paulus dagegen hat die ersteren Zustände im Auge. Deshalb wäre es wohl angezeigt, wenn die Republiken den Anfang machen würden mit der Entmilitarisierung, und je mehr auch die Monarchien durch Parlamente, Wahl- und Stimmrecht regiert werden, desto mehr dürfen sie meines Erachtens auch diesem Pauluswort freier gegenüberstehen. W.

II.

Es ist so, man erschrickt fast, wenn man, durch die neue Anregung aufgeweckt, sich die Bibelworte im Brief an die Römer wieder einmal ansieht. Da ist wirklich und wahrhaftig die göttliche Einsetzung der Obrigkeit, das „Gottesgnadentum", schwarz auf weiss bestätigt!

Man sucht nach Erlösung; denn solcher bedarf man in der ersten Ueberraschung. Man fragt sich, ob man die richtige Lösung am Ende fände, wenn man die Ursache kennte, aus der heraus Paulus den Römern diese Mahnung schrieb. Hatten sie ihn vorher über dieses Thema angefragt, oder hat Paulus sozusagen unberufen ihnen seine Anschauung über die Obrigkeit und ihre absolute Gewalt einzuprägen gesucht? Am wunderlichsten mutet uns die Begründung dieser Gewalt an: Jede Obrigkeit ist von Gott! Ist das wahr und war das wahr schon zu Pauli Zeiten? Hatten die Römer lauter Imperatoren und Behörden, denen man das Gottestum schon von weitem ansah? Mit nichten — Nero!

Woher kommt uns denn die Erlösung aus einer so bangen Situation? Ich nehme an, es finde sich unter den Lesern der „Neuen Wege" keiner, der den Glauben an den Buchstaben der Bibel zur Voraussetzung der Berechtigung zur Mitsprache ansähe. Und so sage ich frei heraus, was mich endlich von der peinlichen Ueberraschung erlöste:

Wir sehen nur einmal mehr, wie weit die besten Jünger Jesu von ihrem Meister entfernt waren in ihrem besten Streben und Lehren. Glaubt jemand, es wäre Jesu selber eingefallen, in diesem Respektston von der Obrigkeit zu reden? Mit seinem guten Rat über den Zinsgroschen war wohl diese Art Respekt vor der politisch organisierten Welt erschöpft. Wie oft hat er es betont, dass sein Reich nicht von dieser Welt sei. Dabei war Jesus sicher in erster Linie ein fester Anhänger der öffentlichen Ordnung; man weiss ja, dass ihn nichts so betrüben konnte, wie der naive Glaube seiner Nächsten, dass er gekommen sei, um das Volk Israel vom Joch der Römer zu befreien. Aber hat er sich um die Obrigkeit bekümmert, als er sagte, es müsse einer unter Umständen Weib und Familie verlassen, wenn er ihm nachfolgen wolle? Erst als ihm die Nutzlosigkeit jeden Widerstandes klar wurde und ihm vielleicht auch eine Ahnung von der Werbemacht seiner Verurteilung aufdämmerte, war er der Obrigkeit untertan mit einer Ergebenheit, die ihn sogar manchem unerträglich macht. Aber etwa einer Obrigkeit, die „von Gott war"?? Das Untertansein im Sinne der Fügung unter eine gemeinsame Rechtsordnung war sicher nach seinem Sinne; aber es wäre wertvoll zu wissen, was er zu der weitergehenden Verherrlichung der Obrigkeit aus dem Munde Pauli gesagt hätte.

Aus Mund und Feder der Apostel kennen wir aber noch andere Lehren, von denen wir heute ruhig sagen: Sie passen nicht mehr. Denken wir nur rasch an das andere Wort des Paulus, wo er sagt, Heiraten sei gut, aber Nichtheiraten sei besser.[1]) Eine Richtung der Christenheit hat sich dieses Wort für ihren Priesterstand bekanntlich zur Richtschnur genommen, die

[1]) Vergl. 1. Korr. 7, 38. D. Red.

andere hat es schmerzlos bei Seite gelegt, ohne die Angst, damit am Ende dem Apostel wehe zu tun oder sein Ansehen zu schmälern. Die Apostel schrieben und lehrten eben von einem viel kleineren, persönlicheren Standpunkt aus, als der Weltgeist Jesus. Und so wundert es uns schon etwas weniger, wenn Paulus, der frühere Saulus, von seinem Staatsbürgertum aus in der Obrigkeit noch keine demokratische Einrichtung erblicken konnte, wie sie uns von Kindsbeinen an vorschwebt. Seine Auffassung hat ja lang genug, ja wahrlich bis zum Ende des Weltkrieges, bei den „besten" Christen der Welt sich behauptet: deutsches Gottesgnadentum in der vollsten Ueberzeugung der Fürsten und bis ins Mark der Knochen der Untertanen.

Und heute? Zeit und Geschichte haben immer weiter herum und immer radikaler mit dieser Paulus-Auffassung aufgeräumt, und Paulus selber wäre heute sicher, so er es erlebt hätte, ein radikaler Demokrat und Republikaner, dem die Obrigkeit eine Verwaltungsbehörde wäre aus Fleisch und Bein, wie er selber und jeder Hirtenknabe. Römische Staatsauffassung sprach in jenem Brief zu Christen in Rom. Wie hätte sie anders lauten können, da man von Demokratie und Republik noch Jahrhunderte entfernt war!

Nehmen wir das Pauluswort einmal wortwörtlich; wir haben darin die beste Waffe gegen diejenigen, die uns mit dem Buchstaben schlagen wollen: Jede Obrigkeit ist von Gott! Wer steht zu diesem Satz? Wer weiss nicht, dass unzählige Obrigkeiten auf Erden schon eher vom Teufel waren, als von Gott? Nun, wer die zweite Hälfte des Satzes nicht für ernst nimmt, der mache uns auch aus der ersten keinen Strick zurecht. „Seid untertan", das mag auch für uns gelten, **sofern** unsere Obrigkeit auch wirklich von Gott ist. Ist dem nicht so, ist sie willkürlich geworden oder von irgend einem Teufel besessen, dann werden wir sagen: das Pauluswort gilt nur von einer Obrigkeit, die „von Gott" ist, du aber bist das nicht, also sind wir dir nicht untertan!

Aber nun die Beziehung auf den Kriegsdienst. Es gab unter den Christen in Rom zahlreiche Legionssoldaten, denen es damals noch nicht eingefallen wäre, aus ihrer Religionszugehörigkeit einen Grund zur Verweigerung des Dienstes zu machen; er war ihnen noch ganz selbstverständlich.[1]) Wir betonen: noch nicht. Auch hier ist eben die Zeit nicht stillgestanden. So wenig Paulus etwas über das Verhalten zu Elektrizität oder Radio schreiben konnte, konnte er vorausahnen, dass eine Zeit kommen würde, wo man es mit dem Worte Jesu (nicht Pauli!) ernster nehmen würde. Es ist ja für uns Christen alle geradezu etwas Tröstliches, dass unsere Religion nicht auf den vagen Ueberlieferungen sagenhafter und mystischer Gründer beruht, sondern auf der Predigertätigkeit blutwarmer Menschen mit all ihren Vorzügen und aber auch lokalen und nationalen Gebundenheiten.

Wahrheit und Klarheit herrschen in den Jesuslehren, unangefochtene, zwingende und logische Ewigkeitswerte. Was vorher war und

---

[1]) Darin irrt sich unseres Wissens der verehrte Verfasser. In den ersten Zeiten des Christentums war der Kriegsdienst eines Jüngers Christi undenkbar. Erst gegen Ende des zweiten Jahrhunderts erfahren wir von christlichen Soldaten. Sofort ist auch das Problem da, ob ein Christ Militärdienst tun dürfe, und diese Frage wird von der überwiegenden Mehrheit der leitenden Männer verneint. Wer sich über das Thema gründlicher belehren will, greife zu folgenden Schriften:

Weinel: Die Stellung des Urchristentums zum Staat.

Harnack: Militia Christi (nur der Titel lateinisch, er heisst deutsch: Der Kriegsdienst Christi).

Cadoux: The early christian attitude to war. D. Red.

nachher kam, unterliegt dem Streben und damit dem Irren der Zeit und der persönlichen Denkart einzelner Apostel. Jenes bleibt, dieses ist dem Wandel der Zeiten unterworfen, den Umstössen der Technik und den Entdeckungen der Wissenschaft, welche beide auch göttlich sind.

Gewissensfreiheit gehört mit in den göttlichen Fortschrittsplan der Menschheit; er darf und wird nicht gehemmt werden durch Apostelworte, denen Menschliches anhaftet.

C. Rüegg, Winterthur.

III.

Unsere Wissenschafter arbeiten heute an der Erkenntnis der inneren Organisation des Atomkerns, und es besteht kein Grund gegen die Annahme, dass sie nach Lösung dieser Aufgabe auch die Bausteine des Atomkerns, z. B. die Protonen, wiederum als Organisationen erkennen werden. Wunder der Schöpfung. Immer tiefer ist der Menschengeist in sie eingedrungen und hat vom Menschen abwärts eine Organisation in die andere geschachtelt gefunden. Aber wie ein Buch mit sieben Siegeln scheint ihm die Reihe derjenigen Organisationen bleiben zu wollen, die über ihm stehen, deren Baustein er selbst ist.

Wir wollen einmal diese Reihen kurz aufzählen. Die erste lautet ungefähr: Proton, Atomkern, Atom, Molekül, Kristall, Weltkörper, Sonnensystem, Milchstrassensystem. Es ist eine rein materielle Reihe. Die zweite Reihe heisst: Proton, Atomkern, Atom, Molekül, lebende Zelle, Pflanze, Tier (inkl. äusserlich menschengleiche, wie „homo heidelbergensis" etc.), Mensch, Familie, Staat, Weltvölkerbund. Wir könnten sie, von der Zelle ab, eine „seelische" Reihe nennen.

Die dritte Reihe zweigt ab vom Menschen und lautet von da an: Einzelne von Gottes Geist erfüllte Menschen aus dem alttestamentlichen Zeitalter bis zum Pfingstgeist, Kirchgemeinde, die eine allgemeine Kirche. Es ist dies die geistliche Organisationsreihe. Der König der Könige im endlichen Weltvölkerbund, dem „Reiche Gottes", wird der wiedergekommene Christus sein, der zugleich der einzige und alleinige Hohepriester der allgemeinen Kirche ist.

Das Kennzeichen und die Lebensbedingung aller dieser Organisationen ist: Ordnung, absolute Pflichterfüllung des Höchsten wie des Niedrigsten. Wir sehen auch immer wieder, und welche Generation mehr als die unsrige, dass in der materiellen Organistionsreihe und in den übrigen Reihen bis zum Menschen diese unbedingte Pflichterfüllung tatsächlich herrscht. Vom Menschen an aufwärts sollte es natürlich nicht anders sein. Aber, er ist — gottähnlich — mit einem freien Willen begabt, und er hat diese Gabe dazu benützt, die Unordnung, den Ungehorsam zu wählen, seine Pflicht nicht zu tun. So ist denn nicht nur einer wider den andern, sondern auch die Väter sind wider die Kinder und die Kinder wider die Väter, die Obrigkeit wider die Untertanen und die Untertanen wider die Obrigkeit, und schliesslich: ein Volk wider das andere.

Gottes Ordnungsprinzip, seine Gebote und Gesetze bleiben trotzdem unverändert. Wie hätte Paulus, dieser höchste Diener aus der geistlichen Organisationsreihe, etwas anderes lehren können als: „Ein jeder gehorche —"? Ist doch Christus nicht gekommen, irgend eine der göttlichen Organisationen und deren Gesetze aufzulösen, sondern um sie zu erfüllen. Gott ist vollkommen und kann nichts anderes verlangen als Vollkommenheit. Er duldet zwar einige Jahrtausende lang die Unvollkommenheit, aber seine Gebote der Vollkommenheit leuchten und fordern immer und unverändert über der irregegangenen Menschheit, und schliesslich wird er die Unvollkommenheit hinwegtun, sei es in Gnade oder in Gericht.

Wir alle leben in dieser Periode der Unvollkommenheit in dem kleinen,

aber höchsten Bereiche der Schöpfung. Eine Unvollkommnheit bis aufs Aeusserste. Wie haben wir uns dabei zu verhalten?

Wie gesagt, Gottes Prinzipien bleiben unverändert. Wer der über ihn gesetzten Obrigkeit gehorcht, wird stets und in allen Fällen ein Gottesgebot erfüllt haben. Aber er kann durch dieses Gehorchen ein anderes Gottesgebot verletzen, z. B. „Du sollst nicht töten". Solche Verhältnisse, wo wir — wir können handeln wie wir wollen — aus der Sünde nicht herauskommen, sind häufig. Auch die Obrigkeit selbst kann sich ebenso leicht in diesem Dilemma befinden. Lässt sie die einbrechenden Landesfeinde töten, so ist das sicher eine Sünde gegenüber der gottgeforderten Vollkommenheit, tut sie es aber nicht, so verletzt sie vielleicht ihre ebenso gottgegebene Pflicht, das ihr anvertraute Volk zu beschützen. Wo liegt die Lösung? Paulus sagt: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen aus dem Leibe dieses Todes" (Römer 7, 24)? Und Christus: „In der Welt habt ihr Angst" (Joh. 16, 33). Beide Worte deuten auf die gegenwärtige Periode der Unvollkommenheit. Paulus fährt fort: „Ich danke Gott durch Jesum Christum unsern Herrn." Und Christus: „— aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden." Beides deutet auf die Zukunft, wo Gott selbst mit aller Unvollkommenheit, d. h. mit aller Sünde ein Ende gemacht haben wird. Hier allein liegt die Lösung.

Was aber sollen wir bis dahin tun? Jeder suche bestmöglichst Belehrung und folge letzten Endes seinem Gewissen. Aber er hüte sich, an Stelle von Gottes Geboten seine eigenen Prinzipien zu setzen, wohl gar, um damit zu seiner eigenen Ehre vor den Menschen eine Rolle zu spielen. Z. B.: die Obrigkeit verlangt von dir Kriegsdienst, aber du willst nicht eventuell töten. Nun gestattet dir die Obrigkeit, Sanitätsdienst zu tun. Was für einen Grund hast du da, der Obrigkeit nicht zu gehorchen? Willst du deine Prinzipien, heissen sie nun Antimilitarismus oder Pazifismus oder wie immer sonst, über Gottes Prinzipien stellen?

Oder glaubst du, durch Ungehorsam gegen Gottes Prinzipien sein Königreich beschleunigen zu können? Du irrst. Gott wird gerade aus Solchen sein Reich der Vollkommenheit bauen können, welche unter den jetzigen schwierigen Verhältnissen seine Prinzipien geglaubt, erkannt und hochgehalten haben, die sich übten im Gehorsam — diesem Grundprinzip im Reiche Gottes — einerseits, in der weisen und liebevollen Regierung, z. B. der eigenen Familie, anderseits, kurz, in der restlosen Pflichterfüllung an dem Ort, wo Gott sie hingestellt. Die sich so im Kleinen geübt und vorbereitet haben, diese sind es, welche einst in jenem Reich als Könige und Priester mitorganisieren und mitherrschen werden. F. C. B.

IV.

Es ist Ihnen vielleicht auch recht zu vernehmen, wie eine Leserin „aus dem Volke", eine, die über keine wissenschaftliche Bildung verfügt, sich zu dem „vielmissbrauchten Pauluswort" stellt. Natürlich kann ich nicht wissen, ob das Original in der deutschen Uebersetzung getreu wiedergegeben und diese also ganz unanfechtbar sei; aber, gesetzt der Fall, es wäre so, wird mich dieses Pauluswort keineswegs beunruhigen oder gar erschrecken. Mir erscheint es einfach als eine Unterweisung zu e i n e r von vielen praktischen Anwendungen des Jesuswortes im Matthäus 5, 39—48. Z. B. „Ich aber sage euch, dass ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so dir jemand einen Streich gibt auf den rechten Backen, so biete ihm auch den andern dar" oder „so jemand m i t d i r r e c h t e n w i l l und deinen Rock nehmen, dem lasse auch den Mantel, und so dich jemand nötigt eine Meile, so gehe mit ihm zwo" oder (gesteigert) „Liebet eure Feinde ... auf dass ihr Kinder seid euers Vaters im Himmel, denn er lässt seine Sonne aufgehen über die Bösen und über die Guten und lässt regnen über Gerechte und Ungerechte ... (das

dann in dem wunderbaren: „Darum sollt ihr vollkommen sein, gleichwie euer Vater im Himmel vollkommen ist“ gipfelt).

Es ist doch gewiss ein Unterschied wie Tag und Nacht, ob ich Gott — die Philosophen nennens glaub auch das Absolute — fürchte und Ihm gehorchen will, wenn ich der Obrigkeit gehorche — denn dann tue ichs ja aus eigenem freien Willen — oder ob ich dieses aus irgend einer Angst vor ihr, also aus Furcht vor den Menschen — was dann aus sklavischem Zwang geschähe — den Gehorsam leiste. Im ersten Falle werde ich auch im Stande sein, nicht nur einem „gütigen und gelinden Vorgesetzten“ — nach dem Petruswort — zu gehorchen, sondern es wird mich freuen, gelegentlich auch einmal einem „wunderlichen“ zu dienen, wenn mir mein auf das Höchste eingestellte Gewissen dazu riete. Sollte es aber einer „Obrigkeit“, einem „gütigen, gelinden oder wunderlichen Herrn“ einfallen, etwas von mir zu fordern, das gegen Gottes Gebote verstösst, und dieses wäre mir klar bewusst, so würde dieses Unrecht doppelt schwer auf mir selber lasten, wenn ich da gehorchte. Die Bibel hat ja auch auf diese Frage eine klare Antwort. „Ihr sollt Gott mehr gehorchen als den Menschen“, und auch die dringende Warnung steht für solche Fälle dort: „Gott lässt seiner nicht spotten.“

Mir erscheint es als eine furchtbare Rohheit und Lästerung, wenn man jene massakrierten armen Bauern noch an Hand der Bibel zu schwärzen sucht, nur um Luther doch wohl von einer grossen, menschlichen Schwäche rein zu waschen. Auf diese Weise könnte man ja für die furchtbare Tatsache der Christenverfolgung im 1. und 2. Jahrhundert durch die römischen Kaiser aus der Bibel auch noch eine Kritik für jene Märtyrer herausklauben. S. W.

V.

Das Wort vom „Untertansein“ unter die rechtlich übergeordnete Obrigkeit muss von den Verhältnissen der Christengemeinde in Rom aus verstanden werden. Offenbar gab es in ihr Oppositionsmenschen, die im Hinblick auf den bald, bald hereinbrechenden neuen Aion,[1]) weil ja ihr Staat, in dem sie Bürgerrecht hatten, im Himmel war (Phil. 3, 20), diesen Staat hier, der sie auf Grund seiner Gesetze verfolgenden römischen Rechtsstaat ablehnten und ihm die zur Durchführung der Rechtsordnung nötigen Geldmittel, die Steuern, verweigerten oder es wenigstens theoretisch für richtig hielten, sie ihm zu verweigern (V. 6). Nach den Worten Pauli bezieht sich die geforderte Unterordnung nur auf das „Strafgesetzbuch“; der Staat ist ihm lediglich Rechtsstaat, „Generalnachtwächter“, Sicherheitspolizist, und deshalb „Gottes Diener“, zu deinem Besten (V. 4). Er hat den groben Ausschreitungen der menschlichen Ichsucht, dem Ausbruch der asozialen Instinkte zu wehren; denn nur, wo seine Gerechtigkeit den Boden bereitet, kann die Liebe ihr Reich bauen. Darin liegt zugleich die Bedingtheit des Staates: hat die Liebe ihr Reich begründet, dann hört der Staat auf, und seine Existenzberechtigung ist erloschen. Bis dahin aber gilt es sich ihm zu beugen, zumal es dir ganz gleichgültig sein kann: du kommst ja als sittlich handelnder Mensch nicht in Gefahr, mit ihm in Konflikt zu geraten (V. 3). Wenn aber doch — so dürfen wir in Pauli Sinn den Gedanken weiter spinnen — ein unsittliches Staatsgesetz (etwa die Forderung des Waffendienstes) dich zum Handeln gegen dein Gewissen nötigen wollte, so musst du natürlich Gott mehr gehorchen als den Menschen, auch als der „Obrigkeit“ oder dem im Staat organisierten Volk, musst aber auch, wenn du deinem Gewissen folgst, geduldig wie Sokrates, wie Jesus die Strafe auf dich nehmen; denn die vom Staate geschützte Rechtsordnung bleibt ein schätzbares Gut, allerdings ein solches zweiten Ranges. Dr. Fritz Sattig.

[1]) Aion = Aeon. D. Red.

Nachtrag.

Meine Abwehr.

Wenn mir einer kommt und sagt: Jesus sprach, man müsse dem (römischen) Kaiser geben, was des Kaisers sei, also muss man auch dem (eigenen) Staate Kriegsdienst leisten, dann antworte ich ihm mit folgender Zauberformel: „Die Deutschnationalen kamen und fragten Jesum: Ist es recht, dass Deutschland der Entente die Kriegsschulden zahle? Da antwortete Jesus: Zahlt der Entente, was ihr in Versailles unterschrieben habt. Da stand Mussolini auf und schrie: Hört ihrs, Römer, ihr müsst für Italien zu den Waffen greifen!“ C. Rüegg.

(Fortsetzung folgt.)

Der Beamte.

Ein neues Generalstatut für die Beamten der Schweizerischen Eidgenossenschaft steht gegenwärtig im Vordergrund der politischen Diskussion. Es sollte das noch viel mehr tun. Denn die Stellung des Beamtentums ist von fundamentaler Bedeutung für das Leben der heutigen Völker und wird es nur immer noch mehr werden. Es hat diese Bedeutung ganz besonders für solche, die bei aller Ablehnung des Etatismus doch irgendwie einen sozialen Staat, d. h. eine nach sozialen Gesichtspunkten aufgebaute Volksgemeinschaft im Auge haben. Wir müssten davor zurückschrecken als vor einem despotischen Greuelbild, wenn wir uns den Beamten bloss als Rad oder Rädchen eines riesigen bürokratischen Apparates denken könnten. Nicht nur wäre ein solcher ein furchtbares Grab aller menschlichen Freiheit und Lebendigkeit, sondern wir dürften ihm auch keine grossen sozialen Aufgaben anvertrauen, weil diese in seiner Maschinerie ersticken würden. Weil man diese Erfahrung bisher schon oft gemacht hat, scheuen Viele auch vor jeder Art von Sozialismus und Kollektivismus zurück, weil sie sich die nach deren Prinzipien aufgebauten Gebilde nur als beamtenhaft im Sinne von bürokratisch geleitet denken können.

Aber könnte man das Verhältnis nicht auch umkehren und sagen: auch der Beamte soll aus einem Bürokraten, der er entweder ist oder zu werden in Gefahr steht, zum Vertrauensmann einer freien, demokratisch organisierten Genossenschaft werden, gerade wie der Staat selbst aus einem abstrakten und zwangsmässigen Gebilde immer mehr eine Genossenschaft der Genossenschaften oder vielleicht besser gesagt: ein Organ einer solchen werden soll? Wenn man aber dieses Ziel erstrebt, dann ist eine Grundvoraussetzung eine möglichst weitgehende freie Bewegung und Initiative des Beamten, der auf der andern Seite eine ebenso grosse individuelle Verantwortlichkeit entspricht. Das ist der einzige Weg zur Ueberwindung des Bürokratismus und aller Gefahren des Beamtentums, der einzig mögliche Weg in einen sozialen Staat, der nicht jenes schreckhafte Gebilde, sondern ein begeisterndes Ideal, nicht ein ungeheures Gefängnis, sondern ein ersehntes Neuland der Freiheit wäre.

Für diese Auffassung des Beamten haben wir in England und Amerika schon ein Vorbild. Wir brauchen es bloss weiter auszugestalten. Statt dessen versucht das in Beratung stehende neue Beamtenstatut den umgekehrten Weg und möche dem Beamtentum noch die Freiheit kürzen, die es heute hat, ihm nicht nur das Streikrecht nehmen (was unter gewissen Voraussetzungen, vor allem bei einer demokratischen Organisation und gründlichen Sicherung seiner Rechte und Freiheiten, diskutierbar wäre), sondern ihm sogar gewisse Grundrechte rauben, die man als gesichert betrachten durfte, vor allem das Recht der freien Koalition. Man will den Beamten auf seine politische Gesinnung hin kontrollieren. Das ist nun so ziemlich das Letzte, was wir brauchen. Eine durch die Peitsche einer solchen Ueberzeugungskontrolle und das Zuckerbrot der Karriere und der Gehaltsaufbesserung für die Zwecke des jeweilig herrschenden politischen Systems dressierte Beamtenschaft wäre

ungefähr die schlimmste Korruption, die man sich denken kann. Es waltet in diesen Bestimmungen des Statuts jener ganze misstrauische und despotische Polizeigeist der Lex Häberlin, der sich bei uns an die Stelle des einstigen Liberalismus gesetzt hat.

Darum ist der Kampf gegen solche Versuche ein Kampf um die Rettung und Gesundung der Demokratie und die Schaffung einer richtigen Stellung des Beamten im Organismus des Volkslebens ein Hauptstück des notwendigen Neubaus der Gesellschaft. Es herrscht in unserem Volke eine ganz falsche Einstellung zum Beamten. Auf der einen Seite duckt man sich in einem sehr unrepublikanischen und undemokratischen Servilismus vor der Grobheit und Anmassung, die uns etwa an einem Teil unseres Beamtentums begegnet, auf der andern Seite schimpft man über die Beamten, beneidet sie um ihre Stellung, möchte ihnen alle möglichen Fesseln anlegen. Ich halte es umgekehrt. So sehr ich mich gegen jede Antastung des Menschen und Bürgers durch Beamtenanmassung auflehne, so sehr möchte ich dem Beamten ein volles Menschentum gönnen. Zu diesem aber gehört Freiheit, individuelle Initiative und Verantwortung. Es ist ja wohl so, dass gerade eine falsche Bindung den Beamten oft so anmassend macht, dass gerade, wenn man ihn zur Maschine erniedrigt, sein Menschentum sich dann auf falsche Weise äussert, dass er uns schlecht behandelt, weil er selbst schlecht behandelt wird. Machet ihn zum Menschen im Vollsinn des Wortes und er wird euch als Menschen behandeln.

Das allein ist das Erdreich, aus dem schliesslich die echte Loyalität entspringt. Nur eine arme Polizisten- und Despotenseele kann von Misstrauen und Zwang ein Heil erwarten. Die Gefahren der Freiheit und des Vertrauens kennen wir gewiss auch, aber es bleibt trotzdem dabei: das Beste, was der Mensch leistet, entspringt aus Vertrauen und Liebe, die man ihm schenkt. Und Pflichten leben nur auf der Grundlage von Rechten. Der schweizerische Beamte, der, abgesehen von der vielen unnötigen Grobheit und Schnauzigkeit, doch zu den besten der Welt gehört, verdient Vertrauen und Liebe. Erst durch das Gegenteil könnt ihr ihn allfällig illoyal machen und auf jede Weise demoralisieren.

Darum ist der Kampf unserer Beamten um ihre Rechte und Freiheiten, dieser Kampf, den gerade die Besten unter ihnen am eifrigsten führen, ein guter, grosser und notwendiger Kampf und unser Kampf. Nostra res agitur — es gilt unserer Sache! L. R.



Deutschland und die Mission des Deutschtums.

1. Die Aufgabe und ihr Warum.

Ich möchte versuchen, in dieser Rubrik der „Neuen Wege“ nach und nach, zwischen umfassendere Betrachtungen hinein, über die Stellung und Aufgabe dieses und jenes Volkes, seis eines „grossen“, seis eines „kleinen“, inmitten der Völkerfamilie ein Wort zu sagen. Wenn ich mit Deutschland beginne, so geschieht dies aus allerlei Gründen. Einmal zur Ergänzung des über den Amerikanismus Gesagten, sodann, weil ich über das deutsche Problem besonders viel nachgedacht habe, endlich aber und vor allem aus einem mehr per-

sönlichen Motiv: Ich habe nicht nur während des Weltkrieges, sondern leider auch später immer wieder gegen die offizielle deutsche Politik Stellung nehmen müssen, dazu gegen diese oder jene einzelne Erscheinung im politischen und kulturellen Leben Deutschlands. Das geschah freilich auch andern Völkern gegenüber, um vom eigenen zu schweigen, aber weil Deutschland uns nun einmal in jeder Beziehung näher liegt, so geschah es nicht nur verhältnismässig häufig, sondern wurde auch stärker beachtet. Dies besonders auch, weil im Verhältnis der Schweiz zu Deutschland nun einmal die bekannte Spannung liegt. Der Schein der „Deutschfeindschaft“ konnte daher auch bei solchen entstehen, die unbefangen denken. Darum mag eine etwas ausführlichere, zusammenfassende Darstellung meiner Gedanken (die zugleich die vieler Anderer sind) über Deutschland und Deutschtum wohl wieder am Platze sein. Und zwar handelt es sich wieder mehr um eine weltpolitische Betrachtung, wobei vieles, was sonst in Betracht käme, auf der Seite gelassen wird. Ueberhaupt werde ich wohl ein andermal das Problem wieder aufnehmen und diesmal bloss einiges aussprechen, was besonders notwendig erscheint.

Was ich über dies Thema sagen werde, hat natürlich nicht den gleichen Sinn, wie wenn ich über die Schweiz schriebe. Beim heutigen Stand des Verhältnisses der Völker zueinander hat ein „Fremder“ noch nicht das Recht, in den Angelegenheiten eines Volkes, auch seinen allgemeinsten, sich auf die Menschheit beziehenden, mitzureden, es sei denn, dass er dazu eine besondere Berufung hätte. Was ich sage ist also auf der einen Seite eine Erklärung meines Denkens und Verhaltens in dieser Sache für die deutschen Leser und Freunde, auf der andern eine Erörterung vom Standpunkt des Europäers und Weltbürgers aus. (Das Wort „Weltbürger“ kann einen ganz feinen Sinn haben!). Es gehört zur Anbahnung eines höher gearteten Verhältnisses der Völker zu einander, eines Völkerbundes, einer Menschheit, eines Gottesfriedens auf Grund des heiligen Rechtes, dass die Völker lernen, einander so zu betrachten und zu verstehen, wie ich es in den folgenden Ausführungen anzudeuten versuche.[1])

Wenn ich dabei vom Deutschtum rede, so unterscheide ich dieses

---

[1]) Was ich plane, ist also eine bescheidene Wiederaufnahme der Arbeit, die die „Neuen Wege“ im September 1914 begannen, indem sie das Recht und den Wert der wichtigsten grossen Völker, die mit einander in Krieg geraten waren, darzustellen versuchten. Sie ist dann durch entsprechende Vorträge weitergeführt worden, die auf unsere Veranlassung die Studentenschaft von Zürich veranstaltete. Eingeleitet wurden diese durch meinen Vortrag: „Der Sinn des Krieges“ (das heisst des Weltkrieges), woran sich dann Vorträge von Baron Wrangel über Russland, Prof. Medicus über Deutschland, Prof. Vetter über England, Prof. Matthieu über Frankreich und endlich einer von Dr. Fried über den Pazifismus schlossen. Alle diese Vorträge sind meines Wissens bei Orell Füssli in Zürich erschienen.

vom Germanentum, das ein viel umfassenderer Begriff ist. Zum Germanentum gehören ja auch die Angelsachsen, die skandinavischen Nordländer, die Holländer, die Flamländer, die Elsässer, die deutschen Schweizer, Oesterreicher, Böhmen, dazu die Balten, unter Deutschtum aber möchte ich im Wesentlichen das Volkstum verstanden wissen, das sich im jetzigen deutschen Reiche zusammengefunden und das durch bestimmte geschichtliche Erlebnisse und geistige Mächte eine besondere Prägung erhalten hat. Wobei selbstverständlich ist, dass die Abgrenzung eine fliessende bleibt.

2. Welchem Deutschland wir feind sind.

Um den Stier bei den Hörnern zu fassen: Man klagt uns der Deutschfeindschaft an, mit Unrecht im Ganzen, mit Recht, insofern es ein Deutschland gibt, das wir wirklich bekämpfen, ja, wenn man den Ausdruck nicht pressen will, hassen. Das ist, kurz gesagt, jenes Alldeutschtum, von dem in diesen Blättern so oft die Rede ist, jenes Deutschtum, das im Bewusstsein seiner Ueberlegenheit und Auserwähltheit, seis einer rassenmässigen, seis einer kulturellen, erobern will — entweder politisch oder industriell oder kulturell erobern will, die ganze Welt, oder doch so viel als möglich davon, die kleineren Nachbarländer, die Schweiz erobern will. Und noch mehr als dieses hochmütig, aber darum auch etwas kindlich einhertretende Deutschtum hassen wir jenes leise und heimlich sich einschleichende streberische Deutschtum, das doch überall obenauf kommen, an sich raffen will, das doch überall Propaganda treibt, je nachdem versteckt, je nachdem offen. Wir hassen überhaupt diese deutsche Propaganda, diese anmassende und heimtückische, die uns von allen Seiten beschleicht und anfällt, wir hassen diese Professoren und sonstigen Intellektuellen, die zu uns kommen und kein anderes Ziel kennen, als bei uns nicht etwa für deutsche Kultur im höheren Sinn zu werben (das tat ein früheres Geschlecht und zwar ohne Propaganda), sondern für die stets reaktionär verstandene Herrschaft einer nationalen Macht; die auf unserem Boden fremde Völker in deutsch-nationalistische Beleuchtung rücken und sogar in schweizerische Zustände entsprechend hineinreden, wobei ihnen jene bei uns tätigen deutschen Buchhändler zu Hilfe kommen, die jeden schweizerischen Autor boykottieren, der nicht deutschnational denkt. Wir hassen die ganze Gesinnung und Gedankenwelt dieses Deutschtums mit seiner deutschzentrischen Weltanschauung, nach der nicht nur Politik, sondern auch Wissenschaft, Philosophie und Religion immer nur unter dem deutschnationalen Gesichtspunkt betrachtet werden,[1]) mit ihrer Gier

[1]) Auch in „streng wissenschaftlichen" Werken nehmen diese auf ihre Wissenschaftlichkeit so stolzen deutschen Gelehrten Revanche an denen, die anders zur deutschen Kriegspolitik standen und stehen als sie. Beispiele stehen zur Verfügung.

nach „Weltgeltung", ihrem deutschen Ueberlegenheitsgefühl, ihren Rasse- und Bluttheorien, ihrer Vergötterung der Macht, ihrem Unglauben gegenüber geistigen Kräften, ihrem Untertänigkeitsgeist gegenüber herrschenden Gewalten. Wir hassen diese Pastoren, Oberlehrer, geheimen und nicht geheimen Räte, die bei allem Schein profunder Wissenschaftlichkeit doch die ganze Kultur und dazu die Religion in den Dienst des deutschen Nationalismus stellen und Christus in bedenkliche Nähe Wuotans bringen; wir hassen ihren trüben Tiefsinn, wie das Konventionelle ihres Denkens, hassen ihr wissenschaftliches Getue und ihre Uebergescheitheit. Wir hassen die Anmassung, die Gier und Unruhe und auch die Unaufrichtigkeit dieses entarteten modernen Deutschtums. Wir hassen das alles gründlich und von Herzen, sowohl als Menschen und Christen, wie als Demokraten und Schweizer. Das zu leugnen wäre unehrlich und unnütz.

Allerdings darf dieses „Hassen" nicht missverstanden werden. Es bezieht sich nicht auf die einzelnen Menschen, die Träger dieses Geistes sind; wir bemühen uns, keinen Hass gegen einzelne Menschen aufkommen zu lassen, und wo wir Mühe haben, ihn zu besiegen, da handelt es sich um andere Dinge als nationale Untugenden sind, etwa um Falschheit und Gemeinheit, also sehr individuelle Dinge. Dieser „Hass" bedeutet bloss A b l e h n u n g, Ablehnung eines G e i s t e s..

Diese Ablehnung ist auf keine Weise durch sogenannte persönliche Beweggründe bestimmt. Am wenigsten durch eine nichtdeutsche Abstammung, die man uns etwa andichtet. Wie wenig uns irgend eine natürliche Antipathie gegen das Deutschtum bestimmt, beweist der Umstand, dass der Schreibende von seiner Studentenzeit an bis in seine dreissiger Jahre hinein regelrecht alldeutsch empfand, Bismark verehrte, Treitschke und Chamberlain — ja sogar noch viel urdeutschere Autoren — mit Begeisterung las, in Frankreich mit seinem schlechten Französisch gegen eine grosse Tafelrunde den deutschen Standpunkt vertrat, für alles Germanische — nur nicht für den Kaiser Wilhelm — jedem blauäugigen und blondhaarigen nordischen Langschädel zum Trotz schwärmte. Nur unter grossen Schmerzen und in langen Entwicklungen hat er sich von dieser Denkweise abgewendet, aus durchaus sachlichen Gründen. Die deutsche Politik erschien ihm immer mehr verhängnisvoll; je mehr sein Denken sich gewöhnte, in der Weltentwicklung nach höheren Linien auszuschauen, als nationale Macht und Grösse bedeuten, kam er von jener alldeutschen Geistesart, die immer mehr zur neudeutschen überhaupt geworden ist — man denke bloss an Friedrich Naumann — ab. Ich bin gegen jenes Deutschland als S c h w e i z e r. Denn ich sehe, wie es diese Schweiz überfluten und sich selbst entfremden will. Von keiner Seite her droht einer selbständigen Schweiz d a u e r n d eine so grosse Gefahr. Das ist

meine unerschütterliche Ueberzeugung, die ich hier wohl nicht weiter zu begründen brauche. Es will mir — abgesehen von meiner Liebe für eine unabhängige Schweiz — nicht einleuchten, was für ein Gewinn es für ein besser verstandenes Deutschland und für die Welt sein sollte, wenn aus dieser Schweiz mit ihrer eigenen und eigenartigen, zum Teil sogar grossen Geschichte, eine Filiale und Provinz Grosspreussens würde. Ich glaube — trotz allem — an eine Aufgabe der Schweiz für die Gegenwart und Zukunft. Als Schweizer und Rätier der älteren Generation bin ich — auf meine Weise, aber mit glühender Seele — Demokrat und auch darum gegen jene Art und Denkweise, die den der Demokratie entgegengesetzten Pol bildet. Vor allem aber bin ich gegen sie als einer, der an eine auf ganz andere Fundamente gebaute Völkerordnung glaubt, als Bekämpfer des Krieges und aller Gewalt, bin ich gegen sie von meinem ganzen, durch tiefe Leiden und Umwälzungen mir gewordenen neuen Verständnis Christi und des Reiches Gottes aus. Und das ist der tiefste, stärkste, ich darf zuletzt wohl sagen: der einzige Grund meines Verhaltens. Denn alle andern lösen sich darin auf.

Aber — und es ist ein grosses Aber! — es liegt mir ganz fern, diesen Teil des Deutschtums mit dem g a n z e n zu verwechseln. Ich kenne durchaus nicht nur „das andere“, sondern e i n anderes Deutschland, das Deutschland Kants, Goethes, Blumhardts, Försters, das Deutschland des Friedens und der Menschlichkeit, das Deutschland nicht des vorgegebenen,sondern des wirklichen und wunderbaren Idealismus. Ich kenne nicht nur jene hoch einherredenden oder streberisch demütigen alldeutsch gearteten Professoren, Pastoren und Oberlehrer, sondern auch jene andern, die Vertreter tiefer Geistigkeit, ja Leidenschaft des Geistes, die Menschen des hohen Mutes für die Wahrheit, der innigsten Hingabe, der deutschen Treue im besten Sinn, strahlende Menschen, Menschen mit einem besonderen Gepräge, wie sie eben nur auf diesem Boden wachsen. Ich bin mit der alten deutschen Kultur von Wolfram von Eschenbach, Eckhardt, Tauler bis zu Leibnitz, Kant, Goethe, dem ganzen deutschen Idealismus und wie vielem noch aufs tiefste verwachsen. Ich liebe die deutsche Landschaft in ihrer Eigenart, habe sie als Student und später durchwandert; ich habe auf deutschen Universitäten herrliche Jahre verlebt. Und wenn ich gar von allem reden wollte, was mir persönlich durch deutsche Menschen Schönes, Gutes und Grosses geworden ist bis auf diesen Tag! D i e s e s Deutschland liebe ich, liebe ich von ganzem Herzen, habe es immer geliebt — und das sei nun doch noch hinzugefügt — um seinetwillen Deutschland überhaupt. Wie ich denn doch wohl jedes Volk liebe — nur dass das deutsche mir eben näher ist, als die meisten andern.

3. Was für ein Deutschland ich erhoffe?

In diesem Sinne wünsche ich Deutschland alles Gute und Beste, so wie ich es dem eigenen Volke wünsche. Und wie stelle ich mir dieses Gute und Beste vor?

Ich denke mir dieses Deutschland republikanisch, nicht etwa, weil ich meinte, die Republik sei dem Reiche Gottes ohne weiteres näher als die Monarchie — muss man denn immer gerade meinen, irgend etwas, was man für richtig hält, entspreche einer Dogmatik des Reiches Gottes? — sondern weil ich glaube, dass ein richtiges republikanisches Wesen, das selbstverständlich nicht mit dem jetzigen zu verwechseln ist, manches vom Besten am deutschen Wesen wieder zum Vorschein brächte, was besonders durch jenen fürstlichen Despotismus zerstört worden ist, der mit der Niederwerfung der Bauernerhebung des Jahres 1525 zum Sieg gelangte, und seinen Reichtum wie seine Kraft gewaltig und herrlich vermehren würde. Ich denke mir dieses Deutschland auch demokratisch, meine aber, die Demokratie als Prinzip sei keineswegs an die Form gebunden, die sie im Westen angenommen hat, noch ganz abgesehen von allen Mängeln der heutigen Demokratie überhaupt, sondern es könne auch eine deutsche Demokratie geben, eine vielleicht weniger individualistische, eine von der Art der alten freien Reichsstädte, eine etwa im Sinn Karl Christian Plancks oder des alten Freiherrn von Stein. Ich denke mir ferner, mit Förster, dieses Deutschland föderalistisch organisiert, von Berlin und der Vorherrschaft des Preussentums befreit, dezentralisiert, nach seinen Stämmen und Landschaften gegliedert, die in analoger Weise, mit ähnlicher, vielleicht noch grösserer Selbständigkeit sich dem Ganzen einordneten und ihm auch gegenüberstünden, wie etwa die schweizerischen Kantone („Orte") der Gesamteidgenossenschaft. Was für ein reiches, starkes Leben müsste auf einem solchen Boden aufblühen, und in welchem Gegensatz zu dem durch seine Zentralisierung mit Tod bedrohten Frankreich!

Ein solches Deutschland wäre ohne weiteres gross. Gern wollte ich ja sagen, ich wünsche ein grosses Deutschland, wenn man dabei nur nicht sofort an das Quantum und an eine gewisse Macht über andere dächte! Die Grösse, die ich als Demokrat, Europäer, Weltbürger, einem Volke wünschen kann, darf selbstverständlich nicht im alten politischen Machtstil gedacht werden. Eine deutsche „Weltgeltung" im Sinne der Alldeutschen oder auch nur gewisser „Grossdeutschen" halte ich weder für wünschenswert, noch für möglich. Dass sie für mich nicht wünschenswert ist, sollte doch wohl selbstverständlich sein. Sie widerspräche all dem, was ich für die Zukunft der Völkerwelt hoffe. Ich kann auch nicht wünschen, dass Polen, die Tschechoslowakei, Oesterreich mehr oder weniger unter Deutschlands Herrschaft kämen, dass der Balkan, die Türkei unter

seinen machtpolitischen Einfluss gerieten, der Traum Naumanns und anderer sich verwirklichte oder gar, dass ein Grossdeutschland, das im Grunde nur ein Grosspreussen wäre, die kleinen germanischen Völker rings herum aufsaugte. Abgesehen davon, dass das auch der Untergang der Schweiz wäre, dass eine solche Gestaltung der Dinge mit Sicherheit zu einer neuen und dann letzten Katastrophe führte, kann eine solche Verschlingung mannigfaltigen, selbständigen Volkslebens durch ein „Reich", ein Imperium kein wertvolles Ziel sein. Auch Polen, die Tschechoslowakei sollen so gut wie Finnland, Lettland und so fort *selbständig leben*; es ist hier altes Unrecht zu sühnen. Aber ich glaube, dass eine solche deutsche „Weltgeltung" auch gar nicht *möglich* ist; die erwachte Selbständigkeit der Völker wird dergleichen einfach verhindern. Wer solches erstrebt, ist ein Träumer und Phantast, mag er sich noch so sehr für einen Realpolitiker halten.

„Aber die andern grossen Völker, England, Frankreich, Italien, Russland verfolgen doch solche Ziele. Warum soll denn nur Deutschland das nicht tun? Warum will man gerade diesem nur immer „Weimar" statt „Potsdam" zuweisen, d. h. die blosse Idee statt der realen Macht?"

Ich antworte: Nach meiner, in den „Neuen Wegen" schon oft begründeten Ueberzeugung wird jener Weg auch für die Andern immer mehr unmöglich oder, wenn sie ihn doch gehen wollen, verhängnisvoll. England wird nur gerettet werden können, wenn es sich in einen Bund freier Völker auflöst. Nicht umsonst sind alle Engländer so sehr für den Völkerbund, nur er kann England am Leben erhalten. Das Gleiche gilt — mutatis mutandis — für Frankreich. Die Zeit der alten Kolonialpolitik ist vorbei. Ganz Europa wird nur durch eine neue Regelung seines Verhältnisses zur übrigen Völkerwelt gerettet werden. Das gilt nach „unten", im Verhältnis zu Asien und Afrika, und gilt nach „oben", im Verhältnis zu Amerika.

Aber wenn der Gewaltweg zur „Grösse" für Deutschland verschlossen ist, so gibt es dafür einen andern. Und zwar denke ich nicht bloss an *geistige* Grösse, sondern auch an politische. Da ist einmal sein Beitritt zum Völkerbund. Dieser verschafft ihm sofort eine gewaltige „Weltgeltung", wenn es ihn bloss richtig auffasst! Ein Anteil an der Regelung der Kolonialfrage ist darin eingeschlossen. Die Ueberlassung von Kolonial-Mandaten, genauer: die Rückgabe seiner ehemaligen Kolonien, wenn es sie wünscht, kann ihm schwerlich verweigert werden. Aber noch mehr. Eine neue Ordnung der Völkerwelt wird die Ungerechtigkeiten beseitigen, die ihm der Versailler Vertrag auferlegt hat. Dessen „Revision nach vorwärts", wie ich sie nenne, muss kommen, ist zum Teil schon gekommen. Dass die Zerreissung Oberschlesiens ein grosser Fehler, und wohl auch ein Unrecht war, habe ich stets betont. Anderes verstehe

ich weniger. — Ich nenne aber noch einen weitern Zukunftsweg zu deutscher Grösse. Gerade die föderalistische Gestaltung Europas wird eine solche schaffen. Je weniger wir die rein politischen Grenzen betonen, je mehr auf der andern Seite jene wahre, grosse, herrliche deutsche Kultur, die durch die Hohenzollern- und Bismark-Kultur bloss unterdrückt wurde,[1]) erwacht und erblüht, wird sich ein kulturelles Grossdeutschland bilden, dass alle germanischen Länder des Festlandes umfasst und noch weiter greift. Ein autonomes Elsass wird dazu gehören, auch wenn es im französischen Staatsverbande bleibt, und ob dann Deutsch-Oesterreich sich auch organisatorisch anschliesst oder nicht, wird sehr gleichgültig sein. In einem geeinigten Europa, dessen Kern dieses Grossdeutschland bilden wird, haben solche „Anschlüsse" ihre Bedeutung verloren. Ja, ich stehe nicht an, zu erklären, dass an ein solches Grossdeutschland auch wir, die wir nicht von Grosspreussen erobert werden wollen, uns freudig anschliessen würden, natürlich in aller Freiheit und Selbständigkeit. Und wenn inzwischen von dem allemannischen Süddeutschland zur allemannischen Schweiz (und nicht bloss zu ihr) sich allerlei Beziehungen gemeinsamen Tuns weben sollten, ohne machtpolitischen Hintergrund, so sind wir von Herzen dabei. Endlich sei noch hinzugefügt, dass ein solches Deutschland auch eine grosse, sehr grosse Aufgabe hätte als Vermittler zwischen Osten und Westen. Doch davon lieber nachher.

Diese Grösse wünsche ich Deutschland. Das Deutschland dieser Art liebe ich von ganzem Herzen und ganzem Gemüte. Ich bin auch für dieses Deutschland immer eingestanden.[2])

4. Die Mission des Deutschtums.

Wenn ich, auf dieser Linie noch einen Schritt oder zwei weitergehend, von der Mission des Deutschtums, von seiner Aufgabe in

---

[1]) Das Verhältnis zwischen dem politischen und industriellen Aufschwung des deutschen Volkes und seiner geistigen Kultur hat Nietzsche, in dieser Sache sicher der kompetenteste aller Beurteiler, immer wieder so dargestellt, dass der deutsche Geist in dem Masse abgenommen habe, als das Reich zugenommen habe. Möge nun die umgekehrte Entwicklung vor sich gehen. Man vergleiche zu diesem Punkte besonders Nietzsches „Unzeitgemässe Betrachtungen" und hier wieder vor allem die erste: „David Friedrich Strauss, der Bekenner und der Schriftsteller," die bekanntlich eine gegen diese gerichtete satirische Streitschrift ist.

[2]) Ich habe nicht nur gegen den Vertrag von Versailles mit nicht zu überbietender Schärfe protestiert, sondern auch gegen die Teilung Oberschlesiens und die Besetzung der Ruhr, die Behandlung der Reparationsfrage durch die Alliierten und vieles andere. Während des Krieges bin ich immer für einen Friedensschluss tätig gewesen, der für Deutschland ganz anders ausgefallen wäre, als der dann zustande gekommene. Das ist vielleicht mehr wert gewesen als jene schwärmerisch fanatische Verherrlichung der deutschen Sache, die bei uns wenig kostete.

und an der Völkerwelt reden soll, so stehe ich vor grossen Schwierigkeiten.

Einmal ist es überhaupt schwer, die Mission eines Volkes zu erkennen. Sodann hat solche Erkenntnis auch etwas schwer zu Definierendes; sie ist mehr zu ahnen, als in Worten zu sagen; sobald man sie in Worte fasst, kommt leicht etwas Anmassendes, etwas Abstraktes und Kaltes oder Dogmatisches heraus. Auch ist eine solche „Mission“ nichts Fertiges, sondern etwas, das immer neu wird, etwas, um das auch immer wieder gerungen werden muss, was man verlieren und wiedergewinnen kann. Es waltet darin, um das Bergsonsche Stichwort zu brauchen, „schöpferische Entwicklung.“

Dennoch sei wenigstens eine Andeutung gemacht. Gedanken dieser Art vermögen vielleicht, so ungenügend und fragmentarisch sie sind, zu jener Art von Einstellung der Völker zueinander beizutragen, die für eine neue Ordnung nötig ist. Ich verweise freilich gerade für das Tiefste, was hier in Betracht kommt, auf die Aufsätze „Amerikanismus“, „Ein verkehrtes Schlagwort,“ und „Moskau, Genf, Rom, Wittenberg“ und halte mich hier, wie gesagt, mehr an das Politische und allgemein Kulturelle.[1])

An der gewaltigen Eigenart des Deutschtums innerhalb des Germanentums überhaupt ist nicht zu zweifeln. Diese Eigenart bedeutet selbstverständlich auch M i s s i o n. Ich kann diese Mission, um damit zu beginnen, nicht in der imperialistischen Weltpolitik finden. Hier haben die Engländer die grössere Aufgabe. Wohl aber scheint mir die deutsche Berufung auf dem s o z i o l o g i s c h e n Gebiete bedeutsam zu sein. Dem Deutschen eignet die Gabe des loyalen, freudigen Zusammenschlusses zu einer Kollektivität. Er ist nicht individualistisch im Sinn des Westens. Er folgt gern einem „Herzog“. Der deutsche „Individualismus“ bezieht sich, im Gegensatz etwa zu dem romanischen, viel weniger auf den Einzelnen, als auf die Gruppe, die Gemeinschaft. Hier liegen die Wurzeln der deutschen T r e u e, des Grossen, wie auch des Gefährlichen daran. Der Deutsche ist ferner erfüllt von E h r f u r c h t v o r d e m S e i e n d e n. Das ist wieder eine Gefahr, aber auch ein Charisma. Nehmen wir dazu die damit innerlich verbundene Tatsache des deutschen I d e a l i s m u s. Es g i b t einen solchen, und zwar nicht nur im philosophischen, sondern auch im persönlichen Sinne. Was ich bestreite, ist bloss eine gewisse Tendenz, diesen Idealismus andern Völkern abzusprechen, nicht aber die Tatsache des deutschen Idealismus selbst. Und dieser deutsche Idealismus hat nun seine besondere Herrlichkeit und sein

---

[1]) Ueber das gleiche Thema habe ich im Jahre 1920 unter dem Titel: „Deutschland und wir, zum geistigen Friedensschluss“ auf die dringende Einladung der damaligen Redaktion hin, einen Aufsatz für die „Süddeutschen Monatshefte“ geschrieben. Dergleichen ist aber draussen nie beachtet worden, während viel unwesentlichere Aeusserungen mächtig Staub aufwirbelten.

besonderes Recht. Er scheint mir charakterisiert durch die Fähigkeit, dem G e i s t e in seiner reinen Form, der Wahrheit als Wahrheit, ganz abgesehen von jedem „Nutzen“, unbedingt und mit Leidenschaft zu dienen und, was dazu gehört, auch an den Geist zu glauben. Damit ist wieder verwandt ein Zug am deutschen Wesen, der freilich auch wieder, wenn er in falsche Bahnen gerät, verhängnisvoll werden kann, der aber doch etwas Grosses bedeutet: sein Hang zum A b s o l u t e n hin, wie er besonders in seiner Kunst und Philosophie zum Ausdruck kommt. Und damit hängt wohl wieder zusammen, was man seine T i e f e nennen kann und die ich als Tatsache auch wieder nicht leugne. Diese Tiefe äussert sich besondes als Leidenschaft des Denkens und besonders des philosophischen Denkens. Dass auch in Bezug auf diese zwei Dinge die deutsche Art kein Monopol besitzt, ändert nichts an der Tatsache, dass sie ihr auf besondere Weise eignen.

Diese wurzelhaft verbundenen Eigenschaften befähigen das Deutschtum mehr als den Westen zu einer Ueberwindung des Kapitalismus von innen her, durch eine Erhebung zu neuer Geistigkeit und die Bildung von Wirtschafts- und Lebensformen im Sinn einer wirklichen Gemeinschaft. Ich glaube, dass das Deutschtum aus dieser Wurzel heraus eines Tages eine soziale Lebensgestaltung schaffen wird, die durch ihre Eigenart einen grossen Gewinn für die Menschheit bildet. Aber auch abgesehen von dieser besonderen Auswirkung bedeutet die Eigenart des echten Deutschtums einen unendlich wertvollen Schatz für die ganze Menschheit, ein unendliches Goldbergwerk des Geistes, eine Erweiterung ihrer Grenzen besonders nach der Tiefe hin, eine Korrektur gegen allerlei grosse Gefahren und Einseitigkeiten, die ihr von andern Geistesrichtungen her drohen.

Diese bloss andeutenden und darum vielleicht nicht allen verständlichen Bemerkungen will ich durch zwei Hinweise erläutern.

Einmal: Ich meine, dass diese deutsche Eigenart, in dem Masse, als sie zu sich selbst komme, nach zwei Richtungen hin eine grosse Mission habe, nämlich nach Westen und nach Osten hin. Nach W e s t e n hin: Sie bildet vor allem einen Damm gegen den Amerikanismus mit seinem einseitigen Individualismus, seiner allzuengen Umgrenzung der Dinge, seiner allzugrossen Zweckhaftigkeit, seiner Lebenshast, seiner Leidenschaft für die Veränderung, die Maschine, den Erwerb. Ihm wird ein wiedergeborenes Deutschtum seine Ehrfurcht vor dem Sein, seinen Sinn für das Organische, seine Mystik der Natur und des Geistes, seinen echten Idealismus, sein Gefühl für den Zusammenhang, seine Leidenschaft des Absoluten entgegenstellen, zum grossen Heil für die Menschheit. Nach O s t e n: Gegen die Grenzenlosigkeit des Ostens, seine Verschwommenheit, seinen Despotismus wird das Deutschtum gerade darum wieder einen Damm

bilden, weil es etwas vom Recht des Ostens vertritt (wie es dies ja auch in Bezug auf den Westen tut), aber doch seiner Grenzenlosigkeit und Verschwommenheit den manchmal nur zu stark entwickelten Sinn für geordnetes Denken und Ordnung überhaupt und seinem Despotismus den wiedererwachten sozialen Individualismus entgegenstellt, wieder zum grossen Heil für die Menschheit. Durch beides wird es auch selbst gross werden, nämlich durch das Ringen mit beiden Mächten und die „schöpferische Synthese", die es zustande bringt.

Sodann nenne ich die deutsche Jugendbewegung. Von dieser stehe ich nicht an, zu erklären, dass sie mir, wenn ich auf ihren Kern sehe, und all ihre Zufallsbildungen und Entartungen abziehe, als das Schönste und Beste erscheint, was diese Zeit an neuer Lebensgestaltung gebracht hat. Sie bedeutet eine Abkehr von einer ganzen entarteten Kultur, eine Rückkehr zur Natur, zum Geist, zur Seele, zu Gott, eine Absage an Maschinismus, Lebenshast, Nützlichkeitskultus, Geldherrschaft, bürgerliche Lebensengigkeit jeder Art und eine Oeffnung der Seele für das Unendliche. Mag sie auch eine blosse Verheissung sein, etwas, was vorläufig vielleicht auf dieser Linie nicht mehr weiter führt, so zeigt sie nach meinem Glauben doch am schönsten und besten, was für eine Herrlichkeit im Schosse des deutschen Wesens ruht. Denn es ist nicht Zufall, dass nur in Deutschland die Jugendbewegung diese originale Form gewonnen hat, an die wir denken, wenn wir von dieser Sache reden.[1]) Diese Art, meine ich, sei, in noch reinerer, tieferer, grossartigerer Gestalt, der Messias-Kaiser, der in Deutschlands grösster Not und nur durch sie zu wekken, aus dem Kiffhäuser emporsteigen soll, hier liege Deutschlands Aufgabe, Verheissung, Grösse.

10. Juni. L. Ragaz.

Gebet.

Ich selbst, Herr, kann nicht überwinden,
So überwinde du in mir
Und lass mich endlich Frieden finden!
Ja, zieh mich ganz und gar zu dir!

Ich selbst kann nicht den Sünden wehren,
Sie dringen immer wieder ein,
Um mich zu quälen und entehren.
Herr, wasche mich doch völlig rein!

---

[1]) Die Jugendbewegung als ein Wiedererwachen echter deutscher Art erkannt zu haben, scheint mir Försters grosses Verdienst zu sein.

Ich sehne mich nach reinem Leben,
Ich glaube, Herr, dass du mich liebst.
Ich werfe hin mein eignes Streben,
Weil du mir alles, alles gibst.

Herr, lass mich nicht vergeblich schreien,
Reiss mich von Welt und Sünde los,
Um mich von Grund auf zu erneuen!
Ich bin so schwach, doch du bist gross.

Du kannst mein Wesen wohl verwandeln
Zu deiner göttlichen Gestalt,
Im Schweigen, Reden, Dulden Handeln.
Herr, nimm mich hin, du hast Gewalt!

Walter Steinbeck.



Rundschau

Zur Chronik. Abdel Krim ist also erledigt. Ob für immer? Historisch Gebildete mögen an Verzingetorix, den Helden des Gallierkrieges gegen Zäsar oder irgend eine ähnliche Gestalt denken. Es ist wieder eine Niederlage, dass es nicht möglich war, diesen Verlauf der Dinge zu verhüten, d. h. das Problem im Geiste des Völkerbundes zu lösen. Trotzdem, die Aufgabe ist nicht erledigt, so wenig sie in Syrien erledigt ist. Eine ganze Periode wird mit dieser Aufgabe zu tun haben. — Aus Genf kommen wieder ganz schlimme Berichte. Brasiliens schon erklärter, Spaniens drohender Austritt aus dem Völkerbund! Ist dieser schon in der Auflösung begriffen? Es möchte fast so scheinen. Und doch wollen wir es nicht glauben — es darf und kann nicht sein. Aber freilich will mir scheinen, der Optimismus, der nach dem Bericht des Zentralorgans der schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund („Der Völkerbund", vrgl. No. 6) deren Zentralvorstand an der Sitzung vom 6. Juni beherrscht haben soll, sei im Angesicht solcher Dinge nicht ganz berechtigt. Ein Alarmruf schiene doch eher notwendig. — Der Nordpol sei zweimal überflogen worden, „grosses Ereignis", wirklich? Man lese Nietzsches „von grossen Ereignissen" im „Zarathustra". Was ist der Welt mit solchen Sportleistungen gedient? Ein Stück Geheimnis mehr entweiht, weiter nichts, so viel ich urteilen kann. Oder liegt die Sache anders? — Ein Knabe ist in den Berner Bärengraben gefallen und ist, nach der Mutter schreiend, von den Bestien zerfleischt worden. Darob — mit Recht — eine Erschütterung in der ganzen Schweiz. Aber wenn eines Tages durch die Giftgasbomben der Menschenbestien hunderttausende von Kindern und Müttern zerrissen und erstickt werden? — In der Munitionsfabrik zu Altorf (woselbst der Tellenschuss stattgefunden haben soll) sind infolge von zwei Explosionen eine Anzahl Menschenleben vernichtet worden. Dergleichen geschieht überall und unaufhörlich, meistens in viel grösserem Masstab. Sollte das nichts bedeuten? Sollte es nicht Warnung sein? Ist es nicht ein „Zeichen"? — Faschisten und Sozialisten geraten auch bei uns immer häufiger tätlich aneinander — ist das nicht auch

ein „Zeichen“? — Und das Wetter? Ist es bloss Aberglaube, wenn man in solchen Störungen und Katastrophen der Natur einen Hinweis auf die Verstörung der Menschenwelt und wieder eine Warnung zu erkennen meint?

Zum englischen Kohlen- und Generalstreik. Es ist mir bis zur Herstellung des Juniheftes leider nicht möglich gewesen, mir diejenigen Dokumente über die englischen Streikvorgänge zu verschaffen, um die ich mich bemüht. Ich hoffe, dass dies noch gelingen werde und möchte inzwischen den Lesern ein Urteil bekannt geben, das man wohl als kompetent bezeichnen kann und das jedenfalls von einem sehr unabhängigen Mann kommt. Oliver Dryer, der Generalsekretär des Versöhnungsbundes, schreibt in dessen monatlichem Nachrichtenblatt:

„Der Kampf der Bergarbeiter in Grossbritannien und der daraus folgende Generalstreik haben aus verschiedenen Gründen internationale Bedeutung. Zum ersten Male gab es mit diesem Generalstreik in einem Riesenindustriebezirk eine Kraftprobe grössten Stils zwischen organisierter Arbeiterschaft und den Machtmitteln der Regierung. Der Ausgang hat einerseits die alle Erwartungen übertreffende Solidarität der Arbeiterschaft gezeigt und anderseits die Fähigkeit des Staates, im Notfalle seine Kräfte so zu organisieren, dass ein solcher Streik zuguterletzt niedergeschlagen wird. Trotz alledem war, vom Standpunkt der Arbeiterpartei gesehen, der Generalstreik nicht erfolglos. Er endete durchaus nicht in bedingungsloser Unterwerfung der Arbeiter, obgleich es bei oberflächlicher Betrachtung so aussah und aus politischen Gründen und im Hinblick auf die Zukunft weit und breit so ausposaunt ward. Man kann ganz entschieden behaupten, dass die Gewerkschaftsführer, ehe sie den Streik abbliesen, zwar nicht offizielle, aber doch immerhin in ihren Augen genügende Versicherungen besassen, dass die Bergleute bei Wiederaufnahme der Verhandlungen für verschiedene Punkte ihre Forderungen einer wohlwollenden Behandlung der Regierung begegnen würden. Verlauf und Ende des Streiks weisen gewisse Züge auf, die selbst den Engländer, der sein eignes Land kannte, im höchsten Grade überraschten, die aber andern Ländern ziemlich unglaubhaft erscheinen mussten. Er verlief sozusagen ohne Ausschreitungen. Die gewalttätigen Elemente, die es hier überall gibt, und die gar zu gern die Gelegenheit benutzt hätten, sahen sich völlig machtlos. Das Ende war von Seiten der Gewerkschaftsführer nichts anderes als eine prächtige Glaubenstat. Sie hatten sich keinen Vertrag, schwarz auf weiss, gesichert. Angesichts einer falschen Beurteilung, die sie von Seiten ihrer Gegner und nicht weniger von Seite ihrer eigenen Leute ganz sicher zu erwarten hatten, setzten sie ihre Stellung als Führer und dazu die ganze Zukunft der Gewerkschaftsbewegung ihres Landes aufs Spiel, indem sie sich auf etwas verliessen, das weniger zu fassen war als Schrift oder Wort: auf den Charakter des Premierministers, der das Haupt einer konservativen Regierung ist. Hier liegt das fast paradoxe Ergebnis vor, dass die Arbeiterpartei, die noch niemals so wie jetzt sich ihrer geschlossenen, soliden Macht bewusst war, tatsächlich das Recht auf die Waffe eines plötzlichen Generalstreiks aufgegeben hat. Alle, denen der Klassenkampf bis aufs Messer unabwendbar gilt, sehen in dem Ergebnis nur schamlosen Verrat, durch die Führer und bittere Niederlage der Arbeiter. Wenn indes die Lage nicht allzu falsch gedeutet und behandelt wird, werden als erstes Ergebnis die Versöhnungskräfte auf ihrem Wege zu voller sozialer Gerechtigkeit eine Stärkung erfahren.

Der Kampf der Kohlenarbeiter aber dauert fort. Von Anfang an war bekannt, dass der Hauptteil der Gewerkschaften die Bergleute nicht unterstützen würde, wenn sie sich absolut darauf versteiften, in nichts nachzugeben. Sie wollten nur nicht dulden, dass die Bergleute dauernd in ihren Löhnen gedrückt würden. Sie wollten fordern, dass die in der Industrie nötigen Ersparnisse auf Grund einer völligen Neuordnung des Bergwesens und Stillegung uneinträglicher Gruben gemacht würden, nicht aber durch

längere Arbeitszeit und geringere Löhne. Der Bericht der Kohlenkommission hatte indessen zu verstehen gegeben, dass ausser der Neuordnung eine vorübergehende Herabsetzung der Löhne der besserbezahlten Bergleute nicht zu umgehen wäre. Im Augenblick, da ich dies schreibe, ist keine Aussicht auf Schlichtung. Grubenbesitzer und Bergleute haben beide die Vorschläge des Premierministers abgelehnt, und wir haben Aussicht auf einen langen, erbitterten Kampf, obgleich sich die Lage beinahe stündlich ändert und gewiss wieder anders sein wird, wenn diese Zeilen erscheinen."

„Zum Charakterbild des Streiks gehören die Bemühungen der Kirche und wohlwollender Menschen, vermittelnd einzugreifen. Gleich nach dem Abbruch der Unterhandlungen machte sich allerorts das Verlangen breit, die Verhandlungen ungesäumt wieder aufzunehmen. Der Krieg hatte seine Lehren weithin tief eingegraben: Sieg durch Gewalt wäre von allen Möglichkeiten die schlimmste gewesen. Die Führer der Staatskirche und der freien Kirchen traten zusammen und berieten über die Wiederherstellung des status quo vor dem Abbruch, der ein Nachgeben aller Parteien folgen müsse. Der Erzbischof von Canterbury, als Wortführer der Kirchen, brachte in persönlichen Unterredungen mit der Regierung und mit den Führern beider Seiten seine Vorschläge vor. Auch die Copec-Bewegung machte ihren Einfluss in gleicher Weise geltend. Die starke öffentliche Meinung, die hinter dem Erzbischof stand, trieb zweifellos die Sache im Parlament vorwärts und erleichterte es dem Premierminister, auf eine Vermittlung einzugehen. Dabei haben offensichtlich die Kirchen durch ihr ehrliches Eingreifen in den Reihen der Arbeiterschaft an Vertrauen gewonnen.

Zur selben Zeit waren ganz in der Stille auch eine Anzahl Mitglieder und leitende Persönlichkeiten des Versöhnungsbundes heiss bei der Arbeit, um zu vermitteln. Ohne Unterlass suchten sie hochstehende Persönlichkeiten in Parlaments- und Regierungskreisen, Bergwerksbesitzer und Arbeiterführer auf und stellten jedem Teile die Streitfragen in dem Lichte dar, in dem der andere sie sah; auch brachten sie hier und da Versammlungen zu Stande, wo beide Teile sich aussprechen konnten. Bei all diesen Verhandlungen stützte sich der Versöhnungsbund nicht auf allgemeine Grundsätze oder allein auf den idealen Geist, in dem man dieser Sache gegenübertreten müsste, sondern er zeigte die wirklichen Schwierigkeiten der verwickelten Situation. So sucht man weiter, zwischen Grubenbesitzern und Bergleuten zu vermitteln."

Zu diesen Ausführungen unseres Freundes Dryer erlaube ich mir nur noch zwei Bemerkungen:

Der Streit darüber, ob der Generalstreik eine ausgesprochene Niederlage der Arbeiterschaft bedeute und ob die Haltung der Führer (der politischen so gut wie der gewerkschaftlichen) richtig gewesen sei oder nicht, geht offenbar in England wie anderswo weiter. Dryer scheint die erste Frage zu verneinen und die zweite zu bejahen. Dabei bestätigt er meine Vermutung, dass die Führer unter Einflüssen gehandelt haben könnten, die für einen Sozialisten problematischer Natur sind und vielleicht als „bürgerliche Ideologie" bezeichnet werden könnten. Was die erste Frage betrifft, so scheint uns, die wir auf Zeitungsberichte angewiesen sind, der Umstand bedenklich, dass die Gewerkschaften sich doch allerlei Verschlechterungen ihrer Lage gefallen lassen mussten, die sehr nach Niederlage aussehen. Darum scheint uns in Bezug auf die zweite, als ob sich die Faktoren, auf die sich die Führer gestützt, doch als „bürgerliche Ideologie" erwiesen hätten. Anderseits hat ein so wohlunterrichtetes Urteil, wie das von Dryer sicher ein grosses Gewicht. Vielleicht, dass für einen Nahestehenden doch als Erfolg erscheint, was Fernerstehende für Verlust halten. Man darf nie vergessen, dass England eine andere Welt ist, als die unsrige, und die Engländer andere Menschen als wir.

Zu der Haltung der K i r c h e n eine zweite Bemerkung. Ich möchte unterstreichen, dass diese durch ihre Vertreter und Organe der Arbeiterschaft

direkt zu Hilfe gekommen sind, und zwar weil sie glaubten, dass es mit deren Aussichten nicht gut stehe. Sie wollten der Arbeiterschaft einen ehrenvollen Rückzug aus einer nicht zu gewinnenden Schlacht ermöglichen. Diese Tatsache möchte ich des nächste Mal noch etwas illustrieren. Heute frage ich bloss: wann wird bei uns, auf dem Festland, derartiges vorkommen?

Ich gedenke im Uebrigen besonders auch auf das Prinzipielle am Generalstreiks-Thema zurückzukommen, das von Vielen noch so wenig begriffen wird.

Der Kriegsminister als Kirchenvater — das ist unsere neueste religiös-kirchlich-theologische Errungenschaft.[1]) Karl Scheurer, unser schweizerischer Oberst der Obersten, hat an dem unlängst in Bern stattgefundenen, von einem andern Obersten präsidierten Tagung des schweizerischen „Vereins für freies Christentum" — Reformtag genannt, man wird sofort sehen, welche revolutionäre Perspektiven dieser Name andeutet — einen Vortrag über „Kirche und Vaterland" gehalten. Darüber waren die Helvetier männiglich etwas überrascht. Wir hätten dem sonst sich nicht gerade spekulativ gebenden Hüter unserer Kanonen und Militärbudgets nicht zugetraut, dass er neben all seinen Mühsalen auch noch eine schweizerische Militärtheologie ausgebrütet habe. Aber offen gestanden ist durch diese neueste Wendung das für meine Seelenruhe so notwendige Gefühl, dass wir im Ernstfalle militärisch gut geführt würden, verstärkt worden. Denn unser Kriegsminister hat sich damit als guter Stratege erwiesen. Wer die Pfarrer hat und damit die Kinderlehrstuben und die Kanzeln, der hat auch — Maschinengewehre und vielleicht sogar Gasmasken. Dem kirchlichen Freisinn aber ist Heil widerfahren. Er hat in seinen alten, sogar steinalten Tagen noch einen grossen Theologen bekommen, etwas, was ihm schon lange fehlte. Und dieser Theologe ist ein Bundesrat, ja sogar d e r Bundesrat in konzentrierter Form; denn das ist doch wohl der Oberst der Obersten. Unabsehbare Entwicklungen könnten sich aus dieser Tatsache ergeben. Könnte nicht vielleicht der Freisinn zur helvetischen Staatsreligion erhoben werden, so dass sich eine ähnliche segensreiche Wendung vollzöge, wie damals, wo ein anderer Kriegsmann und Politiker, Kaiser Konstantin, das Christentum zur römischen Staatsreligion erhob? Könnte nicht der Reformtag zu Bern vom Jahre 1926 an die Stelle des Konzils von Nizäa vom Jahre 325 treten? Dass jener nicht gerade im Jahr 1925, dem Jubiläumsjahr von Nizäa stattfand, ist freilich ein Stilfehler, und das um so mehr als sonst auch die Ernsten Bibelforscher Recht bekommen hätten, die bekanntlich auf das Jahr 1925 den Anbruch des tausendjährigen Reiches erwarteten. Aber auch so sind die Vorteile für den Freisinn gross. Da er bekanntlich zur Bibel sehr kritisch steht (vielleicht weil sie kein Bestandteil der schweizerischen Militärorganisation ist?), so würde sich empfehlen, dem Scheurer'schen Vortrag kanonische Würde zu verleihen (kanonisch — das passt ja ohnehin gut!) und ihn der freisinnigen Bibel als eine Ergänzung (eine freilich sehr notwendige) hinzuzufügen, besonders zu Handen der Feldprediger. Damit dürfte auch der Schwierigkeit für gewisse „Reformer", zügige Bibeltexte zu finden, abgeholfen sein. Das ist offenbar die Meinung jenes Blattes, in dem es heisst, die Scheurer'sche Rede sei „eine Gabe an die ganze kirchliche Welt unseres Vaterlandes, deren Vertretern es anheimgestellt sein muss, die Einzelheiten an ihrem Orte weiter auszuwerten. Wo man auf den Kanzeln und im Unterrichte über das Thema Kirche und Vaterland Klarheit verbreiten soll, da wird aus der Rede reicher Gewinn zu ziehen sein." Ich muss zur Ergänzung dieses Vorschlages hinzufügen, dass man die Predigten über diese neuesten Texte durch ein paar Artilleriesalven (eine durchaus zeitgemässe Form von Kanonisierung) in ihrem Sinn sozusagen unterstreichen und in ihrer Wirkung erhöhen sollte. Auch könnte man ganz wohl

---

[1]) Vergleiche zum Folgenden die Redaktionellen Bemerkungen.

durch einen Auszug aus der Rede ein neues Glaubensbekenntnis schaffen. Wobei sich empfehlen dürfte — da wir doch einmal beim Bundesrat sind — in diese neueste Formulierung der freisinnigen Theologie auch die wertvollsten Bestandteile der seligen Lex Häberlin aufzunehmen. Mit der Verwirklichung jener Idee wäre ein dringendes Bedürfnis gestillt. Man verlangt ja heute wieder nach solchen formulierten Bekenntnissen. Es gibt auf der Rechten heute eine grössere Gruppe, die wohl am liebsten den Heidelberger Katechismus wieder einführen möchte und dazu wohl die von dem jüngern Buxdorf verfasste Confessio Helvetica posterior (das zweite helvetische Glaubensbekenntnis). Wie fein, wenn man auf der Linken nun ein allerneuestes helvetisches Bekenntnis hätte, die von Karl Scheurer geschaffene Confessio Helvetica tertia oder auch Bernensis. Damit wäre die neue Reformation, die wir nötig haben, perfekt.

Diese Entwicklungen müssen unser Gemüt mit hoher Befriedigung erfüllen. Nach Dante hat der Siegeswagen Christi zwei Räder: die Armut, d. h. die Strenge gegen die Welt des Mammonismus und der Gewalt, und die Wahrheit, d. h. den reinen ursprünglichen Sinn der Erscheinung Christi. Diese Räder sind etwas aus dem Gebrauch gekommen. Darum, wie gut, dass unser neuestes helvetisches Christentum zwei andere bekommen hat: eine galvanisierte, längst verstorbene Bibelorthodoxie und eine sehr lebendige freisinnige offizielle Kriegsminister-Theologie! Und nun vorwärts, hü ...!

Weitere Staats- und Kriegstheologie. Vom 26. bis 29. April tagte in Frankfurt a. M. der deutsche Zweig des „Weltbundes für internationale Freundschaftsarbeit der Kirchen". Wenn von irgend einer kirchlichen Körperschaft so müsste man von einer solchen eine ganz unzweideutige Haltung in der Kriegs- und Friedensfrage erwarten. Es sind ja ungefähr diese Kreise, die in Stockholm den fortschrittlichen deutschen Flügel darstellen. Aber die Berichte über diese Versammlung zeigen klar, dass die neulutherischen „Kriegstheologen" obenaus schwangen. Der Einzige, dem man Beifall spendete, war Professor Erich Förster (beileibe nicht mit unserem Professor Friedrich Wilhelm Förster zu verwechseln!), ihr Hauptsprecher. Er ist, nebenbei gesagt, auch einer der eifrigsten Bekämpfer des Sozialismus, auch des religiösen, übrigens eine Säule der „modernen Theologie" und ganz sicher ein bedeutender Mann. Es scheint, dass er den Krieg aus dem Gebot der — Nächstenliebe ableitete (was ein rechter Theologe nicht alles kann!), insofern, als jenes Gebot sich eben auf den „Nächsten", d. h. die Familienglieder, die Volksgenossen beziehe, welche allfällig durch Waffengewalt zu schützen seien. Wo bleibt da noch der Unterschied zwischen Christentum und Heidentum in der Ethik? Und wie legt ein solcher Theologe die Bergpredigt, z. B. Matth. 5, 43—48 (von einer „Feindesliebe" scheint dieser Professor der christlichen Theologie nichts zu wissen) und das Gleichnis vom barmherzigen Samariter aus? Andere dieser Jünger des Gekreuzigten erklärten: „Zu den Mitteln, dem Bösen zu wehren, können in der Gegenwart immer noch Granaten und Bomben gehören ..." „Seit Luther ist es für uns das Höchste, denen, die den Kriegsdienst auf sich nehmen, das gute Gewissen zu geben ... Das ist keine Sünde: Menschen töten ... Christen lassen sich an Vaterlandsliebe von niemandem übertreffen ... Wo die Bibel aufhört, beginnt die Freiheit der Verantwortung ... Röm. 13: Die Obrigkeit trägt das Schwert nicht umsonst."

Natürlich würde man einem solchen Kongresse unrecht tun, wenn man den Schein erregte, als ob bloss *solche* Worte gesprochen worden wären. Es fehlte, wie es scheint, bei keinem Redner das Bekenntnis zum Frieden als dem letzten Ziel. Aber was bedeutet das? Seine praktische Wirkung wird durch jene andern Bekenntnisse völlig vernichtet, ja, man muss sagen: diese bekommen durch jenes Zugeständnis nur noch das „gute Gewissen". Auch scheinen fast nur Leute dieser Art das Wort geführt zu haben. Und das in

einer kirchlichen Friedensorganisation! „So dieses am grünen Holz geschieht, was soll am dürren werden?“

Die vorläufige Erledigung des Falles Ceresole. Der Kampf in La Chaux-de-Fonds um die Wahl Ceresoles ist nun so erledigt worden, dass Ceresole bis auf Weiteres als Hilfslehrer für Mathematik (und, wenn ich nicht irre, verwandte Fächer) nach Chaux-de-Fonds kommt. Er hat seine Stelle schon angetreten. Dass diese Lösung uns nicht gerade hoch befriedigt, liegt auf der Hand, doch schien sie zuletzt sich als richtig aufzudrängen. Wir hoffen, dass Ceresole auf diesem Wege eine Aufgabe finde, die seinen Zielen und Hoffnungen entspricht. Unserer Sache wird er nach dem Masse der ihm verbleibenden Kraft und Zeit auch künftig dienen. Der Kampf um den Geist der Schule aber muss fortgeführt werden. Das war nur ein Vorspiel!

Helfe, was helfen mag.[1])

(Mussolini weihte kürzlich ein Denkmal des Franz von Assisi ein.)

Franz von Assisis sanfter Heil'genschein
Hat von den Jahren schon etwas gelitten,
Das Volk verroht, vergisst der Väter Sitten
Und man beschliesst: „Er muss erneuert sein.“

Da fällt es plötzlich Mussolini ein:
„Ich bin der Mann! Ihr braucht mich nicht zu bitten.“
Und er enthüllt auf eines Marktes Mitten
Dem heilgen Manne einen Denkmalstein.

Der Pöbel gröhlt und schwenkt entzückt die Hüte,
Als Mussolini auf das Podium steigt.
Er wirft zum Dank mit mancher Redeblüte.

„Vivat Italia! Franz ist uns geneigt!“
Der Mann aus Stein in seiner grossen Güte,
Als sei er noch lebendig, steht und schweigt.

Walter Steinbeck.

Die „Schweizerischen Monatshefte für Politik und Kultur“ bestreiten durch eine Erklärung ihres „Obmannes“ im „Aufbau“, dass sie zu irgend einer Zeit oder in irgend einer Form an eine Arbeitsgemeinschaft für die Interessen des Grenz- und Auslandsdeutschtums teilgenommen hätten.

Davon sei gebührend Notiz genommen. Doch sind dazu einige Bemerkungen zu machen. Erstens: Diese Erklärung ist reichlich spät erschienen, ungefähr vier Wochen, nachdem jenes amtliche Dokument in der „Mensch-

[1]) „Mussolini wohnte der Grundsteinlegung für das Denkmal des hl. Franziskus von Assisi bei. An der Feier nahmen ausserdem der Erzbischof von Mailand, Kardinal Tosi, und zahlreiche Persönlichkeiten aus militärischen, kirchlichen und zivilen Kreisen teil. Unter dem Grundstein wurde ein Pergament mit den Namen des italienischen Königs und Mussolinis niedergelegt. Mussolini, dessen Nase wieder völlig ausgeheilt ist, wurde von einer grossen Menschenmenge begeistert begrüsst.“

heit“ gestanden hatte. Die „Menschheit“ selbst hat laut Aussage des Redaktors keine solche Erklärung erhalten. Der Redaktor hält daran fest, dass in jenem amtlichen Dokument die „Monatshefte“ zu den Zeitschriften gerechnet würden, die jener Arbeitsgemeinschaft für deutsche Propaganda angeschlossen seien. Die „Monatshefte“ müssten offenbar eine Erklärung jener Amtsstelle bringen, dass sie sich geirrt habe. Das allein wäre eine gründliche und für jedermann überzeugende Erledigung dieser Sache.

Zweitens: Auch wenn die „Monatshefte“ nicht formell, d. h. organisatorisch jener Arbeitsgemeinschaft angehören, so sind sie es doch der Sache nach. Das, was ich über ihre durch und durch alldeutsche Haltung gesagt habe, bleibt auf alle Fälle bestehen. Die Tatsache, dass jene deutsche Amtsstelle die „Monatshefte“ ohne weiteres zu den jener alldeutschen Arbeitsgemeinschaft angeschlossenen Zeitschriften zählt, bleibt bedeutsam, auch wenn ein formeller Irrtum vorliegt.

Ich füge gern meinem letzten Artikel noch etwas hinzu, was für mich durchaus selbstverständlich ist: dass eine Zeitschrift für die Pflege des Deutschtums in der Schweiz eine wertvolle Aufgabe hätte, möchte ich durchaus nicht bestreiten. Gerade weil wir in der deutschen Schweiz unter einem so starken Einfluss des Reich-Deutschtums stehen, also unter einem falschen Einfluss des Deutschtums, wäre eine Zeitschrift am Platze, die eine prüfende, sichtende, in diesem Sinne kritische Arbeit täte und auf Grund davon für ein Deutschtum einträte, das wir mit unserem Schweizertum verbinden könnten. Eine solche Zeitschrift dürfte dann auch mit gutem Gewissen gegen gewisse andere Einflüsse auftreten und würde dann auch Eindruck machen, was jetzt nicht der Fall ist. Auch wenn sie für die politischen Interessen des Reiches einstünde, hätte das auf jenem Boden einen guten Sinn. Die „Monatshefte“ aber vertreten blindlings alle Parolen des Alldeutschtums oder, wenn der Ausdruck besser gefällt, des Grosspreussentums. Dazu gehört wohl, dass sie in der deutschen Schweiz das Organ der schärfsten Reaktion sind, das was in der welschen die „Revue Romande“ zu sein scheint — und die „Action Française“ dazu! Das ist an sich wenigstens ehrlich, was man vom Andern nicht sagen kann. Das Andere ist im besten Falle Selbstbetrug.

Dritter Kongress der Arbeitsgemeinschaft der religiösen Sozialisten Deutschlands. Vom 1.—5. August 1926, in Meersburg am Bodensee. Alle Freunde aus der Schweiz sind herzlich eingeladen zu dieser ausserordentlich wichtigen Zusammenkunft der religiösen Sozialisten Deutschlands. Die vier Hauptreferate sind folgende:

1. Der religiöse Sozialismus und der Protestantismus. Emil Fuchs, Eisenach.
2. Der religiöse Sozialismus und der Katholizismus. Georg Fritze, Köln.
3. Der religiöse Sozialismus und die Freidenker. Paul Piechowski, Berlin.
4. Der religiöse Sozialismus und die sozialistische Kulturbewegung. Reinhard Strecker, Berlin.
5. Evangelium und Sozialismus. Emil Blum, Habertshof.

Ausserdem werden Tätigkeitsberichte der einzelnen Gruppen von der Arbeit der religiösen Sozialisten Rechenschaft geben und eine internationale Aussprache mit den schweizerischen, den holländischen, österreichischen, französischen und englischen Freunden stattfinden.

Die Tagungskosten werden sehr gering sein, da gemeinsame Verpflegung und Massenquartiere möglich sind.

Genaues Programm wird in der nächsten Nummer bekannt gegeben werden.

Anfragen und Anmeldungen an Pfarrer Eckert, Meersburg am Bodensee.

Die Redaktion möchte diese Einladung unserer deutschen Freunde zu ihrer Zusammenkunft aufs wärmste unterstützen! Meersburg ist für uns

Schweizer so nahe (übrigens auch so wundervoll gelegen), die Themen sind so interessant und wichtig, die Gelegenheit zur Aussprache mit den deutschen Gesinnungsgenossen so wertvoll, dass gehen sollte, wer nur irgend kann.

Ferienkurse in Casoja.

4.—11. Juli. Frau Dr. Huber-Bindschedler, Glarus: „Der alte Parzifal" von Wolfram von Eschenbach.
11.—18. Juli. Frl. G. Meyer, Zürich: Musikvorträge.
18.—25. Juli. Referent noch unbestimmt.
28.—31. Juli. Herr Pfarrer Lejeune, Zürich: Die Bedeutung der Bibel.
1.— 8. August. Herr Prof. Ragaz, Zürich: Die Bedeutung der Reformation.
8.—15. August. Frl. M. Schwarzenbach, Kilchberg: Naturgeschichte von der Heide und Umgebung.
10.—15. August. Herr Pfarrer Gerber, Langenthal: Die Bedeutung und die Möglichkeit der Genossenschaft.
15.—22. August. Frl. K. Honegger, Zürich: Der Völkerbund.
22.—29. August. Frau Ragaz, Zürich: Die soziale Aufgabe im täglichen Leben.

Bern. Wir machen die Leser der „Neuen Wege" darauf aufmerksam, dass verschiedene Jugendgruppen von Bern am Samstag, den 26. Juni, abends 8 Uhr, im „Daheim" Zeughausgasse 31, einen Ausspracheabend veranstalten über das Thema: Das Kriegs- und Friedensproblem. Neben einigen jugendlichen Rednern wird Pfr. K. v. Greyerz sprechen über: „Die Mitarbeit der Jugend im Kampfe für den Frieden." Die Leser der „Neuen Wege" sind freundlich eingeladen, an dieser Veranstaltung teilzunehmen und auch Gäste, speziell Jugendliche, mitzubringen.

Von Büchern[1])

1. Ein pädagogisches Revolutionsmanifest.

Es ist sehr stille geworden von dem Sturm und Drang, der gegen Ende des letzten Jahrhunderts in den sonst so ruhig fliessenden, durch so viel Korrektheit und Gefühl des Stolzes eingedämmten Wassern des Bildungslebens angehoben hatte. Besonders scheint dies von unsern Mittelschulen zu gelten. Der einzige Reformator und Revolutionär, von dem man hört, ist — Regierungsrat Mousson!! Denen, die drinnen stehen, mag es anders vorkommen. Auch ist mir wohl bewusst, dass da und dort im Stillen Einer oder Eine einen Pionierweg gehen. Aber ein Wind, der Wellen würfe, ist nicht zu spüren, um von Sturm oder Erdbeben vollends zu schweigen. Da ist es denn eine grosse Ueberraschung, und natürlich auch eine entsprechende Freude, wenn einem auf einmal ein Manifest pädagogischer Revolution in die Hand fällt, wie man es kühner und grundstürzender (man darf aber auch sagen grundlegender) gar nicht wünschen kann. Als ein solches Dokument muss ich den Vortrag bezeichnen, den Dr. Fernand Petitpierre nun schon vor mehr als einem Jahr am Schülertag in Baden gehalten hat und der unter dem Titel: „Die Schule von morgen" im Druck erschienen ist.[1])

[1]) Die Rubrik „Von Büchern" mit verschiedenen Beiträgen musste das letzte Mal leider wegbleiben.

[1]) Verlag der Zelle. Zürich, Zollikerberg.

Dr. Petitpierre ist Lehrer an einer Mittelschule. Desto besser. Denn auf die Mittelschulen bezieht sich, wie gesagt, das von unserer pädagogischen Stagnation Bemerkte ganz besonders, Ausnahmen, namentlich persönliche, selbstverständlich abgerechnet. Hier herrscht zum grossen Teil ein Geist intellektualistischer Müdigkeit, Skepsis oder Feigheit. Revolutionär sein ist ja so unendlich plebejisch! Man ist herzlich froh, dass man wieder beruhigt das treiben darf, was man von jeher getrieben hat, und dass die Narrenpossen von Autonomie der Jugend, Entmaterialisierung, ja sogar Aufhebung der Schule (im Sinne einer völligen Neugestaltung der Bildung) vorüber sind und Autorität, Disziplin, Drill, Viellernen wieder gelten. Dass ein auffallend grosser Teil unserer Mittellehrer höhere Offiziere sind, gehört in dieses Bild.

In einer solchen Umgebung bedeutet das Manifest von Petitpierre eine Tat hohen Mutes. Der Verfasser hat freilich nichts an sich von jener gebildeten Sattheit, die in diesen Kreisen allzuoft anzutreffen ist. Er ist ein Erzieher, und das heisst: er hat ein **jugendliches** Herz, er ist, trotzdem seine Schläfen schon grau werden, jugendlicher als viele seiner Zöglinge sein werden. Und er hat weiter das, was der Erzieher noch nötiger hat, den pädagogischen Eros, die tiefe **Liebe** zur Jugend. Seine Schrift wird aus diesen Gründen gerade von jungen Menschen mit besonderem Verständnis gelesen werden.

Wenn ich noch ein Moment hervorheben soll, das mir an dieser pädagogischen Revolutionsschrift besonders wertvoll vorkommt, so ist es der Umstand, dass die Umwälzung, die sie verlangt, nicht einseitig methodischer Natur ist, sondern dass sie nur einen Teil der gesamten neuen Orientierung des Lebens darstellt, aus der allein auch eine neue Pädagogik erwachsen kann. Dass darin besonders auch das heutige Verhältnis der Schule zur **Kaserne** aufgehoben wäre, und zwar in **jeder** Form, versteht sich für dieses pädagogische Revolutionsmanifest von selber. Das alles führt auf den Weg des wirklichen Pestalozzi.

Ich verzichte darauf, einzelne Stellen aus dem Vortrag zu zitieren, um der Lektüre nichts vorweg zu nehmen. Sie wird jedem, der diesen mutigen, jugendlichen Enthusiasmus versteht, eine Stunde der Erquickung verschaffen und einen starken Impuls zum Weiterdenken und Umdenken sein. L. R.

2. Ein neues kommunistisches Manifest.

Ein neues kommunistisches Manifest hat auf Veranlassung der Freischar F. **Walthard** geschaffen, nämlich eine bildliche Darstellung dessen, was das sogen. kommunistische Manifest einst dem Proletarier bedeutete. In einer Dachstube sind einige Arbeiter versammelt. Eine junge Frau mit abgehärmten Zügen rüstet die dürftige Mahlzeit. Ein älterer Mann sitzt kummerbeladen auf einem Stuhl. Aber siehe da, ein junger Proletarier streckt mit flammendem Blick, die Finger der andern Hand zum Himmel erhebend, das Manifest vor, seine Kampf- und Hoffnungsworte den Kameraden zurufend. Davon schlägt ein Feuer in den Mienen der jungen Frau auf und auch in die Züge des älteren Mannes kommt ein Leuchten.

Das Bild besitzt ohne Zweifel eine suggestive Kraft. Ich habe daran nur Eins auszusetzen: die Ueberschrift. Denn ich persönlich verbinde mit dem kommunistischen Manifest (für Nichtorientierte sei bemerkt, dass es sich um das handelt, das 1847 Marx und Engels herausgegeben, zu einer Zeit, wo „Kommunismus“ einfach „radikaler Sozialismus“ bedeutete) mehr den Eindruck des Gedankenmässigen, Gelehrten, als den des Begeisternden, die Massen Fortreissenden. Dieses Letztere eignet sich mehr dem Auftreten eines Lasalle. Auch weist das kommunistische Manifest weniger zu den Sternen im Sinne des Wortes:

Wenn der Gedrückte nirgends Recht kann finden,
Wenn unerträglich wird die Last, greift er
Hinauf getrosten Mutes in den Himmel
Und holt herunter seine ew'gen Rechte,
Die droben hängen unveräusserlich
Und unzerbrechlich wie die Sterne selbst;

man erinnert sich vielmehr des marxistischen Wortes: „Die Arbeiterbewegung hat keine Ideale zu verwirklichen." Das bedeutet: sie hat bloss die Lage zu erkennen, sich zu organisieren und so in Empfang zu nehmen, was eine notwendige Entwicklung reif machen wird. Aber dieser Einwand gegen die Ueberschrift trifft natürlich nicht das Bild selbst, also nur etwas Unwesentliches, wie es für ein Bild die Ueberschrift ist. Das Bild ist kraftvoll und wirksam und kann warm empfohlen werden. Es ist zu beziehen in der Geschäftsstelle der Freischar, Höngg bei Zürich, Püntenstrasse 42, in der Genossenschaftsbuchhandlung Zürich und Winterthur und in der Buchhandlung Rudolf, Zürich, Zähringerstrasse 28, zu 3, 7 und 8 Franken.

Briefkasten.

An E. F. Die beste deutsche Schrift, die in das Wesen des Quäkertums einführt, ist wohl ohne Frage: Julie Schlosser: „Das innere Licht", im Furche-Verlag erschienen.

An M. M. Eine ausführliche Besprechung der Dichtung „Menschwerdung", von Domenig liegt nun im Manuskript vor und soll sobald als möglich erscheinen. Die Verzögerung, die ihr sehr leid tut, ist nicht Schuld der Redaktion.

Redaktionelle Bemerkungen.

Wahrscheinlich werden das Juli- und das Augustheft wieder vereinigt werden und erst Anfangs August erscheinen.

Zu dem Artikel „Der Kriegsminister als Kirchenvater" möchte ich noch bemerken, dass er natürlich nur einer bestimmten Art von „Freisinn" gilt, jener Art, die heute offenbar obenauf ist, nicht allen denen, die noch irgendwie mit der Reformpartei zusammenhangen. Es gibt unter ihnen sicher genug solche, die jenen „Reformtag" aus tiefster Seele missbilligen und sich seiner schämen. Sie werden darum schon verstehen, wie ichs meine.

Sprüche.

Wann kommt das Reich Gottes? Wenn das Aeussere sein wird wie das Innere. Apokryphes Jesuswort.

* * *

Nur da entsteht Revolution, wo man das Reformieren vergisst.
Jeremias Gotthelf.

* * *

Jeder soll für Alle sein wollen, was er kann.
Schleiermacher.

Wo sollen wir suchen?

> Höret auf mich, die ihr der Gerechtigkeit nachjagt, die ihr den Herrn suchet: Schauet den Fels an, davon ihr gehauen seid und die Höhlung des Brunnens, daraus ihr gegraben seid. Jes. 51, 1.

Es hat ein grosses Gottsuchen angefangen unter uns, ein grosses Suchen nach der Gerechtigkeit, das heisst, nach dem, was recht und wahr ist. Dieses Suchen mag uns oft oberflächlich, oft seltsam, oft beinahe irrsinnig vorkommen, aber auch all die Unruhe, all die Ueberstiegenheit, all die Verirrung dieses Suchens weisen doch auf einen neu erwachten starken Drang in den Menschenseelen hin, der sie aus einer sinnlos und gottlos gewordenen Welt zu einem „Herrn" und einer „Gerechtigkeit" treibt, der sie, vielleicht ohne dass sie es selbst recht wissen oder selbst es Wort haben möchten, zu Gott treibt.

Aber dass man an diesem neuen Gottsuchen, so sehr man seinen Tag herbeigesehnt, nun einfach Freude erlebe, wird man schwerlich behaupten können. Es führt uns zunächst nur immer tiefer in das Chaos hinein. An allen Ecken und Enden schiessen Religionen und Religiönchen auf, wie Pilze nach einem warmen Sommerregen. Namentlich hat alles, was „von weit her" ist oder behauptet es zu sein, alles gar, was aus dem „Osten" stammt, für diese leergewordenen Menschen eine magische Anziehungskraft. Leute, die nur mit einer Mischung von Misstrauen und Verachtung antworteten, wo man ihnen etwas von Christus sagen wollte, fallen irgend einem „Sufi" oder „Khan" zu, wie Fliegen dem Honig oder, um ein edleres Beispiel zu wählen: solche, die sich nie entschliessen könnten, einmal das Neue Testament zu lesen, machen Laotse oder Gandhi zu ihrem Heiligen. Und immer neue Kulte und „irdische Halbgötter" tauchen auf und immer bunter wird das Chaos. Selbstverständlich kommt bei alledem auch nicht das Geringste an Hilfe, Kraft, individueller oder sozialer Erneuerung heraus. Wir sinken in sittlicher Kraftlosigkeit und Auflösung nur immer rascher dem tiefsten Abgrund entgegen. Das Suchen der „Gerechtigkeit", das Suchen des „Herrn" muss offenbar einen andern Weg einschlagen, wenn es zum Ziele führen soll.

Welchen denn?

Zweierlei muss, wie mir scheint, diesen Weg bezeichnen.

Einmal: es muss der *wirkliche Gott* sein, den wir suchen und nicht ein selbstgemachter. Alle die Religionen und Kulte, auf die ich hingedeutet, sind aber selbstgemachte. Denn wenn wir sie auch nicht selbst erfunden haben, so haben wir sie doch in dem

grossen Religionsbazar unserer Tage ausgewählt, nach unserem Geschmack, zu unserer Bequemlichkeit. Darum leisten wir ihnen so viel Dienst als uns gerade behagt und lustig dünkt, ja, wir leisten ihnen im letzten Grunde unsern Dienst, weil wir einem andern Dienste, der im Hintergrund der Seele seinen Anspruch erhebt, der viel schwerer wäre und vor dem wir Angst haben, entgehen möchten. Auch wenn wir einem Götzen das Allerschwerste leisten, etwas, was wir Gott nie leisten würden, so tun wirs gerade, um es Gott nicht leisten zu müssen. Denn es ist schliesslich u n s e r Götze und wir dienen in ihm uns selbst.

Aus dieser ersten Tatsache entwickelt sich mit Notwendigkeit die zweite: diesem Suchen mangelt d e r t i e f e r e E r n s t. Es ist im letzten Grunde Spiel und Sport. Es ist ein blosser Ersatz für etwas Besseres, das sein sollte, zu dem man aber nicht sich strecken mag, weil es zu ernsthaft, vielleicht zu wenig „gebildet“ ist. Darum verzehrt diese „religiöse Bewegung“ unserer Tage eher noch das, was in den Menschen an Kräften höheren Lebens sich regt, als dass es sie vermehrte. Darum haben wir die so merkwürdige Erscheinung vor uns, dass Hand in Hand mit einer gewissen religiösen Erregung eine rasch fortschreitende Demoralisierung und Entartung der heutigen Menschen geht, dass diese Menschen in Massen einem sensationellen Religionsunternehmen zuströmen, aber in noch grösseren Massen einem Kinofilm oder Sportfest. Es ist eben auch jener religiöse Zug nach Sport und Spiel; Götzendienst ist stets nur eine besonders magische und oft freilich furchtbare Art von Sport und Spiel.

Wir müssen, wenn es ernst werden soll, wenn wir in einem tieferen Sinne von „Religion“ sollen reden dürfen (Religion bezeichnet ja bis in die feinsten Formen hinein nur zu sehr eben das menschliche Machen, das Dichten und Spielen mit Gott und vor Gott), Gott selbst suchen und müssen ihn mit einem ganzen andern Ernst suchen.

Wo denn? Wie denn?

Ich antworte: in d e r N ä h e, in deiner Wirklichkeit, in u n s e r e r Wirklichkeit. „Schaue an den Felsen, aus dem du gehauen bist, und die Höhlung des Brunnens, aus dem du gegraben bist.“

Gott begegnet den Menschen nicht in Träumen, Gedankengespinnsten, raffinierten Kulten, sondern in harten, groben Wirklichkeiten, in den materiellen wie in den geistigen Wirklichkeiten der Welt, die aus ihm stammt und darum stets irgendwie von ihm Zeugnis gibt. Hier walten seine heiligen Ordnungen und heilig sind die materiellen wie die geistigen. Hier waltete er in Gericht und Gnade. Hier waltet er als H e r r. Denn hier spüren wir, dass nicht w i r es sind, die es machen, dass hier eine Macht ist, die unerbittlich G e h o r s a m verlangt, an der wir zerschmettern, wenn

wir den Gehorsam versagen, an der wir uns aufrichten, wenn wir ihren Willen zu unserm Willen machen. Hier können wir erfahren, dass dieser Herr *ist*, dass Gott *lebt*, dass er nicht ein Traum, eine Idee, ein Gedicht unseres Kopfes und Herzens ist, sondern der wirkliche Gott, der uns richtet und der Gott, der uns erlöst, der Gott, der gibt und der Gott, der fordert. Das ist nicht mehr ein Gott, den wir zu unserem Trost oder Vergnügen schaffen und allfällig wieder zerstören, sondern der Gott, von dem wir wissen, dass *er* uns geschaffen hat und regiert; nicht ein Gott, den *wir* richten, sondern einer, der *uns* richtet; nicht ein Gott, den wir nach unserem Geschmacke wählen, sondern der Gott, der uns ruft und gebietet und geistige Todesstrafe auf die Ueberhörung dieses Rufes und Gebotes setzt; der Gott, der zu uns sagt: „Nicht habt ihr mich erwählt, sondern ich habe euch erwählt." Diesem Gott gegenüber vergeht dem Menschen das Spiel. Nun beginnt der *Dienst*, aber nicht ein willkürlicher, selbstgewählter Dienst, sondern ein Dienst, der den ernsten Stempel der Notwendigkeit trägt, nicht ein bedingter Dienst, wie man ihn selbstgewählten Göttern leistet und der, wie sie selbst, sich immer im Bezirk des Endlichen bewegt, sondern ein unbedingter, der die Ewigkeit über dem Leben befestigt, es mit letzten Entscheidungen beschwert, aber es gerade durch diese Beschwerung vor der Verarmung und Verzweiflung bewahrt. Denn das ist die andere, trostvolle Seite dieser Wahrheit: nur dieser Gott, der wirklich Gott ist, kann helfen und retten, nur dieser Gott, den nicht unsere Hand gemacht, kann etwas „machen", das heisst, er kann und will *Taten* tun, kann eingreifen, wo Menschenmacht und Menschenwitz zu Ende sind, etwas, was kein Götze kann; nur dieser Gott, der so ganz anders ist als wir, so ganz anders als die Welt, kann uns und die Welt überwinden. Er ist die wirkliche Allmacht, aus deren Tiefe das Wunder der Hilfe brechen kann, ist die Liebe, an die wir glauben dürfen, auch wenn unser Herz uns verdammt. Nur der Gott, der uns dort begegnet, wo das natürliche Herz sich mit Schaudern abwendet, am Kreuze, kann unser Herz gegen alle Schrecken des Todes und Gerichtes sicher stellen. Und das allein ist auch der Gott, nach welchem im letzten Grunde das Herz sich sehnt. Denn es will schliesslich doch keinen selbstgemachten Gott, wohl wissend, dass dieser nicht eigentlich Gott ist. In dem seltsamen Bedürfnis der Menschen, sich fremdartigen Göttern und Kulten hinzugeben, verrät sich wohl auch diese Wahrheit, dass sie zuletzt doch nicht einen Gott anerkennen können, den sie selbst erfunden, dass Gott anders sein muss, als die Gebilde ihres Herzens. Nur vor dem Gott, der wirklich Gott ist, vor dem Gott, der uns macht, erwählt, regiert und nicht wir ihn, vor dem Gott, der über allen Gedanken und Trieben der Menschen ist, als der Unbedingte, Ewige, Allmächtige, Heilige,

kommt jener Schrei der Seele zur Ruhe: „Herr, du bist gross und sehr preiswürdig; du hast uns zu dir hin geschaffen und unruhig ist unser Herz, bis es ruhet in dir."

So begegnet man dem wirklichen Gott. Diese Begegnung ist nicht gleichgültig wie irgend eine andere, sondern verändert den einzelnen Menschen, wie ganze Völker von Grund aus. Erst wenn wir zu ihm kommen, wird es ernst.

Aber noch einmal fragen wir: Wie kommen wir zu ihm?

Du kommst, mein Freund, zu ihm, wenn du, statt weithin zu laufen (und damit unbewusst Gott zu entlaufen) zunächst bei d i r bleibst. In d e i n e m Leben muss dir der S i n n deines Lebens klar werden. Der Sinn deines Lebens aber weist auf Gott hin — er ist der Sinn deines Lebens — und dein Gott ist auch der Gott aller Menschen und aller Welt. In deiner besonderen Wirklichkeit, aber nicht der gemachten, zusammengedichteten (das ist ja gar nicht Wirklichkeit) begegnet dir Gott. Schaue an den Felsen, aus dem du gehauen, den Brunnen, aus dem du gezogen bist — bedenke, woher du kommst, besinne dich über den Zusammenhang deines Lebensgefüges, steige hinab in den tiefen Schacht des Geheimnisses, das dein Leben trägt, blicke zu den Sternen empor, die darauf herunterscheinen, fühle den Felsen der ewigen sittlichen Wahrheit, der sich dir aufdrängt — und du findest Gott, findest die Gerechtigkeit, die du, gerade du, erfüllen sollst, und in deren Erfüllung du wieder Gott findest. Ringe mit deinem Schicksal, suche deine Bestimmung, verarbeite dein Glück und Leid — besonders das letztere —, dein Auge immer auf den Einen Punkt gerichtet; schenke dem Lichte, das du bekommst, Glauben, auf dass du noch mehr bekommest. Komme so im tiefsten Sinne zu dir selbst, und du kommst zu Gott, zu dem Gotte, der d e i n Gott ist, aber dein G o t t. Schweife nicht in alle Weiten umher. „Ganz nahe ist dir das Wort."

Was für den Einzelnen gilt, das gilt für die G e m e i n s c h a f t e n, gilt für ganze K u l t u r k r e i s e. In ihren Wirklichkeiten tritt ihnen Gott entgegen; hier sollen sie den „Herrn" und die „Gerechtigkeit" suchen. Heute ist diese Wirklichkeit für die Völker des Abendlandes mit Händen zu greifen. Es ist die p o l i t i s c h e Wirklichkeit, wo die Verheissung einer Friedensordnung der Welt mit der Drohung einer neuen Kriegskatastrophe kämpft; es ist die s o z i a l e Wirklichkeit, wo die Hoffnung auf eine Welt der Gerechtigkeit und Brüderlichkeit mit der Aussicht auf einen weltumfassenden sozialen Bürgerkrieg streitet; es ist die s i t t l i c h e Wirklichkeit, wo eine Wiedergeburt der Welt zu neuer Reinheit und Freiheit mit den Dämonen der Gier und Entmenschung ringt; es ist die k u l t u r e l l e Wirklichkeit, wo nur eine völlige Neuorientierung den völligen Zerfall alles höheren Geisteslebens zu ver-

hindern imstande ist. Mit *dieser* Wirklichkeit ringend, ihren Sinn erforschend, ihre Probleme bewältigend, sollen wir Gott finden, den wirklichen Gott. Wir finden ihn nicht, wenn wir ihnen entlaufen. Eine ernsthafte, das ganze Volk umfassende Auseinandersetzung mit der Wohnungsfrage, Landfrage, Alkoholfrage, Militär- und Kriegsfrage und was alles dazu gehört — man denke bloss an die Frage des keimenden Lebens — bringt uns mehr Gotteserkenntnis und Erkenntnis der Gerechtigkeit, die *wir* nötig haben, als alle importierte Mystik aller „Sufis" und „Sadhus" und „Mahatmas", so wertvoll diese auch etwa sein mag. *Hier* will uns Gott begegnen, der lebendige Gott der Gerechtigkeit, der sein Reich zum Siege führen will. Wenn wir mit all diesen groben und furchtbaren Mächten, Fragen, Aufgaben, ringen, so stossen wir zuletzt auf ihn, der sich darin richtend und erlösend offenbaren will; entziehen wir uns ihnen, und seis durch die tiefsinnigste Form von Religion, dann gehen wir Gott aus dem Wege.

Zu dem Felsen, aus dem wir gehauen, und dem Brunnen, aus dem wir gegraben sind, gehört vor allem auch unsre *Geschichte*. In seiner Geschichte wird auch einem Volke, ja einem ganzen Kulturkreise sein Sinn klar, darin tritt ihm Gott und seine Aufgabe („Gerechtigkeit") entgegen. Darum, wenn wir als Volk, als Kulturkreis uns verloren haben und uns wieder finden möchten, wenn wir die Wahrheit, aus der wir leben könnten, wieder erkennen möchten, dann müssen wir zu dem Felsen zurück, aus dem wir gehauen sind, dann müssen wir in den Brunnen steigen, aus dem wir gegraben wurden. Wir *Schweizer* müssen darum heute nicht zu Laotse, Buddha oder Plato gehen, sondern zu Pestalozzi, Zwingli, Calvin, vielleicht darf, ja muss ich sagen: auch Nikolaus von der Flüe zum Rütli. *Hier* müssen wir nach dem Sinn unserer Volksexistenz fragen, hier nach Gott und der Gerechtigkeit. Das, was dort an höchster Wahrheit erschienen ist und unser Volk geleitet hat, es wird heute noch die Wahrheit sein, die uns leiten kann und soll. Freilich wird es sich nicht nur um eine blosse *Rückkehr* handeln können, vielmehr muss jene Wahrheit weitergeführt, neu verstanden, neu verwirklicht werden. Aber wir bekommen damit einen festen Punkt, von dem aus wir uns orientieren können, wir gewinnen granitenen Felsgrund mitten im Chaos. Von hier aus können wir uns dann auch allerlei aneignen, was aus der Weite kommt und in die Weite führt. Auch Laotse, Buddha, Gandhi haben uns dann etwas zu sagen, der eine mehr, der andere weniger, aber wir verwandeln es in Eigenes und werden uns nicht dadurch fremd. Und wenn wir endlich auf das ganze *Abendland* schauen, so heisst der Fels, aus dem sein Bestes gehauen und der Brunnen, aus dem sein tiefstes Leben emporgestiegen ist: Jesus Christus. Darum besteht unsere Aufgabe darin, dass wir zu *ihm*

gehen, ihn suchen, bei ihm Gott und Gerechtigkeit finden. Ihn müssen wir neu verstehen, neu entdecken, diese Aufgabe ist unser Konzentrationspunkt. Er wird uns dann schon auch in die Weite führen, aber nicht so, dass wir uns darin verlieren, sondern so, dass wir erst recht in unserer Wahrheit fest werden.

So suchen wir Gott und das Rechte in der Wirklichkeit, in unserer Wirklichkeit, und so wird es Ernst. Der Gott, der uns in dieser Wirklichkeit entgegentritt, ist wirklich Gott. Einer der Unsrigen, den ich auch als einen von denen nennen müsste, zu welchen gerade wir gehen sollten, Alexander Vinet, hat mit grosser Schärfe den Unterschied gemacht zwischen der religion de l'homme, der Religion, die der Mensch sich nach seinem Gedanken und Bedürfnissen zurechtmacht, und der religion de Dieu, der Gotteswirklichkeit selbst, die ganz anders ist, als wir sie ausmalen und konstruieren würden. Diese Gotteswirklichkeit tritt uns in aller Wirklichkeit entgegen, wenn wir ihr standhalten. Ganz besonders aber tritt sie uns entgegen in der biblischen Offenbarung. Denn diese kennzeichnet sich, gegenüber dem heidnischen Göttertum, das sich in Mythus, Kultus, Idee kundtut, einmal als Wirklichkeit, als eine Macht der Tatsächlichkeit, als etwas sehr Konkretes, in die Geschichte des Einzelnen, wie der Völker Herabsteigendes, Fleisch Werdendes, und auf der andern Seite als etwas ganz Unerfindliches, dem menschlichen Dichten und Trachten Entgegentretendes, am Kreuze sich am paradoxesten Offenbarendes.

Darauf kommt es jedenfalls hinaus: unser „religiöses Suchen" ist noch viel zu sehr religion de l'homme; vorwärts kommen wir erst, wenn die Seele unseres Geschlechtes sich zusammenfasst, die religion de Dieu zu suchen — sagen wir noch einfacher: wenn wir statt Religion Gott selbst suchen, den wirklichen Gott, den Gott, der sich in der Wirklichkeit kund tut. Welch grosser Tag, wenn dieses Suchen einmal recht beginnt! L. Ragaz.

Mahatma Gandhi.

I.

1.

Dass wahre Genialität äusserste Vereinfachung und Verdichtung des Geistes bedeutet, ist mir selten so eindrucksvoll vor Augen getreten wie in der Erscheinung Gandhis. Zum Belege dessen rücke ich jenen seiner Aussprüche an die Spitze meiner Betrachtung, der wie kaum ein zweiter geeignet ist, den Sinn seines Lebens und Wirkens zu entsiegeln.

„Einem hungernden und darbenden Volke darf

sich Gott in keiner andern Gestalt zeigen als in der von Arbeit und Arbeitslohn.“

Dieser eine Satz zieht die Summe des Sozialismus; er schliesst seine grösste Rechtfertigung und zugleich seine strengste Kritik in sich. Seine grösste Rechtfertigung; denn es wird nicht allein der Mensch, sondern Gott selbst der sozialen Forderung unterworfen, welche eben damit zur Heilstatsache erhöht wird. Gandhi erklärt: dort, wo die Not sich am schwersten fühlbar macht, dort und nirgends sonst tritt Gott in die Welt ein. Das ist ein Wissen von viel unmittelbarerer Art als das kultisch-sakramentale um die Gegenwart des Höchsten; es ist lebendiges, sich untrüglich bezeugendes Wissen. Es enthält, sage ich, mit der Rechtfertigung, ja Heiligung des Sozialismus zugleich seine strengste Kritik; denn es lässt ihn nicht als eine Angelegenheit der Macht, der Wohlfahrt oder auch der Humanität, sondern lediglich als Sache Gottes gelten. Im gegebenen Falle muss sich Gott allerdings als Arbeit und Lohn offenbaren; aber es dürfen beide auch bloss in seinem Namen und nicht um ihrer selbst willen gefordert werden.

So spannt Gandhi — welch kühne Selbstverständlichkeit des Gedankens wie des Ausdruckes! — den ungeheuren Bogen vom Geiste zur Materie, von der Gottheit zum Arbeitslohn. Er erfasst das tiefste religiöse Geheimnis, welches das der Verwandlung ist, der Einsenkung des Geistes in die für geringfügig gehaltenen Dinge der Wirtschaft. Wie die Luft von Stellen höheren Druckes einem Minimum zuströmt, so das geistige Pneuma.

Wir lernen hieraus zunächst verstehen, warum sich Gandhi überhaupt mit Politik beschäftigt. Vornehm tuende Scheingeistigkeit spreizt sich gerne mit der Redensart: Ich halte mir die Politik vom Leibe; ich mag nichts mit ihr zu tun haben. Hier wird geflissentlich darüber hinweg zu sehen getrachtet, dass jedenfalls sie mit uns, und zwar gar nicht wenig, zu tun hat. So viel, dass uns nur die Wahl bleibt, uns über sie, wie das Haupt über Rumpf und Glieder, gebietend zu erheben oder sie uns über den Kopf wachsen zu lassen und von ihr vergewaltigt zu werden. Hören wir, wie Gandhi selbst sich darüber äussert: „Wenn ich an der Politik Anteil zu nehmen scheine, so geschieht es nur, weil sie uns heute alle umfängt wie Windungen einer Schlange, aus denen wir uns trotz allen Anstrengungen nicht befreien können. Gerade deshalb aber möchte ich gegen die Schlange ankämpfen, wie ich es mit mehr oder weniger Erfolg bewusst seit 1894 tue, unbewusst aber, wie ich nun einsehe, schon getan habe, seit ich den Kinderschuhen entwachsen bin. Ganz eigensüchtig, weil ich wünsche, inmitten heulender Stürme in Frieden zu leben, habe ich bei mir selbst und bei meinen Freunden versucht, Politik mit Religion zu verbinden. Mit Religion meine ich nun nicht die der Hindu — die ich allerdings höher stelle als alle Religionen — son-

dern ich meine die, die über allen Hinduismus hinausgeht, die den Menschen bis in die Tiefen der Seele verändert, unlöslich mit der ewigen Wahrheit verknüpft und darum unablässig läutert. Religion ist das unverrückbare Etwas im Menschen, das keine Anstrengungen zu gross findet, um zur vollen Entfaltung zu gelangen und das die Seele nicht ruhen lässt, bis sie sich selbst gefunden, ihren Schöpfer und die wahre innere Beziehung zwischen ihm und sich selbst erkannt.“ (Zitiert aus „Jung-Indien“).

Wir verstehen nun zweitens nicht bloss, d a s s Gandhi Politik betreibt, sondern auch, w a s ihr Gegenstand ist: die Befreiung Indiens von der Tyrannei Englands, nicht von den Engländern. Seine Ziele sind mit nichten die des für gewöhnlich so genannten Nationalismus und Patriotismus, der sich als Selbstzweck nimmt und dadurch in Gegensatz zu Humanität und Kosmopolitie stellt. Gandhi geht nicht von Indien aus, sondern von Gott und seinem sichtbaren Ebenbilde, dem Menschen. Sein Weg ist, in der Sprache der Logik, der deduktive, der vom Allgemeinen zum Einzelnen. Indien ist ihm lediglich der grosse, ihn am unmittelbarsten betreffende E i n z e l f a l l, dessen Erledigung ihm vom höchsten Prinzip selbst vorgeschrieben ist. Wenn er für die unterdrückten Volksgenossen Partei ergreift, ist das nicht Parteilichkeit im wörtlichen Sinne des Teilinteresses, vielmehr bewusste Einordnung des besonderen Anlasses in den geistigen Totalzusammenhang. Seine Politik ist wirklich a n g e w a n d t e R e l i g i o n.

Ihr Weg ist deshalb der enge und gradlinige des höchsten Lebens. Er führt abseits der breiten Heerstrasse des gewalttätigen Erfolgs- und Machtstrebens, welche die Meisten wandeln. Wir kommen hier zum dritten, wichtigsten Punkt: seiner politischen M e t h o d e. Häufig hört man sie als die der G e w a l t l o s i g k e i t bezeichnen. Dieser Ausdruck ist indessen kein sehr glücklicher und würde kaum Gandhis Zustimmung finden, der neben dem ungefähr gleichbedeutenden indischen Ausdruck „Ahimsa“ mit Vorliebe das viel kräftigere Wort „Satyagraha“ verwendet. „Satyagraha“ wird am richtigsten mit „Gewalt des Geistes“ wiedergegeben, die etwas von körperlicher und seelischer Vergewaltigung grundverschiedenes ist. Wenn wir jemand in Ketten legen oder einsperren, so tun wir ihm körperliche Gewalt an; wenn wir ihn medial und suggestiv behandeln, so vergewaltigen wir ihn in seelischer Hinsicht. Wenn wir jemand aber eine Wahrheit mitteilen, von der wir selber durchdrungen sind, wenn wir diese Wahrheit wie ein Feuer in ihn setzen, das ihn zur Zeugenschaft entflammt, dann üben wir die Gewalt des Geistes an ihm, die keine knechtende, sondern im höchsten Grade befreiende ist. Dort wird das Du verdrängt, hier bejaht und zuhöchst gesteigert.

Gewaltlosigkeit ist als Tilgung und Abwesenheit der Gewalt zunächst etwas Negatives, das keine Arbeit leistet; hiezu ist eine

positive Kraft wie eben Satyagraha erforderlich. Gandhi ist darum kein Dogmatiker der Gewaltlosigkeit wie etwa Tolstoi. Er sagt lediglich, dass, so lange es Besseres gibt als äussere Gewalt, wir uns dieses Besseren mit aller Kraft befleissen sollen. Er verschweigt aber auch nicht, dass es etwas noch Schlechteres gibt als Gewalttun, nämlich: feige, träge Untätigkeit. Dem faulen Frieden ist der Krieg — der innere wie der äussere — noch vorzuziehen. Ueber aller Art Krieg steht aber der wahre Friede, der aus der Herrschaft des Geistes kommt.

Ueber ihn unterrichtet uns folgende Betrachtung. Wir knüpfen wieder an den Begriff der Gewaltlosigkeit an, indem wir dabei in Anbetracht ziehen, dass in der Sprache des Geistes sehr häufig Höchstpositives in negativer Weise ausgedrückt wird. Ein solches Paradoxon ist zum Beispiel die Seligpreisung der geistig Armen, überhaupt die Hochwertung des Zustandes der Entblössung, des Aus- und Abgekehrtseins. Grobsinnlich kann dies nicht verstanden werden, da es doch kaum etwas Schrecklicheres gibt als einen hohlen, leeren oder seelisch erstarrten und erstorbenen Menschen; es ist auch nicht etwa allegorisch oder symbolisch zu verstehen, sondern als Kehrseite der eigentlich positiven Zuständlichkeit: das von den endlichen Inhalten der Sinne entblösste Gemüt nimmt umso bereitwilliger die Fülle des Uebersinnlichen in sich auf, die weltabgewandte Seele kehrt sich der Gottheit zu. Wenn ferner Laotse „Wu-Wei“, d. h. das Nicht-Tun fordert, so geschieht es nicht zum Lobe passiver Beschaulichkeit und Versunkenheit, sondern ganz im Gegenteil: er fordert die schöpferische, aus dem „Tao“, dem Urgrund von Ich und All, quellende Tat der Selbstbezeugung anstatt der blinden Vielgeschäftigkeit, in welcher sich der überzivilisierte Mensch zu verausgaben und zu verlieren gewohnt ist. Vor allem aber — und damit stossen wir wieder auf unser unmittelbares Thema — bedeutet das Gebot der Bergpredigt, dem Bösen nicht zu widerstreben, keineswegs, dass man sich ihm fügsam zu unterwerfen habe, damit seine Herrschaft über die Welt befestigend; da doch einer derartigen Auffassung die Praxis Jesu am wenigsten entsprach. Vielmehr ist gemeint, dass man das Böse nicht mit Bösem, sondern mit Gutem, den Hass nicht mit Hass, sondern mit Liebe, jedenfalls a u s der Liebe beantworte. Das ist nicht Passivität, es ist das gewaltigste Aktionsprogramm, das jemals in die Welt gesetzt worden ist. Von ihm hat Gandhi eingestandenermassen einen ganz entscheidenden Anstoss empfangen. Das Ausserordentliche seiner Leistung liegt nun darin, dass er es, dem bisher auch die Frommen — und gerade sie — Anwendbarkeit bloss in der Sphäre des persönlichen Lebens zugestehen mochten, in die Oeffentlichkeit hinausträgt, ihm die Politik unterwirft, in der sich bisher die brutalsten Macht- und Gewaltinstinkte ausgetobt hatten.

2.

Denken und Leben, Wollen und Tun bilden in Gandhi eine wunderbare Einheit. Auch der Schein des Zufälligen ist hier ausgemerzt, innere und äussere Notwendigkeit befinden sich in grossartiger Uebereinstimmung. Ich darf eine Kenntnis der wichtigsten persönlichen Daten wohl bei den meisten meiner Leser voraussetzen: sie sind aus den dankenswerten Veröffentlichungen des Rotapfelverlages, namentlich: „Gandhi in Südafrika" und „Gandhis Leidenszeit" am besten ersichtlich. Dass Gandhi die Politik nicht gesucht, noch weniger selbstisch ausgenützt hat, wissen wir schon; er hat sich ihr zur Verfügung gestellt, weil s i e seiner bedürftig war. Dies geschah in der Kapkolonie, wo er noch in den neunziger Jahren des abgelaufenen Jahrhunderts die Sache eines Klienten zu führen hatte. Sie erweiterte sich von selbst zur Sache seiner Volksgenossen, die, den dortigen Engländern und Holländern gegenüber auch zahlenmässig in der Minderheit, von ihnen hart bedrängt wurden. Hier, im Kampfe mit einer brutalen, kein Mittel scheuenden Uebermacht entwickelten, befestigten, bewährten sich die den altindischen Lehren und dem Evangelium entstammenden Prinzipien von Satyagraha und Ahimsa, indem sie ihm nach zwanzigjährigem Ringen zum Endsiege verhalfen. Von dort verpflanzte er sie dann knapp vor Ausbruch des Weltkrieges auf den Boden seines Vaterlandes und ist ihnen bis zum heutigen Tage unentwegt treu geblieben. Wir wollen ihm nun, Schritt für Schritt, auf diesem seinem Leidens- und Siegeswege folgen; natürlich geschieht dies nur in der Richtung der geistwesentlichen Zusammenhänge, nicht der einzelgeschichtlichen Tatsachen. Es lohnt sich fürwahr; denn selten, vielleicht noch niemals ist ein solcher Weg mit gleicher unbeirrbarer Strenge und Zielsicherheit zurückgelegt worden.

Satyagraha ist der Sinn: von ihm, als dem göttlichen Prinzip der Wahrheit, Gerechtigkeit, Liebe müssen die Individuen, Völker und Staaten durchdrungen werden. Nicht gegen, sondern mit und für einander zu wirken, sind sie da: a l l e f ü r a l l e. Kooperation, Arbeitsgemeinschaft ist es, worauf es ankommt; überall und immer, daher auch in dem besonderen Verhältnis, in dem sich Indien dem britischen Zwingherrn gegenüber befindet. Dies Verhältnis ist zunächst freilich ein solches, das seiner Natur nach ein wahres Zusammenarbeiten ausschliesst; es ist unmöglich, mit dem Unterdrücker gemeinsame Sache zu machen. Doch — es i s t möglich, aber nicht in unmittelbar sinnfälliger Weise, sondern sozusagen auf weite Sicht: indem man ihn mit rechtmässigen Mitteln dazu bringt, zunächst auf sein Unterdrückertum zu verzichten. Durch die Praxis selbst wird uns hier die grosse Frage gestellt, wie dem Bösen zu begegnen sei. Lässt man es gewähren, erweist man sich ihm willfährig, so fördert man es; allein man fördert es auch durch die entgegengesetzte Me-

thode des gewalttätigen, hasserfüllten Widerstandes, da man ihm in Hass und Feindseligkeit aller Art neuen Stoff darreicht. So bleibt bloss der einzige Weg: dass man, unerschütterlich im Guten verharrend, dem Bösen jede tätige Mitwirkung in seiner Sphäre verweigert. Dergestalt tritt die Non-Kooperation in ihre Rechte; doch nicht um ihrer selbst willen und als Dauerzustand, sondern einzig und allein zum Zwecke und im Dienste wahrer Kooperation, der Arbeitsgemeinschaft des Positiven und Guten. Gandhi macht die Sache der Engländer gerade dadurch zu seiner eigenen, dass er sie davor bewahrt, in schlimmste Willkür und Tyrannei auszuarten.

Non-Kooperation wird hier freilich nicht zum ersten Male theoretisch und praktisch vertreten. Schon die Frühchristen haben sie geübt, im gleichen manche der späteren Sekten, die sich hierdurch von der Grosskirche unterschieden, vornehmlich die Quäker, die ja im Weltkriege zu Tausenden den Waffendienst verweigert haben. Im fünfzehnten Jahrhundert hat sie der Czeche Peter Cheltschitzky, ein jüngerer Zeitgenosse Hussens, in ein System gebracht, das in Vergessenheit geraten war, bis Tolstoi wieder darauf zurückgriff. Von Tolstoi ist Gandhi in hohem Masse beeinflusst worden. Diesem gebührt das Verdienst, dem Prinzip der Non-Kooperation die bisher weiteste, am feinsten durchdachte, am kühnsten erprobte Anwendung gegeben zu haben. Durch ihn wurde es ein welthistorischer Faktor ersten Ranges.

Wir müssen uns klar werden, was das grundsätzlich zu bedeuten hat. Non-Kooperation bedeutet auf der einen Seite das Gericht aller blossen Gewaltrevolution, wie sie in unsern Tagen vornehmlich durch den Bolschewismus repräsentiert ist. Sie bedeutet auf der andern Seite das Gericht und die endgültige Ueberwindung der Theorie und Praxis des leidenden Gehorsams, der unbedingten Unterwerfung unter die Obrigkeit, die von Paulus bis zu Luther und über ihn hinaus wie ein Todesbann auf der Christenheit gelastet hatte, sie an der Entfaltung lebendigen Gottmenschentums behindernd. Durch Gandhi, den Bekenner des Hinduismus, ist das tief Unchristliche dieser Lehre aufgezeigt worden, welche das Unrecht durch die knechtische Unterwürfigkeit der von ihm Betroffenen bekräftigt. Das reiche Mass von Schuld, das hier die mit den Mächten der Welt paktierenden Kirchen, die katholische wie die protestantische, auf sich geladen, braucht an dieser Stelle wohl nicht mehr ausführlich dargelegt zu werden. Ueberhaupt darf es als grossartige Uebereinstimmung und Bestätigung gelten, dass die meisten der hier vorgetragenen Kernpunkte von Gandhis Theorie und Praxis auch das Aktionsprogramm der Religiös-Sozialen von Anfang bilden und gerade in den „Neuen Wegen" immer wieder Ausdruck finden. Auf das Abweichende ist namentlich im zweiten

Teil dieser Abhandlung verwiesen. Das greifbarste Resultat jenes Irrtums ist der gewalttätige Revolutionarismus, der, durch jenen Missbrauch zum Aeussersten des Widerspruches aufgestachelt, fast durchwegs dem Atheismus und Materialismus anheimgefallen ist. Die ganze Entwicklung der abendländischen Welt ist dadurch in falsche Bahnen geraten und es unterliegt keinem Zweifel, dass uns Gandhi hier eine grosse Hilfe sein kann und tatsächlich schon ist. Denn in ihm gewinnt die Religion die Macht einer durch keine Drohungen und Anfechtungen von rechts und links zu erschütternden Zeugenschaft des Guten. Und das ist es, wodurch und wofür allein sie lebt.

Non-Kooperation ist also die Weigerung, sich an einem System zu beteiligen, das man aus sittlichen, religiösen, geistigen Gründen verwirft; im gegebenen Falle verwehrt sie dem Inder, unter dem bestehenden Regime ein öffentliches Amt zu bekleiden, in strittigen Fragen den Schiedsspruch eines britischen Gerichtes anzurufen, seine Kinder in Regierungsschulen zu schicken, in denen sie dem heimischen Geist entfremdet werden. Diese Massnahmen will Gandhi von allen befolgt wissen, sind sie doch trotz ihres anscheinend negativen Charakters das Fundament des Neubaus. Ihre positive Kehrseite ist die Gründung nationaler Schulen wie der von Gandhi selbst geleiteten; die Austragung der Streitfälle durch indische Schiedsrichter. Anders steht es mit „Zivil-Disobödienz", dem Ungehorsam gegen bestimmte öffentliche Verordnungen, den er als einen Akt des Aufruhrs auf einzelne besonders disziplinierte Kreise der Bevölkerung einschränkt. Auch in Bezug auf den von Gandhi befürworteten Boykott englischer Waren bestehn vielfach irrige Ansichten; er hat keinen gehässigen Charakter, sondern erstreckt sich in der Hauptsache auf jene Produkte, durch die das indische Gewerbe aufs empfindlichste getroffen wird, Millionen an den Bettelstab gebracht worden sind, ganze Distrikte von schweren Hungersnöten heimgesucht werden. Es ist also namentlich die Einfuhr der englischen Baumwollware, zu deren wirksamer Bekämpfung er seine Volksgenossen, Männer und Frauen, auffordert, wieder den Webstuhl, die Charkha, zu bedienen und den Khaddar, einfaches heimisches Gewebe zu erzeugen. Er selbst geht hier wie überall mit gutem Beispiel voran und widmet mehrere Stunden des Tages dieser Beschäftigung.

Gandhi fasst seine Forderungen immer wieder in diese vier Hauptpunkte zusammen: Non-Kooperation, Wiederbelebung der Handarbeit durch die Charkha, Hindu-mohammedanische Einigung, Aufhebung des Fluches der „Unberührbarkeit" der sogenannten Kastenlosen, der Parias oder Tschandalas. Ueber einige dieser Punkte wird noch zu sprechen sein. Hier sei bloss bemerkt, dass zwischen dem Hinduismus und dem Mohammedanismus, dem etwa ein Viertel der Gesamtbevölkerung huldigt, tiefgreifende Gegensätze bestehen,

die sich nicht selten in blutigen Konflikten Luft machen und die allmählig zu überbrücken erst jetzt der Autorität Gandhis und dem gemeinsamen nationalen Interesse gelingt. Der grosse Mann hat auch klar erkannt, dass, so lange Indien Millionen seiner Söhne als Parias brandmarkt, es sich selbst verurteilt, der Paria der Welt zu sein und keine Freiheit gewinnen kann. Um so härter verdammt er dieses Vorurteil als ein gegen Religion und Vernunft, gegen Gott und den Menschen gerichtetes und wirkt auch hier vorbildlich, indem er ein „unberührbares" Mädchen in seine Familie aufgenommen hat und zusammen mit seinen eigenen Kindern aufzieht. Jene vier Punkte sind in Wirklichkeit natürlich gar nicht voneinander getrennt, sie bilden ein Kontinuum, noch mehr, eine innere Einheit, sie sind insgesamt von Satyagraha durchwirkt und überleuchtet, sind lediglich verschiedene Ausdrucksweisen dieses einen Prinzips.

Das Wichtigste und Allgemeinste, raumzeitlich am wenigsten Eingeschränkte ist Non-Kooperation. Sie steht ja auch bei uns in Uebung und zwar besonders in Form des Streikes. Aber gerade da bestätigt es sich, wie wenig es dasselbe ist, wenn von zweien — nämlich aus zweierlei Geist — scheinbar und äusserlich dasselbe getan wird. Gestreikt wird auch bei uns und zwar keineswegs bloss von Proletariern, in den meisten Fällen auch kaum ohne ergiebigen Anlass. Immerhin hat es nach dem Kriege so etwas wie eine Streikpsychose gegeben, die in der Einbildung bestand, es könne durch blosse Einstellung der Arbeit Produktives für das Volkswohl geleistet werden. Das kann nun tatsächlich der Fall sein, doch allein dann, wenn diese Einstellung selbst produktive seelische und geistige Voraussetzungen hat. Die grundsätzliche Verkennung dieser Möglichkeit der Wertung des Streikes ist das Vorurteil aller Gewaltnaturen und einseitigen Betriebsmenschen wie der Faszisten und Henri Fords. Ihrer beraubt sich der herrschende Sozialismus zumeist durch seine materialistische Orientierung. Ein dumpfer, sich gegen das Unrecht aufbäumender Instinkt der Selbsterhaltung schafft noch kein Recht, sondern bloss der alles überschauende und einbegreifende Geist echter Humanität, dem Gandhi dient. Vergessen wir nicht, dass hinter Non-Kooperation, wenigstens dem Sinne und der Absicht nach, Kooperation als lebendige Liebes- und Arbeitsgemeinschaft steht! Bloss der Streik hat tiefere Berechtigung, der, indem er die durch Ausbeutung geschändete sittliche Ordnung wiederherstellt, dem Arbeitnehmer und -Geber zu gleichen Teilen Hilfe leisten will. Es wird dem Verständnis Satyagrahas weiter dienlich sein, wenn wir es zu dem physikalischen Begriff und Prinzip des Vakuums in engere Beziehung setzen. Wollen wir eine anziehende, aufsaugende Wirkung üben, so schaffen wir, anstatt uns direkt der Mittel des Druckes und Stosses zu bedienen, eine nach Möglichkeit verdünnte Atmosphäre. Solch ein Vakuum ist, richtig verstanden, die

Non-Kooperation, wie sie Gandhi will; ihr Endeffekt muss demnach einer der Anziehung und Verbindung, nicht der Abstossung und Isolierung sein.

2.

Es ist ganz in der Linie dieser Betrachtungen gelegen, wenn ich Gandhi einen Erlöser der Quantität nenne. Er trägt den Geist in die Materie hinein, aber er lässt ihn keinen Kompromiss mit ihr schliessen. Ist dies schon eine wunderbare Tatsache, so wird sie noch wunderbarer dadurch, dass es kein kleiner Kreis von Auserwählten ist, in dem diese Persönlichkeit wirkt, sondern ein grosses Volk, ein Volk von mehr als dreihundert Millionen Menschen, etwa der fünfte Teil der gegenwärtigen Menschheit. Das ist jedenfalls etwas Ungeheures, in dieser Art noch nicht Dagewesenes. Nun ist es kein Zweifel, dass Gandhi wie jeder Geistesmensch sich an den Einzelnen wendet, zum Einzelnen spricht, auf den Einzelnen wirkt. Doch er spricht auch zu allen zusammen; er spricht auch zu den dreihundert Millionen; er spricht auch zur Gesamtheit, zur Summe, ja, scheuen wir uns nicht, das Wort auszusprechen: zur Masse. Er spricht, er wird von ihr gehört und verstanden. Was das zu bedeuten habe, wird durch folgende Ueberlegung klar. Der schmerzlichste Riss, der durch die Welt geht, ist der zwischen Qualität und Quantität, zwischen Individuum und Menge. Die idealistischen Naturen wollen gemeiniglich mit der Masse nichts zu tun haben, sie schliessen sich vor ihr ab oder trachten, sie völlig in Individuen aufzulösen. Dabei übersehen sie oder täuschen sich darüber hinweg, dass auch für den Geistigen die Masse als solche niemals aufhört da zu sein: als Publikum, als der anonyme Zuhörer oder Leser, als der grosse „Andere“, als Oeffentlichkeit. Der Politiker hinwiederum, der Mann der sogenannten Realität, macht sich der entgegengesetzten, noch weit schlimmeren Einseitigkeit schuldig: er will von den Individuen als Individuen nichts wissen, er ballt sie ganz zur Masse, zur unpersönlichen Allgemeinheit zusammen. Sie sind ihm Wählerschaft, Majorität, Partei. Wie sehr, zum Beispiel, zeigt sich der Marxismus, auch theoretisch, in dieser Auffassung befangen! Erwartet er doch das Heil von dem mehr seiner Klassenzugehörigkeit als seines persönlichen Wertes bewussten Proletarier, also von einem Kollektivwesen, das die menschheitlichen Totalinteressen in sich zusammenfassen soll. Gandhi vollzieht die höhere Synthese. Er geht nicht an der Masse vorüber, er zerschlägt sie nicht in Einzelwesen; allein noch weniger gibt er sich ihr gefangen oder lässt er sich von ihr tragen. Vielmehr durchdringt er sie mit seinem persönlichsten Leben, bläst er ihr den Odem des Geistes ein und erlöst sie dergestalt nicht minder als Masse denn als individuellen Organismus.

Es hat einen tiefen Sinn, dass in der Physik und auch ausserhalb

ihrer die Begriffe der Masse und der Materie annähernd dieselbe Bedeutung haben. Die Materie vergeistigen, heisst, sich mit der Masse auseinandersetzen. Es heisst: sich von dem grössten Schwergewicht nicht niederziehen lassen, vielmehr es emporheben, ihm die Flugkraft des Geistes schenken. Wie ich ihn den Erlöser der Quantität genannt habe, weil er sie nicht der Qualität preisgibt noch umgekehrt, kann man ihn auch den Erlöser der Masse nennen.

Insofern erscheint es mir tatsächlich nicht übertrieben, seine Erscheinung als einen Wendepunkt des Weltgeschehens zu bezeichnen. In ihm und seiner Wirksamkeit verkörpert sich etwas Neues, das zugleich tiefstes Sehnen und Wollen der Gegenwart erfüllt. Gandhi bewährt sich auch hier — und hier vor allem — als ein ganz grosser Synthetiker, ein Ueberbrücker von Gegensätzen, ein Auslöser des Polaren. Durch den ganzen Gang der Weltgeschichte hindurch sind, namentlich im Abendlande, Religion und Weltlichkeit in zwei getrennte, oft sogar feindlich entzweite Hälften auseinandergefallen. Die Religion ist mehr und mehr nach innen gegangen, freilich in einseitiger Weise. Die Weltlichkeit — als Politik, Kunst, Wissenschaft, Technik, Zivilisation — ebenso einseitig nach aussen. Religion ist eine Sache des Gefühls, der frommen Andacht und kultischen Uebung geworden, sie hat die Welt sich selbst überlassen oder, was noch schlimmer, wenn sie eingriff, sich vorwiegend der „weltlichen" Mittel, der Macht, der Gewalt, Lüge bedient. Die Weltlichkeit ihrerseits hat zweifellos Grosses geleistet, sie hat alle Dimensionen und Ausspannungen des Seins durchwandert, sie hat sich mutig in die Unendlichkeiten von Raum und Zeit begeben, aber auch in ihnen, wie in einem Labyrinth, verloren, weil das Unendliche bloss von der Ewigkeit und Totalität aus gemeistert werden kann und die allein im Ich zu finden ist. Darum leiden die meisten Weltverbesserer, Sozialisten und Pazifisten Schiffbruch, weil sie in ihren Besserungsversuchen in der äusseren, weltlichen Sphäre verharren, sich nicht als ein geistiges Selbst, sondern lediglich als ein Stück Welt gebärden. Aehnlich wie ein Felsblock, unfähig, sich selber zu heben und aufwärts zu bewegen, durch Angreifen einer Kraft von aussen gestemmt werden muss, kann der Welt bloss geholfen werden durch etwas, das mehr als Welt ist: durch die Gottheit, die sich in Geist, Seele, Ichheit offenbart; hier freilich nicht eingewickelt und verschlossen bleibend, sondern frei in Raum und Materie hinausströmend. Am furchtbaren Zusammenbruch unserer Kultur tragen Religion und Weltlichkeit ungefähr zu gleichen Teilen die Schuld — und zwar einfach dadurch, weil sie, in spröder Absonderung und Entfernung von einander verharrend, nicht zueinander finden mochten. Gandhi ist uns da ein gewaltiger Wegweiser und Bereiter des Weges. Er arbeitet dem Typus des kommenden Menschen mit mächtigem Einsatze vor, er verkörpert ihn teilweise schon

in sich. In diesem Menschen nämlich soll das vollkommene Gleichgewicht und die Harmonie von innen und aussen erreicht sein. Er ist durch und durch weltlich; er ist zugleich durch und durch geistig und religiös. Ja, nicht bloss zu gleicher Zeit ist er beides, sondern sozusagen im selben Raum: es ist in ihm eines und dasselbe geworden. Seine Weltlichkeit ist Gottesdienst, seine Göttlichkeit Dienst an der Welt. Er ist gerade darin der anspruchloseste, demütigste Diener des Höchsten, dass er ihm keine Kirche mehr baut, weil ihm allüberall, in jedem Geschöpf, in jedem Dinge, denen er begegnet und die er zu betreuen hat, vom Schöpfer selber die Kirche gebaut ist. Das Leben in seiner unerschöpflichen Tiefe und Weite, Fülle und Erhabenheit ist der grosse Altar, auf dem er das ständige Opfer seines Selbst darbringt, es durch diesen Akt ständiger Weihe und Hingabe immerwährend erneut und geheiligt wieder empfangend.

Solch ein Weltpriestertum im wahren Sinne ist das Amt Gandhis. Er hat erkannt, dass der äusseren materiell-menschlichen Welt bloss *die* Entwicklungs- und Besserungsmöglichkeit zubemessen ist, die durch das Mass inner-menschlicher Entwicklung und Läuterung bestimmt ist; dass aber diese auch umgekehrt in jener den einzig treuen, vollgiltigen Masstab besitzt. Gewaltat, Hass, Bosheit können durch keine Gesetzgebung gezwungen werden, aus der Welt zu verschwinden; sie können es allein durch Verwirklichung des Göttlichen im Menschen. Aber das Göttliche seinerseits verwirklich sich eben dadurch, dass es, anstatt in schalem Selbstgenuss zu schwelgen, alles daran setzt, Gewalttätigkeit, Hass und Bosheit aus der Welt zu tilgen. Der Materie kann nicht von der Materie, sondern einzig vom Geiste, der Quantität nur von der Qualität geholfen werden; die wahre Geist-Qualität *muss* aber auch diese Hilfe leisten. All dies ist schon in dem Satz enthalten, dass Gandhi Politiker aus Religion ist.

3.

Eine solche Einheitlichkeit, Klarheit, Wesentlichkeit alles Tuns kann bloss aus einem absolut einheitlichen, aus seiner Wurzel wachsenden Leben stammen. Ich will hier nur noch das Wichtigste hervorheben. Dass Gandhi, anfänglich ein erfolgreicher Rechtsanwalt, dazu Haus- und Familienvater, der weiteren Ausübung seines Amtes entsagt, den Beruf der Berufung, die materielle Habe der Idee hingeopfert hat, ist die im Rahmen dieser Persönlichkeit fast selbstverständliche Voraussetzung, auf der sich nun erst die Verwirklichung seiner wahren Aufgabe in höchster Reinheit und Strenge aufbaut. Wie ferne ihm jedes Buhlen um den Erfolg — auch den moralischen — um des Erfolges willen liegt, bezeugt das ausserordentliche Faktum, dass er sich nie die Schwäche und Verlegenheit des Gegners zunutze gemacht hat. Im Gegenteil, er hat in derartigen Lagen — wie im Burenkrieg, im

Zuluaufstand, im Weltkrieg — den Engländern stets Hilfsdienste geleistet, die von ihnen auch dankend anerkannt wurden, so lange sie deren bedurften, um später mit Undank belohnt zu werden. Es ist schwerlich anzunehmen, dass dem durchdringenden Geiste Gandhis solches Erfahren eine Ueberraschung bot, noch weniger, dass seine Haltung von irgendwelcher Hoffnung auf Erkenntlichkeit und Vergeltung, auf eine Aenderung der britischen Politik mitbestimmt wurde. Wer so rechnet, der vergisst, dass Gandhis Kalkül ein solcher mit rein sittlichen Werten ist; in ihnen bewegt er sich mit unbeirrbarer, unfehlbarer Sicherheit; man könnte ihren Plan die Mathematik des Unendlich-Grossen nennen. Er ist der Realpolitiker nicht der Materie, sondern des Geistes: darum der einzig wirkliche Realpolitiker, da er uns durch sein Tun und Lassen offenbar macht, dass wahre Realität doch nur im Geiste zu suchen, von dessen Anhauch, was sich sonst diesen Namen anmasst, in Staub und Moder zerfallen muss. Dem Gebot der Bhagavad-Gita, des altindischen Heldengesanges, treu, klammert sich Gandhi nicht an die F o l g e n seines Handelns. Wenn Indien noch vor Ablauf eines Menschenalters frei werden kann, um so besser! Wenn es noch Jahrhunderte bis dahin dauert, soll das um kein Haar schlechter sein. Der Effekt in der Zeit steht hinter der Sache zurück, die Gottes ist und nicht Indiens oder Indiens doch bloss in stellvertretender Weise. Nation, Staat, Vaterland dürfen sich keine Selbstherrlichkeit anmassen, sonst wird die Liebe zu ihnen und das Wirken für sie zum Götzendienste, der schliesslich den Götzen zum Falle bringen muss wie seinen Diener.

Gandhi erfüllt die Forderung der Feindesliebe in einer Weise, die weit über blosses Bemühen hinaus ist. In ihm ist die ganze Leidenschaft des für die Gerechtigkeit und in ihr Entbrennenden; er scheut nicht den Akzent der Entrüstung, der Empörung, des heiligen Zornes; der Hass ist aus seiner Seele getilgt. Mit wunderbarer Feinheit und Schärfe ist hier die genaue Grenze gezogen. Es ist auch keine Spur der Sentimentalität oder der eitlen Sucht, sich in der eignen Tugend zu bespiegeln, in der Art, wie er dem heftigsten Widersacher gerecht zu werden trachtet, erlittenen Schimpf und Unbill ins Objektive erhebt, alles ins Licht der absoluten und ewigen Wahrheit zu rücken bestrebt ist. So ist er die lebendige Widerlegung des Materialismus, wirksamer als die stärksten philosophischen Argumente.

Gandhi ist sich in jedem Augenblick seiner ausserordentlichen Verantwortlichkeit bewusst. Er geniesst sie nicht, noch spielt er mit ihr wie so mancher Mächtiger in unseren Landen, dem sie neben Krone und Szepter nur ein Prunkstück mehr ist, dessen er sich, wenn die Last zu drückend geworden, ohne sonderliches Bedenken entledigt. Er atmet sie ein und strömt sie aus, sie umgibt ihn wie die Atmosphäre den Erdball. Unerbittlich klar und scharf weht sie um

die Höhen, auf denen er wandelt, und zu denen wir emporgewendet werden, wenn wir ihm auch bloss aus der noch unverbindlichen Distanz des Lesers zum gedruckten Buche nachfolgen. Ich rate jedem, sich mit den Aufsätzen und Briefen vertraut zu machen, die im Bande „Jung-Indien" vereinigt sind. Die Meisten werden sich an die Luft dieser Gedanken, die ihnen im Anfang den Atem benehmen mag, erst gewöhnen müssen; mit der Zeit aber werden sie eine ganz ausserordentliche Stärkung erfahren und für das weitere Leben mitnehmen. Es ist kein blosser Zufall noch äusserliches Symbol, dass solches in der Nachbarschaft des Himalaya, der höchsten Erdgipfel gedacht, gesprochen und geschrieben wurde. Allgemein bekannt ist ja, bis zu welchem Grade die Strenge der Zurechnung bei Gandhi geht: alle Schuld, die von seinen Volksgenossen im Namen der gemeinsamen Sache begangen wird, nimmt er, der Führer und Meister, auf sich. Er unterzieht sich harten Bussen und Fasten für die Sünden der Anderen. Für i h n freilich haben sie weniger die Bedeutung der Strafe als der freiwilligen Zucht und Läuterung, einer Tat der Versöhnung und Erlösung für sein ganzes Volk.

Dass aus solcher Bereitschaft und Demut erst die Hoheit und Majestät des sittlichen Wesens erwächst, trat besonders in dem Prozess zutage, der ihm im Jahre 1922 von der englischen Regierung gemacht wurde und mit seiner Verurteilung zu einer sechsjährigen Gefängnisstrafe endigte. Was kann ein irdisches Gericht dem Menschen anhaben, der in solchem Masse Richter über sich selbst ist? Der geistige Prozess, in dem er steht, entscheidet auch über den juristischen, in den er durch die Mächte dieser Welt verwickelt wird; die höchste zuständige Instanz ist ihm das eigene Gewissen; er beugt sich keinem andern Erkenntnis und Urteil. Wo alles restlos verantwortet ist, dort bedarf es des Klägers ebenso wenig wie des Verteidigers; beide Funktionen sind im Geiste dessen vereinigt, der die Balance zwischen Gut und Böse hält, in unbestechlicher Selbstprüfung alles Für und Wider erledigend. Ja, Gandhi bekennt sich als schuldig, durch die Verkündung von Non-Kooperation den ungewollten Anlass zu dem blutigen Aufruhr seiner Landsleute gegeben zu haben. Allein er wäre noch schuldiger gewesen, wenn er jene Verkündung gegen seine bessere Ueberzeugung unterlassen hätte; und darum ist er im tieferen Sinne doch wieder unschuldig. Es erscheint in diesem Zusammenhang von ausserordentlicher Bedeutung, dass ihm Broomsfield, der Leiter der Verhandlung, überwältigt von seiner sittlichen Grösse, die Bemessung der Strafe überlässt. Und so offenbart es sich auch im Gefängnis, dass, wer sich in jede Situation mit seinem ganzen Selbst hineinstellt, jeder Situation gewachsen ist, jede Situation bemeistern wird. Gandhi benutzt diese Epoche seines Lebens, die e r durchaus nicht als Leidenszeit empfindet, zur inneren Sammlung, zur ruhigen körperlichen und geistigen Arbeit, vor allem

aber dazu, das Verhältnis zwischen den Gefangenen, den Beamten und dem Aufsichtspersonal aufs beste zu gestalten. Es gelingt ihm, den spröden Widerstand der meisten, der Bedrängten, wie ihrer Bedränger, durch die grössere Kraft der Liebe und Güte zu überwinden. Die Folge ist, dass sich ihm früher fast als er sich gewünscht, die Pforten der äusseren Welt wieder öffnen; nach Ablauf zweier Jahre wird er, von einem heftigen Krankheitsanfall genesen, enthaftet. Es ist, als ob das Gefängnis sich weigerte, ihn, den wahrhaft Freien, länger in seinen Mauern zu dulden. Seine Aufgabe ruft ihn; es gibt keine Macht zwischen Himmel und Erde, die sich diesem Rufe dauernd widersetzen könnte.

Es ist durchaus begreiflich, dass dem tiefreligiösen Sinne der Inder dieser Mann als ein ausserordentliches Wesen, als die Verkörperung einer ganz besonderen Kraft erscheinen muss. Einen „Mahatma“ nennen sie ihn, was ungefähr dem Heiligen der Kirche entspricht, bloss, wie mich bedünkt, ein noch allgemeinerer und umfassenderer Ausdruck ist. In wörtlicher Uebertragung bedeutet er: grosses, weltweites Selbst; und da geht er geradlinig auf die altindische Lehre zurück, die im übrigen nicht auf Indien beschränkt, sondern gemeinsames Urgut der ganzen Menschheit, Grundlage aller Religionen, Sittenlehren, Weltanschauungen ist: dass das Ich in seinem tiefsten Wesen keine abgesonderte Existenz hat, sondern innigst mit dem All verbunden, ja, mit ihm Eines ist. Diese Einheit ist immer da, sich ihrer aber b e w u s s t werden und bleiben, ist der eigentliche Sinn des Lebens, den nur erfüllt, wer wie Gandhi unaufhörlich in die „leise, innere Stimme“ seines Gewissens horcht.

In einem seinerzeit gehaltenen Vortrage: „Wer ist der grösste Mann der Gegenwart?“ erkennt der vortreffliche amerikanische Pazifist J. Haynes Holmes den Preis Gandhi zu. Er vergleicht ihn mit Romain Rolland und Lenin. Rolland ist gross als Idealist und Menschenfreund, der seine Ueberzeugung durch die harte Probe der Kriegsjahre siegreich hindurchgetragen hat, aber er steht abseits von der Menge, er scheut die Berührung mit ihr; er ist kein Mann der Tat. Ein solcher ist Lenin und zwar in ganz gewaltigen Dimensionen, knüpft sich doch an seinen Namen eine der grössten Umwälzungen, welche die Geschichte kennt. Allein es ist kein tieferer sittlicher Impuls in seinem Tun; sein Tun bedeutet sogar eine Verleugnung des moralischen Bewusstseins. Gandhi vereinigt die Potenzen beider in sich, den sittlichen Geist und den Tatwillen, er verpflanzt das Ideal auf den Boden der Realität; so ist er jedem der beiden um eben das, was jeden vom andern unterscheidet, überlegen. Wir geben Holmes im Wesentlichen recht; und als wesentlich erscheint uns der allgemeine Masstab der Bewertung, nicht das absolute Grössenmass der Einzelerscheinung, ihr komme welche Bedeutung immer zu. Die Siegel der Gegenwart müssten erst gelöst sein,

um die Frage klar zu beantworten, wer ihr Grösster sei. Was aber feststeht und gilt, ist, dass in Gandhi und durch ihn sich das Bewusstsein unseres Geschlechtes, die Geistigkeit unseres Planeten auf eine höhere Stufe gehoben hat, dass seine Wirkungen bis in ihre Substanz hinein verspürbar sind und bleiben werden.

II.

1.

Gandhi ist wiederholt mit Christus verglichen worden. Die Berechtigung, ja, Notwendigkeit dieses Vergleiches leitet sich aus der einfachen Tatsache her, dass sich in Christus eben die Norm verkörpert, an der jede Erscheinung und Gestalt gemessen und bestimmt werden muss. Aber es ist gleich hinzuzufügen, dass Gandhi sie in ganz besonderer Weise erfüllt. Sein Werk ist eine lebendige Verwirklichung der Bergpredigt, von der er eigenem Bekenntnis gemäss, einen für sein ganzes Leben und Wirken entscheidenden Eindruck empfangen hat. Was ihn zum treuen Diener Jesu stempelt, ist sein unerschütterlicher Glaube an die Kraft des Guten, sein restloses Durchdrungensein von ihr. In dieser Grundüberzeugung ist zweierlei enthalten, das im Innersten freilich eines ist: nämlich, dass wahre Güte eine Kraft ist und dann, dass es keine wahre Kraft gibt, die nicht aus der Güte kommt. Damit befreit uns Gandhi ebensowohl vom Erbübel der kraftlosen Scheingüte, wie von dem der dämonischen Scheinkraft; von der Trägheit wie von der Gewalttäigkeit, die einander wechselseitig bedingen und auslösen. Es gibt genau so viel Gewalttat in der Welt, als es in ihr träge Schwäche gibt; so viel Schwäche als Gewalt. Diesem doppelten Banne entringen wir uns bloss durch den Impuls der schöpferischen Liebe, den wir in Gandhi so mächtig gesehen haben. Wir gehen nicht fehl, wenn wir in ihm einen Vollstrecker des Neuen Testamentes in der äusseren Weltsphäre der Politik erblicken, in der die abendländische Christenheit, ihr voran die Kirche, am schwersten versagt hat. Gandhi, der Hindhu, ist hier der christlichere Christ. Denn Christum bekennen, heisst vor allem: ihn *tun*. Ihn dort tun, wo er bisher am wenigsten getan und am hartnäckigsten verleugnet wurde.

Aber man ist noch weiter gegangen und hat Gandhi in eine Linie mit Christus gestellt, ihn als den Heiland unserer Zeit gefeiert, ebenbürtig dem Menschensohne oder ihm doch bloss um Weniges nachstehend. Hiegegen nun müssen wir grundsätzliche Einsprache erheben. Nicht aus dogmatischer Aengstlichkeit oder Bedenklichkeit, noch aus der Sucht, uns in kleinlichen Rangfragen zu ergehen. Sondern um die Klarheit der letzten Perspektive handelt es sich, die dem vorschauenden Blick noch mehr als dem nach rückwärts gerichteten gewahrt bleiben muss. Man wird uns schwerlich im Verdacht haben, etwas zu beabsichtigen, das einer Verkleinerung Gandhis

auch bloss von ferne ähnlich sähe. Die Grenzen eines Phänomens aufzuzeigen, das wie wenige ein menschheitliches und kosmisches genannt werden darf, heisst indessen, nicht bloss dem Gebot objektiver Wahrhaftigkeit Rechnung tragen, sondern noch mehr, uns davor bewahren, in jenen Grenzen gefangen zu bleiben.

Vor allem muss doch — in sämtlichen Lebenssphären und in der Unmittelbarkeit des Lebens selber — unterschieden werden zwischen der Schöpfung und der Anwendung, dem Original und der Ableitung. Wo Christus die Prämisse aufgestellt und verwirklicht hat, dort zieht Gandhi die Konsequenz. Das ist sicherlich etwas sehr Grosses, aber jedenfalls ein solches zweiter Ordnung. Der Diener ist nicht über dem Herrn und gerade die treueste Nachfolge bezeugt sich damit selbst als unter der Meisterschaft stehend. Gandhi hat Christus zur Voraussetzung, nicht umgekehrt. Man könnte ihr Verhältnis auch dem der Sonne zu einem Planeten, des selbstleuchtenden Körpers zu dem, der empfangenes Licht wiederstrahlt, vergleichen; nur muss ausdrücklich vor einem Missbrauch dieses Gleichnisses gewarnt werden: denn in der Optik des Geistes gibt es kein Licht, das ein bloss reflektiertes wäre; es gibt hier keinen absolut dunkeln Körper. Und am wenigsten ist Gandhi ein solcher. Genauer ist es, in der Intensität, der Qualität der Strahlkraft Unterschiede zu machen. Die nun war in Jesus Christus unzweifelhaft eine andere, weit gewaltigere als in Gandhi. Sie war so urmächtig im Heiland, eine neue Art Mensch ins Leben zu rufen, mit anderer Verteilung und Richtung der Kräfte und Eigenschaften, mit einem andern Daseinssinne als die bisherige, die darum als die alte Welt zum Untergange verurteilt wurde. Jesus, der Christ, schuf den Christen; nicht als ein für allemale fertiges Gebilde, vielmehr als eines, das sich selbst immerdar weiterzubilden und zu vollenden hat.

Das ist die von so wenigen, am wenigsten von der Kirche eingesehene Heilstatsache. Echtes Christentum ist kein Besitz, den wir bloss zu betreuen und zu verwalten, vielleicht auf Zinsen anzulegen hätten, sondern ein fortwährender Erwerb, ein unablässiges Besitzergreifen von unserem tiefsten, noch verborgenen Wesen. Denn Christus lebt; er lebt aber bloss in den lebendigen und das heisst den ewig werdenden Menschen. Sie allein sind Bekenner des lebendigen Christus, dahingegen die andern dem toten Christus zugewendet sind. Leben ist gesteigerte Gegenwärtigkeit; Gegenwärtigkeit ist Bewegung, Wachstum, Entfaltung. Christus ist in denen gegenwärtig, die aus ihm wachsen und sich entfalten; nicht in den Stehengebliebenen, Rückgewandten, an seinen Spuren ängstlich Haftenden; er ist in den mutigen Seelen gegenwärtig, denen sein Wort ein Feuer geworden ist, das sie durch die Zeiten tragen. Ist Christus der rechte Weinstock, so ist der rechte Reben der fruchttragende, nicht der unfruchtbare. Der Christ, der es inwendig ist, steht auch im Aeusseren

nimmer stille, er wandelt sich wie das Leben von Jahrhundert zu Jahrhunderte, von Tag zu Tag, von Stunde zu Stunde, von Augenblick zu Augenblick. Ewigkeit und Gegenwart sind keine ausschliessenden Gegensätze; die Ewigkeit lebt allein in der Gegenwart, wie die Gegenwart allein durch die Ewigkeit lebt. Eben darum ist Christus jedem Geschlecht ein Neuer, ein Anfang und Ursprung. Es hat seine ganz bestimmte, nur ihm gestellte Aufgabe an ihm, die ihm durch kein Schema einer Ueberlieferung, durch kein Erbe einer Vergangenheit abgenommen werden kann.

Sinn der Christusoffenbarung nun ist der Eintritt des göttlichen Geistes in die Materie, ihre Durchdringung und Verwandlung, Vergeistigung und Vergottung. Die Materie an sich ist weder gut noch böse, sondern neutral; sie muss verklärt und geheiligt werden. Dass des Christentums erster Akt Askese gewesen ist, erklärt sich aus dem Bedürfnis, das eben erst der Seele gewordene neue Heil von der Vermischung mit der in Zerfall und Auflösung befindlichen Welt des untergehenden Heidentums freizuhalten. Aber das Licht, von der Finsternis geschieden, leuchtet doch in der Finsternis, durchleuchtet sie. Der ganz in sich gegangene und gereinigte Geist muss sich dem Stoffe der sinnlichen Wirklichkeit mitteilen. Wie Gewalt und Schwäche bedingen einander auch Materialismus und Askese. Weltabgewandter Geist beschwört blinde Hingabe ans Materielle, Vergötzung des Irdischen, ausschweifende Weltlichkeit herauf. Das Zentrale der Christuserscheinung ist nun gerade diese ungeheure Umfassung, Synthese und Harmonisierung des Geistigen und Körperlichen. Ihr wird weder gerecht, wer reiner, stoffloser Geist sein möchte, noch wer in die Schwere der leiblichen Notdurft hineinsinkt. Dies einzusehen ist für uns das Wichtigste. Wir sind seit dem Abklingen der mittelalterlichen Kultur so tief in den Körper der Welt hineingegangen, so materiell geworden, dass uns vor dem Chaos des Materialismus nicht mehr die blasse Scheingeistigkeit der Weltflucht, sondern nur der bis ins Aeusserste verdichtete und konkretisierte Geist-Wille bewahren kann. Wer, von ihm beseelt, die Arbeit der Welt auf sich nimmt, ein Stück noch brachliegenden Landes urbar macht, ist der wahre Christ.

2.

Ist Gandhi ein solcher? Ist er, wenn wir ihn schon nicht n e b e n den Meister stellen dürfen, nicht doch sein getreuester Jünger und Nachfolger? Es scheint, dass wir die Frage uneingeschränkt bejahen müssen. Hat er doch den kühnen Wurf gewagt, Politik mit Religion zu verbinden, wo möglich, in eins zu setzen. Er dringt wie ganz wenige auf Realisierung, auf Sichtbarmachung des Göttlichen. Und dennoch bleibt ein Rest; ja, dieser Rest ist so beträchtlich, dass durch ihn das Gesamtresultat wesentlich beeinflusst

wird. Zunächst werden wir vor die bedeutsame Tatsache gestellt, dass Gandhi sich zur Askese bekennt. Er bleibt hierin dem Ideal seiner Nation und Religion treu. Die Geschlechtsliebe, Erotik und Sexualität, erscheint ihm als eine Abirrung vom wahren Geiste, der höchstens ausnahmsweise, da sonst die Fortexistenz der Gattung in Frage gestellt würde, Raum gegeben werden kann. Diese Auffassung erscheint bedenklich auch durch ihren Mangel an Konsequenz, der bei einer so einheitlichen Persönlichkeit um so merkwürdiger auffällt. Wenn das Bestreben überzivilisierter Typen, den Verkehr der Geschlechter mehr und mehr von der Fortpflanzung abzulösen, tadelnswert ist, so ist auch das umgekehrte Verfahren nicht zu billigen. Ist die geschlechtliche Beziehung an sich eine unreine und sündhafte, so kann sie auch bloss Frucht der Sünde tragen. Der konsequente Asket verneint das Geschlecht im doppelten Sinn des Wortes, der durch die Weisheit der Sprache im Tiefsten als ein einziger erkannt wird: in dem der geschlechtlichen Zweiheit und in dem der Abfolge der Generationen. Es ist ja auch ohne weiteres einzusehen, dass wer die Lebensquelle verschliesst, auch den Fluss und Strom des Lebens zum Stillstand und Versiegen bringen muss. Aus dem Geschlecht erzeugen sich die Geschlechter; aus den beiden Geschlechtern das Geschlecht der Menschheit. In metaphysischer Verallgemeinerung und Vertiefung bedeutet dies, dass der Asket das Werden dem Sein, die Zeit der Ewigkeit opfert. Es bedeutet, dass er mit dem Naturprozess auch den Welt- und Geschichtsprozess verneint. Aus Verneinung kann aber nicht letzte absolute Gestaltung hervorgehen. Ich kann darum, so hoch ich Gandhi einschätze, nicht glauben, dass seine Wirkung der Christi auch nur annähernd ebenbürtig sein wird. Er bezeichnet eine Wende, aber kein Ende; kein Ende und deshalb auch keinen Anfang. Der Christ hat ein anderes Verhältnis zum Sinnlichen und demgemäss auch zu Raum und Zeit. Er begreift und ergreift sie nicht als Selbstzweck, aber als Ausdrucksmittel der Gottheit. Der Mensch ist weder Mann noch Weib, sondern beides zusammen, die Durchdringung und Vereinigung der männlichen und der weiblichen Potenz. Aus dem geistigen Lebenszentrum erfasst und nicht der Blindheit des blossen Triebes überlassen, dient die Geschlechtlichkeit also gerade der Ueberwindung des Geschlechtes, in seiner Vereinzelung und notwendigen Unvollkommenheit. Und indem dieser Prozess der Ueberwindung ständig weitergeführt wird, rollt sich die Kette der Generationen ab, schlägt sich menschheitliches Geschehen zum Stoff der Weltgeschichte nieder. Bejahung des Eros, Bejahung der Menschheit in Raum und Zeit, Bejahung des geschichtlichen Werdens sind also im Tiefsten Eins. Askese aber ist Unvermögen und mangelnder Willen, das Sinnliche zu durchheiligen, geschichtsloses Erstarren im Einzeldasein. Noch fremdartiger berührt uns Gandhis Rechtfertigung des Kastenwesens, deren Zusam-

menhang mit seinem Asketismus freilich unschwer einzusehen ist. Er wendet sich lediglich gegen die Auswüchse jener Institution, wie namentlich das Verbot, die Kastenlosen, die Parias zu berühren, mit ihnen irgend welche Gemeinschaft zu pflegen. Die Institution als solche erscheint ihm als notwendig. Nicht etwa vornehmlich deswegen, weil sie der Hinduismus verordnet, sondern weil sie nach Gandhis Ansicht vor der Autorität der Vernunft besteht. Denn er hält die Gesetze der Erblichkeit für unaufhebbar. Ich muss nicht betonen, wie sehr diese Auffassung dem europäischen Bewusstsein widerstreitet, das sich in der gerade entgegengesetzten Richtung entwickelt. Kasten, in welche das lebendige Leben eingesperrt wird, hat es hier eigentlich niemals gegeben. Auch der mittelalterliche Feudalismus ist, bei aller Strenge und Sprödigkeit der Norm, doch ein elastisches System gewesen. Reste des ständischen Wesens haben sich noch in der bürgerlichen Welt erhalten. Doch ist hier an Stelle des Standes mehr und mehr die Klasse getreten, deren Zusammensetzung eine vielfach wechselnde ist. Die Entwicklung bewegt sich hier — wofern es erlaubt ist, Vorstellungen und Begriffe der Körperwelt einzusetzen — von stabilen, das heisst, in Form und Inhalt konstanten Gebilden zu stationären, in denen, wie bei der Welle, der Formbeharrung ein stetiger Wechsel der Inhalte entspricht. Wir sind heute — innerhalb und ausserhalb des Sozialismus — daran, das Klassenprinzip zu überwinden; nicht um die Gesellschaft in ein graues Einerlei aufzulösen oder zu einem gestaltlosen Klumpen zusammen zu ballen, vielmehr um sie durch das wahrhaft organische Prinzip des Berufes in eine organisch gegliederte Einheit zu verwandeln. Der Beruf ist das Allerpersönlichste; er ist, richtig verstanden, der an jeden Einzelnen ergehende Ruf des Lebens, dem Folge zu leisten, allein den wahren Erfolg verbürgt: Harmonie des individuellen Seins mit dem allgemeinen, der Persönlichkeit mit dem Kosmos. Freiheit des Berufes ist Freiheit des Geistes über schicksalshafte Verstrickung, Knechtschaft des Blutes, Trägheit des Stoffes. Nicht aufgehoben oder durchbrochen wird das Gesetz der Natur, sondern verwendet und verwertet, wie es den inneren Notwendigkeiten des Individuums und der Gesamtheit entspricht. Der Stand hat seinen Namen daher, dass das Individuum in ihn hineingestellt ist und bleibt, die Klasse, dass sie es in ihr Gefüge einreiht; Kasten aber sind wie riesige Zwinger, die es verschlossen halten, ohne dass sich ihm irgendwo eine Türe ins Freie auftäte. Wo noch Kastenzwang besteht, dort ist der Fatalismus unüberwunden, dort ist die Erbmasse der Vergangenheit stärker als der Gegenwartswille des zu ihrer Verwaltung Berufenen, die Materie stärker als der Geist, der Tod mächtiger als das Leben.

Dieser Rest unerlösten Heidentums, unerlöster Gebundenheit durch die Naturmacht im Wesen Gandhis tritt vielleicht am drasti-

schesten in seiner Verteidigung der Idolatrie zutage, die in Indien der Kuh als einem göttlichen Symbol erwiesen wird. Gandhi hält diesen Kult für gut und notwendig, weil er die Menschenseele in liebender Verbindung auch mit der unbewussten Natur erhält. Unserem Empfinden widerstreitet er und nicht minder seine Rechtfertigung aus einem sehr einfachen Grunde: so wünschenswert uns eine solche Verbindung erscheint und so sehr sie dem Abendländer vielfach mangelt, sie muss ganz von Bewusstsein durchleuchtet sein und darf nicht selbst, wie das in jedem Tierkult, in jeder abgöttischen Verehrung eines Stückes Natur unabwendbar der Fall ist, ins Unbewusste hinabsinken.

3.

Die Grenzen der Wirksamkeit sind für jeden Menschen genau abgesteckt durch die Qualität seines Seins, durch die Beschaffenheit und Richtung der Kräfte, welche es in Bewegung setzt. Wir hätten keinen Anlass, mit Gandhi um Einzelfragen der religiösen und sozialen Moral, um das strikte Mass seiner Bindung an die Satzungen des Hinduismus zu rechten, wenn sich darin nicht Allgemeinstes zum Ausdruck brächte. Die Frage nach der Bedeutung einer Persönlichkeit gewinnt einen greifbaren Sinn erst unter dem Gesichtspunkte der Praxis; sie ordnet sich restlos ein der allgemeinsten und weitesten Frage: Was sollen wir tun? Jeder Mensch ist ein Kraftzentrum, das nach unendlich vielen Richtungen seine Wellen entsendet. Welche wir auffangen, um uns durch sie in Mitschwingungen versetzen zu lassen, das hängt von der Lebensaufgabe ab, der wir uns verpflichtet haben. Die unsere schliesst, wie wir uns überzeugt haben, Gandhi gegenüber vollkommene Resonanz aus, so rein und reich der Impuls auch ausgewertet werden möge.

Wir müssen uns klar werden: die Tatsache, dass ein Ideal irgendwo in ganz besonderer Weise verkörpert wird, kann für uns noch kein Anlass sein, ihm seiner Verkörperung und nun unsrerseits rückhaltlos nachzueifern; sondern zunächst nötigt es uns, das uns verbindende Ideal mit gleicher oder noch grösserer Kraft zu erschauen und zu gestalten. Es muss uns vorerst ins Bewusstsein treten, welche geistige Sphäre die für uns zuständige ist. Würde Gandhi in seiner Person und seinem Werke das Modell des totalen Menschen herausmeisseln, wie seine dogmatischen Anhänger hüben und drüben behaupten, wir hätten uns nach ihm ebenbildlich zu formen. Das Abendland hätte dann vielleicht wirklich seine Rolle als schöpferische Kulturpotenz für absehbare Zeit oder für immer ausgespielt. Dem ist indessen nicht so. Gandhi ist eine wunderbare Inkarnation des orientalischen Menschentypus. Wenn der westliche in unserer Zeit keine so getreue und erhabene findet, so mag uns das mit Schmerz und Beschämung erfüllen; es kann für uns aber kein Grund sein, ihn

zu verleugnen und jenem preiszugeben. So würden wir erst recht unsere Bestimmung verfehlen und auch denen, die wir nachahmen, einen schlechten Dienst erweisen. Dass man mich recht verstehe: ich denke nicht daran, die Einheit der Menschheit und der Kultur in Frage zu stellen, sie gleichsam in zwei Hälften, eine westliche und eine östliche zu zerschlagen. Allein es gibt auch hier so etwas wie eine Arbeitsteilung ganz grossen Stiles; und da ist es für jeden der Partner unerlässliche Notwendigkeit, sich klar und verantwortungsvoll auf seine Aufgabe zu richten. Als die des Abendländers haben wir die sinn- und wesensgetreue Erfüllung der Christus-Forderung erkannt: das Geistig-Göttliche restlos im Stoffe der Welt darzubilden.

Alle Sphären müssen von ihm durchdrungen werden, auch die elementare und dämonische; ja, gerade sie, weil sie seiner am meisten bedürftig sind. Im Lichte unserer Erkenntnis hat auf den Namen des Geistes überhaupt erst Anspruch, was sich mit der Materie — bis in die untersten Tiefen derselben — auseinandersetzt. Wo dies nicht geschieht, dort bleibt ein Stück Natur unerlöst; und man hat alsdann die Wahl, wie der Heide in ihre Unerlöstheit hineinzusinken oder wie der Asket, der Heide mit umgekehrtem Vorzeichen, sie sich ängstlich vom Leibe zu halten. In Gandhi tritt uns beides entgegen; und der scheinbare Widerspruch findet hier seine Erklärung. Unerlöst ist bei ihm die Sphäre des Geschlechtes und in notwendiger Folge auch die der Erblichkeit; dem Individuum ist es versagt, irgendwo aus der Kette der Generationen herauszutreten und sich in freier Entscheidung seinen absoluten Ort zu suchen. Die unbewältigte, unverwandelte Natur schlägt noch mächtiger durch in der Idolatrie, der Gandhi das Wort redet; im Bilde der Kuh erzwingt sie sich göttliche Verehrung. Der Zusammenhang zwischen Asketismus, Kastenwesen, Tierkult ist ein ganz offenbarer. Er wird noch ergänzt durch Gandhis Verhältnis zur Kultur und Zivilisation des Abendlandes, welches wie Tolstois ein einseitiges ist. Beide fordern Rückkehr zur Handarbeit, zum Landbau, zum Spinnrad, beide sind einig in der Verurteilung der Maschine, in der sie etwas schlechthin Böses, den Feind des Menschengeschlechtes erblicken. *Uns* erscheint Rückkehr als unmöglich; die Maschine als verwerflich nur insofern sie uns *tyrannisiert*, als ein Segen, wenn wir sie als ein uns *dienendes* Werkzeug, das sie ursprünglich war, wieder begreifen und handhaben. So halten wir die richtige Mitte, vollziehen wir die rechte Synthese zwischen den beiden Extremen des Amerikanismus und Orientalismus.

Die Frage liegt nahe, ob Gandhi dementsprechend in seiner nationalen Politik, seiner Bekämpfung des englischen Einflusses auf sein Vaterland nicht doch zu weit geht. Gewiss ist der Versuch einer Europäisierung Indiens ebenso abzulehnen wie die Tendenz, es dauernd als eine abhängige Kolonie des Westens zu erhalten. Das Stre-

ben nach Svaraj, Selbstverwaltung, ist gerechtfertigt. Aber es soll keine Isolierung bedeuten, sondern die Grundlage der wahren, von Gandhi ersehnten Kooperation schaffen, die indessen seitens der Inder ein höheres Mass von Verstehen und organischem Verarbeiten des europäischen Kultursinnes voraussetzt. Es scheint mir, dass in diesem Punkte Tagore klarer sieht als der ihm sonst weit überlegene Gandhi. Das erst würde die rechte Verbindung schaffen. Denn es gibt nichts, das so einigend wirkte als Unterscheidung im Streben nach dem gemeinsamen Endziel. Und an dieser Gemeinsamkeit ist kein Zweifel. Sie liegt in Satyagraha, der Alleinherrschaft des Geistes. Mag diese auch für uns Abendländer eine aktivere Nuance gewinnen als für den Inder, sofern unser Operationsraum und demgemäss auch der Raum der Kooperation ein grösserer ist als der des Inders, das Wesen der Sache wird hiedurch kaum berührt. —

Ich habe stets einen Widerstand gegen die Redensart empfunden, es sei jemand zum Führer geboren. Sie möchte zu einer natürlichen Veranlagung machen, was bloss das Endergebnis gewaltiger geistiger Anstrengung und Arbeit an sich selbst sein kann. Echtes Führertum setzt Meisterschaft des Lebens voraus; und die ist noch keinem Sterblichen in der Wiege zugefallen. Bloss der Wiedergeborene wird ihrer zuteil; und zwischen Geburt und Wiedergeburt liegt die grösste Spannweite des Menschenseins. Es gehört zu den tiefsten Offenbarungen, welche unserem Geschlecht durch Jesus gespendet worden sind, dass der wahre Meister nicht ein Herrschender, sondern ein Dienender ist. Unsere Führer, zumal die politischen, pochen auf Unentbehrlichkeit; dennoch wechseln sie ab wie die Strömungen, von denen sie getragen werden. Das Wesen wirklicher Führerschaft ist, sich nach Möglichkeit entbehrlich zu machen, indem sie das Beste ihrer Qualität weitergibt; und gerade darum beharrt sie am längsten. Gandhi ist Führer, weil es ihm nicht darum zu tun ist, es zu sein; weil sein ganzes Bestreben darauf geht, die von ihm Geführten selbständig zu machen. Er ist darum Demokrat, obschon er für Beibehaltung der Kastenordnung eintritt. Richtiger: in Satyagraha findet das demokratische Prinzip seine vollständige Aussöhnung mit dem aristokratischen.

Es könnte gar nicht anders sein. Jede Aristie, die den Demokratismus ausschliesst, unterstreicht und betont die Distanz, will sie ins Absolute erheben und verewigen, erweist sich mithin als ein Phänomen der Trennung, der Entzweiung, des Hasses. Satyagraha aber soll den Hass überwinden, ihn für immer aus den Beziehungen der Menschen entfernen. Denn es gibt etwas Grösseres und Grösstes: den Geist der Liebe, welcher verbindet, was getrennt, welcher tilgt, was fremd ist.

Ihm ist, auch in der Welt, der Endsieg sicher. Wir geben uns

keinen Illusionen hin, wir lassen uns nicht durch Wünsche und Hoffnungen narren; wir klammern uns an keinen Erfolg, auch nicht an den der besten und wichtigsten Sache. Die Erfahrung hat uns gelehrt, dort mit unseren Erwartungen am meisten zurückzuhalten, wo wir aus unserem sittlichen Impuls am weitesten vorstossen. Es hat sich uns gezeigt, dass Gandhis Theorie und Praxis nicht ohne Weiteres auf das Abendland zu übertragen ist. Auch in Bezug auf seine Wirkung in Indien selbst müssen wir uns vor überschwänglichen Vorstellungen hüten. Ein grosser Teil der dortigen Bevölkerung, namentlich der mohammedanische, hängt ihm mehr aus Erwägungen der Nützlichkeit, denn aus sittlicher Ueberzeugung an; dieser entsagt der Gewalt, weil er sich unter den gegebenen Verhältnissen wenig von ihr verspricht. Andererseits scheint sie in jüngerer Zeit wieder im Vordringen, Gandhis äusserer Einfluss im Rückgang, vorübergehend vielleicht sogar verdrängt zu sein. Aber Gegenstösse welcher Art immer, sogar schwere Niederlagen fördern nur den Triumph der Wahrheit, die gerade durch Unterliegen und Leiden zur Herrlichkeit des Sieges eingeht. Die Gravitation des Geistes wirkt nicht weniger unfehlbar als die der Materie. Aus der Tiefe sittlicher Gesunkenheit und Trägheit reisst es das Menschengeschlecht mit unwiderstehlicher Macht zu der Höhe empor, welche ihre Besten erreicht haben. Es gibt darum keine festere Bürgschaft des Erfolges als die L e i s t u n g. Gandhi in dem erkennen, was er für uns alle getan, was in uns allen durch ihn lebendig geworden und lebendiger noch sich entfalten muss, heisst, ihn als Sieger grüssen.

O s k a r E w a l d.



Aussprache

Vom vielmissbrauchten Pauluswort.

(Fortsetzung.)

VI.

(Von einem theologischen Mitarbeiter.)

Professor Deissmann weist in seinem neuen Paulusbuch überzeugend nach, dass die sogenannten „Episteln“ des Apostels keine E p i s t e l n, d. h. keine theologisch-dogmatischen Abhandlungen sind, die Satz für Satz und Wort für Wort ewig gültige Gotteswahrheiten aussagen. Es sind B r i e f e, allerdings gewaltige Briefe, wie sie sonst keine Menschenhand geschrieben, aber doch Briefe, unter besonderen Verhältnissen entstandene Dokumente, die nicht nur ewige Offenbarung, Gotteswahrheiten, sondern auch Zeitliches, persönliche Meinungen enthalten — auch irrige Meinungen. Paulus hätte eine Unfehlbarkeit, wie sie ihm Theologen und andere Christen zuschreiben, für sich abgelehnt! Ist nicht vielleicht auch sein berühmter Saz vom Schwert der Obrigkeit nur eine solche persönliche, „zeitliche“ Brief m e i n u n g?

Ich wundere mich immer, warum nie auf die T r a g i k dieses Pauluswortes hingewiesen wird: D e r A p o s t e l i s t j a g e r a d e d u r c h d i e s e s

„göttliche“ Schwert der kaiserlich-römischen Obrigkeit tragisch ums Leben gekommen! Wird nicht seine Theologie (wenn sie Theologie ist) durch seinen Tod widerlegt? Man könnte vielleicht das bekannte Wort Jesu variieren: „Wer eine Schwerttheologie aufstellt, wird durch das Schwert umkommen.“ H. G.

VII.

(Die folgenden Aeusserungen stammen von einem 81jährigen, einfachen Landmann.)

Als eifriger Leser der „Neuen Wege“ finde ich mich veranlasst, der Bitte in der Mainummer betreffend das bekannte Wort des Apostels Paulus (ordnet euch der obrigkeitlichen Gewalt unter), so gut wie ich es verstehe, nachzukommen. Vor bald 2000 Jahren wurden da die beiden Apostel Petrus und Paulus berufen, in Griechenland und Kleinasien die neue Lehre des Evangeliums von dem auf die Erde kommenden Gottesreich den Juden und Heiden zu verkündigen, sowie von der frohen Botschaft, dass Jesus Christus, der von den Juden gekreuzigt wurde, derjenige sei, der nach göttlichem Ratschlusse für die sündige Menschheit diesen schmachvollen Tod erlitten habe und durch seine Auferstehung von den Toten, dessen sie selbst Zeuge waren, sich als der erwiesen habe, von welchem die heiligen Schriften von Abraham ab bis auf Johannes den Täufer Zeugnis gäben; dass derselbe erscheinen werde, um der Menschheit als Sohn Gottes Gott als Vater aller zu verkünden, der seine Liebe und Gnade allen zu Teil werden lassen will, die Christus, den Erlöser der Welt von Sünde und Tod, im Glauben an ihn und seine göttliche Sendung annehmen, nach seinem Vorbilde leben und von ganzem Herzen darnach trachten, ihm ähnlich zu werden. Was liegt nun näher, als dass diese freimütigen Bekenner und eifrigen Verkünder der göttlichen Heilsbotschaft, sowie die, welche an ihre Lehre glaubten, von den Juden und Griechen gehasst und verfolgt wurden? Von den mit Blindheit geschlagenen Juden, die ihr wahres Heil nicht erkennen wollten, sondern einen Messias erwarteten, der als weltlicher Herrscher auftreten sollte, von den Griechen und ihren Priestern, die nicht ihre vielerlei Götter beschimpfen lassen und sich von denselben abwenden wollten, um diese ganz neue Lehre anzunehmen.

In der Apostelgeschichte Kap. 16, Vers 22—26 ist zu lesen, wie Paulus von den Macedoniern verfolgt und in den Kerker geworfen, aber auch wunderbar errettet wurde. In Kapitel 4, 19 ist zu lesen, dass Petrus und Johannes, als sie vor dem jüdischen Rate standen, man ihnen verbot, weiter von diesem Jesus zu reden, geantwortet zu haben: „Ob es recht sei vor Gott, euch mehr zu gehorchen als Gott, urteilet selbst!“

Wenn Paulus und Petrus die Worte so geschrieben haben, wie im Briefe an die Römer, Kap. 13, 1, und 1. Petrus, Kap. 2, 13 zu lesen, so kann es wohl nicht anders geschehen sein, als unter dem Drucke der öffentlichen Meinung und der Gewalt der Obrigkeiten. Denn wenn sie diesen widerstanden hätten, so wären sie wahrscheinlich als Irrlehrer und Verführer des Volkes, als Revolutionäre behandelt worden. Nicht besser wäre es ihren Jüngern und Anhängern ergangen, die dieser neuen Lehre Glauben schenkten und sich zu ihnen bekannten.

Paulus und Petrus waren grosse Menschen, zu Hohem, Erhabenem berufen, ja zum Höchsten, was den Menschen gegeben werden konnte: zu der Verkündung des Evangeliums und der Lehre von Christus, als dem Heil der Menschheit, unter Juden und Heiden. Verfolgung und Widerstand gegen diese Lehre konnte nicht ausbleiben. Deshalb werden sie in ihren Briefen an die gläubigen Gemeinden die Forderung geschrieben haben, sich den damals herrschenden Gewalten unterzuordnen. Die an die Lehre von Christus, dem Erlöser der Welt, Gläubigen waren überhaupt lange Zeit Verfolgungen und Drangsalen ausgesetzt. Selbstverständlich haben sie auch ein gewissermassen ruhiges

Leben vorgezogen, um nach ihrem Glauben leben zu können, statt immerwährenden Verfolgungen und Nöten ausgesetzt zu sein. Das Christentum konnte sich erst recht ausbreiten und hörten die Verfolgungen auf, als Kaiser Constantin, der Grosse genannt, die christliche Religion zur Staatsreligion erklärte. Da nun zur jetzigen Zeit sozusagen die ganze zivilisierte Welt sich zur christlichen Lehre, zum Christentum bekennt, ist es sonderbar, dass die damaligen Gebote der Apostel, der Obrigkeit untertan zu sein, diese Worte, die ja nur den damaligen Verhältnissen sich anpassend in zwingender Notwendigkeit gegeben wurden, um ungestörter die Lehre von Christus der Welt zu verkünden und sicherer ihres Glaubens leben zu können, so ausgelegt werden können, der Obrigkeit solle Gehorsam geleistet werden in allen Stücken, trotzdem wir Glaubens- und Gewissensfreiheit staatlich garantiert haben und jeder Bürger vor dem Gesetz gleich gestellt ist; dass der Bürger verpflichtet sei, Militärdienst zu leisten, was ja das Gleiche ist, wie zum Kriege gegen seine Mitchristen erzogen zu werden. Das Kriegshandwerk zu erlernen führt ganz sicher früher oder später zum Kriege, man will doch nicht umsonst, nur zum Sport, das Kriegen erlernen. In dieser Richtung sind die geflügelten Worte Kaiser Wilhelms II., der ja den Krieg als gläubiger Christ für erlaubt betrachtete, sehr bezeichnend: „Wenn ihr Frieden wollt, so rüstet zum Kriege.“ Der letzte Weltkrieg hat zur Genüge gezeigt, was für ein Elend über Europa gekommen mit dieser leichtfertigen Auffassung der Apostelworte: „Jedermann sei der obrigkeitlichen Gewalt untertan.“

Nach meiner Ansicht braucht es einen starren Buchstabenglauben und einen unlogisch denkenden Christen, um diese Apostelworte so aufzufassen in Bezug auf Militär und Krieg. In Harmonie mit dem ersten und grössten Gebot von Christus: „Du sollst Gott lieben über alles und alle Menschen wie dich selbst“ ist das nicht.

A. Sch.

VIII.

Eine eifrige Leserin der „Neuen Wege“ wünscht in Nr. 5 der genannten Zeitschrift eine klärende Aussprache über das vielumstrittene Pauluswort „Seid der Obrigkeit untertan.“

Für mich und für alle, die es mit dem Pauluswort ehrlich meinen, ist die Sache klar und einfach. Wenn wir im Römerbrief, Kap. 13 lesen, so geht aus ihm deutlich hervor, dass man nicht jeder Obrigkeit untertan sein muss. Ertragen, Gehorsam, Ehre und Steuerzahlen kann sich nur gegenüber einer Obrigkeit verstehen, die auf dem Boden einer wahren und lebendigen Lehre Christi steht.

Wer kann verlangen, dass die Menschen einer Regierung oder Obrigkeit Gehorsam schuldig sind, die sich über die christlichen Grundsätze hinwegsetzt? Eine Obrigkeit, die nur mit der Welt, aber nicht mit Gott verbunden ist, hat kein Recht, Untertänigkeit von Menschen zu verlangen, die Gott mehr gehorchen als der Welt.

Nur gottlose und heidnische Obrigkeiten nehmen sich das Recht, Völker zu knuten, sie in sozialen und geistigen Rechten zu unterdrücken und zum Militärdienst und Krieg zu zwingen.

Nach dem Römerbrief ist auch nur eine von Gott eingesetzte Regierung gemeint, der man nicht widerstehen soll. Alle Menschen sind berufen nur Gott zu dienen, nicht einer gottlosen Welt und einer Gesellschaftsordnung, die je länger je mehr samt ihrer Obrigkeit in den Abgrund stürzt.

G. Scherrer.

IX.

(Von einer deutschen Krankenschwester.)

Ueber Paulus Stellung zur Obrigkeit erfahren wir aus der Apostelgeschichte, dass er, vom Hohenpriester mit Vollmacht versehen, nach Damaskus reiste, um die Christen zu verfolgen. Unterwegs erlebte er seine Bekehrung

und breitete nun selbst das Christentum aus. Der Hohepriester war und blieb ihm „der Oberste seines Volkes", aber es war für Paulus selbstverständlich, dass er Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen.

Der römische Staat hatte zur Zeit, als Paulus den Römerbrief schrieb, noch keine Notiz von dem jungen Christentum genommen, er verfolgte es damals also noch nicht. Nero war auch, wenigstens ausserhalb Roms, noch nicht als grausamer Tyrann bekannt. In dieser Zeit der Neutralität schreibt Paulus in seinen christlichen Lebensregeln auch über die Pflichten gegenüber dem Staat: „Gehorchet der Obrigkeit, denn sie ist von Gott verordnet." Das heisst doch mit andern Worten: Staatliche Organisationen sind, weil aus der menschlichen Natur erwachsen, bei Erschaffung des Menschen von Gott im Keime miterschaffen worden. Sie gehören zum Erziehungsplan Gottes, sind gottgewollt. Ihre Aufgabe besteht darin, für äussere Ordnung zu sorgen, das Böse zu hindern und zu strafen, das Gute zu fördern und zu schützen. Aber sie sind „Gottes Diener". Im Staate soll nicht der Wille eines Fürsten, nicht der Wille der Parteiführer oder der Mehrheit des Volkes, auch nicht nationale Interessen massgebend sein, sondern der Wille Gottes. Hat Jesus ebenso gedacht? Als Pilatus sich vor ihm als der Herr aufspielt: „Weisst du nicht, dass ich Macht habe, dich zu kreuzigen und Macht habe, dich loszulassen," antwortet Jesus: „Du hättest keine Macht über mich, wenn sie dir nicht wäre von obenherab gegeben." Pilatus war ihm also auch ein „Diener Gottes" — ein Diener, kein Herr — und ein Diener, der seiner Pflicht, den Unschuldgen zu schützen, nicht nachkam. Ein bemerkenswerter Unterschied zwischen Jesus und Paulus zeigt sich allerdings: Jesus „wusste, was im Menschen war," er fügte seinen Worten: „Gebt dem Kaiser, was des Kaisers ist," gleich die Warnung bei: „Gebt Gott, was Gottes ist." Paulus warnte nicht, er wusste nicht, wie bald der Kaiser fordern würde, was Gottes war, z. B. göttliche Ehre. Aber als der Sturm kam — wie hat sich da Pauli Lehre in der römischen Gemeinde, in deren Mitte er seit Jahren lebte, ausgewirkt? Wir wissen alle, wie glänzend diese Prüfung bestanden wurde. Da gab es keine Gewissenskonflikte, ob ob man Gott oder der Obrigkeit gehorchen solle, sonst hätte die junge Gemeinde ja keine Kraft zum Widerstande gehabt. Galt doch schon die vom Staat befohlene Auslieferung der neutestamentlichen Schriften als Abfall vom Christentum. Paulus selbst fiel (wohl eines der ersten Opfer) als Staatsverbrecher durch Henkershand, wie Petrus, „mit seinem Tode Gott preisend."

Was ergibt sich nun für uns Christen des 20. Jahrhunderts aus Röm. 13, 1—7? Wir sollen staatlichen Verordnungen willigen Gehorsam leisten und ehrlich anerkennen, was der Staat nach Gottes Willen zu unserem Nutzen tut, auch wenn es mangelhaft ist. Verlangt der Staat aber etwas gegen Gottes Gebot, so sollen wir Gott mehr gehorchen als den Menschen. Ferner sollen wir an unserem Teil tun, was wir können (aber nur mit lauteren Mitteln), dass der Staat das wird, was er sein soll: Gottes gehorsamer Diener. Wenn nun der Staat von Gott abfällt und dem Teufel dient? Dann wird Gott seinen untreuen Diener zu strafen wissen. Wir sollen ihn nicht verteidigen, uns aber auch nicht zum Strafamt drängen. Sonst trifft uns wie Johannes und Jakobus das Wort unseres Meisters: „Ihr wisst nicht, wes Geistes Kinder ihr seid." In allen Fällen sollen wir aber von Herzen beten: „Vater, Dein Wille geschehe in unserem Land, in unserem Staat und auf der ganzen Erde." E. B.

X.

(Eine norwegische Stimme.)

Die Obrigkeit von Gott. [1])

Eins ist jedenfalls sicher: Die Worte des Paulus von der Obrigkeit

[1]) Die folgende Aeusserung eines sehr selbständig denkenden Mannes mag

schliessen die Landesverteidigung aus. Denn wenn die Obrigkeit von Gott ist, so soll also überall eine Obrigkeit da sein, auch international. Das Römerreich, von dem Paulus spricht, war ja ein internationales Reich. Und wenn es keine internationale Obrigkeit gibt, muss eine gebildet werden. Das zu tun, wäre die einzig christlich erlaubte Aufgabe des Militärs. Soll also überhaupt Krieg christlich berechtigt sein, so muss jedenfalls als erste, unerlässliche Bedingung aufgestellt werden, dass das Ziel des Krieges klar und bestimmt die Eroberung der Welt für eine Weltobrigkeit ist. Welteroberung oder Entwaffnung, das ist die Frage. Von Verteidigung kann von dem Augenblick an, wo Weltobrigkeit technisch möglich geworden ist, nicht mehr die Rede sein.

Die Obrigkeit, die da ist, die nun einmal bestehende, selbst die schlechteste, soll nach Paulus anerkannt werden. Die Obrigkeit, von der Paulus spricht, war die denkbar schlechteste, repräsentiert durch den Kaiser Nero. Also, da wo eine Obrigkeit ist, soll sie als gottgewollt anerkannt werden, selbst wenn sie sehr schlecht ist. Aber daraus folgt doch, dass, wo keine Obrigkeit ist, eine errichtet werden soll, selbst wenn nur eine sehr schlechte zu erhalten ist.

Es gilt nun aufs eindringlichste festzustellen, dass die Zeit der Verteidigungskriege aus ist. Wenn Worte, wie „Verteidigung", „Recht" oder gar „Interessen" in der Rechtfertigung eines Krieges vorkommen, dann ist der Krieg wahrscheinlich unchristlich. Nur die Welteroberung für die Weltobrigkeit kann einen Krieg christlich rechtfertigen. Der ganzen Welt den Krieg erklären oder entwaffnen, zwischen diesen beiden Möglichkeiten steht die Wahl. Aber die heutigen Staaten sind für eine Welteroberung nicht stark genug. Also müssen sie sich andern Staaten anschliessen, das heisst, sich ihnen unterwerfen, bis ein Staatenbund gebildet ist, der stark genug ist, die ganze Welt zu erobern. Denn die Obrigkeit ist ja von Gott, die Obrigkeit soll sein.

Ohne freiwillige Unterwerfung kommt man also nicht aus. Ein Staat, der nicht stark genug ist, die ganze Welt zu erobern, ist verpflichtet, sich einem andern Staate unterzuordnen, auch ohne Rechtsgarantien. Denn die Obrigkeit ist von Gott, die Obrigkeit soll sein! Aber warum denn diesen Prozess der freiwilligen Unterwerfung eher abschliessen, als eine Machtkonzentration gebildet ist, gegen die jeder Widerstand ausgeschlossen ist?

Noch ein wichtiger Zug in den Worten des Paulus muss hervorgehoben werden: Man findet weder bei Paulus, noch irgend wo sonst im neuen Testament irgend eine Aufforderung an den Christen, zu versuchen, selbst Obrigkeit zu werden, die politische Macht zu ergreifen. Obrigkeit sein und auch Soldat sein ist also nicht jedermanns Sache, bestimmte, dazu berufene Leute besorgen das. Das muss nun auch international gelten. Es braucht nicht die Sache eines jeden Staates zu sein, bei der Gründung der Weltobrigkeit mitzumachen. Also braucht auch nicht jeder Staat sich dafür zu bewaffnen. Und je mehr die andern Staaten rüsten, um so weniger Grund hat ein Staat, selbst zu rüsten. Denn es werden ja ohne ihn bewaffnete Staaten genug, Soldaten genug sein. Wenn alle andern Leute zum Beispiel Schmiede sein wollen, dann wähle ich lieber ein anderes Handwerk. Und wenn alle andern Soldaten sein wollen, dann werde ich doch lieber etwas anderes. Deswegen kann man geradezu den Satz aufstellen: Es ist die Pflicht eines jeden Staates, zu entwaffnen, so lange es andere Staaten gibt, die rüsten. Denn dann kann ebenso gut einer von diesen die Weltherrschaft übernehmen. O. W. Lund.

---

auf den ersten Blick etwas paradox erscheinen, doch wird man bei genauerem Nachdenken ohne Zweifel finden, dass sie einen äusserst berechtigten Kern enthält. Es ist gut, wenn man auch Bibelworte mit neuen Augen ansieht und nicht mit den uralten Brillen. D. Red.

Von Büchern

Eine religiöse Weltanschauungsdichtung.[1])

Ein unserer Bewegung nahe stehender Pfarrer hat uns eine Dichtung geschenkt, die sich mit den tiefsten Fragen der Weltanschauung befasst, mit dem Problem, wie Mensch und Menschheit das Ziel ihrer Bestimmung erreichen können. Von vornherein kann diese Dichtung auf unser Interesse Anspruch machen, und dieses Interesse wird nicht enttäuscht. Wenn der Dichter in einem Kreis von Menschen, denen er sein Werk nahe zu bringen suchte, die Meinung aussprach, man werde sicherlich manche Anregung und Förderung daraus empfangen, so hat er zweifellos damit Recht. Viele tiefe Gedanken, viele kraftvolle Schönheiten überraschen und erfreuen den Leser, viele eindrückliche Bilder bleiben in seiner Erinnerung haften. Und wenn das Werk in seinen einzelnen Teilen ungleich gelungen ist, so ist es ja bei einem so umfassenden Gegenstand fast nicht anders zu erwarten.

Der Plan des Ganzen ist sehr einfach. Der Sinn der Weltentwicklung wird dargestellt als Kampf zwischen den beiden Prinzipien Natur und Geist. Zuerst ist die Natur da, und es werden uns darum im ersten Teil Menschen geschildert, die von ihr und ihren Mächten beherrscht sind. Dann kommt die grosse Weltwende zum Geist hin, durch Jesus herbeigeführt, dessen Lebensbild darum den mittleren der drei Teile des Werkes bildet. Im Schlussteil erleben wir den Sieg des höheren Prinzips in Menschen, die sich vom Geist bestimmen lassen.

Dem Gang der Dichtung folgend, will ich hervorzuheben suchen, was mir besonders schön und bemerkenswert erscheint, um so dem Leser Lust zu machen, selber das wertvolle Buch zu lesen.

Da ist gleich zuerst der Prolog des Ganzen, die Behandlung des Urmenschen A d a m, ein sehr tief geschautes Bild. Es tritt uns sofort die grosse Begabung des Dichters für stark realistische Schilderungen entgegen; diese Begabung feiert dann auch weiterhin in der Dichtung bei Darstellung des Furchtbaren und auch des Derben ihre Triumphe. Nicht dass der Dichter etwa derlei Gegenstände herbeizöge, sie treten im Umfang des Ganzen sehr zurück. Aber wo es sein muss, da kommt diese kraftvolle, vor nichts zurückscheuende Realistik. So wollen wir denn vor allem bei der Schilderung Adams es dem Verfasser nicht zum Vorwurf machen, dass er den Naturmenschen mit seinen Trieben „Hunger und Liebe“ derb realistisch dargestellt hat: er will uns die Natur recht in ihrer Rohheit und Brutalität zeigen. Gerade darum ergreift es einen dann, dass es diesem wilden Menschen nicht wohl bleibt in seinem Wesen, dass ihm die gleichförmige Befriedigung der Naturtriebe mit der Zeit unerträglich langweilig wird. Da steigt er einmal bergwärts — der Mann, der Wanderer — und die Herrlichkeit eines Sonnenunterganges erweckt in ihm die Ahnung einer neuen, ihm noch unbekannten Lebensschönheit. Er kommt wieder heim, und die gemeine Gewöhnlichkeit seines Daseins ist ihm noch unleidlicher geworden, und er brüllt sein Weib an, das, als die Vertreterin des häuslich konservativen Elements, ihn nicht versteht. Zum zweiten Mal erlebt Adam das „Andre“ in einer Nacht im Gebirge, zuerst im furchtbaren Traum von einem dämonischen Ungeheuer, dann im Traumbild einer wunderbaren Lichtgestalt, die beseligend durch die Landschaft schreitet. Von da an hat Adam eine bestimmte Ahnung von etwas Höherem, „als hörte er ein Lied aus einem Psalter, den noch kein Mensch erhorcht.“ Um so unbarmherziger erscheint dem gegenüber das Alter, das nun kommt, dessen Wirkungen er nach und

---

[1]) J o h a n n e s D o m e n i g, Menschwerdung. Verlag von F. Schuler, Chur, 1925.

nach verfällt, bis er schliesslich auf dem Sterbebett liegt. Er vermacht den Kindern, die sein Lager umstehen, seine Ahnung von einem Höheren, das einst in der Menschenwelt erscheinen müsse, und stirbt. Es ist, wie der Dichter energisch erklärt hat, nicht der biblische Adam, aber eine ferne Adventshoffnung schwebt doch über ihm.

Es folgen in lebendigen Bildern die „Adamsmenschen", d. h. die Nachfolger Adams, die sich von den bloss natürlichen Mächten beherrschen lassen. Des Dichters Bestreben geht dahin, zu zeigen, wie sie alle scheitern. Das letzte Wort der Natur ist ja der Tod, und angesichts seiner müssen alle diese Menschen zuletzt zugeben, dass sie ihr Lebenshaus auf kein sicheres und tragfestes Fundament gebaut haben.

So gleich der im ersten Bild, „N a t u r" überschrieben. Es ist einer, der die Natur vergöttert. Im Hochgebirge verunglückend, erkennt er zu spät die blinde Herzlosigkeit seiner Gottheit. Der Dichter gibt uns da eine sprechende und farbenreiche Schilderung der Alpennatur (in der er ja zu Hause ist), ihrer Freuden und Schrecken.

Das folgende Bild heisst „R e l i g i o n". Wir werden in eine strenggläubige christliche Stadt mit religiösem Hochbetrieb geführt. In einer frommen Familie ist der Sohn vom „rechten Glauben" abgefallen und soll vom Vater bekehrt werden. Aber diese Bekehrungsversuche schlagen fehl, der Sohn verlässt endlich die Heimat. — Diese Schilderung fällt aus dem Rahmen der übrigen Bilder dadurch etwas heraus, dass sie nicht wie diese ernst, sondern komisch gehalten ist. Was ist aber das Kennzeichen dieser Religion, die der Verfasser so radikal ablehnt, dass er ihre Vertreter in die Reihe der Adamsmenschen verweist und sie dem Gelächter preisgibt? So viel ich sehe dies, dass diese Religion ein starres dogmatisches System ist, das dazu dient, die bestehenden Ordnungen dieser Welt zu rechtfertigen. Die Art dieser Frommen, alle schlimmen Zustände auf Erden, die Armut, den Krieg usw. erbaulich zu verwerten und sich selbst von den übrigen Menschen hochmütig und verständnislos abzuschliessen, wirkt ganz krass. Nun hat Domenig gewiss das Leben jener frommen Stadt „an einem Flusse irgendwo im Menschenland" gut beobachtet (es ist ja auch sonst schon literarisch verwertet worden!), und seine Erklärung ist sehr amüsant zu lesen. Aber ich frage mich, ob sie hier dem Zweck — die Adamsreligion zu schildern, die doch sicher eine furchtbar e r n s t zu nehmende Grösse in der Welt darstellt — angemessen ist. Jedenfalls ist der Dichter hier von seinem sonst überall innegehaltenen Grundsatz abgewichen, die „Adamsmenschen" von einer möglichst sympathischen Seite zu zeigen. Es ist dies wohl im Zusammenhang des Ganzen ein Fehler, aber ich möchte allerdings dieses Kapitel nicht missen, bei dem man merkt, dass der Dichter sich etwas, das ihn besonders beschäftigte, vom Herzen geschrieben hat. Manchem wird es sehr gut tun, dies zu lesen und sich selber zu fragen, ob er nicht auch vielleicht eine Religion habe, die nichts ist als verkappter Egoismus, wenn sie auch nicht gerade so krass provozierend aussieht wie die in Domenigs Darstellung. — Ausdrücklich erwähnen möchte ich noch den Zug daraus (der nun freilich sehr ernst ist), wie die Angehörigen dem irrgläubigen Sohn, der in die Fremde verstossen wird, sogar jeden Abschiedsgruss verweigern: die Frommen sind manchmal einer Herzlosigkeit fähig, wie sie nicht einmal bei den Kindern der Welt anzutreffen ist!

Ein besonders aktuelles und wertvolles Kapitel ist „M a c h t", das uns in den Weltkrieg führt. Wir lernen drei Waffenkameraden kennen, Kriegsbegeisterte der edleren Art, die sich über den Krieg nicht nur als über eine Unterbrechung der öden Gewöhnlichkeit freuen, sondern darüber, dass jetzt die Zeit der Männer und der Manneskraft gekommen ist, wo Helden eine neue Welt schaffen und freudig sterben, wenn sie die Feinde um sich her weichen sehen. Sie fragen miteinander nach der letzten Ursache des Krieges. Der erste findet sie in den R a s s e n u n t e r s c h i e d e n:

Seht, als der Herr dem menschlichen Geschlecht gepfiffen,
Da hat er sich wohl hie und da im Gips vergriffen,
Vielleicht auch, deutlich stets zu bleiben, mit Bedacht
Der Menschenkinder zweierlei hervorgebracht,
Den einen Herrscheradel auf die Stirn gelegt,
Den andern Knechtesmale ins Gesicht geprägt.

(Ein prachtvoller Ausdruck für das Rassedenken, oder sagen wir besser: für einen unsinnigen bornierten Hochmut!) — Der Zweite — realistischer — findet die Kriegsursache im Nervus rerum, im Geld, doch der Dritte, noch realistischer, aber zugleich von der unverhülltesten Brutalität beseelt, im Machttrieb. Mit dieser Erklärung trifft ers auch den Andern, deren Gefühl ihm mit dämonischer Lust recht gibt. — Im Folgenden wird die Hölle einer modernen Schlacht geschildert mit all ihren Schrecken und Greueln, denen der einzelne Soldat wie wehrlos preisgegeben ist. Unsere drei Freunde werden alle schrecklich verwundet. Der Eine verliert seine Augen, der Andere seine Beine, des Dritten Gesicht wird zur Unkenntlichkeit entstellt, und so verstümmelt treffen sie sich in einem Krüppelheim wieder. Mit Mühe erkennen sie sich und trauern miteinander über ihr Geschick. Da findet der unter ihnen, der den Machttrieb verherrlicht hat, wiederum erklärende Worte für ihre nunmehr veränderten Gefühle:

Vor falschen Göttern sind wir alle Krüppel worden.
Da war kein Heldentum; denn wo Maschinen morden,
Wiegt nicht des Mannes Tugend, nur die Hinterlist,
Die Tapfre ohne Unterschied mit Schurken frisst.
Mit Menschenbrüdern, nicht mit Feinden kämpften wir,
Uns gleich an Wunsch und Wert sowie an frevler Gier.
Es lebt der wahre Feind als ungebändigt Ich
In jedem Mensch und Volk und stellt, von Trug und Schlich
Entkleidet, restlich sich als nackte Machtgier dar.
Die Lippen redeten von Vaterlandsgefahr
Und meinten Land und Gold und eigner Rasse Rang.
So ward ein Ungeheuer gross, das uns verschlang.

Das sind tapfere Worte, für die wir dem Dichter dankbar sein dürfen, ebenso wie für die folgende ungeschminkte Darstellung der demoralisierenden Wirkungen des Krieges im Gegensatz zu der lügenhaften Ideologie seiner Lobpreiser. Das Streben nach der Macht hat sich als Irrweg erwiesen: die drei Kriegsverwundeten werfen ihre Ehrenzeichen in die Winde.

„Reichtum," wiederum ein prachtvolles, farbensattes Bild. Wir werden ins Haus eines Reichen geführt, des Grubenkönigs Goldmann. Der Reiche und seine Familie — eine Frau und zwei Töchter — werden uns in sympathischem Lichte gezeigt, denn es sind feingebildete und herzlich miteinander verbundene Menschen. Ihr Wohnsitz, das Schlösschen Sorgenlos, stellt ein trautes Heim dar, wo die schönsten und edelsten Freuden der Welt ihren Ort haben. Da kommt das Verderben. Die eine der beiden Töchter verunglückt tötlich, die andere wird aus Schrecken über das Todeserlebnis wahnsinnig. Der fürchterliche Traum, in dem es ihr ist, als ob sie in ein Bergesloch getrieben und darin erwürgt werde, ist ein Meisterwerk der Darstellung, das zeigt, wie der Dichter wirklich das Grauen des Todes innerlich erlebt hat. Alle Versuche der Eltern, ihr Kind wieder zum normalen Geisteszustand zurückzubringen, sind erfolglos, und nun ringt sich in dem Herzen des gequälten Vaters die Erkenntnis auf:

Es muss ein Unrecht sein, in solchem Prunk zu leben.
Viel tausend Menschen schinden sich in Todesbeben
Ihr Stücklein Brot aus meiner Gruben gift'ger Nacht;

Auf ihre Elendshöhlen baut sich unsre Pracht.
Es siechen andre Scharen an den Arbeitsstätten,
Ohnmächtig rüttelnd langer Arbeit Sklavenketten,
Nur unerquicklich Stückwerk schaffend gleich Maschinen,
An Leib und Seele hin und müssen dazu dienen,
Uns der Entfaltung reines Ebenmass zu bürgen.
Drum muss der Fluch verkürzten Glückes uns erwürgen,
Weil all der feine Stoff, darin die Reichen geuden,
Des Armen Anrecht abgepresst auf Lebensfreuden.

Da haben wir das soziale Problem in seinem tiefsten Sinn erfasst.

Als ein weiterer Götze wird uns der „Fortschritt" vorgeführt, d. h. vielmehr der Glaube, die Hebung der Menschheit, ihre Annäherung an das sittliche Ziel vollziehe sich vermittelst der kulturellen Fortschritte. So sehen wir den Bürgermeister Wohlmeint kräftig nicht nur für die Verbesserung der äusseren Lebensbedingungen, sondern auch für die Volksbildung wirken (den staatsbürgerlichen Unterricht inbegriffen!) und der Meinung leben (die ihm von seinem alten Vater verwiesen wird), dass auf diese Weise die Menschen immer besser und besser werden müssen. Ein Krieg kommt. Wir werden wiederum in die Sphäre des Weltkrieges versetzt, aber diesmal sehen wir nur, was hinter der Front vor sich geht: die furchtbaren Wirkungen auf Kultur und Menschheit. Seuche und Hunger treten auf und demoralisieren die Gemüter. Das Laster macht sich breit. Die ekelhafte Menschensorte der Neureichen hält ihre Gelage; die Reaktion darauf sind Ausschreitungen des hungernden Volkes. Das alles zusammen bereitet dem Fortschrittswahn den furchtbarsten Garaus. Nein, dadurch, dass sich die Menschen aus feinerem Geschirr nähren, sich mit weicheren Kleidern umhüllen, glattere Strassen und elektrisches Licht haben, dadurch, dass sie die schönste Kunst und die neueste Wissenschaft geniessen können, werden sie nicht besser. Der flache Kulturoptimismus hält nicht Stand gegenüber der Wirklichkeit.

Der Verfasser hat nun die für ihn ausschlaggebende Bedeutung Jesu für die Menschwerdung in der Weise zum Ausdruck gebracht, dass er dem Leben Jesu den grossen Mittelteil seines Werkes widmet. Dies ist nun wohl, um es gleich zu sagen, der am meisten problematische Teil der Dichtung. Natürlich muss jeder ernsthafte Versuch eines Künstlers begrüsst werden, uns das Leben Jesu zu vergegenwärtigen. (Ich erinnere z. B. an den in vielen Teilen wohlgelungenen Roman „Jesus" von Else Zurhellen, der, wie mir scheint, auch auf Domenig stellenweise von Einfluss gewesen ist.) Aber ob diese Vergegenwärtigung gelingen kann in einem Versmass, das uns selber wieder fremd ist und das uns noch ferner steht als die Erzählungsform der Evangelien? Die öfters eintretende Verwandlung der kurzen, wuchtigen Kernworte Jesu in lange theorethische Erörterungen muss einem wehe tun. Aber freilich hat der Dichter das Recht zu seinem Versuch gehabt, und Gutes und Beachtenswertes fällt auch dabei noch genug ab. Der Religionslehrer vor allem, der das Leben Jesu zu erzählen hat, empfängt hier mannigfaltige Anregungen für seine Aufgabe.

Eigenartig schön ist z. B. gleich am Anfang „Weihnacht" mit der ahnungsvollen Stimmung der Eltern Jesu ihrem werdenden Kinde gegenüber, die uns merken lässt: die alte Adamshoffnung ist im Begriff, in Erfüllung zu gehen.

Besonders schätze ich im Weiteren, wie etwa die Wirkung, und zwar die befremdende Wirkung, von gewissen Worten Jesu gezeigt wird, z. B., wie bei der Erzählung des Gleichnisses vom verlorenen Sohn ein Teil der Hörer protestiert, ebenso bei den gewaltigen „Ich aber sage euch!" der Bergpredigt, oder wie Jesu Bruch mit seiner Familie („Wer ist meine Mutter? Wer sind meine Brüder?") bei den Anwesenden Entsetzen hervorruft. Uns klingen alle diese Dinge so altvertraut und darum so selbstverständlich. Wir

denken nicht daran, dass sie uns, wenn wir unter den ersten Zuhörern gewesen wären, wohhl auch seltsam geklungen hätten. Wir hätten wohl den Bruch Jesu mit den Seinigen, die ihn mit besorgter Liebe suchten, auch brutal gefunden. Und sind wir nicht heute noch, wenn wir aufrichtig sein wollen, in Gefahr, den Vater des verlorenen Sohnes, der den heimkehrenden Lump vertrauensselig an sein Herz schliesst und ihm ein Freudenfest bereitet, für einen schwachen und weichlichen Greis zu halten, der es mit dem Bösen nicht ernst genug nimmt?

Ueberhaupt tritt uns in dieser Dichtung der Jesus entgegen, der uns Anstoss gibt, und das ist gut so: der Jesus, dem vorwiegend arme und gemiedene Leute folgen („ein dunstendes Geleit geringer Pöbelware") und der das Himmelreich eher noch den Sündern und Dirnen zuspricht als den Frommen.

Umso weniger kann ich gerade darum folgende Stelle billigen. Nachdem Jesus das Wort ausgesprochen: „Eher wird ein Kamel durch ein Nadelöhr gehen, als dass ein Reicher ins Reich Gottes kommt" — und dieses Wort eine drastische Schreckenswirkung bei den Jüngern hervorgerufen hat, sucht er durch eine nachträgliche, längere, abschwächende Erklärung die Jünger wieder zu beschwichtigen. Das ist eine Entgleisung. Paradoxe Jesusworte darf man doch nicht darum, weil sie einem schwer eingehen (und dieses Wort geht einem gewiss schwer ein!) durch nachträgliche Abschwächung um ihre Wirkung bringen; man muss sie einfach stehen lassen.

Den Höhepunkt des zweiten Teiles bildet unstreitig das Kapitel „Kreuz". Die realistische Darstellungskraft des Dichters kommt hier, bei der Golgathaszene, wieder voll zur Geltung. Gegenüber allen schönfärberischen Abschwächungen bringt er im Geist eines Hans Holbein[1]) und eines Matthias Grünewald die furchtbarste Tragödie der Weltgeschichte mit einer unerbittlichen Wucht zu ungekürzt vollem Ausdruck. Die grausamen Einzelheiten der Exekution gelangen zur unmittelbaren Anschauung: Die „auf breiten Gäulen protzende Kriegerwache", die hässliche Schadenfreude der hochgestellten Feinde, die zur Todesstrafe noch den beissenden Spott fügt usw. Der ältesten Darstellung des Todes Jesu im Markusevangelium folgend schneidet der Dichter erbarmungslos alles Tröstliche ab. Hatte Jesus am Kreuz das Bewusstsein von einer Zukunft, wo das Kreuz, das Zeichen seiner Schande, zum Ehrenzeichen verwandelt, auf den christlichen Kirchen ragen sollte? Hatte er überhaupt die garantierte Sicherheit, dass sein Opfer nicht vergeblich war? Oder endlich: Hob ihn der Ausblick aufs kommende Gottesreich über alle Schmerzen der Gegenwart hinweg? Nein, wird uns gesagt, nichts von alledem! Das alles ist der Trost, der für uns heute vom Kreuze fliesst, aber er, der daran hing, der als Erster den dunkeln Weg ging, hatte diesen Trost noch nicht. Selbst das Vaterantliz schwand ihm, und so verschied er — das Weltall wäre zu eng, den Gram zu fassen! — mit dem Schrei: „Mein Gott, mein Gott, warum hast du mich verlassen?" — Es wird Leute geben, die auch an dieser Darstellung Anstoss nehmen. Aber ich erinnere daran, dass die Christen wohl viel mehr in Gefahr sind, das Leiden Jesu sich zu ideal vorzustellen als umgekehrt. Golgatha muss uns eine Offenbarung des Weltgrauens sein, sonst haben wir es nicht verstanden. Dass uns aber gerade dann, wenn wir furchtlos der Wirklichkeit ins Auge schauen, der innerste Trost des Kreuzes Jesu aufleuchtet, das weiss Domenig auch.

Wir wenden uns noch dem letzten Teil zu, der uns, von der Pfingsterzählung als Prolog eingeleitet, Verkörperungen der neuen Geistesmenschheit vorführt. Zuerst den „Frommen". Das ist ein König, der in jeder Lebenslage, bei seiner gesamten Regierungstätigkeit, nach der Losung: „Gott ist da!"

---

[1]) Ich denke an seinen Holzschnitt „Christus Kreuzträger", wiedergegeben im „Heilandsleben" der Hausbilderei des Kunstwarts.

sich verhält; also ein Regierungsmann, der auch als solcher unbedingt sittlich und auf Gott allein vertrauend bleiben will. Durch einen Weisen fern von der verderblichen Atmosphäre des Hofes erzogen, wird Frommhold von seinem Lehrer aus einer gefährlichen Lage gerettet, weil geistige Fernwirkung die beiden miteinander verbindet (das genaue Gegenstück zu dem Kapitel „Natur" des ersten Teiles; hier ist nun eben die Natur vom Geist beherrscht). Beim Tod seines Vaters ergeht er sich nicht in absichtlich zur Schau getragenen Zeichen der Trauer, aber mit tiefstem Ernst tritt er seine Regierung an. Er reist durch das Land und lernt dessen Zustand kennen — einen grossen, unentwirrbaren Zusammenhang von Elend und von Schuld. Da sagt er:

> Die Not der Schöpfung macht mein eignes Glück gemein.
> Sie wächst zu Gott als ungeheurer Schrei empor.

Er will tatkräftig dagegen vorgehen, erlässt zuerst einmal ein Verbot aller Betäubungsmittel, die die Menschen vergiften, und beruft dann die Führer seines Volkes zu sich, um ihnen seine Weisungen zu geben. Die Aerzte sollen für die hygienische Aufklärung arbeiten, damit den Krankheiten vorgebeugt werde, die Pfarrer und Lehrer mehr durch vorbildliche Taten als durch Ermahnungen wirken; die Wissenschaft soll restlos Friedenswerken und der Volkswohlfahrt dienen; die Juristen sollen die Streitigkeiten schlichten, nicht sie schüren; die Journalisten werden verpflichtet, immer rücksichtslos die Wahrheit zu sagen; die Volkswirtschafter sollen praktische Vorschläge zur Bekämpfung der Armut machen:

> So mussten, die bisher dem Tagwerk sich ergeben,
> Vom Fehlbetrag des Guten in der Welt zu leben,
> Das Gute sä'n und pflanzen in den Menschheitsgarten.

Da macht eine Rotte von Händlern und Geniessern eine Gegenaktion (wir denken an die Kursaal-, auf deutsch Spielhölleninitiative). Es gelingt ihnen, den König gefangen zu setzen und die Regierung an sich zu reissen. Frommhold verhindert vom Kerker aus eine gewaltsame Gegenrevolution seiner Getreuen („im Blute raucht die Reue, mich dürstet nicht darnach") und wird dann durch den innerlich erstarkten Widerstand seines Volkes von selbst wieder auf den Thron erhoben. Der schon vorher begonnene Erfolg seiner Bestrebungen geht weiter. Da treten Gesetzesmenschen auf, die, um dem König zum Erreichen seiner Ziele behilflich zu sein, die Leute mit einem engen Netz von kleinlichen Gesetzesvorschriften umgeben wollen; er weist sie zurück, weil er nicht von aussen, sondern von innen die Menschen erfassen will und weil nicht ein glänzendes Tugendreich sein eigentliches Ziel ist, sondern das Verbundensein des Menschen mit Gott. (Wir sehen also hier den Gegensatz zu dem bloss äusserlichen „Fortschritt" im letzten Kapitel des ersten Teils; hingegen hätte das Verhältnis Frommholds zu den Gesetzesmenschen noch etwas klarer herausgearbeitet werden können.) Es erfolgt noch die letzte Prüfung von Frommholds Werk, der Angriff eines fremden Volkes auf sein Reich. Nach reiflicher Ueberlegung mit seinen Beratern wird beschlossen, keinen bewaffneten Widerstand zu leisten (alle Waffen werden ins Meer versenkt). Das Volk Frommholds ist so gereift, dass an seinem passiven Widerstand des Duldens die Macht des Feindes schliesslich zusammenbricht. — Dieses Bild eines frommen Staatsmannes ist zweifellos eines der bedeutsamsten Stücke des ganzen Werkes (die „Neuen Wege" haben im Novemberheft 1925 eine Partie daraus gebracht). Man kann sich ja fragen, ob es in allen Teilen ganz überzeugend durchgeführt ist; aber jedenfalls haben wir an dieser Stelle des Buches das höchste und umfassendste Programm der „Menschwerdung", d. h. des Werdens der neuen Geistesmenschheit. Die Persönlichkeit, welche die wunderbarste der Gegenwart ist und darum am stärksten in ferne Zukunft der Menschheitsentwicklung weist, der Indier Gandhi, kommt uns hier in den Sinn.

Das folgende Bild, der „Eiferer", zeigt uns eine Gestalt, die sich mit voller Wucht einsetzt für ganz die gleichen Ziele wie Frommhold, nämlich für die geistige, soziale und politische Erneuerung der Welt. Der Unterschied ist nur der, dass es hier nicht ein König ist, sondern ein Privatmann, der dies tut; mit andern Worten: der Kampf wird aus einer gedachten Zukunft verlegt in das Milieu der Gegenwart.[1]) Der Philosophieprofessor Brennherz wird auf einmal vom Ekel seines Amtes überwältigt, das Leben fordert ihn, und er gibt sein Amt auf. Von der Reichsgotteshoffnung Christi aus nimmt er den Kampf auf gegen alles, was der Liebe Christi und ihrem völligen Durchdringen auf Erden entgegensteht. Er muss viel Widerspruch und Verfolgung erleiden, aber als ein Felsenturm steht er da im Gewoge. Jünger scharen sich um ihn, langsam wächst sein Einfluss. Speziell auch gegen die Krankheit und gegen die Forderung, sich geduldig als in etwas Selbstverständliches darein zu schikken, kämpft er und fordert seine Gegner auf, ihm auch nur eine einzige Stelle aus dem Evangelium zu zeigen, wo Christus seine Jünger zum Ertragen des Siechtums ermahne: „s'gibt keine!"

Das Kapitel „Der Freie" halte ich für das schwächste der ganzen Dichtung, da es äusserst arm an Anschauung ist, und weil man sich für den jungen Mann, der hier seinen Freiheitsstandpunkt bei allen passenden und unpassenden Gelegenheiten vertritt, wirklich nicht begeistern kann. Der Dichter will wohl, nachdem er in den beiden vorangegangenen Kapiteln den Sozialismus des Evangeliums dargestellt hat, auch seinem Individualismus gerecht werden und weiterführen, was er in dem Kapitel „Seele" des zweiten Teils angedeutet (der dortige schöne „Psalm" Jesu hatte in starken Worten, an Spittelers „Prometheus" anklingend, die Einzigartigkeit und Souveränität der Seele behauptet). Auch hier kommen sehr schöne Einzelworte vor: es wird die Forderung an den Menschen gestellt, frei sein gottgedachtes Wesen auszuwirken.

Das nun folgende Schlusskapitel des ganzen Werkes ist betitelt „Vertrauen". Es ist an den Schluss gestellt, weil der Dichter uns darin seinen eigenen Standpunkt dartun will; um so mehr sind wir darauf gespannt. Wir lernen einen Mann kennen, der bei einem Erdbeben auf grässliche Weise seine Frau und seine Kinder verloren hat. Aber mitten im Unglück hält ihn das Vertrauen zu Gott aufrecht. Mit der Inbrunst grenzenloser Zuversicht hängt er sich an ihn. Neuer Mut wächst ihm aus den Trümmern seines Glücks, aus der Hölle, die er erlebt hat, empor, und in der Ferne gründet er einen neuen Ehebund. Indem er der Gattin in einer vertrauten Stunde sein Leben erzählt, erfahren wir es. Vertrauen zum allgegenwärtigen und helfenden Gott ist der Grundton seines Wesens geworden, und mit ihm im gleichen Geist vereint lebt und wirkt seine Frau. Die beiden stellen ihr Handeln auf den Grundsatz ein, dass ein einziges Ja mehr wert als tausend Nein sei.

> Vertrauenskörnersaat mit gläubigem Gemüte
> In des Verderbens aufgerissene Furchen streuend,
> Bejahten kühn sie Gott, aufbauend und erneuernd.
> Sie hörten, wo der Teufel selbst in Tiefen gräbt,
> Den Schlag des Gottesherzens, das nach oben strebt.
> Wie manches Menschenstreben schwächlich und verkehrt,
> Sie hielten ihrer Mitarbeit es dennoch wert
> Und setzten in Gesellschaft, Kirche oder Staat,
> Wenn andere schmälend abseits stehn, die Bessertat.

---

[1]) Man könnte darum finden, die beiden Kapitel sollten umgestellt werden, denn naturgemäss kommen zuerst irgendwelche Einzelne, die sich als Pioniere einer Sache annehmen, bis sie schliesslich zur Sache einer ganzen Volksgemeinschaft werden kann, und dann hätten die beiden Kapitel an den Schluss des Ganzen gehört, da der „Fromme" doch gewiss das letzte Ziel der Menschheit in der Gesamtdichtung am klarsten darstellt.

Der Gedanke, das grauenhafte Weltgeschehen und Gott noch einmal einander gegenüber zu stellen und beide zu verbinden durch das Band eines grundlos kühnen, grenzenlosen Vertrauens, ist sehr tief und schön. Aber die Art, wie unser Ehepaar dieses Vertrauen betätigt, ist die eigentlich ganz befriedigend? Ich muss gestehen, dass sie mir nach den Kapiteln vom „Frommen" und vom „Eiferer" doch ein wenig wie ein Herabsteigen in die Niederung vorkommt, in die Gemächlichkeit und Behaglichkeit — also zu Dingen, die uns Menschen im allgemeinen sehr gefallen, die wir aber nicht als Kampf um Gottes Ziele ausgehen dürfen. Sogar *verkehrtem* Menschenstreben versagt unser Ehepaar seine Mitarbeit nicht, wie wir hörten. Ja, *darf* man das? Ist das nicht Schwäche, wenn nicht Schlimmeres? Und sich aller scharf verurteilenden Kritik gegenüber der Welt, wie sie heute ist, enthalten, ist das wirklich das Richtige und das Höchste? Könnte man den Grundsatz, dass ein einziges Ja mehr wert sei als tausend Nein, nicht auch umkehren und enthielte er dann nicht eine ebenso beherzigenswerte Wahrheit? Ein entschlossenes Nein gegenüber falschem und verkehrtem Tun kann auch von sehr grossem sittlichen Wert sein. Ich kann mir nicht helfen, aber dies scheint mir nicht der rechte Schluss zu sein für eine Dichtung, die so Grosses enthält und die in kühnem Ansturm uns über das Menschenrätsel Aufschluss geben will, in die Vergangenheit bis zu Adam ausholend und vorwärts deutend bis zu den fernsten Zielen der Menschheit. — — Es liegt da für mich etwas Unausgeglichenes vor.

Doch nun genug! Ich habe, der Wahrheit gehorchend, wiederholt Kritik an der Dichtung üben müssen, aber das zeigt ja gerade, dass sie einen zu eigenem Nachdenken anregt, ja zwingt. Wir müssen uns angesichts einer so eigenartig kraftvollen Erscheinung, die sich die höchsten Gedankenziele gesteckt hat, jeweilen wieder Klarheit verschaffen über *unsere* Grundlagen, und das ist ja schliesslich der vom Dichter gewollte Zweck. Ich glaube bestimmt, dass Domenigs Werk einer Vertiefung und Festigung der recht verstandenen Religion wird dienen können.

Noch einige allgemeine Bemerkungen. Ich bin mit Leuten zusammengetroffen, die Anstoss nahmen an der öfters derben Sprache. Diesen würde wohl Domenig antworten, dass er nicht „für christliche Jungfrauen" geschrieben habe. Im übrigen ist zu sagen: Gibt es nicht auch eine *allzu* zarte Scheu, gewisse Dinge offen mit Namen zu nennen? Dinge, die man mit allen Fasern des Gemüts zu verabscheuen scheint, die man aber doch ganz ruhig in der Welt bestehen lässt? Ist es da nicht ganz gut, wenn Leute kommen, die den Dingen einmal die Namen geben, die ihnen *gehören*? Diese Namen klingen freilich nicht immer schön, aber die *Dinge* sind eben nicht schön, *und die Dinge gilt es zu beseitigen!* Sorgt einmal dafür zuerst!

Schwerer wiegt ein anderes Bedenken, das wegen der äusseren Form des Werkes. Die Dichtung ist ein gereimtes Versepos. Das Versmass ist dasjenige von Spittelers „Olympischem Frühling", und auch die Sprache mit ihren kühnen Gleichnissen und eigenartigen Wortbildungen lehnt sich stark an dieses Werk an. Aber wir können sagen, dass es ja Domening nicht verwehrt war, sein Bestes, was die Form betrifft, von Spitteler zu lernen, und wenn nun seine Kunst der vollendeten Vers- und Sprachkunst des ersten schweizerischen Dichters nicht gleichkommt, sondern man oft an der etwas ungefügen Form der Verse und Reime zu verdauen hat, so soll einem eben nicht die Form die Hauptsache sein, sondern der Inhalt, und ich habe darum auch fast ausschliesslich nur von diesem gesprochen. Muss man sich ein wenig anstrengen beim Lesen des Buches, so schadet gerade das nichts; es braucht einem nicht alles so leicht präsent geboten zu werden wie im Kino.

Es geht gegenwärtig durch die Welt viel Verkündigung von einem Neuen, das da kommen soll. Mancherlei Stimmen weisen vorwärts auf ein grosses religiöses Erleben, das sich auf die Menschheit herabsenken will und eine neue Welt schaffen aus unserer alten, verfallenden. Zu diesen ahnungsvoll vorwärts-

weisenden, prophezeienden Stimmen gehört auch die Dichtung des Bündner Pfarrers, und dies macht ihren Lebenswert aus. Oder mit andern Worten: sie ist eine Station auf unserem Weg beim Suchen nach der Religion, die wir nötig haben und die kommen muss. C. Holzer.

Gandhi-Literatur.

Die Gandhiaufsätze dieses Heftes sollen auch als zum Teil nochmalige Besprechung folgender uns zugestellter Bücher gelten:

Romain Rolland: Mahamatma Gandhi.
Gandhi in Südafrika.
Jung-Indien.
Gandhi: Ein Wegweiser zur Gesundheit.
Hans Prager: Das indische Apostolat.

Alle diese Bücher sind im Rotapfelverlag erschienen, dazu kommen:

Willi Kobe: Mahatma Gandhis Welt- und Lebensanschauung. Verlag des Rauhen Hauses, Hamburg.
Friedrich Heiler: Christlicher Glaube und indisches Geistesleben. Ernst Reinhardt, München.
Die Botschaft des Mahatma Gandhi von Zatriv Husain und Alfred Ehrentreich. Volksverlag Berlin.

Stimmen

Kämpfertreue.[1])

Nichts ist so schön, als Treue zu halten
Im heiligen Kampfe, der Menschheit geweiht;
Nicht zu verzagen trotz finst're Gewalten,
Nie zu erlahmen im dornigen Streit.

Opfer zu bringen für Fortschritt und Rechte,
Mutig zu trotzen dem Golde der Macht,
Wecken mit Kampfruf die Herde der Knechte,
Fackel der Wahrheit zu tragen in Nacht.

Treue im Grossen und Treue im Kleinen,
Quelle der Hoffnung dem Kämpfer du bist,
Sonne des Glaubens, der immer wird scheinen,
Wenn trüber Zweifel am Herzen ihm frisst.

Treue, du Schärferin geistiger Waffen,
Schwester der Liebe und Mutter der Kraft,
Leuchte als Stern meinem Kämpfen und Schaffen!
Sei meines Lebensbaums treibender Saft.

H. Dück.

[1]) Dieses Gedicht ist mit der freundlichen Erlaubnis der Witwe des Autors aus der Sammlung „Lichter und Schatten" von Hans Dück-Tobler abgedruckt worden. Diese Aeusserungen eines frühverstorbenen Gesinnungsgenossen und Kämpfers für eine reinere und edlere Zukunft seien warm empfohlen. Die Sammlung ist bei W. Schneider & Cie., St. Gallen, erschienen. D. Red.

Rundschau

Etwas Chronik. Das Ergebnis des Volksentscheides über die Abfindung der deutschen Fürsten scheint mir, wenn man alle Begleitumstände bedenkt, recht erfreulich zu sein. Selbstverständlich wäre ein noch glänzenderes Resultat, wären 20 Millionen Stimmen für die Gesundung Europas und Deutschlands selbst noch wertvoller gewesen, aber so viel durfte man ja nicht verlangen. Es scheint doch, dass dieser Sonntag ein sehr bedeutsamer Markstein auf dem Wege zu einem neuen Deutschland sei. — Mussolini hat nun durch die neuesten gesetzgeberischen Massregeln etwas wie eine faschistische Räterepublick gestaltet. Sie ist aufgebaut auf eine gewisse Zwangsorganisation der Arbeit nach Berufen, nur dass im faschistischen Rätesystem das Kapital der herrschende Faktor ist, während im bolschewistischen es die Arbeit sein soll. Von ferne erinnert das Werk Mussolinis an die Gedanken Karl Christian Planks, aber nur von ferne. Das Experiment ist höchster Beachtung wert. Dass es gelinge, glaube ich persönlich nicht; der ganze Bau scheint mir, so wie ihn Mussolini errichtet, ein Kartenhaus zu sein. — In Marokko sei der Sieg der „Christen" besonders durch die Verwendung von Giftgasbomben, die man auf die Dörfer der Kabylen warf, errungen worden. „Französische Blätter wussten zu melden, dass die spanischen Giftgasbomben ohne starkes Geräusch explodierten und dass das Giftgas sich nur durch einen starken Veilchenduft den Opfern bemerkbar machte. In einer schönen Nacht wird man in den Schlafzimmern der bedrohten europäischen Grosstädte einen leichten Veilchenduft bemerken — in diesem Augenblick wird es bereits zu spät sein, sich zu retten." — Unsere Militaristen haben nicht die fünfhundertjährige Wiederkehr des Jahrestages der Schlacht bei Murten abwarten mögen und haben darum schon den vierhundertfünfzigsten gefeiert. Es soll hinreissend gewesen sein. Bundesrat Häberlin, der Adoptivvater der Lex Häberlin, hielt die Festrede und Oberst Bircher, der Freund alldeutscher Generäle, spielte die Rolle des Hans von Hallwyl. Der Chronikschreiber selbst war ausnahmsweise nicht dabei, aber ein Freund von ihm, der freilich über eine etwas starke Phantasie verfügt. Er berichtet, es seien rechts und links vom Festplatz zwei Helvetien gestanden, eine mit einem Maulkorb vor dem Mund, die andere mit einer Pickelhaube auf dem Kopf, und von einer zur andern habe sich ein Band gezogen, worauf in grossen Lettern Albrecht von Hallers Frage leuchtete, die auf dem alten Murtener Beinhaus stand:

„Sag an, Helvetien, du Heldenvaterland,
Wie ist dein altes Volk dem jetzigen verwandt?"

— Coué ist gestorben. Wie soll man sein Werk beurteilen? Ist es mehr ein Ausdruck der krankhaften Zustände unserer Zeit (das Arbeiten mit dem Unbewussten!) oder ist es mehr eine Verheissung? — Höchster Aufmerksamkeit wert sind die Vorgänge in Frankreich. Aussenpolitisch haben sie vielleicht nicht viel zu bedeuten — wenigstens unmittelbar nicht — aber was bedeuten sie als Symptome kommender sozialer Entwicklungen nicht nur in Frankreich, sondern in ganz Europa?

Eine Frage und ein Alarm. Vor einiger Zeit war in einer grossen schweizerischen Zeitung mit „Manschetten" zu lesen, dass ein Ereignis mit Sicherheit bevorstehe, das doch einfach einen neuen Weltbrand bedeutet hätte: Italien werde, mit Griechenland im Bunde, die Türkei angreifen, jenes nach Angora, dieses nach Konstantinopel marschieren. Das las man nur so, und es gab darob keine Aufregung. Nun hat England mit der Türkei den Mosul-Vertrag geschlossen, welcher der Türkei ihr Gebiet garantiert. Damit ist

diese furchtbare Aussicht vorläufig und hoffentlich für immer abgetan. Aber nun las man anderwärts, es sei eine so gut wie ausgemachte Sache, dass England, Italien und Frankreich im Stillen verabredet hätten, Abessynien aufzuteilen, natürlich nicht so grob, wie einst Polen geteilt wurde, sondern auf Umwegen, durch Eisenbahnkonzessionen, pénétration pacifique, unter dem Vorwand, dass der leider immer noch vorkommende Sklavenhandel tatsächlich vom Innern Afrikas über Abessynien nach Arabien geht. Das muss selbstverständlich bekämpft und unterdrückt werden, darf aber nicht zur Ausrede für politische Mordtaten in grossem Stil werden, und eine solche wäre die Ausführung jenes Plans. Man denke es sich aus: die drei „führenden" Völkerbundsstaaten teilen einen vierten Völkerbundsstaat einfach auf! So etwas darf aber doch einfach nicht geschehen! Da muss schon Lärm geschlagen werden. Ist es wahr, besteht ein solcher Plan? Dann ans Licht damit, und alle Kräfte des Guten, die noch vorhanden sind, ans Werk, ihn zunichte zu machen! (Vergl. die Red. Bemerkungen.)

Zwei Arten von Kirchen. Vorbemerkung: Ich halte alles, was ich gegen den „Amerikanismus" und über die wirkliche deutsche Aufgabe gesagt, aufrecht. Aber damit dieses Problem ja nicht zu leicht genommen werde, bedenke man folgende Tatsachen, die ich einander gegenüberstelle.

I. Die Stellung der „oberflächlichen" amerikanischen Kirchen zu Krieg, Militär und was dazu gehört.

Ungefähr 200 offizielle Delegierte von 30 Kirchengemeinschaften und 10 alle Kirchen umfassenden religiösen Körperschaften haben im letzten Dezember auf einer Zusammenkunft in Washington eine Botschaft angenommen, deren wichtigste Punkte hier wörtlich und absolut sinngetreu, wenn auch teilweise etwas gekürzt, wiedergegeben seien.

1. Die Kirche sollte patriotische Unterstützung des Staates lehren, aber sie sollte niemals ein Werkzeug der Regierung zur Förderung irgend einer Sache werden, die dem Geiste Christi fremd ist. 2. Die Kirche, als der allumfassende Leib Christi, der über alle Trennungen von Rasse und Nation hinaus reicht, sollte künftig den Krieg als eine Methode zur Beilegung von Streitigkeiten zwischen Völkern und Gruppen bekämpfen, weil er das Gegenteil des Geistes und der Grundsätze Christi ist, und sollte erklären, dass sie als Kirche keinen Krieg sanktionieren werde. 3. Die Kirche sollte das Recht und die Pflicht jedes Einzelnen anerkennen, in der Frage, ob er an einem Krieg teilnehmen wolle, der Führung seines eigenen Gewissens zu gehorchen. 4. Der Krieg, ob er Angriffskrieg oder Verteidigungskrieg sei, ist die Anwendung von organisierter Gewalt in einem Streit von Völkern oder feindlichen Gruppen. Sogar wenn die eine Partei schuldlos ist, erzeugt er Hass, führt zu grenzenlosem Verlust von Leben und Eigentum und schliesst stets eine grosse Zahl von unschuldigen Opfern ein. Im Kriege versuchen die kämpfenden Parteien die in Betracht kommende Streitfrage durch überlegene Macht, ohne Rücksicht auf Gerechtigkeit, zu lösen. Der Krieg pflegt Vergewaltigung des individuellen Gewissens und eine ganze Völker überschwemmende Propaganda von Unwahrheit, Furcht und Hass in sich zu schliessen. Das ist das Wesen und die Natur des modernen Krieges, wie unser Geschlecht ihn erlebt hat, ob nun Krieg für agressive oder defensive Zwecke geführt werde. 5. Wir verurteilen die Rüstungen im Pazifischen Ozean als unnötig, im Widerspruch zu den Verträgen und den Erklärungen der Regierung stehend. 6. Wir missbilligen mit äusserstem Nachdruck alle obligatorische militärische Erziehung. 7. Wir beklagen und missbilligen den Versuch einer Organisation der Industrie auf den Kriegsfall hin. 8. Wir verlangen gegen China und alle Asiaten eine Haltung, die den Grundsätzen guter Nachbarschaft und den obersten Prinzipien des Christentums entspricht. 9. Wir verlangen eine Revision der [selbstgenügsamen] Monroedoktrin. 10. Wir verlangen Achtung vor der Ehre und dem

Eigenrecht der orientalischen Völker. 11. Wir verlangen den Beitritt der Vereinigten Staaten zum Weltgerichtshof, dem jeder Streitfall mit bindenden Folgen übergeben werden soll, die Beteiligung unserer Regierung an der Arbeit anderer Völker zur Unterdrückung des Kriegsverbrechens, die Teilnahme an allen Arbeiten des Völkerbundes, zu denen wir Zutritt haben und den Eintritt in den Völkerbund selbst.

2. Die „tiefinnerlichen" deutschen Kirchen zur Fürstenenteignung.

Und nun vergleiche man mit dieser amerikanischen „Oberflächlichkeit" (die auf dem sozialen Gebiete ähnlich ist) die tiefe „Innerlichkeit" und „Geistigkeit" der deutschen Kirchen, die sich bei Anlass des Volksentscheides über das Fürstenvermögen gezeigt hat — immer mit dem obigen Vorbehalt! Die deutschen Kirchen haben sich durch das Organ des allgemeinen Kirchenausschusses, des Evangelischen Bundes und untergeordneter Instanzen gegen die Enteignung der Fürsten erklärt. Die grosse Masse der Pastoren und anderen Kirchenleute hat sich mit Leidenschaft dagegen eingesetzt, dass die an Unverschämtheit alles überbietenden Ansprüche der Fürsten den verdienten Dämpfer bekämen. Man hat das vor allem getan im Namen der „Heiligkeit des Privateigentums". Und nun bedenke man Folgendes. Einmal: Dieses Eigentum der Fürsten ist in seinen wesentlichen Bestandteilen gar nicht privater Natur. Die Fürsten haben es nicht als Privatleute, sondern in ihrer Eigenschaft als Fürsten erworben. Wenn sie aufhören, Fürsten zu sein, so fällt dieses Vermögen von rechtswegen wieder der Volksgemeinschaft zu. Zum Zweiten: dieses Fürstenvermögen heisst insofern mit Recht Privatvermögen (Privare bedeutet rauben!), als es grösstenteils zusammengeraubt ist. Es ist dem Volke geraubt (man denke bloss an den grossen Bauernkrieg!), ist zum Teil auch der katholischen Kirche geraubt. A propos! Was sagen wohl diese protestantischen Hüter des heiligen Privateigentums zu den gewaltigen Säkularisationen, das heisst Enteignungen, die einst die Fürsten und andere Obrigkeiten an der katholischen Kirche vorgenommen haben? Sind diese denn nach ihrer Theorie kein „Diebstahl" gewesen, vielleicht weil die Diebe „Fürsten" hiessen? Oder sollen sie etwa rückgängig gemacht werden? Zum Dritten: Diese Fürsten haben schon jetzt reichlich für sich gesorgt, es ist nicht nötig, dass ihre Maitressen noch grosse Jahresgehälter beziehen und dass sie selbst Milliarden bekommen, um die deutsche Republik zu bekämpfen. Der einstige deutsche Kaiser nimmt täglich etwa 1100 Mark ein, ein deutscher Arbeitsloser 3 Mark 50! Zum Vierten: Solche grossen Enteignungen sind eine Wiederherstellung sozialer Gerechtigkeit und Sühnung langen Unrechts. Sie bringen im wahrhaft biblischen Sinn das „Eigentum" wieder in bessere Ordnung. Zum Fünften und Wichtigsten: Nichts schlägt der Bibel stärker ins Gesicht, als wenn man ihr eine Betonung der Heiligkeit des Privateigentums zuschreibt. Ihre Grundanschauung ist überall das genaue Gegenteil: alles Eigentum gehört Gott und dem Bruder, nicht dir.[1]) In diese Gesamtanschauung ist das „Du sollst nicht stehlen" einzuordnen. Beweis: die ganze Bibel! Aber — zum Sechsten — man könnte den Kirchen diese Verleugnung der Bibel noch eher

---

[1]) Vielleicht darf man zu der Frage noch zwei Grosse zitieren. Zwingli sagt von den Fürsten: „Man ist ihnen nicht schuldig, all ihren Mutwillen zu ersättigen, es genügt, wenn sie ihre ziemliche Nahrung haben."

Pestalozzi äussert sich über das Eigentum:

„Der niedere, der Selbstsucht hingebende Mensch, wenn er den Namen Eigentum hört, erhebt sich mit aller Lebendigkeit seines beschränkten Sinnes: Ja, das Eigentum muss man achten, schützen und bauen, in wessen Hand es sich auch immer befinde; sonst geht die Erde zugrunde ... Und doch, dächte ich, das Eigentum ist um des Menschen willen da und nicht der Mensch um des Eigentums willen."

verzeilen, wenn sie nicht bloss den Fürsten zu lieb erfolgte. Denn dass die Kirchen als solche sich für das „Eigentum“ der Armen: einen rechten Lohn, einen besseren Anteil an Land, Licht und Luft, so eingesetzt hätten, wie sie das nun für das Eigentum der „Reichen“ tun, hat man nie gehört; man hat auch nicht gehört, dass sie sich gewehrt hätten, als man durch das Mittel der Inflation den grösseren Teil des deutschen Volksvermögens in die Hände einiger Wenigen leitete und durch einen ungeheuren wirklichen Diebstahl den Mittelstand, der sein Vermögen in Kriegsanleihen gesteckt hatte oder staatliche Renten bezog, einfach beraubte — nur als es galt, den Fürsten ihr ungerechtes Fett zu nehmen, zu Gunsten der Aermsten im Volke, da besannen sich diese Diener Christi auf die Heiligkeit des Eigentums.

Kann man sich einen stärkeren Abfall von Christus, eine stärkere Veräusserlichung und Verweltlichung des Christentums denken, als diese Haltung der „tiefinnerlichen“ Kirchen Luthers? Sollte diese Veräusserlichung und Verweltlichung nicht mit jener falschen Innerlichkeit und Unweltlichkeit zusammenhängen? Sollte nicht diese Tragödie des deutschen Protestantismus[1]) erneut Anlass zu einer Revision des Werkes der Reformation geben, das neben andern und guten doch auch solche Früchte trägt?

Es ist ja so, dass die katholische Kirche sich bei diesem Anlass wieder einmal evangelischer gezeigt hat als die „evangelische“. Denn sie hat in ihrer Erklärung gegen die Fürstenenteignung doch in letzter Instanz auf das Gewissen des Einzelnen abgestellt, während evangelische Führer (nach einem Berichte der christlichen Welt) in dieser Sache auch vor der Vergewaltigung des Heiligsten durch Missbrauch des Unservaters nicht zurückschreckten. Wie weit es mit einem gewissen Protestantismus gekommen ist, beweist ein Artikel des „Reichsboten“, des Organs der konservativen deutschen Pfarrerschaft. Dort stand in einer Betrachtung über den Volksentscheid zu lesen: „Ultima ratio regis — das letzte Mittel des Königs, so stand es ehedem auf den Geschützen geschrieben. Wer die Abgründe der Bosheit erkennt, in die unsere verblendeten Massen durch ihre Führer immer mehr hineingezerrt werden, wer sich nur einen Augenblick die Tatsache vor Augen hält, dass am letzten Sonntag von drei Grossberlinern immer zwei für die Beraubung der Hohenzollern, die unsere Mark aus Sumpf und Sand aufgebaut und Berlin zur Kaiserstadt erhoben [und das deutsche Volk in ein Meer von Blut gestossen, es an den Rand des Abgrundes gebracht, den Tod von vielen Millionen deutscher Männer, Frauen und Kinder auf dem Gewissen] haben, stimmten, der wird zur Ueberzeugung kommen: eine ultima ratio, ein letztes Mittel wird Deutschland nur vor dem völligen Versinken in Schmach und Schande bewahren. Und diese ultima ratio liegt nicht in Agitation und Zureden, sondern in der Macht der Arme.“[2]) Das ist also die ultima ratio des preussisch-lutherischen Christentums: das Zusammenschiessen mit Kanonen von vielen Hunderttausenden von Berlinern und wohl auch von entsprechend vielen Millionen von Deutschen überhaupt, weil sie — gegen die Hohenzollern sind.

Dass über ein solches Christentum ein ungeheures Gericht kommen muss, ist klar. Es wird kommen, denn Gott lässt seiner nicht spotten! Natürlich repräsentieren auch diesmal solche fürchterlichen Baalspfaffen nicht einfach das deutsche Christentum. Eine Reihe von tapfern Menschen haben sich dem

[1]) Die Wahrheit fordert, dass wir nicht nur das Luthertum und nicht nur die deutschen Kirchen dieses tiefen Falls beschuldigen. Eine schweizerische, kalvinistische Kirchenbehörde hat bei Anlass des Kampfes um die Vermögensabgabe eine ganz ähnliche Kundgebung erlassen, wie jene oberste deutsche, und unsere Kirchenlichter haben ganz ähnlich ge—funkelt! Wir sind allzumal Sünder. An der Stellung zu Gewalt und Besitz hat man immer ermessen können, wie es sich mit der Stellung der Christenheit zu Gott verhalte.

[2]) Von mir gesperrt!

allgemeinen Strom entgegengestellt. Ich nenne bloss die Pfarrer Fuchs in Eisenach, Eckert in Meersburg, unsere engern Gesinnungsgenossen, dazu Pfarrer Kübel in Frankfurt (dessen Zeugnis gerade als das eines in manchen Dingen konservativen Mannes Gewicht hat), auch Pfarrer Schafft in Cassel. Eine in ihrer Kürze und Entschiedenheit ausgezeichnete Erklärung haben vier rheinische Pfarrer, Fritze, Krüger, Hartmann, Rabsch, abgegeben: „Wir müssen es ablehnen, dass von behördlicher und anderer kirchlicher Seite im Namen des christlichen Gewissens der Volksentscheid bekämpft und der Anschein erweckt wird, als fordere christliche Sittlichkeit seine unbedingte Ablehnung. Die in den verschiedenen Kundgebungen vorliegende, allzueinfache Betrachtung entspricht nicht der Schwierigkeit der wirklichen Lage; eine von Christus her bestimmte Haltung erfordert die Beachtung der oft fragwürdigen Herkunft der fürstlichen Vermögen wie auch die Erkenntnis, dass vom biblisch-evangelischen Standpunkt aus von einer „Heiligkeit des Privateigentums" nicht geredet werden darf. — — Wir nehmen als Christen und Staatsbürger daher das Recht in Anspruch, auf Grund gewissenhafter Ueberlegung beim Volksentscheid mit Ja zu stimmen." Neunzig hessische Pfarrer haben sich, ohne, wenn ich nicht irre, für den Volksentscheid einzutreten, doch gegen die Kundgebung des Kirchenausschusses gewendet. Kurz, es gibt draussen noch tapfere Menschen, vielleicht eher als bei uns, es gibt einen heiligen Strunk, aus dem der deutsche Protestantismus sich erneuern kann und wird.

Der Kampf gegen den Militarismus in den Kirchen. Nachdem in der Schaffhauser Kirche während des Sommers und Herbstes 1924 durch das tapfere Pronunziamento der Herren Pfarrer Gerwig, Noll, Hirzel und ihrer Gesinnungsgenossen die Kriegs- und Militärfrage in Bewegung gekommen war (Vgl. „Neue Wege", November 1924, Rundschau), ist nun durch eine Verhandlung des Themas im Schoss der Synode ein gewisser Abschluss erreicht worden, der freilich auch nur vorläufig sein kann. Die ganze Auseinandersetzung konzentriert sich in den Thesen, die der Referent, Pfarrer Noll, und der Korreferent, Pfarrer Hasler, über das Thema: „Jesusgeist und Staatsgewalt" aufgestellt haben. Wir drucken sie hiemit ab. Sie spiegeln den ganzen Kampf trefflich wieder und bieten Stoff zum Nachdenken.

I. Pfarrer Hans Noll (Stein a. Rh.) stellt folgende Leitsätze auf:

1. Unser Problem ist nicht eine Frage der abwägenden Vernunft und Berechnung, sondern des christlichen Gewissens und Glaubens.

2. Massgebend ist darum allein der Jesusgeist.

3. Dieser Jesusgeist stellt als „Gesetz" von ewiger Gültigkeit, an das die Christen sich zu halten haben, auf: die Alleinherrschaft Gottes, den Glauben an das kommende Gottesreich auf Erden, das unantastbare Gut der Menschenseele und die Verantwortlichkeit für den Bruder.

4. Daraus entsteht im Gewissen des Einzelnen, der zugleich Staatsbürger wie Reichsgottesbürger ist, ebenso in der christlichen Gesellschaft, die sowohl dem Staat als den Geboten Gottes verpflichtet ist, in manchen Fällen der grosse Kampf des entscheidungsvollen Entweder-Oder: Gott oder Welt, Evangelium oder Staat.

5. Denn der moderne Machtstaat (nicht der Wohlfahrtsstaat) widerspricht dem Jesusgeist:

a) mit der staatlichen Gewalt, wenn sie über das Recht hinausgeht, und mit der doppelten Moral;
b) mit Kriegführen und Militärzwang (vergl. Militär- und Polizeigewalt, biblische Rechtfertigung des Krieges);
c) mit seinem Schutz der gott- und seelenlosen Kultur (Mammonismus);
d) mit seiner Stellungnahme zum bestehenden Wirtschaftssystem, das den Menschen zur Ware und Maschine erniedrigt.

6. Darum nötigt der Jesusgeist zur Gehorsamsverweigerung gegenüber dem Staat in den Punkten, wo dieser gottfeindliche, reichgottesgegnerische, seelenmordende und unbrüderliche Tendenzen billigt; anerkennt aber anderseits den Staat, insofern und insoweit er die göttlichen Gesetze in seinem Recht zur Auswirkung zu bringen bestrebt ist.

7. Die Forderungen des Jesusgeistes setzen die Kraft und den Wagemut des Offenbarungsglaubens voraus. Denn nur ein von Gott Erfasstsein und ein aus der Erlösung herausgeborenes Handeln macht Unmögliches möglich. Der blosse Vernunftmensch hat hiefür kein Verständnis; denn der sogenannte gesunde Menschenverstand erschliesst nie die volle Wahrheit und ist immer, wo er sich als ausschlaggebend und souverän gebärdet, hemmend für Gottes Sache.

8. Christus ist die Wahrheit. Sie braucht Glaubensmenschen, deren Gewissen an Gott gebunden ist, allen äusseren Widerständen zum Trotz (vgl. Luther). Für sie gilt nicht die Abwägung nach dem „Erfolg“ (Realpolitik), sondern: „Was müssen wir tun?“ — das ist die Gewissensfrage.

9. Die Wahrheit und ihr Sieg beruht letzten Endes immer in der „Torheit des Kreuzes“, im Opfer (Martyrium).

10. Die Kirche steht heute vor der Entscheidung, ob sie weiterhin Christus an Cäsar verraten will, oder ob sie ihre durch die Konferenz in Stockholm in neues Licht gestellte, jahrhundertealte Aufgabe erkennt und erfüllen will.

II. Vom Korreferenten, Pfarrer Ernst Hasler (Opfertshofen), werden folgende Leitsätze aufgestellt:

1. Jeder Christ wird durch die Geburt Einzelglied irgend eines Staatsverbandes. Die aus der Staatsbürgerschaft uns erwachsenden Rechte schliessen entsprechende Verpflichtungen in sich. Obwohl der Christ nach dem Evangelium Weltbürger ist und religiös-sittliche Fragen grundsätzlich beantworten soll, muss er in der Praxis sich doch auch an das historisch Gewordene und Gegebene halten. Denn auch der unvollkommene Staat ist für den Christen eine Gabe Gottes, die uns viel Gutes vermittelt und verbürgt. Diese Gabe Gottes enthält aber die Aufgabe, an ihrer Vervollkommnung zu arbeiten.

2. Der Staat ist ein auf rechtlicher Grundlage organisierter Volksverband, ausgerüstet mit Macht und relativer Unabhängigkeit. Damit er seine Aufgabe erfüllen kann: den Schutz nach aussen, die Ordnung nach innen und die Wohlfahrt seiner Bürger, muss er die Mittel des Rechts, der Macht und der Gewalt in Anspruch nehmen (Behörden, Gesetze, Polizei, Militär). Wer den Staat als Notwendigkeit bejaht, der muss auch die Staatsmacht und Gewalt bejahen.

3. Weil der empirische Staat keine sittliche Persönlichkeit ist, auch der „christliche Staat“ nicht (denn die entschiedenen Nachfolger Jesu haben bekanntlich immer eine Minderheit gebildet und werden, menschlich gesprochen, auch künftig eine Minderheit bilden), und weil er seinem naturhaften Wesen nach auch nicht christlich sein kann, deshalb vermag er auch nicht nach christlichen, d. h. sittlich-religiösen Grundsätzen zu handeln.

4. Aus dieser Tatsache erwächst dem denkenden, ernsten Christen die Frage: Darf ich dem heutigen Staat bezw. der Obrigkeit noch unbedingten Gehorsam leisten, z. B. in der Erfüllung der Wehrpflicht? Nun bedeutet aber für den Staat, den Gehorsam gegen Verfassung und Gesetze in das Belieben des Einzelnen stellen, praktisch sich selber verneinen. Antimilitarismus, Dienstverweigerung und Verweigerung der Ersatzpflicht, auch wenn sie aus religiösen Motiven geschehen, führen schliesslich zur Anarchie, zur Staatsauflösung. Ohne eine Staatsorganisation kann aber auch der Christ nicht auskommen.

5. In Ausübung der allgemeinen Wehrpflicht ist der Bürger bezw. Christ genötigt, Militärdienst zu tun, eventuell von der Waffe Gebrauch zu machen.

Nun weigern sich einzelne Christen, die Militär- und Ersatzpflicht zu erfüllen, unter Berufung auf ihr Gewissen, da der Krieg widergöttlich und antichristlich ist. Dabei übersehen viele, dass nicht das Militär Kriegsursache ist, sondern der Kriegsgeist, der sowohl bei dem einzelnen Menschen, wie bei den Völkern, die keine militärisch organisierte Gewalt haben, sich findet. Für uns Schweizer ist zu beachten, dass unsere Armee der Verteidigung dient, dass in unserem Land kein Soldat gezwungen wird, andere zu töten. Jeder Wehrpflichtige kann sich zur Sanität einreihen lassen. Zudem ist unser Land vertraglich verpflichtet, die ihm von den Grossmächten garantierte ewige Neutralität nötigenfalls mit Waffengewalt zu verteidigen.

6. Was ist und verlangt nun der Jesusgeist in Bezug auf den Staat? Zunächst ist festzustellen, dass der Jesusgeist keine einheitliche und eindeutige Grösse ist und dass es weder im Neuen Testament noch unter uns Christen eine allgemein anerkannte Definition desselben gibt. Es gibt keine einzige Aeusserung Jesu, welche die Zugehörigkeit zum Staat und den Gehorsam gegen denselben als ein Hindernis für die gewissenhafte Jüngerschaft und Nachfolge bezeichnen würde. Jesus will keinen Gegensatz zu Staat und Recht, keine äussere Revolution, sondern eine Vertiefung des sittlich-religiösen Lebens im Rahmen des uns von Gott gegebenen naturhaften Staates.

7. Antimilitarismus und Dienstverweigerung sind etwas Negatives und nicht der kürzeste Weg zum Weltfrieden. Praktisch werden wir diesem Ziele durch ein obligatorisches Schiedsgericht der Völker eher näher kommen. Aber auch solch ein obligatorisches Weltschiedsgericht kann der bewaffneten Gewalt nicht entbehren, wenn es seinen Schiedssprüchen Nachachtung und Autorität verschaffen will. Christlichen Geist in das staatliche Leben hineinzutragen und im Staat und in der Völkergemeinschaft positiv an der Besserung der Verhältnisse und Zustände mitarbeiten, ist fruchtbarer als Kritik üben.

8. Gottes Wort nötigt uns nicht zum Antimilitarismus, zur Dienstverweigerung, obwohl es einzelne Schriftstellen gibt, welche der religiöse Antimilitarist zur Begründung seiner Stellung anführen kann. Pfarrer und Lehrer, die antimilitaristische Lehren propagieren, sollten sich jedenfalls klar darüber sein, dass sie dadurch junge, unreife Staatsbürger nicht nur in ernste Gewissenskonflikte bringen, sondern sie indirekt zum Ungehorsam gegen den Staat und die Obrigkeit führen. Wer meint, aus Gewissensgründen solche antimilitaristische Lehren vertreten und verbreiten zu müssen, dem darf man billigerweise zumuten, dass er für seine Person die Konsequenzen aus seinem Standpunkt zieht und darnach handelt und für seine Ueberzeugung eventuell selber leidet.

9. Als Christen müssen wir Christus und sein Reich höher werten als die irdischen Verhältnisse und Güter, auch als den Staat, und müssen glauben an die Ueberwindung des Krieges, müssen den Weltfrieden mit allem Ernste fördern. Die christliche Kirche hat die Aufgabe, Hass und Kriegsgeist zu bekämpfen, die Friedensgesinnung, den Geist wahrer Gottes- und Nächstenliebe beim Einzelnen, in der Familie, in Unterricht und Predigt, in Gemeinde und Staat zu pflanzen und zu pflegen.

Das Ziel der Christen ist das Gottesreich auf Erden. Wir sollen ihm den Weg bereiten und täglich bitten: „Dein Reich komme!“

Eine unzeitgemässe Rede über Religionsunterricht. Die Zürcher Kirchensynode diskutiert über eine Umgestaltung des Religionsunterrichtes in der Volksschule. Bisher wurde hier ein sog. konfessionsloser Religionsunterricht erteilt, der im wesentlichen eine Sittenlehre war, und zwar wurde er durch die Lehrer erteilt. Nun schlägt der zürcherische Erziehungsdirektor Mousson vor, dass dieser Unterricht durch einen konfessionellen Religionsunterricht zu ersetzen sei, den entweder die Geistlichen selbst oder im Auftrag der Kirchen solche Lehrer gäben, die dafür Neigung hätten. Darob grosser Jubel im Lager

aller derer, die von viel Religionsunterricht die Rettung der Welt erwarten. (Als ob es uns an Religionsunterricht gefehlt hätte!) Gewiss kann man an jenem konfessionslosen Religionsunterricht sehr berechtigte Kritik üben und eine Reformation der religiösen Erziehung fordern. Dass ich beides tue und wie ich es meine, habe ich in meinen Vorträgen des Buches: „Die heutige religiöse Lage und die Volksschule“ zu zeigen versucht, Aber was man in Zürich plant, ist lediglich Ausfluss einer reaktionären Strömung und Gesinnung, im Geiste des Wortes: „Dem Volke muss die Religion erhalten werden.“

Als die Verhandlungen in der Synode eine Weile gedauert hatten, in dem pastoral sanftmütig feierlichen Ton, der in dieser Gesellschaft die Regel geworden zu sein scheint, in der freilich die Grobheit auch nicht erfreulich wirkt, da stand ein Mann auf, der sonst lange nichts mehr gesagt hatte — sein Name ist Unus Audet — und hielt unter steigender Unruhe der würdigen Versammlung folgende Rede:

„Liebe Mitsynodalen, Väter und Brüder! Es sei einem Mann, der vielleicht für religiöse und kirchliche Feinheiten keinen Sinn hat, aber der seine Bibel liest, und die Dinge am Masstab Jesu und der Propheten misst, erlaubt, ein Wort zu dem heutigen Gegenstand der Verhandlungen zu sagen. Es soll ein kurzes Wort sein; dass es ein offenes ist, sollte für Männer, welche die Bibel lesen und erklären, kein Aergernis bedeuten. Ihr wollt den Religionsunterricht reformieren, wollt mehr kirchlichen Religionsunterricht haben. Offensichtlich erwarten viele von Euch von einer solchen Massregel grosse Dinge. Mir aber macht ein Gedanke dabei schwer zu schaffen. Wir wollen mehr Religionsunterricht geben, aber haben wir denn selbst Religion, ich meine: haben wir das, was doch Kern und Stern aller Religion ist, Glauben an den lebendigen, liebenden, allmächtigen Gott, dessen Reich die Welt werden soll? Haben wir, wenn wir ehrlich sein wollen, nicht Ursache, das zu bezweifeln? Unsererer Synode ist im Laufe dieser entscheidungsvollen zwölf Jahre aus ihrer eigenen Mitte wiederholt zugemutet worden, in jenem Sinne des Wortes Taten der Religion zu tun; man hat ihr zugemutet, Glauben zu beweisen und zu bekennen, und zwar mit Recht gerade auf dem Gebiete, wo sich die Stellung zu Gott sowohl des Einzelnen, als auch ganzer Gemeinschaften von jeher am sichersten kund getan hat: man hat ihr wiederholt zugemutet, gegen den Krieg als die fürchterlichste Aeusserung des Weltgeistes, und gegen den Mammon ein Zeugnis abzulegen und zwar ein ganzes, volles, gefährliches, nicht ein halbes, gebrochenes, unkompromittierliches, — das alles, um damit zu beweisen, dass sie Religion habe. Sie hat diese Taten immer wieder abgelehnt. Dafür aber nun Unterricht in Religion, von uns erteilt, von den gleichen Leuten, die ihre Religionslosigkeit so eklatant bewiesen haben — das wird schon helfen, da wird das Volk schon wieder Religion bekommen, es wird die Religion bekommen, die wir selbst nicht haben — oder muss ich vielleicht sagen: die Religion, die wir selbst haben?

Verehrte Väter und Brüder! Ich werde bitter; aber kann ein Mensch anders reden, der ehrlich ist, sich nichts vormacht, die Dinge unter das Gericht Jesu und der Propheten stellt? Eins ist sicher: hätte die Synode jene Taten der Religion getan, so hätte das mehr gewirkt, als tausend Predigten und Religionsstunden (vorausgesetzt, dass diese unter den heutigen Umständen und allgemein gesprochen überhaupt noch etwas wirken, was vor Gott Wert hat), es hätte sehr stark auch auf die sozialistische Arbeiterschaft gewirkt, hätte sicher einen Umschwung von grosser Tragweite bedeutet. Wie anders stünde, um nur ein Beispiel anzuführen, die Kirche im Kampf gegen die Abtreibung da nach einer grossartigen Initiative für Wohnungsreform! Das wäre Anschauungsunterricht in Religion gewesen.

Und auch ein Zweites scheint mir sicher: wenn wir meinen, es mit mehr Religionsunterricht machen zu können und haben nicht Glauben und Glaubens-

mut genug, um die tiefe Gottlosigkeit, die uns aus unseren politischen und sozialen Zuständen entgegenstarrt, mit gesammelter Energie und heiliger Rücksichtslosigkeit anzugreifen, so wird dieser geplante reichlichere Religionsunterricht nur das Mass unserer Schuld vermehren. Ich meinerseits höre das Wort dessen, dem wir treu sein sollten, aber nicht treu sind: „Ihr Heuchler, ihr wollt in Religion *unterrichten*, um euch damit zu ersparen, Religion zu *leben*. Ihr wollt gegen den *Unglauben* losgehen, aber die meisten Ungläubigen haben mehr Glauben als ihr. Ihr wollt wieder stärker die „Konfession" betonen, *ich* wollte, ich hätte mehr Konfessoren im älteren Sinn, Bekenner jener Art, wie sie mich einst gegen die Ansprüche Zäsars vertreten haben, bis in Schande und furchtbaren Tod hinein — ihr aber wollt solches Bekennen durch „Konfession", das Zeichen der Zersplitterung meiner Sache ersetzen. Einige von euch möchten, wie es scheint, alte Glaubensformulierungen wieder zum obligatorischen Bekenntnis der Kirche machen; aber für das einzige Bekenntnis, das in meinen Augen Wert hat, das Bekenntnis der *Tat* zu Gott, den furchtbaren Gegenmächten Gottes in der heutigen Welt ins Angesicht, fehlt euch Lust und Glauben. Schämt ihr euch nicht?"

So, verehrte Väter und Freunde, höre ich den Meister zu uns reden. Ich musste das, was ich gehört, weitersagen. Ihr werdet darob vielleicht erbittert sein, aber besser tätet ihr, zu hören. Wollen wir wirklich, so wie es geplant ist, dem Volke die Religion erhalten, seis die, die wir haben oder die, die wir nicht haben? Oder wollen wir es doch auf andere Weise versuchen? Ich meine, wir könnten Gott und dem Christenvolke im Sinne des Meisters ungleich besser dienen, als durch konfessionellen Religionsunterricht, möglichst viel Religionsunterricht. Wäre nicht das Notwendigste, dass wir zuerst unserer ganzen *Armut* inne würden, sie offen bekennten und dann in bitterstem Ernst und tiefster Demut die Wahrheit und Wirklichkeit Gottes suchten, von der aus die Welt wieder helle werden muss? Und wenn wir einmal so weit wären, sollten wir dann nicht zuerst durch *Taten*, Taten der Busse und des Glaubens, von Gott und Christus Zeugnis ablegen? Meinet ihr nicht, dass, wenn jene Wahrheit wieder sieghaft aufleuchte, sie dann gleichsam ihr eigener Religionsunterricht sein würde, dass sie mit wunderbarer Gewalt zu Alten und Jungen kommen würde, während wir uns jetzt predigend und lehrend mit saurem Schweiss und wenig Frucht abmühen? So wir das aber nicht wollen, so wir meinen, die Vollmacht eigenen Glaubens und die Tat der Glaubenstreue durch etwas Bequemeres ersetzen zu können, dann wird, dessen bin ich sicher, wenn die Zeit reif ist, Einer ein Wort dazu sagen, der sich nicht mit vermehrtem Religionsunterricht abspeisen lässt."

Die Evangelischen, das Evangelium und die Sozialdemokratie. Die Diskussion des Themas: „Evangelium, evangelische Partei, Sozialismus, Sozialdemokratie" ist in der letzten Zeit besonders von der Tatsache her, dass es unter uns neben „evangelischen" Gewerkschaften eine „evangelische Volkspartei" gibt, in Fluss gekommen. Meine und aller „Religiös-Sozialen" Stellung zu diesem Problem ist längst geklärt und, wie ich denke, abgeschlossen. Darum habe ich sie im letzten Juni- und Augustheft nur anzudeuten brauchen. Wir betrachten selbstverständlich nach wie vor das Verhältnis zwischen dem Evangelium und der sozialen Frage in ihrem Gesamtsinn (worin noch viel mehr liegt, als bloss die Arbeiterfrage) als das besondere Grundproblem unserer Zeit und die ihr von Gott deutlich gestellte Aufgabe. Auch ist es selbstverständlich nie unsere Meinung gewesen, dass sich nur innerhalb der sozialdemokratischen Partei an der Lösung dieser Aufgabe arbeiten lasse. Dagegen halten wir auch die Gründung einer Gewerkschaftsbewegung oder politischen Partei im Namen des Evangeliums für einen falschen Weg. Denn wir meinen, das Evangelium werde dadurch stets verengt. Es ist für einen solchen Rahmen zu gross. Man kann für diese Sache in allen Lagern arbeiten und keines darf beanspruchen, dafür sozusagen das Monopol zu

haben. Soweit für die Lösung jener grossen Aufgabe besondere Organisationen von Nutzen sein möchten (und wir leugnen nicht, dass dies der Fall sein kann), halten wir ganz freie, jedermann leicht zugängliche Vereinigungen ohne parteipolitischen Stempel am geeignetsten dafür.

Diese Auffassung dürfen uns die Evangelischen nicht übel nehmen.

Im Speziellen haben wir zweierlei gegen sie einzuwenden. Einmal steht nach unserer Meinung ihre Art, das Evangelium für sich allein als Grundlage in Anspruch zu nehmen, in grosser Gefahr der frommen Selbstgerechtigkeit. Das ist es, was ich in der Auseinandersetzung mit dem Sekretär der evangelischen Gewerkschaftsbewegung der Schweiz, die im „Aufbau" stattgefunden, vor allem betont habe. Durch diese Art vor allem wird das Evangelium verengert. Es wird mit Gewalt alles übersehen, was auf der sozialistischen Seite an Sehnsucht nach neuer Orientierung, ja an religiöser Empfänglichkeit vorhanden ist. Die Tatsachen der entgegengesetzten Art werden einseitig hervorgehoben — recht mit Lust und Genugtuung — die andern ignoriert, grundlos geleugnet oder selbstgerecht abschätzig ausgelegt. Ganz abgesehen davon, dass man für das Evangelium ohne Namen, das „unbewusste Christentum", mit Rothe zu reden, das im Sozialismus lebt, ganz blind ist. Auf der andern Seite übersieht man ebenso tendenziös die ganze Gottlosigkeit, die sich im bürgerlichen Lager findet und ist zufrieden, wenn diese ein wenig gefirnist wird. Ich möchte die Aufrichtigen unter den Evangelischen fragen: „Ist nach eurer Meinung die gefirniste Gottlosigkeit eines grossen Teils der bürgerlichen Welt in Gottes Augen und im Sinne Jesu wirklich besser als die ungefirniste eines kleinen Teils der Sozialdemokratie?" Ein wahrhaft furchtbares Beispiel selbstgerechter und ungerechter Beurteilung der Sozialdemokratie findet sich in einem Aufsatz der „Evangelischen Volkszeitung" (Nr. 9), der den Titel trägt: „Die Erziehung unserer Arbeiterschaft für eine neue Gesellschaftsordnung und für den Himmel auf Erden," der mit Dr. H. E. gezeichnet ist. Hier werden die sozialistischen Arbeiterführer als wahre Satane geschildert. Nun mache ich mir über gewisse sozialistische Demagogen wahrhaftig keine Illusionen. Aber gerade als Einer, der darin nun orientiert ist, darf ich sagen: Das Bild, das Dr. H. E. sozusagen von der gesamten sozialistischen Führerschaft entwirft, ist nicht nur ein Zerrbild, sondern eine Verleumdung schlimmster Art. Dergleichen sollte ein Blatt, das sich auf das Evangelium gründen will, nicht bringen. Harmloser, aber doch ganz ohne Wahrheit ist es, wenn im gleichen Organ Herr Pfarrer Hauri in Ellikon berichtet, er habe seinerzeit in die Entstehung des Generalstreikes von 1918 „hineingeguckselt" (wie er sich ausdrückt) und tut, als ob er dabei Dinge gesehen, die Gänsehaut machen müssten. Was hat er denn wohl herausgeguckselt? Andere, die vielleicht diesen Dingen näher gestanden, wissen, dass die ganze bürgerliche Legende vom Generalstreik ein Schauermärlein für Kinder und Weiber (wozu auch viele Männer gehören!) ist.

Wird schon dadurch der Sinn des Evangeliums verengert, so noch fast mehr durch das beinahe regelmässige Bündnis der „Evangelischen Volkspartei" mit den bürgerlichen Parteien. Gehört das Evangelium wirklich so sehr ins bürgerliche Lager? Von dem Aergernis, den das Auftreten Dr. Hoppelers für die Lex Häberlin und die Lex Schulthess, sowie für alle Rüstungsvorlagen und gegen den Zivildienst bedeutete — es war und ist ein Gaudium aller wirklichen Unchristen und ein Anstoss für sehr viele, die sich zu Christus bekennen — soll hier nicht mehr weiter geredet werden, umso mehr als seit einiger Zeit solche Aeusserungen Dr. Hoppelers nicht mehr vorgekommen zu sein scheinen. Aber ist die ganze reaktionäre Art Hoppelers in fast allen Dingen wirklich ein kongenialer Ausdruck des Evangeliums?

Wenn diese Einwände geltend gemacht werden müssen, so ist auf der andern Seite freilich die Tonart, in der einzelne sozialdemokratische Blätter von den Evangelischen reden (das „Volksrecht" z. B. betitelt die Evangeli-

schen stets nur als „Evangeliker") nicht weniger zu tadeln. Damit werden die Evangelischen, unter denen sich eine Anzahl ernsthafter und wertvoller Menschen finden, nicht von der religiösen Neutralität der Sozialdemokratie überzeugt, die dann auch tatsächlich bei einer Reihe von sogenannten Führern, die die Partei ungescheut für eine flache Freigeisterei in Anspruch nehmen, nicht vorhanden ist. Was die Evangelischen vergessen, ist bloss, dass diese Leute nicht die Meinung der grossen Mehrheit des sozialistischen Arbeitervolkes, das bloss zu indolent ist, um ihnen das Handwerk zu legen, vertreten.

Ich habe diese Bemerkungen geschrieben, weil es mir ein Gebot des Anstands scheint, ein Wort zu dieser Diskussion zu sagen. Jeder animus injuriandi gegen die Evangelischen liegt und lag mir stets ferne. Was ich etwa gegen Dr. Hoppeler gesagt, gilt seiner persönlichen Art und ist übrigens von ihm überreichlich vergolten worden, dazu an einem Ort, wo ich nicht antworten konnte. Mir ist es gar nicht um einen Streit mit den Evangelischen zu tun. Im Gegenteil, ich meine, wir sollten aus dem heutigen Stadium einer wahrhaft chaotischen Zerrissenheit und babylonischen Verwirrung so rasch als möglich herauszukommen trachten. Alle die, welche eine durch die Kräfte des Evangeliums auch sozial erneuerte Welt ersehnen und erstreben, sollten versuchen, jenseits aller Parteigebilde und einengenden Organisationen auf diesem Boden in freier Gemeinschaft zusammenzuarbeiten. Das wäre wenigstens ein Anfang. (Vergl. die Red. Bemerkungen.)

Zum englischen Kohlen- und Generalstreik sei noch Zweierlei bemerkt.

1. Es bestehen in Bezug auf den Sinn des Generalstreiks, wie des Streiks überhaupt, immer noch allerlei irrige Ansichten. Für viele ist ein Generalstreik der Gipfel allen Terrors, das Verbrechen der Verbrechen. Dem schweizerischen Philister bedeuten die beiden Generalstreike, der lokal-zürcherische von 1912 und der schweizerische von 1918 beinahe die schwärzesten Blätter unserer Geschichte, jedenfalls der der neueren Zeit. Den Weltkrieg haben sie vergessen, jene Generalstreiktage nicht.

Nun ist ja das Streikthema immer noch kompliziert. Es gibt natürlich verkehrte Streike und der Streik soll stets nur eine ultima ratio sein, von der man hoffen darf, dass sie einst, in einer besseren Ordnung, verschwinde, wie die Kriege aus dem Völkerleben. Aber folgendes ist daneben zu bedenken. Erstens: ein Generalstreik der Arbeiterschaft Europas oder der ganzen Welt ist eine der wertvollsten Waffen, auf die wir im Kampfe gegen einen neuen Weltkrieg rechnen können. Dürften wir es nur noch mit grösserer Sicherheit! Zweitens: der Streik ist das beste Ventil gegen den sozialen Bürgerkrieg. Nehmt dem Arbeiter diese Waffe und er wird sich nach der andern sehnen; nehmt ihm den „Pflug" und er wird zum „Schwert" greifen. Diese Seite der Sache wird viel zu wenig bedacht.

2. Vor mir liegt ein Aufruf, der von den sog. führenden Männern aller wichtigsten protestantischen Kirchenparteien von England unterzeichnet ist. An der Spitze steht der Bischof von Birmingham. Er enthält in der Einleitung den Satz: „Unser christlicher Glaube legt uns die Verpflichtung auf, die Menschen auf der Grundlage einer gemeinsamen Annahme des Willens Gottes, wie er im Leben und Gebot Jesu Christi offenbart ist, zu verbinden. Während wir uns als solche, die ihr Vaterland lieben, über das Aufhören des Generalstreiks freuen, so können wir als Christen doch so lange nicht zufrieden sein, als die soziale und wirtschaftliche Ordnung so weit davon entfernt ist, das christliche Ideal zu verkörpern." Es folgen dann Vorschläge, die ungefähr den Forderungen der gemässigteren Arbeiterführer entsprechen. Der Aufruf schliesst mit den Worten: „Sind wir nicht imstande, jetzt schon und in unserem Lande eine moralische Revolution in der Industrie herbei zu führen, die den bösen Bann der früheren wirtschaftlichen

Revolution bräche? Könnte nicht England, in einem tieferen Sinn als einst, durch seine Anstrengungen sich selbst und Europa durch sein Beispiel retten?"

Die berühmten Vorschläge des protestantischen Erzbischofs von Canterbury gingen dahin, 1. dass der Generalstreik abgebrochen werde, 2. dass die Regierung für eine bestimmte Periode der Kohlenindustrie weitere Hilfe gewähre; 3. dass die Bergwerkbesitzer die neuen Lohnfestsetzungen [die Herabsetzungen waren] aufheben sollten. Wie günstig diese Vorschläge für die Arbeiter waren, beweist der Umstand, dass die Regierung sich weigerte, sie dem Land mitteilen zu lassen. Sie waren übrigens mit den Leitern der Kirchen verabredet.

Das leitende Komitee der Quäker wandte sich in ähnlichem Sinne an die Regierung. Es bemerkte u. a.: „Es besteht ein weitverbreitetes Verlangen nach einer radikal christlichen Behandlung der gegenwärtigen unheilvollen Lage."

In all diesen Kundgebungen zeigt sich ein grosses, von niemand geleugnetes praktisches Verständnis der in Betracht kommenden wirtschaftlichen Fragen. Dieses ist also möglich und sollte diese ganze Haltung der Kirchen nicht mehr wert sein, als viel Theologie?

Ein Echo auf diese Erklärung des offiziellen Christentums ist die Erklärung des englischen Kronprinzen: „Ihre königliche Hoheit kann natürlich in keinem solchen Streit Partei nehmen, aber wir alle haben eine Dankesschuld für das, was die Bergleute bisher für uns gewesen sind und jedermann fühlt für ihre Frauen und Kinder in Not warme Sympathie. Es wäre kein wünschenswertes Ergebnis des Kampfes, wenn eine Partei nachgeben müsste, bloss weil die von ihr Abhängigen Not leiden." Das ist englische fairnes! Christ und Gentleman!

Auch jetzt sucht man gerade auf Seiten der Arbeiter, der radikalen Bergleute, die Kirchen als Vermittler! Durch die Vermittlung der Gemeinschaft für die Verchristlichung der Industrie (die eben dem christlichen Ideal eine Verkörperung in der Industrie verschaffen will), kam eine Besprechung der „Führer" der anglikanischen Staatskirche und der Freikirchen mit den „Führern" der Kohlenbergleute zustande. Man erwartet davon viel für eine möglichst gerechte, auch den Arbeitern günstige Schlichtung des gewaltigen Streites.

3. Zur politisch-sozialen Beurteilung des englischen Generalstreikes nur noch ein kurzes Wort. Im „Aufbau" haben Dr. Kramer auf der einen und Werner Lässer und Dr. Weber auf der andern Seite lebhaft den Streit geführt, der überall geführt wird und besonders in England selbst: ob der Generalstreik ein Misserfolg war oder nicht, und besonders, ob die Führer mehr oder weniger richtig und weise gehandelt. Nach sorgfältiger Konsultation der Dokumente und Besprechung mit hervorragend urteilsfähigen Engländern bin ich zu folgendem Urteil gelangt:

Der Streik war Erfolg und Misserfolg zugleich. Der Erfolg besteht darin, dass die Arbeiterschaft dadurch ihrer möglichen Macht auf eine Weise inne wurde, die in England bisher unerhört war. Das Ereignis hat zu einer gewissen Konsolidierung der Arbeiterbewegung geführt, wie das Ergebnis von Wahlen und die Steigerung der Mitgliederzahl der Gewerkschaften beweist. Dem steht entgegen der riesige Verlust an Mitteln, die erschwerten Bedingungen, die sich gewisse Gewerkschaften, vor allem die Eisenbahner, mussten gefallen lassen, die Diskreditierung der Generalstreikswaffe, der Eindruck der Niederlage besonders in der übrigen Welt. Sicher ist auch, dass in bezug auf die direkte Wirkung der Streik ein Fehlschlag war. Was sodann die Beurteilung der Führer betrifft, so scheint wohl endgültig klar zu sein, dass ihre Haltung sowohl bei der Erklärung des Generalstreiks wie beim Abbruch unklar und schwankend war. Man wusste nicht recht, was man tat, war innerlich nicht darauf vorbereitet, liess sich von den Geschehnissen mitnehmen.

Alles in allem: Das Ereignis ist doppeldeutig; es hängt wohl von den eng-

lischen Arbeitern und ihren Führern, zum Teil auch von uns allen ab, ob seine endgiltigen Folgen vorwiegend gut oder böse seien.

Jugendtag gegen den Krieg. Der diesjährige Jugendtag gegen den Krieg wurde in Zürich und Bern begangen. In Zürich war das Bezeichnendste, dass die Feier in einer Kirche, der St. Jakobskirche in Aussersihl, stattfand. Die Lieder, die man bei dem Anlass sang, klangen in diesen Hallen schon sehr neuartig und revolutionär. Pfarrer von Greyerz hielt die „Predigt", sagte alte und neue Dinge, zum Teil solche, die gerade in Zürich Eindruck machen mussten, und verstand es durch seine volkstümliche und entgegenkommende Art, die Herzen zu gewinnen. Eine Nachbesprechung war in unserem „Heim" sehr erfreulich.

In Bern fand eine solche Jugendtagung etwa eine Woche später im „Daheim" statt. Diesmal war es mehr Aussprache unter der Jugend selbst, allerdings so, dass wieder ein Vortrag von Pfarrer von Greyerz im Mittelpunkt stand. Es beteiligten sich u. a. an der Diskussion auch spezifische „Marxisten" auf der einen und die „Christen" auf der andern Seite, die ersteren ihren bekannten Spruch von der Notwendigkeit, zuerst die materiellen Verhältnisse zu ändern, hersagend, die andern sich in sophistischen frommen Kapriolen bewegend. Wann werden wir aufhören, Marionetten irgend einer frommen oder weltlichen Sektenmeinung zu sein?

Noch Eins: in Zürich ist offenbar Einer in der St. Jakobskirche gesessen, dem Verschiedenes nicht gefiel, nämlich Herr Zurlinden, der Sekretär der Schweizerischen Vereinigungen für den Völkerbund. Ihm sind die Dienstverweigerer ein Greuel, aber auch die Abrüstung scheint diesem Vertreter des Völkerbundes nicht wichtig zu sein, wichtiger ist für den Völkerbund zu werben (vergl. „Die Schweiz im Völkerbund", Nr. 7). Falls man wüsste, was für einen Zweck in den Augen von Herr Zurlinden der Völkerbund hat! Wenn man bedenkt, dass ungefähr zu gleicher Zeit der Präsident der schweizerischen Vereinigung für den Völkerbund, Oberst im Generalstab Dollfus, sich Herz an Herz mit Oberst Feyler für eine stärkere Armee enthusiasmiert und Bundesrat Motta in einer seiner Nichtgenfer-Reden erklärt, man müsse blind sein, um die Notwendigkeit der Förderung unserer Wehrkraft zu leugnen, so kann einem leid tun, dass der alte Wille nicht mehr lebt, um zu sehen, wie sein vielgehasster Völkerbund in der Schweiz sich nach und nach macht. Von Herrn Zurlinden weiss man schon lange, dass sein Hass gegen den Antimilitarismus viel grösser ist, als der gegen den Militarismus. Er klagt darüber, dass die Agitation für den Völkerbund durch den Verdacht, es könnte Antimilitarismus dahinter stekken (gibt es noch Leute, die so abergläubisch sind?), gehemmt werde. Böse Antimilitaristen! Und armer Herr Zurlinden! Es ist wirklich arg, dass es verdrehte Köpfe gibt, die meinen, ausgerechnet der Völkerbund sei dazu da, wie den Krieg, so auch die Heere aus der Welt zu schaffen, ja, dass sogar Wilson sofort die Heere beseitigen wollte. Wie könnte solchen Irrtümern und Gefahren abgeholfen werden? Wäre vielleicht nicht besser, Herr Zurlinden überliesse diese Agitation ganz den Obersten Feyler und Wildbolz und versuchte auch die Herren Wille (Sohn), Biberstein, Bircher u. s. f. dafür zu gewinnen? Dann fiele jener Verdacht doch wohl dahin. Vielleicht wirkte noch besser ein anderes Mittel: wie wärs, wenn Herr Zurlinden sich bei seinen Propagandareisen für den Völkerbund von einem Zug Dragoner begleiten liesse? Bei seinen guten Beziehungen zu den Obersten könnte es ihm daran nicht fehlen und wir Antimilitaristen dürften beruhigt sein.

Eine Statistik. Nach einer neueren Erfassung des Statistischen Reichsamtes befinden sich in Deutschland zurzeit 679.410 Kriegsbeschädigte, die in ihrer Erwerbstätigkeit um mindestens 25 Prozent beschränkt sind; diese Statistik ist in der Zeitschrift „Wirtschaft und Statistik" veröffentlicht. Darunter sind 1151 weibliche. Von der Gesamtheit leiden: 2734 an Blindheit, 39 580 an Lungentuberkulose, 4990 an Geisteskrankheiten, 44,109 durch Verlust eines Beines,

20,640 durch Verlust eines Armes, 1250 durch Verlust beider Beine, 131 durch Verlust beider Arme, 566,076 an sonstigen Gebrechen.

Dem Alter nach waren: 0,4 Prozent weniger als 25 Jahre alt, 9,3 Prozent bis 30 Jahre alt, 25,7 Prozent 30 bis 35 Jahre alt, 19,4 Prozent 35 bis 40 Jahre alt, 25,5 Prozent 40 bis 50 Jahre alt, 19,7 Prozent über 50 Jahre alt.

Ein Kreuzzug. Die englischen Frauen haben einen, wie mir scheint, edlen und grossen Gedanken ausgeführt: sie haben einen Kreuzzug gegen den Krieg veranstaltet. Vom Norden und Süden Englands zogen sie zu Fuss, mit einem blauen Mantel, auf dem ein weisses Kreuz leuchtete, bekleidet, Fahnen tragend, auf denen geschrieben stand: „Nicht Krieg, sondern Schiedsgericht!" durch die Städte und Dörfer Englands, einander ablösend, einzelne den ganzen Weg machend. Vor dem Rathaus der Stadt, auch etwa darin, und auf dem Dorfplatz redeten sie von der heiligen Sache und liessen über die Resolution abstimmen, die folgt:

„Im Glauben, dass das Gesetz die Stelle des Krieges bei der Regelung internationaler Streitfälle einnehmen muss, fordern wir Mitglieder der Pilgerfahrt der Friedensfreunde die Regierung Seiner Majestät dringend auf, dass sie sich bereit erkläre, alle Streitfragen einem Schiedsgericht zum Schiedsspruch zu unterbreiten und durch die Uebernahme der Führung in der vom Völkerbund vorgeschlagenen Abrüstungskonferenz der Welt beweise, dass Grossbritannien nicht an die Gewalt zu appellieren gedenkt."

Im Hydepark in London, dem Zentrum englischen öffentlichen Lebens, strömten zuletzt die Scharen zu einer Kundgebung zusammen, an der viele der hervorragendsten Männer und Frauen Englands sich beteiligten.

Sollte bei uns nicht auch etwas Aehnliches geschehen?

Eine Frau aus dem europäischen Osten schreibt mir:

„Wenn ich jetzt in Deutschland wäre, würde ich meinen gleichgesinnten Mitmenschen einen Vorschlag machen, den sie gewiss ausführen würden. Man müsste an einem bestimmten Tage zu einer Zeit in allen Grosstädten der Grossmächte, in einem Auto fahrend, Blättchen folgenden Inhaltes verteilen: „Mütter, Eure Pflicht ist es, den Krieg aus der Welt zu schaffen, weil die meisten Kinder von einer Kriegswelt nichts wissen wollen, Ihr habt die Fähigkeiten Eure Kinder, Euer grösstes Heiligtum mit richtiger Liebe zu umgeben, also wird es Euch auch gelingen, den Krieg mit allen Wurzeln zu vernichten. (Allerdings ohne Krieg.)"

Sollte nicht ein solcher Ruf tausend, zehntausend, hunderttausendmal erschallen?

Zwei neue Dienstverweigerer. Im Schloss von Neuchâtel sind am 18. Juli die Brüder Maurice und Marc Dubois von Le Locle vor dem Kriegsgericht gestanden. Sie haben beide aus Gewissensgründen sich geweigert, sich zur Rekrutierung zu stellen. Vor Gericht stellten sie prächtig ihren Mann und wurden dabei von unsern Freunden Elisabeth Blaser und Chr. Aerni als Zeugen, sowie durch Henri Perret als Verteidiger trefflich unterstützt. Dass das Gericht mit der Strafe nicht höher ging als bis zu 10 Tagen Gefängnis und 40 Franken Kosten, ist wohl ein Zeichen des geschehenen Umschwunges. Denn früher gab es zwei bis fünf Monate Gefängnis und Entzug der bürgerlichen Ehren. — Möge den jungen Gesinnungsgenossen ihre Tat Segen bringen!

Reichenauer Konferenz, 8. und 9. August 1926. Beginn: Sonntag, Nachmittag 4½ Uhr. Sonntags: Genossenschaftswesen und Landwirtschaft. Referat von Johannes Tscharner. Montags: Die Bedeutung der Urgemeinde für uns. Referat v. Peter Walser (Flerden).

Arbeit und Bildung hat wieder das Sommersemester hinter sich. Wieder ist manches erfreulich gewesen. Der „Zentralkurs" über „rechten und falschen Sozialismus" hat in steigendem Masse allerlei Menschen angezogen und zu wertvollen Abenden geführt. Auch die Frauenabende

nahmen einen befriedigenden Fortgang. Die musikalischen Abende haben zwar nicht so viel Teilnahme gefunden, als man hoffen durfte und als sie wohl verdient hätten (irgend ein sensationeller Schwindel zieht in Zürich die Menschen natürlich mehr an als so etwas), aber es fand sich immer wieder ein dankbarer Kreis um Themen wie: Frühling, Tod und Leben, Liebe, Arbeit, Lust und Leid zusammen. Auch diese Pflanze wird schon wachsen. Ob der Nietzsche-Kurs, der lebhaft gewünscht worden war, neben Dante einen guten Wurf bedeutete, bleibt zweifelhaft. Der Besuch war auch sehr gut, nur reichte die Zeit für das Unternehmen nicht recht. Zu Ende geführt wurde ein noch grösseres: Dante. Zwei Drittel der Teilnehmer hielten aus bis zum Ende, trotzdem die Abende an die Fassungskraft immer grössere Ansprüche machen mussten. Es erwies sich, dass das „Paradies", von dem man sonst immer meint, es bedeute ein Versagen der Danteschen Gestaltungskraft, im Gegenteil die würdige Krönung des ungeheuren Werkes ist. Aber um das herauszufinden, bedarf es freilich der Augen und der Arbeit.

Auch die Monatsabende haben uns wieder allerlei Wertvolles gebracht. Die Arbeit an den unehelichen und andern gefährdeten Müttern, und ein Bericht über die Arbeit der dänischen Volkshochschulen beschäftigten uns an zweien derselben. Am Dritten hatten wir eine bewegte Aussprache mit der Geschäftsleitung des Lebensmittelvereins über dessen gegenwärtige Krise. Den Abschluss bildete eine sehr gut besuchte Zusammenkunft im „Rosengarten" in Thalwil, die recht vielen Freude gemacht hat.

Wir sind gewiss auch diesen Sommer wieder einen Schritt weiter gekommen. Aber noch stehen wir erst auf den Anfangsstrecken des Weges. Es wäre noch vieles zu sagen, für vieles zu danken, auch manches zu klagen, aber beides gehört nicht in diesen kurzen Bericht. L. R.

Casoja, Volkshochschulheim für Mädchen, Valbella ob Chur. Der nächste Kurs auf hauswirtschaftlicher Grundlage findet statt vom 26. September bis 19. Dezember. Er steht Mädchen aus allen Kreisen offen, wendet sich aber in erster Linie an Arbeitermädchen, die gewillt sind, in ernster Arbeit ihren Weg durchs Leben zu suchen und gerne eine Zeit lang mit andern jungen Mädchen in einer Arbeitsgemeinschaft zusammen zu leben.

Erholungsbedürftige werden für längeren und kürzern Aufenthalt das ganze Jahr in Casoja aufgenommen.

Das Kurs- und Kostgeld wird den Verhältnissen des Einzelnen angepasst. Es kann auch ganz erlassen werden.

Prospekte und Auskunft: Frl. Gertrud Ruegg, Casoja, Valbella ob Chur (Telephon Lenzerheide 44), für Zürich: Frl. M. Grob, Gartenhofstr. 1, Zürich 4 (Telephon Sel. 77.53).

Redaktionelle Bemerkungen.

Wie im letzten Heft angekündigt, erscheint dieses als Doppelnummer in grösserem Umfang. Das Septemberheft soll entsprechend früher erscheinen, wenn möglich noch vor dem Bettag. Das vorliegende Heft steht vorwiegend im Zeichen Gandhis. Es bringt aber auch die übliche Apotheose Gandhis, sondern eine Auseinandersetzung mit ihm, etwas längst notwendig Gewordenes. Für Ewalds meisterhaften Aufsatz werden gewiss alle Leser dankbar sein. Die Rubrik „Zur Weltlage" fällt diesmal weg, weil der Aufsatz Ewalds an ihre Stelle tritt. Sie wird aber künftig wieder erscheinen.

Zu dem vielmissbrauchten Pauluswort wird im nächsten Heft noch ein Beitrag des Redaktors erscheinen.

Die zwei Rundschau-Artikel: „Eine Frage und ein Alarm" und „Die Evangelischen, das Evangelium und die Sozialdemokratie" waren schon für frühere Hefte bestimmt, mussten aber aus technischen Gründen zurückgestellt werden.

Der Bund mit Gott.

Ich will meinen Bund zwischen dir und mir machen.
(1. Mos. 17, 1—2.)

Es ist einer der Grundgedanken der Bibel, dass Gott einen Bund mit dem Menschen schliesse. G o t t ist es, der ihn schliesst; er geht voran, er hat die Initiative, dem Menschen aber ist Freiheit gegeben, auf diesen Bund einzugehen, die von Gott ihm dargebotene Hand zu ergreifen oder nicht. Dieser Bund enthält, wie jeder, Bedingungen, er ruht sozusagen auf einem Vertrag. Das Verhalten Gottes bindet sich gewissermassen an das Verhalten des Menschen. Gott legt auf die Erfüllung des Vertrages eine Verheissung, durch die Nichterfüllung geht sie verloren. Diese Nichterfüllung kann immer nur auf Seiten des Menschen liegen. Denn Gott ist treu. Zweierlei ist auf Seiten des Menschen nötig: Glauben und Gehorsam. Er muss g l a u b e n können, dass Gott wirklich mit ihm einen Bund eingehen wolle; denn das ist menschlich gesprochen wunderbar, es ist fast wie eine Art Anmassung, das anzunehmen. Vielleicht noch schwerer ist es, diesen Glauben festzuhalten den ganzen, langen, schweren, dunkeln, steinigen Weg zwischen der Verheissung und Erfüllung. Und er muss g e h o r c h e n, er muss den Weg gehen, den dieser Glaube fordert, so schwer und seltsam er scheint; er muss das Opfer bringen können, das er verlangt. Er muss auch selbst Treue halten.

Einen solchen Bund schliesst Gott nach einer alten Auslegung schon mit Adam, dem Menschen. Er schliesst ihn nach der Sündflut neu mit Noah, dafür als Zeichen seinen Friedensbogen in die Wolken setzend. Er führt ihn fort, eine Stufe höher hinauf, mit Abraham, dem Stammvater Israels. Wie durch Adam und Noah mit der natürlichen aber doch gottgeschaffenen Menschheit als solcher, so schliesst er durch Abraham einen Bund mit Israel, das heisst: einer Gottesgemeinde auf Erden, die über die natürlichen Wege hinaus seinem Willen gehorcht, seine Verheissung empfängt und Trägerin seines Reiches wird. In Moses wird dieser alte Bund durch das Gesetz endgültig erläutert und befestigt. In den Propheten weist er über sich hinaus, einem neuen entgegen. Dieser, der Bund der Gnade an Stelle des Bundes der Werke, der Bund der Erfüllung an Stelle des Bundes der Verheissung, erscheint mit Jesus Christus; sein Siegel ist das Kreuz, seine Zeichen sind Taufe und Abendmahl, die Zuwendung der Frucht der Verheissung an den Einzelnen und an die Gemeinschaft.

Diese Anschauung der Bibel ist von grundlegender und ewiger Bedeutung für das Verhältnis des Menschen zu Gott, sowohl des

einzelnen Menschen als ganzer Gemeinschaften. Sie bezeichnet einmal auf entscheidende Weise den Weg zu Gott. Ich kann mir nicht denken, dass ein einzelner Mensch oder eine menschliche Gemeinschaft sozusagen ins Unbestimmte zu Gott kommen könnten: ein Gott, dem man sich so gleichsam gelegentlich, unpersönlich und unsachlich zuwendet, etwa um ihn anzuerkennen, weil man einsieht, dass es einen Gott gibt, um ihn aus inneren oder äusseren Nöten hervor anzurufen, vielleicht sogar auch einmal, um ihm zu danken, kann uns nicht recht Gott sein und nicht recht unser Gott. Ein solches Verhältnis bleibt eben zu unbestimmt; ein solcher Gott verfliesst, wird vielleicht fast ein Götze. Denn das Charakteristikum des Götzenglaubens und Götzendienstes ist Willkür, zum Gottesglauben aber gehört Gehorsam. Unser Verhältnis zu Gott muss viel bestimmter, persönlicher, sachlicher werden; wir können Gott nur kennen lernen durch seinen Bund mit uns, der unser Bund mit ihm wird. Diesen Bund schliesst Gott, symbolisch gesprochen, nicht bloss mit Abraham, dem besonders auserwählten Menschen, wenn auch mit diesem auf besondere Weise, sondern schon mit Adam und Noah, dem Menschen überhaupt, dem Menschen als seinem Kind.

Wie kann ein Mensch Gott finden? Dadurch, dass Gott ihm begegnet. Gott begegnet ihm im Sinne seines Lebens, in dem Plan, der über seinem Leben ist. Dieser Sinn unseres Lebens, dieser Plan über ihm mögen schon als traumhafte Verheissung in das Leben des Kindes hineinleuchten, so wie es uns klassisch von dem Knaben Joseph berichtet wird. Sie walten als dunkler Drang in der Seele des Jünglings und der Jungfrau. Dann treten sie, wenn das Leben recht verläuft, hervor, gewöhnlich in einer Krise, seis freudiger, seis (was wohl häufiger ist) schmerzlicher, seis stiller und langsamer, seis stürmischer und plötzlicher Art. Der Mensch erkennt in Sinn und Plan seines Lebens zugleich seinen Gott. Er wird dadurch eigentlich erst zum Menschen im Vollsinn. Es ist ein Schöpfungswunder, ähnlich dem, wodurch das Kind, das in den ersten Lebensjahren bloss ein Er oder Es ist, sich auf einmal als ein Ich empfindet. Allentscheidend für das Verhältnis des Menschen zu Gott wie für seine Menschwerdung ist es nun, dass er den Bund, den Gott ihm in dieser Begegnung anbietet, wirklich schliesst. Viele tun es nicht; dann kommt ihr Leben nie zu einem rechten Sinn und Zusammenhang und sie kommen nie recht zu Gott. Wenn der Mensch aber diesen Bund schliesst, den Gott ihm anbietet, indem er ihm in dem Aufleuchten seines Lebenssinns und Lebensplanes erscheint, dann wird auch auf sein Leben eine Verheissung gelegt. Mag dieses Leben äusserlich und menschlich betrachtet noch so klein und unbedeutend sein, innerlich und vor Gott, auch vor ihm selbst, wird es dadurch gross, es kommt Unendlichkeit

hinein. Es kommt damit, wenn man das Wort recht verstehen will, das göttliche Märchen und göttliche Abenteuer in das Leben hinein. Es bekommt im stärksten, tiefsten Verstande Sinn, Zweck, Zusammenhang. Seine Arbeit wird zum Werk, sein Beruf zur Berufung, sein Weg zur Mission. Es wird ein Kunstwerk Gottes, es wird eine Glaubenstat, es wird ein Heldengang, es wird ein Weg in der Zeit und durch die Zeit zur Ewigkeit. Und nun wird vor allem Gott etwas Bestimmtes. Er wird u n s e r Gott, der Gott, der uns begegnet ist, der uns gerufen hat, der uns kennt und zwar unendlich besser als wir, der mehr Wir ist als wir selbst, aus dessen wahrhaftigem Ich unser Ich nur ein schwacher Abglanz ist. Er geht mit uns, führt uns, trägt uns; er offenbart sich uns, wie Albert Bitzius einmal so herrlich zeigt, sowohl durch Dunkelheit als durch Licht; er zeigt sich uns als Gott in wunderbarem Gericht nicht weniger als in wunderbarer Gnade. So wachsen wir mit Gott zusammen. Mit dem immer mehr sich aufhellenden Sinn und Plan unseres Lebens wird uns Gott bekannt, und umgekehrt, je besser wir Gott erkennen, desto besser verstehen wir uns selbst und unser Leben. Wir sind aus dem unbestimmten in das bestimmte Verhältnis getreten; der allgemeine Gott des Menschen und aller Kreatur ist uns ein persönlicher Gott geworden.

Der persönliche Gott aber ist ein l e b e n d i g e r Gott. Das ist a u c h der Sinn des Wortes vom Bunde zwischen Gott und Mensch, dass Gott nicht bloss als eine ruhende Idee über der Welt schwebt, sondern in die G e s c h i c h t e eingeht, sowohl die des einzelnen Menschen, als auch der Völker und der Menschheit — es gibt ja nur auf diesem Wege Geschichte im Vollsinn des Wortes; alle Geschichte ist Verheissung und Erfüllung, ist Gnade und Freiheit, ist Bund — dass er in diese Geschichte mit T a t e n eingreift, sie in stets neuer Schöpfung fortführt und sich in diesem Fortschreiten selbst immer voller offenbart. Gerade in diesen T a t e n des lebendigen Gottes, und n u r in ihnen, erfährt man, dass Gott i s t. Eine blosse Allgemeinheit Gottes ist den Stürmen und Nebeln der Gedanken und Stimmungen des Menschenherzens ausgeliefert, sie kann bald in Sonnenschein und Himmelsblau hervortreten, bald hinter finster dämonischen Wolkenwänden verschwinden und wird, so wie Welt und Menschenherz sind, immer mehr d i e s e s tun; aber wenn man erfahren hat, was dieser Gott in seinem Bund mit uns bisher g e t a n, wie er uns sein Gericht so individuell, so überwältigend gezeigt, aber ebenso ernst, ebenso individuell, ebenso überwältigend seine Gnade, wenn man immer und immer wieder erlebt hat, wie Böses sich zum Guten, Niederlage zum Siege wandte, wie nach jedem finsteren Durchgang, wo wir uns kleingläubig schon verloren gaben, das Licht nur um so heller aufging, wie er uns am meisten suchte, als er uns verlassen zu haben schien und

die furchtbarsten Erfahrungen den strahlendsten Sinn kund taten, wie immer das Misstrauen Unrecht bekam und immer das Vertrauen Recht— dann haben wir daran einen wirklichen Gott gewonnen, einen Gott, der stärker ist als die Welt und alles, was von der Welt ist, stärker auch als Schuld und Tod, stärker als die Gewalten, die von innen und aussen uns bedrohen und knechten; dann wissen wir, dass der Gott, der bisher solche Taten an uns getan, sie weiterhin tun wird, dass er treu sein, seinen Bund halten wird, weit über all unser Verstehen hinaus; dann ruhen wir inmitten von Stürmen und Dunkelheiten der Welt und Hölle auf ihm als dem ewigen Fels. Und dabei sind wir nicht bloss auf die Taten dieses Gottes angewiesen, die unser eigenes Leben erfährt, wir dürfen uns auf die noch viel gewaltigeren stützen, von denen uns die Geschichte erzählt, besonders diejenige, die wir mit Grund die heilige nennen. Das ist das Unvergleichliche dieser Geschichte, dass sie uns Gott eben nicht als allgemeine und unbestimmte Idee der Gottheit nahe bringt, sondern als den lebendigen Gott, den Gott, der Taten tut, in immer neuen Taten sich offenbart. Dadurch stärkt sie unser Herz, dass wir für uns und die Welt immer wieder auf solche Taten warten können und auch das Unmögliche dem Glauben möglich wird. Inmitten dieser Geschichte aber steht als Fels des Neuen Bundes, das A und O aller Taten Gottes, Er, durch den wir an die Liebe Gottes glauben können, die durch keine Untreue besiegt werden kann, die Liebe Gottes, die unendliche Geduld, Barmherzigkeit und Treue wird, Er, in dem Gott als Gott, in seinem Anderssein gegenüber der Welt und doch als Mensch, Vater, Bruder uns so überwältigend entgegentritt, dass der Bund Gottes mit dem Menschen erst recht unzerreissbar, erst recht unendlich natürlich und unendlich wunderbar wird — Er, in welchem wir an den Sieg Gottes über Tod und Hölle, an den Sieg Gottes über unsere Schuld glauben können, Er, in welchem neben jedem andern dieses höchste der Wunder möglich, ja wirklich wird.

Wir lernen Gott kennen durch seinen Bund mit uns und unsern Bund mit ihm. Das bedeutet aber nichts im falschen Sinn Persönliches, sondern bedeutet umgekehrt, dass wir Gott nur recht kennen lernen können, wenn wir mit ihm eine Sache haben. Auch in der Bibel hat bedeutsamer Weise der Bund immer diesen Sinn. Gott schliesst ihn mit Abraham, Moses, Israel nicht um der privaten Anliegen Abrahams und Mosis oder um Israels nationaler „Belange“ willen, sondern für Seine Zwecke und Sein Reich. Er nimmt sie dadurch in Seinen Dienst. Wenn Gott uns in Sinn und Plan unseres Lebens entgegentritt, so bedeutet darum auch dies nicht, dass wir als Individuen etwas Besonderes und Grosses werden sollen, sondern, dass er uns einen Platz anweist in der grossen Oekonomie seiner Welt. Wer ein rein privates Le-

ben führen will, wird nie einen wirklichen Gott kennen, sondern bloss Götzen. Gott bietet sich nicht den Träumen unseres Herzens und der Willkür unseres Eigenwillens an, sondern immer nur im Zusammenhang einer Sache, und zwar, was damit ja im letzten Grund immer gemeint ist, Seiner Sache. Diese Sache kann einen ganz individuellen, ja privaten Charakter zu haben s c h e i n e n, aber sie muss doch Seine Sache sein. Mit andern Worten: nur im G e h o r s a m, nicht in der Willkür, erkennen wir Gott und ernten die Fülle seiner Verheissung.

Das alles gilt, wie ich immer schon angedeutet habe, nicht nur von dem einzelnen Menschen, sondern auch von allen menschlichen G e m e i n s c h a f t e n. Auch sie kommen zu Gott und ernten seine Verheissung nur durch den Bund mit ihm. Es gilt auch von den V ö l k e r n. Auch über einem Volke waltet ein Sinn und Plan, der aus der Unendlichkeit zu ihm kommt. Auch ihm tritt nur darin Gott entgegen, so dass er sein Gott wird. Nicht an religiös verklärten patriotischen Festen, nicht an kalendarisch bestimmten „Buss-, Bet- und Danktagen“ tritt Gott mit ihm in ein bestimmtes Verhältnis, so dass er in Wirklichkeit sein G o t t wird. Noch weniger gibt sich Gott als höchsten Bürgen nationaler Leidenschaften und Anmassungen her, als Einer, der nach oder neben unserer Armee und Obrigkeit uns leitet und rettet. Auf diesem Wege kommt man eher zu einem Götzen als zu Gott. Nur in seinem B u n d mit Gott findet ein Volk den Gott, der s e i n Gott und der wirkliche Gott ist. Dieser Bund bedeutet eine Aufgabe, eine Sache, die Gottes Sache ist, und er bedeutet Glauben und Gehorsam. Was von Israel auf besondere Weise gilt, das ist in einem allgemeinen Sinn doch auch Wahrheit für alle Völker. Es ist eine besondere Verheissung auf sie gelegt. Diese leuchtet in ihrer Geschichte auf. Es ist nicht ihr Werk, ist Gnade, ist Erwählung. Diese Verheissung müssen sie ergreifen und festhalten. Sie wird zur Aufgabe. In ihren Dienst müssen sie zuletzt ihr ganzes Leben stellen. Sie müssen g e h o r c h e n. Davon, dass sie dies tun, hängt in letzter Instanz ihr Schicksal ab. Ihre Verheissung kann verloren gehen, endgültig oder für lange Perioden, wie diejenige Israels verloren gegangen ist. Gott tritt auch in ihre Geschichte als l e b e n d i g e r ein, in bestimmten Entwicklungen, bestimmten Taten. Darin tritt hell hervor, was er mit ihnen meint und wie er es meint. Daran müssen sie sich halten, auf der damit gewiesenen Bahn müssen sie weitergehen, auf Grund dessen, was sie erfahren haben, müssen sie stets Neues ergreifen, im G l a u b e n erfassen. Denn auch für sie ist Gott ein Lebendiger in der Weise, dass er nicht mit ihnen stille stehen, dass er sie mitnehmen will, weiter und immer weiter in seine Taten und Pläne hinein. Nur der Lebendige kann darum Gott haben, wer stille steht, verliert ihn.

Das ist der Bund zwischen Gott und Mensch, das warme lebendige Herz des Verhältnisses von Gott und Mensch. Es ist für den Einzelnen wie für eine Gemeinschaft entscheidend, dass sie diesen Punkt nicht verfehlen. Diesen Punkt müssen wir suchen, wenn wir einen Gott haben, wenn wir Gott recht kennen lernen, ihn recht zum Gott haben und ihm recht dienen wollen. Wir müssen das Gottesgold der Linie dieses Bundes suchen. Wir müssen stets neu diesen Bund bedenken, ihn weiterführen, ihn aus dem Schutt der Vergessenheit, dem Scherbenberg der Untreue, dem Schmutz der Sünde wieder ausgraben. Sinn, Wert, Ertrag, Freudigkeit, ewiger Glanz des Lebens hängen davon ab, für jeden Einzelnen wie für jedes Volk.

Zweierlei ist dabei besonders schwierig. Ich habe es auch schon angedeutet: Es ist nicht leicht, den Glauben an diesen Bund zu bewahren. Denn er kann auch ohne unsere Schuld durch Wüsten der Enttäuschung und tiefe Engpässe der Verdunkelung führen. Davon redet auch die Geschichte des Bundes in der Bibel deutlich genug, besonders in dem typischen Erleben eines Abraham. Die Verheissung wird dem G l a u b e n gegeben, sie teilt alle seine göttliche Gewissheit, aber auch alle seine menschliche Unsicherheit. Sie kann im Lauf der Wanderung auf das einst geschaute Ziel zu grenzenlos unwahrscheinlich, utopisch, ja phantastisch erscheinen, dass wir wohl meinen, sie könnte blosser Traum und Selbstbetrug gewesen sein. Aber alles kommt darauf an, dass wir daran festhalten, dass wir sie nicht fahren lassen. Zwar gehört dazu, dass wir sie in Gottes Erziehung von allem Irrtum, der sich von uns her daran gehängt, auch von allerlei unvollkommenen F o r m e n, reinigen lassen. Gewiss wird die Erfüllung anders sein, als wir sie uns gedacht. Das gehört zur Paradoxie des Waltens Gottes. Aber sie wird herrlicher sein, als wir gedacht — wenn wir nur treu bleiben! Gott ist treu! Lass deinen Bund mit Gott nicht fahren, a l l e s kommt darauf an!

Wenn wir treu bleiben! Ja, aber das ist gerade das grösste der Hindernisse: wir sind n i c h t treu. Wir schwanken im Glauben, sind kleinmütig, straucheln, fallen. Wir sind nicht gehorsam, sondern gehen Wege der Lust, der Leidenschaft, des Eigenwillens. Wir b r e c h e n den Bund, einmal, zweimal, hundertmal. Fällt er damit nicht dahin?

An dieser Stelle kommt der tiefste und herrlichste Sinn dieses Wortes vom Bund zu uns. Es bedeutet vor allem gerade, dass G o t t treu bleibt, wenn w i r untreu sind, dass G o t t den Bund hält, wenn w i r ihn brechen. Hier erschliesst sich der wunderbare Sinn der Tatsache, dass es neben dem A l t e n und über ihn hinaus einen N e u e n Bund gibt. Der Alte Bund ist der Bund der W e r k e. In ihm bestehen wir nicht, wir kommen in ihm zu Fall.

Aber der Neue Bund ist der Bund der Gnade. Gott hält den Bund trotz unserer Untreue. Ueber die Völker senkt sich Erfüllung herab, trotz ihrer Schwäche und Sünde, ihrer Vergesslichkeit und Verirrung — als Gnade. So senkt sie sich auf uns herab, trotz unserer Untreue, unserer Torheit, unserer Befleckung — als Gnade. Unter einer Bedingung allerdings: dass wir diese Gnade ergreifen in Busse und Glauben. Denn eine Aufforderung zum Leichtnehmen ist das wahrhaftig nicht; es ist der tiefste Ernst, den es gibt. Diesem tiefsten Ernst allein begegnet die Aufforderung: „Tut Busse und glaubt an das Evangelium." L. Ragaz.

Wilhelm Tell — ein Problem unserer Zeit.

Die alte Sage will, dass Tell, ähnlich wie Barbarossa im Kyffhäuser, im Axenstein verborgen wohnt und jedesmal dann hervortritt, wenn sein Volk in Not ist. Und wirklich, jedesmal, wenn eine tiefe, innere Erschütterung unser Volk bewegte, erschien er, gerufen vom Volke selbst, das nach einem Retter in der Not, nach einem Weg aus der Dunkelheit sich sehnte. Denn jedesmal an diesen Kardinalpunkten unserer Geschichte wurde die Tellsage dichterisch gestaltet. Und stets haben die Dichter, aus einem Volksganzen hervorgehend, die bewussten oder unbewussten Strömungen der Volksseele in ihren Werken widergespiegelt. Jedesmal wurde der Nationalmythus neu gestaltet, jedesmal wurde Tell ein Kind seiner Zeit. Drei Zeitabschnitte der Telldichtungen können wir unterscheiden: der erste fällt ins 16. Jahrhundert, dessen geistige Revolution, die wir unter dem Namen Reformation kennen, für die Schweiz schwere politische Wirren zur Folge hatte; der zweite um die Wende des 18. Jahrhunderts, als die Wellen der französischen Revolution über unser Land hinwegfegten; und der dritte endlich, im letzten Jahrzehnt, dem Jahrzehnt des Weltkrieges beginnend, dürfte heute seinen Abschluss noch nicht gefunden haben.

Ob Tell eine historische Gestalt ist oder nicht, bleibt für uns hier ohne Belang, wichtig ist, dass der Tell-Mythus lebt und immer wieder in neue Formen gedrängt wird. Wichtig ist für uns ferner, zu sehen, dass die jeweiligen Tellspiele und Tell-Lieder zeitbedingt sind und eine notwendige politische Stellungnahme verschiedener Zeiten und Bevölkerungsschichten darstellen.

Das älteste Tellenlied entstand 1470.[1]) Dieses Lied liegt als Quelle dem 1512 aufgeführten alten Urner Spiel vom Wilhelm Tell

---

[1]) Ich entnehme die nachfolgenden, literarhistorischen Daten einer nicht im Buchhandel erschienenen Schrift von Dr. Paul Lang über die schweizerischen Tellspiele.

zugrunde. In beiden wird Tell als der einfache Mann aus dem Volk, der eigentliche Anstifter zum Aufstand gegen die Vögte und Gründer des Bundes dargestellt. Die Schäden der Zeit werden darin deutlich gebrandmarkt. Den Geist des reformatorischen Zürich atmet das ungefähr zu gleicher Zeit entstandene Neue Tellenspiel des Konstanzers Jakob Ruof, das einen letzten Appell an die guten Kräfte des Schweizerbundes darstellt, zum letzten Mal das hehre Freiheitssymbol allen Schweizern vor Augen hält, um sie vor dem Bruderkrieg zu bewahren, eine Mahnung, die dann ja überhört wurde.

Nun fiel der Tellmythus für längere Zeit den Chronisten anheim, die je länger je deutlicher denselben zu „diskreditieren“ suchten, denn seit dem Ende des sechszehnten Jahrhunderts begannen die Eidgenossen sich selber zu Landvögten zu entwickeln, so dass ihnen die Tellsage unbequem werden m u s s t e. Je stärker sich aber die regimentsfähigen Familien in den verschiedenen Orten von dem gewöhnlichen Volke schieden, um so stärker wurde auch der politische Boden wieder aufgewühlt und für die Aufnahme einer neuen Gestaltung des Nationalmythus empfänglich gemacht. So ging denn notwendigerweise das nächste Tellenspiel aus der neu geschaffenen Schicht der Unterdrückten hervor und kein anderer als der bekannte Samuel Henzi hat es, in französischer Sprache, geschrieben. Er verflocht es, der Sitte des französischen Theaters entsprechend, mit einer Liebeshandlung, indem des Landvogts Sohn sich in Tells Tochter verliebt, liess es aber nicht fehlen an deutlichen Hieben gegen die Ungerechtigkeiten seiner Zeit. Veröffentlicht wurde es erst lange nach seinem Tode. Auch der Zürcher J. J. Bodmer konnte sich nicht enthalten, ein Tellenspiel zu verbrechen. Interessanter und wertvoller sind die beiden Stücke des Berners J. J. Zimmermann und des Toggenburgers J. L. Ambüehl, eines Landsmannes Uli Bräckers, des armen Manns im Toggenburg. Wieder erhob der Dichter die warnende Stimme, zu einer Zeit, da sich schwere Gewitterwolken über dem Lande zusammenballten und ein dumpfes Grollen den Untergang der alten Eidgenossenschaft ankündigte. Wenige Jahre später wurden die ersten Freiheitsbäume aufgepflanzt.

Und zu dieser Zeit beschäftigte sich der stammverwandte Schwabe Friedrich Schiller mit dem Stoff und goss ihn, in der Vollkraft seiner Kunst stehend, in eine für lange Zeit endgültige Form. Denn nach Schiller dauerte es ein volles Jahrhundert, bis die Zeit zu einer neuen Gestaltung trieb und sich in dem kurzen Zeitraum von neun Jahren nicht weniger als fünf Schweizer Dichter damit beschäftigten. Schillers Tell war für ein Jahrhundert die gültige Form des Mythus, für immer konnte und durfte er es nicht bleiben. Denn die Zeit steht nicht still. Die Entwicklung geht weiter. Und nach einem Jahrhundert geschah es, dass unser Land, durch das blutige

Erlebnis des Weltkrieges erschüttert, in eine schwere geistige Krise eintrat.

Die erstaunliche Tatsache bleibt bestehen, dass ein landesfremder Dichter unserm Volke ein Nationaldrama schenkte. Freilich, es dauerte lange, bis Schillers Tell Gemeingut war, denn gar zu vieles mutete die Schweizer fremd an. Der ganzen Rudenz- und Bertha-Episode, wie überhaupt dem romantisch-opernhaften Element stehen wir verständnislos gegenüber.

Im „Tell“ fand Schillers Freiheitsliebe und Freiheitsdrang den künstlerisch vollendetsten Ausdruck, in ihm spüren wir den ganzen Schwung seiner genialen Persönlichkeit. Diesem Schwung widerstanden, trotz anfänglichem Widerstreben, auch die Schweizer nicht, vor allem nicht die Schweizer der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts, die Freiheitsmänner von 1830 und 1848, die im Hochgefühl ihres Patriotismus im Schillerschen Drama den dichterischen Ausdruck ihrer Bestrebungen sahen. Im Laufe des Jahrhunderts freilich schwand diese Begeisterung wieder um ein Merkliches, man stand dem Inhalt des Dramas wieder kühler gegenüber, genoss es mehr noch als Kunstwerk denn als politisch-ideelle Manifestation. Das Drama geriet unter das Protektorat der Schule, wo es dank seiner begeisternden Sprache stets dankbare und begeisterte Hörer fand und finden wird. Schillers Tell ist ein Freiheitsdrama, die Freiheit, die der Dichter erstrebt, ist die Freiheit eines Volkes, die Unabhängigkeit einer Nation, die bewaffnete Freiheit einer Volksgemeinschaft, kurz die Freiheit, wie sie jedem Patrioten, der die napoleonische Despotie mitgemacht hatte, als erstrebenswertestes Ideal vorschweben musste. In den Leiden des im „Wilhelm Tell“ dargestellten Schweizervolkes erkannte ein geknechtetes Europa seine eigenen, aus dessen Befreiung von der Gewalt der Vögte schöpfte es die Hoffnung auf eine eigene bessere Zukunft. — Seither ist ein Jahrhundert über die Erde gegangen, ein Jahrhundert ungeheuerster und ungeahnter Entwicklungen, an dessen Ende die gewaltige Erschütterung des Weltkrieges und die, neue Hoffnungen und Ziele in die Welt schleudernde Revolution im Osten und die Gründung des Völkerbundes stehen. Uns aber drücken neue Nöte, Sorgen und Wirrnisse. Das Ideal der Freiheit hat sich gewandelt, längst sind es nicht mehr Vögte und Kaiser, die uns unterdrücken, sondern andere Mächte. So feindlich einzelne Völker einander noch gegenüberstehen, eines eint sie: die allgemeine innere Zerrissenheit. Der deutsch-französische Krieg, der Tripolis-Krieg, der Balkan-Krieg waren die ersten Flammensignale, die das Völkermorden ankündigten und die Ahnung aufkommen liessen, dass diese nationale oder gar nationalistische Freiheit am Ende aller Enden nicht unser letztes Ideal sein dürfe. Der Weltkrieg liess diese Ahnung zur schrecklichen und zugleich mächtig aufrüttelnden Wahrheit werden. Und

nun durften auch unsere schweizerischen Dichter nicht mehr schweigen, nun mussten auch sie sich mit der Gegenwart auseinandersetzen, und da ist es ganz natürlich, dass sie sich die Tellsage zum Vorwurf wählten, um der unserem Volke unbewusst innewohnenden Sehnsucht nach einer neuen, lebensfähigeren Staatsidee Ausdruck zu verleihen. Fünf Dichter haben das in dem kurzen Zeitraum eines Jahrzehnts getan. Ich wiederhole: So wie Schiller sich mit seiner Zeit, mit der damaligen Welt und den damaligen Zuständen auseinandersetzte, so setzen sich die Dichter unserer Zeit mit der heutigen Welt, mit der heutigen Weltordnung auseinander. Es ist keine Auseinandersetzung mit Schiller, eine solche wäre sinnlos. Sie wollen nicht gegen Schiller, sondern neben Schiller stehen. Kein Mensch, vor allem kein Dichter wird das Schillersche Kunstwerk angreifen. Und die zünftige schweizerische Literaturkritik hat sich ein Armutszeugnis ausgestellt und ihre Lebensfremdheit wieder einmal eindringlich dargetan, als sie diese Telldramen schlankweg mit dem hohnvollen Vorwurf der Schillerkritik erledigen wollte (z. B. Eduard Korrodi in der „Schweizerdichtung der Gegenwart"). Wir wollen uns also stets darüber klar sein, dass diese neuen Telldramen, aus unserer Zeit heraus geboren, eine notwendige Auseinandersetzung mit ihr darstellen, wenn wir nun daran gehen, uns dieselben etwas näher zu betrachten.

1914, noch vor Beginn des Weltkrieges, erschien in französischer Sprache das Telldrama von René Morax, dem Gründer des Théâtre du Jorat. Das Drama selbst, das deutliche Anlagen zum Festspiel aufweist, ist weniger bedeutsam als die Tatsache, dass zum ersten Mal ein Welschschweizer den Stoff gestaltete und sich so zum Nationalmythus, der bis anhin nur den Deutschschweizern so recht vertraut war, und zu der diesem innewohnenden Idee bekannte. Sein Tell ist im Grunde genommen vom Schillerschen nicht wesentlich verschieden, vielleicht mit dem Unterschied, dass er etwas impulsiver, etwas skrupelloser ist und Gessler ohne Monolog erschiesst, in der Gewissheit, dass ihm seine Volksgenossen ohne weiteres Recht geben werden.

Bedeutsamer und aufwühlender, aber auch erheblich verwirrter und verwirrender ist der im Jahre 1915 erschienene Prosa-Tell von Carl Albrecht Bernoulli „Der Meisterschütze". Der erste „Kriegs"-Tell. Der erste Mahnruf eines kommende Nöte ahnenden Dichters. Freilich, es ist gut, dass der Dichter seinem Werke ein Vorwort mitgibt, das uns seine Absichten klarer darlegt, als es das Werk selbst von Zeit zu Zeit zu tun imstande ist. Denn neben lebendigsten Momenten weist das Drama tote Punkte auf, wo die lebendige Rede einer toten Parlamentsdebatte Platz macht, was ja freilich auch ein Zeichen der Zeit ist. Der Dichter erläutert und charakterisiert uns seinen Tell u. a. folgendermassen:

„Neben Stauffacher, dem ausgesprochenen Staatsmann der Sage, konnte ich der Zentralfigur für die gebotene Gegensätzlichkeit nur eine instinktive Zurückhaltung und mittelbare Abkehr vom eigentlichen politischen Leben andichten und hütete mich, Tell zu einem grosschweizerischen Mordspolitiker im Sinne des modernen Bundesideals zu steigern. Der neue Tell musste mir nur sein eigenes Leben bis an die Grenze der Ungenossenschaftlichkeit und Staatsfeindlichkeit führen, er bekam somit in seinem Verhältnis zur Gesamtheit eine Stellung angewiesen, wie sie im modernen Leben der Künstler einnimmt, der bei aller wirtschaftlichen Hemmung doch sich der denkbar grössten Unabhängigkeit erfreut und dadurch vorzüglich zum Verkündiger der Freiheit berufen erscheint.“ Man sieht, hier atmet schon ein neuer Geist der Freiheit. Niemals hätte der Schillersche Tell sich bis an die Grenze der Ungenossenschaftlichkeit und Staatsfeindlichkeit vorwagen dürfen. Es blieb dem, den Weltkrieg verstehenden Dichter des zwanzigsten Jahrhunderts vorbehalten, die Gefahren, die der Staat, dieses Gebilde der Politik, heute darstellt, zu erkennen. Bernoullis Tell ist durch und durch unpolitisch, jeder politischen Berechnung und Ränkesucht fern, weshalb er sich denn auch mehr als einmal im Gegensatz zu der Gemeinschaft, im Gegensatz vor allem zu Stauffacher, dem Politiker reinsten Wassers, befindet. Und wenn Bernoulli auch Stauffacher Recht widerfahren und ihn gelten lässt, sein Herz gehört dem nach einer hohen Freiheit unbewusst strebenden Tell, dem Tell, der nur nach dem Herzen entscheidet und nicht nach dem Verstand, dem Tell, der auch im Vogt den Menschen erkennt und sich anfänglich besinnt, ob er nicht in dessen Dienst treten wolle, dem Tell, der, da er sieht, dass Gessler ihn belog, diesen tötet, freilich nicht ohne nachher einen Nervenschock zu erleiden!

Ein Jahr nach Bernoullis Meisterschützen, also 1916, erschien abermals ein französisches Telldrama, betitelt „Guillaume le Fou“. Der Verfasser ist Fernand Chavannes, wiederum ein Waadtländer; aber nicht mehr vom konservativen Schlage eines René Morax, sondern ein Junger, Unzufriedener, ein gegen seine Verhältnisse Protestierender. Der Titel des dreiaktigen Dramas ist ironisch zu verstehen. Denn in diesem Tell wird der Gegensatz zwischen Tell und seinen Volksgenossen noch weiter geführt. Die Eidgenossen, allem Neuen aus tiefstem Herzen abhold, unter sich selbst voll Misstrauen, stehen den Taten Tells verständnislos gegenüber. Ihnen ist es unverständlich, dass Tell sich nur um seine Gemsen kümmert, unverständlich aber auch, dass er, als Melchthal von der Blendung seines Vaters erzählt, zur Rache aufruft. Denn sie sehen in ihm nur „un révolté, un désordonné, qui n’a jamais su se plier à une autorité, ni des hommes, ni de Dieu.“ Sie wollen nach dem Rat der drei Eidgenossen langsam und bedächtig vorgehen, „avec modération, comme

c'est convenable et juste, simplement." In die grösste Bestürzung aber versetzt Tell sein Volk, als er nach dem Apfelschuss Gessler tötet. Weder Stauffacher, Fürst noch Melchthal anerkennen seine Tat, sie sind vielmehr bereit, ihn auszuliefern, um sich allfälliges Ungemach vom Leibe zu halten. Ja selbst Tells Frau geht, trotz ihrer übermächtigen Liebe, an dieser Tat und Tells blutigen Händen zugrunde. Einzig seine Mutter steht für ihn ein: „Et moi, je dis que tu as bien fait. N'écoute pas ceux qui ne font rien que de raisonner; écoute les petits!" Und zu den drei Eidgenossen gewendet fährt sie in wahrhaft modernen, revolutionären Tönen fort: „Moquez-vous seulement de la pauvre vieille femme, vous les riches! Moquez-vous seulement du pauvre chasseur imprudent, vous les prudents! Est-ce qu'il n'y a que vous pour aimer le pays? Est-ce que ce sont ses intérêts que vous défendez? Moi, je dis que ce n'est rien que les vôtres!" Tell selbst erkennt die inneren Beweggründe seiner Handlung und in ekstatisch wuchtiger Rede rüttelt er die Eidgenossen, die sämtlichen Talleute auf. Seinen Knaben hochhaltend, ruft er aus: „Sauvez les enfants, le peuple de demain, qu'ils ne soient pas des esclaves, des domestiques, qu'ils aient un cœur , qu'ils aient hérité de nous un cœur! . . . même s'il faut que le nôtre saigne! Ecoutez! c'est la liberté qu'en tuant j'ai vengée; et lui il m'avait forcé de tirer sur celui-ci, qui est l'espoir de l'avenir, et c'est cela que j'ai vengé." Die Hoffnung auf eine bessere Zukunft war es, die Tell sich nicht wollte rauben lassen. Nun fängt langsam das Volk an, seine Tat zu bejahen. Aber in der Dunkelheit wird der am Boden liegende Tell getreten und geschlagen, so dass er an den Verwundungen stirbt. Und nun, da er tot, erschallt sein Lob und Ruhm: „Et maintenant, que le voilà couché, comme il est grand." Erst nach dem Tod erkennt und ehrt das Land seinen Befreier. Es ist ein bitterer Ruf der Entrüstung und der Sorge um das Geschick unseres Volkes, der aus diesem, in schriller Dissonanz endenden Drama tönt. Es ist der Hilferuf einer jungen Generation, die sich gegen den Konservatismus, gegen die Bevormundung der Alten auflehnt, auflehnt auch gegen die berechnende, durch diplomatische Künste verseuchte Staatspolitik. Es ist das erschütternde und zugleich höchst erfreuliche, auf eine bessere Zukunft hoffende und hinweisende, apolitische Bekenntnis einer jungen Schweiz.

Nichts von diesem revolutionären Geiste spüren wir in dem dreiaktigen Telldrama, das, in Schwyzer Mundart geschrieben, 1920 durch die freie Bühne uraufgeführt, nunmehr im Buche vorliegt und den Architekten Paul Schoeck, einen Bruder des Komponisten, zum Verfasser hat. Und trotzdem bedeutet auch dieses Drama eine mutige, revolutionäre Tat. Das ist die völlige Abkehr vom Schillerschen Pathos, das Herunterholen des auf dem hohen und unzugänglichen Sockel der Heldenverehrung stehenden Nationalhelden

und seine Verwandlung in einen Menschen mit Fleisch und Blut. Dieser Tell wurzelt völlig in unserem Volk, schon das ist höchster Gewinn. Und das ist auch die Absicht des Dichters, den Mythus wieder lebendig werden zu lassen, ihn dem Volke wieder näher, menschlich näher zu bringen, dass es sich daran aufrichten, neuen Glauben an eine neue Freiheit schöpfen könne. Darum ist auch in diesem Tell nichts von Uneinigkeit unter den Eidgenossen zu merken wie im Chavanneschen, höchstens dass der Eine und Andere unter den Eidgenossen etwas stürmischer dreinfahren möchte, als es die Oberhäupter wünschen. Stauffachers Staatskunst und Ueberlegung aber trägt immer wieder den Sieg davon und weiss die Stürmischen zurückzuhalten von unüberlegtem Tun. Anderseits aber gerät auch Tell nicht in die geringste Opposition zu Stauffacher, da dieser seine menschlichen Beweggründe durchaus versteht und würdigt. Ja, die Ermordung Gesslers kommt ihm sehr gelegen, er ist froh, nun zu wissen, was er zu tun hat. So empfängt er denn auch Tell mit den Worten: „Ihr händ üs mit üem Pfyl usere grosse Zwifelsnot erlöst," worauf Tell, wiederum sehr charakteristisch für dieses Drama erwidert: „Landamme, hie heds gheisse: är oder ich; öppis anders heds da nid z'erwäge gä!" Sicher, wohlüberlegt, wandelt dieser Tell seines Wegs. Ihn plagen keine Gewissensbisse. Gesslers Verrat (Tell rettet ihn aus dem Sturm) gibt ihm die völlige Gewissheit, dass seine Tat berechtigt ist. Aber jede staatsmännische Ueberlegung ist ihm fern, da vertraut er völlig auf die Landammänner: „Ich ha hie nümeh z'tue. Was da nu ga muess, isch d'Sach vo dä Talamme. Si nähnds scho rächt a d'Hand." So klingt dieses Tellspiel in voller Harmonie aus, wenn auch ernst und gehalten, mit dem deutlichen Hinweis auf Morgarten. Trotz seiner Einfachheit — der Dichter vermeidet jeden Pomp, vermeidet die Darstellung aller dramatischen Momente und lässt alle drei Akte in einer Wirtsstube spielen, wo wir alles nur erzählt hören — ich sage: trotz dieser Einfachheit, packt uns das an Stimmungsgehalt äusserst reiche Drama mächtig. Wichtig und wertvoll ist die Einsicht, dass die Eidgenossenschaft werden musste, wenn ihre Freiheit rechtlich auch auf schwachen Füssen stand und ihre Freiheitsbriefe durchaus nicht einwandfrei waren. Die Eidgenossenschaft musste werden, als eine neue, höhere Staatsform, bestimmt, das morsche Gebäude des heiligen römischen Reiches deutscher Nation um Jahrhunderte zu überdauern. Und haben wir nicht heute mehr denn je das Gefühl, dass eine neue Eidgenossenschaft werden muss, wenn anders wir nicht verkümmern sollen?

Diese Sehnsucht ist das Grundmotiv des letzten Tellenspiels, das wir kennen, das alle die inneren Nöte unserer Zeit, die Disharmonien unseres Daseins, die Triebkräfte unseres Lebens, deutlicher und klarer formuliert, als die frühern, die Konsequenzen schärfer

und unentrinnbarer zieht und zugleich den deutlichsten Weg in die Zukunt weist, das ist Jakob Bührers „Neues Tellenspiel“, uraufgeführt 1923 im Zürcher Schauspielhaus, im selben Jahre auch im Buchhandel erschienen.

In keinem der vier vorerwähnten Tellenspiele kommt der Gegensatz zwischen dem Schillerschen Freiheitsbegriff und dem Freiheitsbegriff des zwanzigsten Jahrhunderts, des nachweltkrieglichen Jahrhunderts, so deutlich zum Ausdruck, wie in diesem letzten. Das Schillersche Ideal der nationalen Freiheit wurde im Laufe des Jahrhunderts zu einem Zerrbild gesteigert, es wuchs sich aus zum chauvinistischen Nationalismus. Der Weltkrieg war dessen Fiasko. Und nun wuchs das Bedürfnis nach einer übernationalen Lebens- und Völkergemeinschaft. Das Völkerbundsideal wurde geboren, es ist der sieghafte Gedanke des zwanzigsten Jahrhunderts. Das Ideal der nationalen Freiheit war überlebt und entwickelte sich zum Ideal der internationalen Freiheit. So stehen sich an den Wenden der beiden Jahrhunderte zwei Ideale gegenüber oder besser, sie stehen übereinander: Nationalismus und Internationalismus.

Der Internationalismus, nicht im Sinne eines Partei- sondern eines Menschheitsprogramms, kann nur aus dem Nationalismus herauswachsen. Eine Nation kann niemals in eine Gemeinschaft von Nationen hineinwachsen, ohne über sich selbst im Klaren zu sein. Sie hat nur dann in der Gemeinschaft einen Wert, wenn sie selbst eine Kraft, eine Idee lebendig verkörpert. Es ist aber gerade das Fehlen einer solchen lebendigen Staatsidee, das die heutige Schweiz charakterisiert. Der Patriotismus der Achtundvierzigerjahre kann nicht mehr lebendig sein, unsere politischen Parteien versteifen sich auf ihre Programme, noch keine aber hat das Programm, das Staatsideal entdeckt, das uns a l l e eint, zu dessen Verwirklichung sich Grosskapitalist und Bolschewiki in gemeinsamer Arbeit zusammentun wollen. So ist es ganz klar und selbstverständlich, dass in Bührers Tellenspiel, das wir nun etwas näher betrachten wollen, die innerpolitische Auseinandersetzung den Hauptplatz einnimmt, wiederum in charakteristischem Gegensatz zum Schillerschen Drama. Betrachten wir einmal den Gang der Handlung in diesem knappen, vieraktigen Drama.

An einem steilen Felsabsturz, durch den ein schmales Grasband führt, begegnen sich Tell und Gessler. Das Gespräch führt beide zusammen. Beide sind arme Schlucker, die kein eigenes Land besitzen. Beide tragen eine mehr oder weniger starke Sehnsucht nach einer besseren Welt (denn auch Gessler ist hier ein Mensch) in sich. Und als Gessler des Kaisers Plan, ein grosses Welt- und Friedensreich zu schaffen, schildert, bricht Tell in helle Begeisterung dafür aus. Schon sieht er in seinem Geiste die Grenzen fallen, die die Willkür des Menschen schuf: „Wo Menschen sind ist Heimat, sollt ich

meinen." Deutlich erkennt er aber auch das Hindernis, das uns von dieser Heimat trennt: „Uns aber ist die engste Enge Heimat, und wer sie uns betritt ist fremd, ja feind."

Der zweite Akt bringt die grosse, bedeutsame, innerpolitische Auseinandersetzung zwischen Tell, Stauffacher und Baumgartner. Tell, nach einem neuen Ideale mühsam ringend, steht hier im Kampfe mit dem kulturlosen Hörigen oder sagen wir Proletarier Baumgartner einerseits und dem auf eine Tradition und den Geldsack sich stützenden Grosskapitalisten Stauffacher anderseits. Hören wir, wie es da tönt:

Zweiter Auftritt.

(In Tells Stube.)

Tell (tritt ein und legt sich auf die Liegestatt): Schön müde bin ich jetzt.
Baumgartner: Ihr habt es gut.
Tell: Ja, richtig müde sein, das ist sehr schön. Man hat so eine Menge ausgegeben.
Baumgartner: Wenn ich nur auch bald wieder zu etwas nütze wär! Ich hab es satt, mich länger zu verbergen. —
Tell: Es liegt sich auch schön auf der faulen Haut.
Baumgartner: Nun ja, doch will man immerhin zu etwas taugen.
Baumgartner: Gewiss.
Tell: Auch wenn man hörig ist.
Baumgartner: Erst recht!
Tell: Das ist das Schlimmste . . .
Baumgartner: Ja!
Tell: Daher kommt doch die Wut . . . .
Baumgartner: Die Erde anzuzünden, ja!
Tell: Aus diesem Wissen: man könnte etwas taugen, man könnte etwas leisten auf der Welt, wenn man nicht so gebunden wäre!
Baumgartner: Man ist doch schliesslch auch jemand! Man hat doch Kräfte in sich.
Tell: Und muss verfaulen, verdummen in den Bergen!
Baumgartner: Im Herrendienst! Das bohrt in unsereinem! Man ist als Knecht, als Höriger geboren und soll verrecken als ein Herrenknecht! Ist man dazu und nur dazu da: Kälber aufzuziehen, melken, Gras abhauen? Für andere?
Tell: Arbeit muss sein! Gewiss. Nur darf man nicht dabei verblöden.
Baumgartner: Da sagt Ihrs klar! Gern will ich schaffen, wenn durch das Werk der Hände aufgehn kann, was da und da (schlägt sich auf Kopf und Herz) in meinem Innern steckt.
Tell: So ists! — Wie oft steh ich in dieser dumpfen Stube und starre in die Nebelwolken, in Regen, Eis und Schnee und denke, wie wir ungeheuer einsam sind, und dass mir irgend eine innere Kraft versiecht, derweil ich draussen vielen helfen könnte! Die Menschen müssten zu den Menschen gehen!
Baumgartner: Warum war't Ihr nicht auf dem Rütli, Tell?
Tell (am Fenster): Da kommt ein Mann den Weg herauf.
Baumgartner: Verschwind ich?
Tell: Das ist — der Landammann von Schwyz.
Baumgartner: Der?
Tell: Er ist mein Lehensherr gewissermassen, hat Geld hier auf dem Haus. Er kommt wohl wegen dem Zins.

Baumgartner: Soll ich . . . .?
Tell: Nein, bleibt. Er kennt Euch ja.
Baumgartner: Er hielt mich auch verborgen eine Zeit.
Tell: Er ist ein wackerer Mann.
Baumgartner: Und reich! Bei Gott, schwer reich! Und klug, sehr klug.
Tell: Ich weiss . . . . Mir wird . . .! Du, Frau! Frau! Der Landammann von Schwyz ist da. So komm doch, komm!

Dritter Auftritt

Frau (eintretend): Wer? sagst du. Bei Gott, Herr Werner! Räum auf! Räum auf! Geh ihm entgegen, geh!
Tell: Was ich? Nein, nein, ich muss . . . . Ich gehe jagen!
Frau: Was jagen, jetzt? Ich glaube gar . . . .
Tell: Der Mann ist mir zu überzeugt!
Frau: Nichts da! Du bleibst! (Ab.)
Tell (resigniert): Und das ist nun der Tell!

Vierter Auftritt.

Werner Stauffacher (tritt vor Tells Frau ein): Da seid Ihr, Tell!
Tell: Willkommen, Landammann!
Stauffacher: Dank! — Baumgartner, Gott zum Gruss!
Frau: Setzt Euch, Herr Landammann!
Tell: Reich einen Trunk, Frau, geh.
Stauffacher: Keine Umständ! — Was meint Ihr, einen guten zweiten Schnitt gibts heuer?
Tell: Ich denke wohl.
Stauffacher: Ja, die Natur ist gut!
(Tell schweigt.)
Stauffacher: Man müsste sie nur frei geniessen können.
(Tell schweigt.)
Stauffacher (zu Baumgartner): Ihr sehnt Euch wohl nach Hause?
Baumgartner: Und wie, Herr Landammann!
Stauffacher: Nun ja . . . . . wer weiss . . . . Was ich noch sagen wollte: hat unsere Frau zu Zürich wacker Vieh hier auf der hintern Alp? Ich hätte Lust, zwei Haupt mir anzusehen!
Frau (die mit einem Becher eingetreten ist): Da geht nur keck hinauf, Herr Landammann. So Vieh gibts nicht mehr hierzulande. Der Meistermelker Konrad hat mir jüngst erzählt, sie hätten kein Geschirr mehr für die Milch. Es sei, als wenn der Segen in blanken Talern an den fetten Alpenkräutern hinge!
Stauffacher: Warum nicht gar! Gemünzt und rund, dass er von selber noch den Berg hinunter den feisten Städtern in den Säckel rollt!
Frau (da die Männer schweigen): Ja, ja, ganz recht!
Stauffacher: Ist es nicht wahr? Ich frage euch: wer hat dies Land entdeckt? Wer hat in diese Wildnis sich hineingewagt und trotz dem Steinschlag und den wilden Wassern, dem harten Eiswind, dem Lawinenschreck, dem ganzen Grauen dieses Hochgebirges . . . .
Tell: Ihr sagtet vorhin: die Natur ist gut!
Stauffacher: Nun ja . . . . doch nicht von selber! Von selber trugen diese Hänge nicht so feist, verschwand der Wald nicht! Von selbst flog das Geröll nicht aus den Matten. Wir haben das erschafft. Erst durch die Arbeit ist es uns geworden; drum sei es uns!
Tell: Ich dacht es oft, wenn ich durch eure Gärten, Felder ging im Unterland: erst durch die Arbeit ist die Erde gut geworden!
Baumgartner: Ihr spracht sehr richtig, Landammann. — Wenn Ihr erlaubt — man muss doch das besitzen, was man schafft!

S t a u f f a c h e r: Nicht wahr? (Da Baumgartner etwas sagen will, schnell fortfahrend): Im allgemeinen, ja und wohlverstanden. — Aufwallen aber muss uns der gerechte Zorn, wenn Landesfremde, irgendwo von draussen 'rein, uns streitig machen wollen, was wir hart errungen! Wenn irgend einer da befehlen will, wo wir zu Hause sind, wenn er uns Recht spricht, wider alles Recht, wenn er uns Steuern auferlegt, wies ihm behagt! — Ich frage euch, ist der, der solches duldet, noch würdig, dass ihn dieser gute Boden trage? — Was meint Ihr, Tell? — Muss der sich nicht der alten Väter schämen, die diesen Boden tapfer sich erstritten?

T e l l: Ihr gabet zu, dass die Natur erst gut geworden sei durch Arbeit. Wie steht es mit den Menschen?

S t a u f f a c h e r: Wie meint Ihr das?

T e l l: Ich hörte jüngst von einem angesehenen Mann erzählen, was unsere alten Hirten sich berichten: „Es war ein grosses Volk hinten im Lande nach Mitternacht!"

S t a u f f a c h e r: Tell!

B a u m g a r t n e r: Ihr — — Ihr waret auf dem Rütli!

T e l l: Nach Mitternacht! — Das war so arm, das Land, das Volk, dass jeder zehnte Mann auswandern musste. „Ein grosser Heerzug nach der Mittagsonne. Mit dem Schwert sich schlagend durch das deutsche Land, bis sie an dieses Waldgebirge kamen. Hier beschlossen sie, zu bleiben!" — Die armen Heimatlosen! Und das sind unsere Väter. Sie kamen „irgendwo von draussen 'rein!"

S t a u f f a c h e r: Tell, wollt Ihr unsere Ahnen schmähen?

T e l l: Ich sage nur: Wir sind aus Mitternacht! Wir lebten tausend Jahre in den Wäldern, in den Sümpfen! Wir sind der Sonne noch nicht recht gewohnt.

S t a u f f a c h e r: Ja, ja, das . . . . . ja! Doch dieses Land ward unser! Darf man uns Schmach antun auf unserer eignen Erde?

T e l l: Ist das denn etwas: „Unsere eigne Erde"?

S t a u f f a c h e r: Das fragt Ihr noch?

T e l l: Ist es der Hof, den Ihr zu eigen habt, die Wiesen und die Aecker Eures schönen Erbes?

S t a u f f a c h e r (beleidigt): Jetzt das!

T e l l: Nicht wahr, das nicht! Sonst hätten wir ja keins. Baumgartner, nicht? Bei mir ists nicht der Rede wert, und so gehts vielen! Den meisten!

S t a u f f a c h e r: Ich rede von dem Vaterland, der Heimat!

B a u m g a r t n e r: Nur haben wir kein Land!

S t a u f f a c h e r: Darüber kann man später einmal reden. Jetzt gehts um mehr! Um alles! Das höchste Gut ist in Gefahr. Die Freiheit! Fühlt Ihr die Bande eures Blutes nicht? Hängt euer Herz denn nicht an dieser Erde, drauf unsere Väter rüstig schaffend starben?

T e l l: Mein Herz hängt nicht an diesem Tal allein, noch an den Schächen und dem Hochgebirge. Ich denke immer an den Zug von Menschen, der aus den Wäldern kam von Mitternacht, erstaunten Auges und voll frohem Glauben: Auch anderswo ist wieder eine Heimat! — Das ists, Herr Landammann, dies Tal ist mir zu klein, ich möchte unsere ganze Erde lieben! Die ganze Erde soll uns Heimat sein!

S t a u f f a c h e r: Ihr seid ein Träumer, Tell. Ihr wisst es gut, dass das nicht möglich ist. Solang ein Mensch etwas besitzen kann . . . .

T e l l: Darf man denn das?

S t a u f f a c h e r: Wie?

T e l l: Darf man besitzen? Darf man dem Nächsten denn ein Ding vorweg besitzen?

S t a u f f a c h e r: Dem war und wird so sein, so lange einer stärker ist, als wie der Nächste. Wer Macht hat, will sie üben!

Tell: Und wenn der Stärkere seine Macht dazu benützt, sich selber zu bezwingen?

Stauffacher: Das wird er nie! Und bis wir so weit sind . . . .

Tell: Nicht wahr, bis dahin müssen wir noch einmal Tausend Jahre wandern, noch weiter, weiter weg aus Mitternacht, wir Urwaldmenschen! (Man hört draussen ein Singen, das bald wieder verstummt.)

Stauffacher: Wer ist denn . . . .

Frau: Wer singt denn — — wahrhaftig, s'ist der Gessler! Kommt frisch und frech mit seiner Schar gesungen!

Stauffacher: Fragt einmal den, wozu die Macht auf Erden sei, fragt den!

Tell: Das tat ich schon!

Stauffacher: Was?

Tell: Ich traf ihn heute morgen im Gebirge und frug ihn, ob der Kaiser auch ein Schurke sei?

Baumgartner: Das frugt Ihr ihn?

Stauffacher: Und er?

Tell: Er meinte: die Frage sei nicht wichtig. Wichtig sei sein Amt, und dass er sich die ganze Erde unterwerfe!

Stauffacher: Daher!

Tell: Die ganze Erde sei ein Friedensreich, und diesem Ziele dien auch er, der Landvogt.

Stauffacher: Und deshalb sollen wir zu Oesterreich schwören, die Unabhängigkeit verlieren, uns quetschen lassen? Wisst Ihr denn, wie in des Habsburgs Ländern der Teufel umgeht, wie Unfriede ist, wie alle Monde der Heerbann ausgerufen wird, und Krieg und Krieg und Feindschaft alle Untertanen ins Elend treibt und wie dort sonderlich auch alle Hörigen entsetzlich leiden? Ist das das Friedensreich? Man zeige uns den holden Friedensgarten des lieben Nachbarlandes und beweise uns, dass es ein Paradies auf Erden ist, dann wohl, dann wollen wir den Zaun mit Freuden niederlegen; doch bis dahin lasst uns in unsern Marken nach unserm Willen leben und unsere Grenzen mit dem Schwert beschützen.

Tell (mit bitterer Ironie): Natürlich: mit dem Schwert!

Baumgartner: Könnt Ihr es wollen, dass man uns misshandelt?

Frau: Ausraubt, bestiehlt?

Stauffacher: Das Recht beugt?

Baumgartner: Die Weiber schändet?

Frau: Greise blendet?

Stauffacher: Die Freiheit würgt?

Baumgartner: Die Hörigen mit Hunden hetzt?

Stauffacher: Könnt Ihr das wollen? Habt Ihr Blut in Euern Adern?

Tell (haut auf den Ticsh): Verdammt, ja! Ich habe Blut! So viel, dass ich —

Stauffacher (nach dem Schwert greifend): Was . . . .

Baumgartner: Nur zu . . . .

Frau: Um Gotteswillen!

Tell: Beim heiligen Herrgott! Kann man denn ewig von Christus reden und von Menschenliebe und gleich beim ersten Unrecht die Gewalt vom Leder ziehen?

Stauffacher: Was anders bleibt?

Tell: Verzeihen — Himmeldonnerwetter!

Stauffacher (mit schallendem Gelächter): „Verzeihen — Himmeldonnerwetter!"

Tell: Sich unterwerfen, ja! Wie anders sollen wir zum Frieden kommen?

Stauffacher: Nun gut! So lang Ihr noch so laute Töne redet, glaub ich an Euch. — „Verzeihen — Himmeldonnerwetter!" — Dass Eure wahre Urnatur zum Vorschein kommt, dafür wird schon gesorgt sein, wie ich

unsere Herren Vögte kenne. — Lasst uns den Frieden halten, Tell. Wir haben all den Willen, recht zu leben.

Tell: Was heisst Ihr so?

Stauffacher: Uns redlich nähren aus der Hände Arbeit.

Tell: Der Knechte, namentlich!

Stauffacher (überhörend): Vor Gott uns beugen und vor ....

Tell: .... dem, der mehr besitzt als wir!

Stauffacher: Hingegen das ....!

Tell: Ein bischen kennen wir uns doch, Herr Landammann. Und kurz und gut, was Ihr auch sagen könnt: es bangen all die lieben Eidgenossen um die Herde, um Hab und Gut, das bischen Freiheit und was drüber ist. Manch Gutes ist dabei, ich geb es zu. Doch weiss ich mir nicht Rat: Ich fühl es irgendwie, doch kann ichs nicht erklären: ihr wollt mir alle nicht genug! Ihr wollt nicht über euch hinaus. Ihr wollt das Alte treu bewahren und nicht das Neue, Bessre mit dem Herzblut zahlen. Ihr wollt ... kurz, lasst mich aus dem Ding! Und überdies, ich muss noch heut nach Altdorf. Habt es nicht ungern.

Frau: Wir gehen ja doch mit! Wart noch ein Weilchen!

Stauffacher: Geht Ihr zu Eurem Schwäher Walter Fürst? — Ja, dann erlaubt .... Ich hatte gern die Sache weiter noch mit Euch besprochen. Denn, Tell, ich will es offen sagen: wir brauchen Euch. „Ist auch der Tell dabei," so frägt man überall, wenn irgendwo im Land man für die allgemeine Sache wirbt, und wenn es „nein" heisst, stutzt man: „ei, wieso?"

Tell: Ich dachte doch, Ihr wolltet Kühe kaufen, Landammann? —

Der dritte Akt bringt das Drama der Einzelperson Tell. Tell beugt sich vor dem Gesslerhut, da er in Kaisers Namen, auf dessen Friedensreich er hofft, auf der Stange hängt. Er bleibt seiner Idee treu. Nicht so Gessler. Er verrät Tell, er sucht ihn aufzuhetzen gegen seine Landsleute, gegen den besitzenden Landamman und erzählt dem versammelten Volke, dass Tell erklärt habe, man müsse sich dem Kaiser unterwerfen. Er höhnt Tell, der sich rechtfertigt, indem er gequält herauspresst: „Kaiser ist ein Wort nur für das Letzte, für das ich keinen andern Namen weiss .... Nennts Staat! Nennts Ordnung, was weiss ich! Ich weiss nur das: dem muss man dienen, dem sich unterwerfen!" Gessler schlägt ihn, lässt ihn den Apfelschuss tun, lässt ihn abführen.

Die Verhöhnung hat all die menschlichen Triebe des Hasses, die Tell zu überwinden sich mühte, wieder aufgeweckt. Das Rachegefühl flammt auf, die jahrhundertealte Tradition der Vergeltung übermannt ihn und bringt ihn im vierten Akt zu Fall: er tötet Gessler. Allsogleich aber erkennt er auch, was er getan, dass er sein Ideal verraten, sich der Lebensmöglichkeit selber beraubt hat. „Du weisst, was die Vernunft will, und tust Unsinn," hält er sich in grausamer Selbstanklage vor. Und trotzdem überwindet er sich selber wieder: er benützt die Rettung seines Knaben um einen verhüllten Selbstmord zu begehen. — So endet auch dieses Tellenspiel tragisch; aber mit dem tröstlichen Ausblick eines endlichen Sieges durch die Selbstüberwindung.

Es ist das Noch-nicht-Können Tells, das uns in diesem Drama erschüttert, die Tatsache, dass Tell noch nicht der gute Mensch sein kann, der er will; aber es ist auch sein Wille zu einem menschenwürdigeren Dasein, seine Ahnung, sein Glaube an diese bessere Zukunft die uns aufrichten.

Damit sind wir, mit Bührer, zum Kern des Tellproblems, wie es sich uns heute darstellt, vorgedrungen. Kämpfte der Schillersche Tell gegen äussere Feinde, gegen die Unterdrücker seines Landes, so kämpft der Bührersche gegen sich selbst, gegen eben diese Tradition, die der Schillersche Tell schuf. Und ist es nicht dringend notwendig, dass wir diesen Kampf aufnehmen, den Kampf gegen die bequeme Ueberlieferung? Ist es nicht höchste Zeit, dass wir Neuland finden, eine neue Schweiz, in der wir alle ohne Zank und Hader leben können? Aber hat nicht Bührer-Tell recht, wenn er uns zuruft: „Ihr alle wollt mir nicht genug! Ihr wollt das Alte treu bewahren und nicht das Neue, Bessere mit dem Herzblut zahlen.“? Ist es nicht jammervoll, dass es zu jenen Novembertagen von 1918 kommen musste, die uns so recht deutlich zeigten, wie weite Volkskreise an unserem Gemeinwesen irre wurden? Und sind wir seither weitergekommen, sind wir einander näher gekommen? Hat nicht Jakob Bosshart es sorgenvoll ausgerufen: „Ein Staatswesen hat nur solange Berechtigung, als es eine grosse Idee zu verkörpern gewillt ist. Die Schweiz ist in einem Zustande innerer Stagnation angelangt, und wenn dieser Zustand nicht bald überwunden wird, wird sie zu existieren aufhören. Es werden im Völkerleben keine Leichen geduldet, sie werden von den Aasgeiern aufgefressen.“ Diese Gefahren nicht erkennen wollen, hiesse ins Verderben rennen, hiesse eine verderbliche Vogel Strauss-Politik betreiben. Aber wir Schweizer hatten immer die verderbliche Gewohnheit uns rückschauend im Glanze unserer Geschichte, die doch oft genug sehr unrühmlich war, zu sonnen und darob den Blick für die Gegenwartsprobleme zu verlieren. Wir wollen doch nicht übersehen, dass es in der ältesten der Demokratien sehr oft noch sehr undemokratisch zu und her geht. Die Politik hat uns verdorben, die Parteien unser Zusammenleben vergiftet und entwertet. Nur in einem entpolitisierten Gemeinwesen wird unser Heil liegen. Nur in einem solchen können wir uns alle finden, der Reiche und der Arme, der Gebildete und der Ungebildete. der Deutschschweizer und der Welsche. Das muss die Idee sein, kann und darf die einzige Idee sein, die die Schweiz heute verkörpern muss, die Idee des friedlichen und gerechten Zusammenlebens aller, eines Zusammenlebens frei von Parteihass und Neid.

Es ist kein Zufall, dass Bührers Tell von Christus spricht. Denn was er verkündet, ist letzten Endes nichts Neues, vor fast zweitausend Jahren verkündete es auch der Zimmermannssohn von Naza-

reth. Er, der alles Materielle von sich streifte, ohne es zu verleugnen, der die letzte Urkraft in sich frei zu machen suchte und ihr allein vertraute und gehorchte, dessen Tod und Auferstehung nichts anderes als den Triumph des Geistes über die Materie bedeutet. Aber seine Lehre wird nur verstümmelt gelebt. Im Leben der Völker untereinander ist sie vollends unbekannt. Darum gerieten wir in immer tiefere Not hinein. Dieser Tell aber hat zurückgefunden, ahnt in dumpfem Empfinden den Weg aus der Dunkelheit: „Dies Tal ist mir zu eng, die ganze Erde muss uns Heimat sein.“ Müssen wir diesem Tell nicht im tiefsten Herzen danken und zujubeln, dass er kam, uns nach der Tat des Hasses zur Tat der Liebe aufzurufen, neue Wege zu einem verloren geglaubten Paradiese zu weisen?

Romain Rolland schrieb einmal in einem Brief: „Vous dites vrai, en affirmant qu'à une certaine profondeur les différences des races et des civilisations disparaient, et qu'on ne trouve plus que la même âme humaine. En vérité il est pitoyable de voir comme la société s'applique à déguiser sous des masques divers à rendre méconnaissables et étrangers les uns aux autres, des frères qui, par toute la terre, sont faits pour se comprendre et pour s'entr'aider. Notre grand rôle à nous, éducateurs, écrivains, artistes, est de lever ces masques et de joindre ces yeux qui sont les petites flammes du même feu. Malgré la folie des temps je crois à l'union future des races humaines.“

Das ist derselbe Geist, dieselbe Erkenntnis, derselbe Glaube, wie er aus diesem letzten schweizerischen Telldrama spricht. Wir wollen uns darüber freuen, dass gerade unsere Besten dieses Ziel einer weltumfassenden Menschenfamilie erkannt haben und es immer wieder verkünden. Aber wir dürfen uns nicht nur darüber freuen, wir müssen mehr, wir müssen mit ihnen glauben und müssen vor allem mit ihnen wirken. Jede, auch die kleinste Tat im Sinne einer Menschheitsversöhnung wird uns dem grossen Ziele sicherlich einen Schritt näher bringen.

Wir müssen all den Willen haben, recht zu leben und müssen diesen Willen in die Tat umsetzen, denn nur die Tat kann uns erlösen. Wir wollen den Mahnruf unserer Dichter, der Hüter unseres Volkes nicht überhören, der Mahnruf, der da heisst: Schweizervolk wach auf, erkenne dich selbst, arbeite an deiner Zukunft im Sinne des Völkerbundes, dessen Ideal uns die Erfüllung letzter Wünsche bedeuten muss! Das Lied der Zukunft darf nicht ungehört im Schweizerhaus verhallen.

Es ist das Lied vom Völkerfrieden
Und von der Menschheit letztem Glück,
Von goldner Zeit, die einst hienieden,
Der Traum als Wahrheit kehrt zurück.

Wo einig alle Völker beten
Zum einen König, Gott und Hirt:
Von jenem Tag, wo den Propheten
Ihr leuchtend Recht gesprochen wird.

Dann wirds nur eine Schmach noch geben,
Nur eine Sünde in der Welt:
Des Eigen-Neides Widerstreben,
Der es für Traum und Wahnsinn hält.

Wer jene Hoffnung gab verloren
Und böslich sie verloren gab,
Der wäre besser ungeboren:
Denn lebend wohnt er schon im Grab.

Werner Schmid.



Aussprache

Vom vielmissbrauchten Pauluswort.

(Schluss.)

XI.

Man beschäftigt sich heute wohl mehr denn je mit der Frage des Gehorsams gegenüber der „Obrigkeit". Viele sind sich scheinbar nicht recht klar, wer, vom biblischen Standpunkt aus betrachtet, unsere Obrigkeit ist. Wir Schweizer geben uns die Gesetze selber, oder wenigstens machen die Gesetze diejenigen Männer, die vom Volke in die gesetzgebende Behörde gewählt wurden. Wenn ein Gesetz nach oft langen und mühseligen Beratungen endlich „gemacht" ist, dann untersteht das „Gemachte" erst noch einer Volksabstimmung, insofern natürlich das Volk dieses Recht auch benützt. Nun sollte man doch meinen, dass die Achtung vor uns selbst uns gebieten sollte, die angenommenen Gesetze auch zu halten, wenigstens so lange sie noch zu Recht bestehen. Eine Revision ist ja bei uns immer möglich. Auch eine Verfassung kann revidiert werden.

Es ist nun die demokratische Einrichtung derart, dass immer eine Mehrheit über eine Minderheit siegt. Wir haben in der Schweiz Gesetze, die von Anfang an für viele Bürger eine Vergewaltigung ihrer innersten Auffassung waren. Denken wir da zum Beispiel an das Schulwesen, dann auch an die Steuern für kirchliche Zwecke in Kantonen, wo die Kirche staatlich ist. Da nützt kein Austritt aus der Kirche, die Steuern werden bezahlt, so auch die Militärsteuern. Es ist jedem Bürger erlaubt, Propaganda zu machen zur Revision eines „veralteten Gesetzes" oder Verfassungsartikels, also auch für Abschaffung der obligatorischen Militärpflicht. Solange aber diese Revision nicht erfolgt, so stehen wir als Staasbürger alle *unter* den Gesetzen, selbst wenn sie uns innerlich zuwider sind. Bürger, die aus ethischen oder religiösen Gründen sich einem Gesetze gewissenshalber nicht unterwerfen können, die müssen eben leiden, was doch immer eine sehr erhabene sittliche Tat bedeutet. Reformen kommen selten ohne Opfer. Gemachte Gesetze sind immer Menschenwerk gewesen, und wer in einer gesetzgebenden Behörde solche Ge-

setze „machen“ helfen muss, der schämt sich oft. Es tut einem sehr leid, wenn eine Mehrheit einer Minderheit Gesetze diktiert, aber wer will das ändern? So finde ich, dass es in dieser unvollkommenen Welt eben den Leidensweg zu gehen heisst. Und wer dies Leiden scheut, der sei den geltenden Gesetzen (der Obrigkeit) untertan.

J. Hasler.

XII.

Seid untertan der Obrigkeit.

Ich nehme ein Recht, darüber zu reden aus dem Umstande, dass die Predigt dieser Worte mich s. Z. in meiner Gemeinde stinkend gemacht hat.[1]) Ich predigte diese Worte anhaltend und immer wieder zu einer Zeit und in einem Lande, wo niemand diese Worte der Schrift anerkennen und ernst nehmen wollte: in Oesterreich während des Weltkrieges. Es war darum schwer, dieses Gottesgebot zu vertreten.

1. Weil die österreichische Regierung den evangelischen Pfarrer als einen politischen Sendboten Berlins und als einen Gegner seiner „zuverlässigsten“ Stütze: Roms ansah und darum ihm sein gesetzliches Recht nicht lassen wollte. Man stellte sich aus Misstrauen gegen Berlin uns gegenüber gegen sein eigen Gesetz.

2. Unsere Gemeinden empfanden die Wiener slavophile Politik, die dann auch aus Eifersuchtsgründen zum Morde Franz Ferdinands führte, als deutschfeindlich und ihre eigene Stellung untergrabend. Rom wieder galt in unseren Gemeinden als der falsche Freund Habsburgs (die Geschichte hat diese Auffassung bestätigt), der nur darum sich Wien gegenüber freundlich zeigte, um das Zusammengehen der deutschen Stämme, Wiens mit Berlin, zu verhindern. Darum hat auch Rom seinen „treuesten Sohn“ Habsburg kalten Herzens Paris geopfert.

3. Die österreichische Zuchtlosigkeit und Schlamperei, die Unzuverlässigkeit in der Verwaltung, die ganze Charakterlosigkeit und das Entnervtsein unseres hochbegabten Volksstammes brachte aufs schnellste in der Not des Krieges völlige Unordnung hervor. „Sauve qui peut“ wurde bereits 1916 die Losung unseres Volkes in der Ernährungsfrage. Betrug, Lüge und Ueberlistung der Allgemeinheit (durch die Regierung vertreten) war das oberste Lebensgesetz, das der Selbsterhaltungstrieb unserem Volke gegeben hatte. Darnach richteten sich die Regierenden ebenso wie die Regierten.

Unter diesen Umständen predigte ich: Jedermann sei untertan der Obrigkeit!

Das machte mich stinkend in der Bevölkerung, denn jeder merkte: der Gehorsam gegen dieses Wort mitten im Chaos des Untergangs führt unfehlbar in den Hungertod. Die Lebensmittelversorgung war theoretisch von der Obrigkeit vorzüglich geordnet, aber weil vom Kaiserhause und den Ministerien an bis zum letzten Untertan jeder nur daran dachte: „Wenn *ich* nur nicht verhungere!“ war die Lebensmittelversorgung ein klägliches Scheitern und das Ganze ein furchtbares Chaos. Ich vertrat mit meiner Predigt die Theorie: „Wenn alle sich nach den Vorschriften der Obrigkeit halten, dann verhungert niemand, dein Bruder hat das Recht wie du.“ — Meine Gemeinde vertrat die Praxis: „Es geht nicht.“ Darum wurde ich mit meiner Predigt gemieden. Obwohl in einer Bauerngemeinde lebend, hatte ich mit meiner Familie und einer Schar verlassener Kinder wochenlang nicht das behördlich Gewährleistete an Brot und andern Lebensmitteln, was um mich fast alle hatten. Das gab eine Glaubensprobe. Wir lernten als Vegetarier wochenlang ohne Brot, Kartoffeln, Fett, Butter, Reis usw., aus unserem Garten leben. Allerdings trat ich nun im Namen der Obrigkeit gegen die Obrigkeit auf, ähnlich wie

[1]) Zuhanden von weniger bibelfesten Lesern sei bemerkt, dass das ein biblischer Ausdruck für „unangenehm gemacht“ ist.

Luther an den besser zu unterrichtenden Papst gegen den schlechtunterrichteten appellierte.

Ich führte den Gehorsam gegen die Obrigkeit gegen eine Obrigkeit durch, die den Gehorsam von mir gar nicht mehr verlangte. Deshalb klagte ich die Obrigkeit öffentlich an, indem ich 1917 öffentlich gegen die Bezirksbehörde, 1918 im Frühjahr gegen das Ministerium und den Kaiser auftrat und sie der Untreue zieh, im Mai 1918 öffentlich den Untergang Oesterreichs verkündete und in einer Denkschrift an den Kaiser das Mene-tekel aussprach.

Ich bin noch heute überzeugt, dass ich mit meiner Predigt: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit, die Gewalt über ihn hat", im Auftrage und im Sinne meines Herrn gesprochen habe und ich spreche noch heute so auch einer ungerechten Regierung gegenüber.

Ich tue das natürlich, ohne mich unnütz zu gefährden, aber wo es wird nötig sein, werde ich auch gerne wieder getrost den Weg des Boten des Herrn gehen. Es war damals ganz nahe am Gefängnis und Strang vorbei, aber Gott hat bewahrt, als der Weg auch durch das Gefängnis hindurchführte.

Dies zur praktischen Frage.

Nun zur Theorie. Römer 13, 1—7 und 1. Petrus 2, 13—14.

Die wichtigsten Worte in den beiden Stellen sind: „um des Gewissens willen" und „um des Herrn willen." Das Gewissen, geschärft am Wort des Herrn, ist natürlich der einzig verbindliche Masstab. Der Herr ist die oberste Instanz, auf welche es ankommt und der gegenüber ich die letzte Rechenschaft schuldig bin, meine Obrigkeit auch. Darin liegen ihre Grenzen. Das war dem Petrus auch vollständig klar, als er seiner Obrigkeit es ebenso ernst wie freudig sagte: „Richtet ihr selbst, obs vor Gott recht sei, dass wir euch mehr gehorchen denn Gott."

Wir sind der Obrigkeit Gehorsam schuldig, das ist von Gott verordnet und es geht auch nicht anders; denn die Obrigkeit ist die Vertreterin der Allgemeinheit. Was sie vertritt, ist zum Wohle der Gesamtheit nötig, sowohl die Steuern, der Zoll, die Verbote und Verordnungen, auch die uns unbequem und unangenehm sind; sie sind nötig für das Wohl aller. Die Hochachtung vor der Allgemeinheit und die Liebe zu den andern fordert von uns: „Jedermann sei untertan der Obrigkeit." Die Obrigkeit kann nur durchkommen, wenn sie von den Untertanen vollständigen Gehorsam gegen die Gesetze verlangt. Anderen Falls wird sie zu Hohn und Spott vor den Untertanen und kann die Allgemeinheit nicht schützen. Eine gerechte Obrigkeit ist das sozialste was es gibt. Weh aber der Obrigkeit, welche statt das Wohl aller, die unter ihr stehen, das Wohl eines im Auge hat wie Ludwig der XIV., oder einer Partei, ob sie sozialistisch, oder bolschewistisch, oder faszistisch sei; weh der Regierung, welche nur das Wohl einer Nation im Auge hat und die Untertanen anderer Nationalität vergewaltigt und tritt, wie Polen und Italien es tun und andere leider auch. Solche Regierung untergräbt ihr Fundament und muss stürzen. Aber solchen Umsturz dürfen Gottes Freunde und Gottes Kinder nicht vorbereiten, nicht unterstützen, nicht sich daran beteiligen. Der blutige Umsturz ist Sünde, Auflehnung gegen Gott und Unglaube gegen seine Allmachtshand. Revolution auf blutigem Wege ist und bleibt Verbrechen.

Wie habe ich mich gegen eine solche Obrigkeit zu verhalten, die auf die Höhe durch solche Verbrechen gekommen ist?

Wohl haben solche Verbrechen gewöhnlich einen mildernden Begleitumstand. Die Sünden der Regierenden drehen das Rad der Geschichte zu ihren Ungunsten. Aber die Zügel behält doch der Allmächtige in der Hand. Nur der Herr, nur das Gewissen kann uns Richtung geben. Es ist eine der traurigsten Erscheinungen zu sehen, wie es Menschen gibt, die nach einem Umsturz es machen wie ein elsässischer Pfarrer, der erst deutsch-national war und sich als solcher gab und nach dem Einzug der Franzosen ihren Einzug mit dem Christi in Jerusalem verglich. Es ist ungeheuer traurig zu sehen, wie um des

Vorteils, der Karriere willen viele sich auf die Seite der Unterdrücker stellen und sich vor keinem Volksverrat scheuen. Es ist aber auch nicht recht, Gewalt gegen Gewalt zu setzen.

Eine Revolution im Sinne Gandhis, charaktervoll und treu, mit wahrer Liebe zum Feind, nur darauf bedacht Segen zu bringen, in treuem Gehorsam gegen den Herrn und das durch Gottes Wort geschärfte Gewissen ist der einzig würdige Standpunkt eines Christen.

So kann ich auch gegen die verbrecherische Obrigkeit gehorsam sein in allen den Stücken, in denen sie das Wohl der Allgemeinheit vertritt, aber ich bin reif zum Gefängnis in unsern Tagen fast überall, denn das kriegführende Raubtier „Staat" (sei es ein doppelköpfiger oder ein einköpfiger Adler, ein Bär oder ein doppelschwänziger Löwe) kann den gefährlichen Friedensfreund nicht brauchen. Vertrete ich wirklich Gottes Befehl und Gebot, so komme ich zu den Menschen, die da regieren und meinen, aus Gründen des Vorteils, des Geschäftes und der Sicherheit gegen Gottes Wort und Gebot regieren zu können, in offenen Gegensatz. Dann habe ich Gottes Rechte und Gesetz zu vertreten auch gegen die Obrigkeit, nach Apostelgeschichte 4, 19. Dann kommt wieder die Glaubensprobe. Glücklich ihr Schweizer, bei denen eine freie Meinungsäusserung möglich ist und wo man die Sache Gottes vertreten darf! Uns aber wird das wilde Tier in seiner Wut zertreten, zermalmen und sich mit Lorbeeren schmücken wegen seines Sieges über seinen vermeintlichen Feind, der in Wahrheit doch nur der Freund der Allgemeinheit ist, die der Staat vertritt.

Dass das Kriegsverbrechen und alle aus nationalistischer Selbstsucht geborene Ungerechtigkeit, Hass und gewalttätige Machtentfaltung gottwidrig ist und ein Schaden für die Allgemeinheit, deren Wohl das oberste Regierungsgesetz sein soll, ist wohl klar, und wer aus der Stelle: „Seid untertan aller menschlichen Ordnung" dieses als Gottes Willen herauslesen kann, muss wohl verblendet sein.

In Jesu Fusstapfen gehen ist eine so ernste, heilige Sache, dass dazu das Durchleben des Kreuzes gehört, das uns den Tod gibt.

In diesem Sinn ist wohl zu verstehen, was Jesus Lukas 14, 26—27 und 33 sagte. Jesu Jünger sind dazu bereitet, alles, aber auch wirklich alles hinzugeben für ihren Herrn und Kreuz, Schmach und Tod auf sich zu nehmen. Er wendet der Seinen Kreuz zum Wohle aller. Und hierin liegt die köstliche Lösung von tausend Rätseln.

(Dass der Verfasser nicht mit Namen zeichnet, wird man aus dem Inhalt seiner Ausführung begreifen. Die Red.)

XIII.

Christus hat das Gesetz *erfüllt*, indem er es *aufhob*. Nicht aufhob im Sinne der Verneinung, sondern in dem des Auf- und Emporhebens auf eine höhere Ebene des Betrachtens und Tuns. So erkannte und verwirklichte er als innewohnenden Sinn des heiligen Sabbats die Heiligkeit des Menschen, dem der Sabbat geweiht ist. Wir müssen lernen, dasselbe Prinzip auf jegliche Norm, Form und Autorität anzuwenden, soll sie uns zur Kraft anstatt zur Last, zum Segen anstatt zum Fluche werden. Namentlich gilt dies für das Paulüswort, unter dem Jahrhunderte gestöhnt haben: „Die Obrigkeit ist von Gott." Ja, sicherlich, in relativer Weise, von *unten* gesehen, ist sie von Gott. Wie der Spiritualismus schon in den Naturgesetzen der Materie die erste, elementarste Kundgebung des Geistes erblickt, ohne den jener dem Chaos überantwortet wäre, so haben wir in den *weltlichen Ordnungen* und *Bindungen* ein Hervorbrechen des göttlichen Lichtes in der Nacht der Anarchie zu erblicken. Wehe dem, der jene preisgibt: unter sie hinabsinkend, wie der dumpfe Verbrecher, oder als frecher Empörer sich über sie hinwegsetzend. Aber freilich: auch in ihnen stehen bleiben kann nicht der Sinn

sein, da solches der lebendigen Bewegung widerstreitet. So sei es gesagt: nur der wächst über eine Sphäre hinaus, der sie gänzlich durchmessen hat, ihr in all ihren Werten gerecht geworden ist, ihr Bestes dermassen in die neue, höhere Sphäre mitnehmend und emportragend. Ich habe gegen die meisten auch der sogenannten „Edel"-Anarchisten den Verdacht, dass sie es sich — wenigstens innerlich — zu leicht machen möchten; ihre Staats- und Gesetzlosigkeit bedeutet, dass sie Staat und Gesetz „los" sein möchten. Man wird beide aber nicht leichter Hand los, sondern unter der einzigen Bedingung, dass man sie löse und erlöse; was nicht durch Wegwerfen geschieht, vielmehr dadurch, dass man ihr ganzes Schwergewicht nach oben stemmt. Ich meine, dass ein Kriegsverweigerer aus innerstem Gewissen den wahren Staat — das nämlich, was am Staat Wahrheit ist, — eher bejaht als verneint; er bejaht das Prinzip der Gemeinschaft, der restlosen Einordnung in sie; er legt Zeugnis für die tiefere Idee des Staates ab, gerade indem er seine Erscheinungsform in Frage stellt. „Seid untertan der Obrigkeit!" Gewiss, und uns um sie herumdrücken oder ihr Trotz bieten, sei es aus feiger Trägheit, sei es aus frecher Ueberheblichkeit, das dürfen wir nicht. Wir dürfen uns der Obrigkeit bloss widersetzen — um der Obrigkeit willen; mit dem militärischen Prinzip im Einklange, dass die höhere Befehlgebung die der rangniederen Stelle aufhebt. Die unsichtbare Obrigkeit des göttlichen Geistes in uns kann und muss die weltliche ihres Amtes entheben, wo sie es in geist- und gottwidriger Weise verwaltet. Staatsgegnerschaft, Staatslosigkeit, Anarchie sind also irreführende Ausdrücke; sondern es ist das Reich Gottes, welches sich über das Weltreich, die civitas dei, welche sich über die civitas hominum erhebt. Das Verhältnis ist eher das der Ein- als das der Ausschliessung; in der obern Stufe ist auch die untere enthalten, wie im Mount-Everest der ganze Mont-Blanc. Genauer: zur höheren Entwicklungsstufe erheben wir uns erst da, wo alle Kräfte, positive Qualitäten und Potenzen der tieferen ausgeschöpft sind. Wurzellose Existenzen, Vaganten, Freibeuter aller Art waren stets die schlechtesten Kunden des Pazifismus. Der wahre Kriegsdienstverweigerer muss die Tugenden des Patrioten, des Staatsbürgers in stärkerem Masse betätigen als der Militarist. Wie sehr dies zum Beispiel gerade für die Quäker zutrifft, darauf hat Ragaz mit Recht hingewiesen. Andererseits haben wir hier ein sicheres Kriterium, die wahre Revolution von der falschen zu unterscheiden. Diese bereitet den Sturz der bestehenden Regierung, um sich selbst, jene, um Gott an ihre Stelle zu setzen; es ist doch etwas gerade Entgegengesetztes, ob man eine Ordnung durchquert der Unordnung oder einer höheren Ordnung zuliebe.

Geistige Sinndeutung, nicht Verklammerung am Buchstaben führt uns zum Verstehen gerade der Meisterworte. So betrachtet, ordnet sich der Ausspruch des Apostels von selber dem des Heilands ein: Gebt dem Kaiser, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist! Nur dass uns der Schlüssel zur praktischen Betätigung und Erfüllung des letzteren die jeweilige Zeitlage und Gegenwart bietet; und dass gerade die Gegenwart von heute an den Cäsar die unwiderrufliche Forderung richtet, seine Macht und Herrlichkeit an den ewigen, lebendigen Christus, den Herrn des Himmels wie der Erde, zurück zu geben.

Oskar Ewald.

XIV.

Des Redaktors Meinung.

Diesmal möchte auch der Redaktor seine Meinung sagen. Und zwar auf doppelte Weise: er möchte, wenn möglich, das Fazit der geschehenen Aussprache ziehen und dazu auch seine eigene Auffassung kund tun.

1. Es ist notwendig, dass man sich den Ausgangspunkt der ganzen Diskussion klar mache. Sie ist nicht aus rein theoretischem Interesse, etwa aus einem schriftgelehrten, exegetischen, philosophischen, historischen, sondern aus einem sehr praktischen Motiv erfolgt. Was wohl ausnahmslos uns

dabei bewegt hat, ist etwas sehr Konkretes, Aktuelles: das Kriegs- und Militärproblem mit der Frage, ob in dieser Beziehung eine Auflehnung gegen die Verfügungen des Staates vom christlichen Standpunkt aus erlaubt sei oder nicht. Man denkt also etwa an die Verweigerung des Kriegsdienstes, ja auch des Militärdienstes und der entsprechenden Steuern.

Also nicht an allgemeinen und beliebigen Ungehorsam! Niemand von uns denkt wohl daran, das gottgewollte Recht einer das Zusammenleben der Menschen regelnden Ordnung zu leugnen. In diesem Sinne sind wir gewiss alle darin einverstanden, dass alle „Obrigkeit" von Gott sei. Wir alle können wie der zweite Einsender, Nr. XII, in die Lage kommen, die staatliche „Obrigkeit" selbst zu verkündigen. (So zum Beispiel die Verfassung gegen die Diktatur Schulthess und Cie.) Wir werden auch „Obrigkeiten", die wir für schlecht halten, anerkennen, so lange sie im Amte sind, freilich mit dem Vorbehalt, sie sobald als möglich durch bessere zu ersetzen; wir werden auch schlechten Gesetzen, so lange sie zu Recht bestehen, gehorchen, natürlich mit dem Willen, sie zu ändern, so weit dies an uns liegt. Eine Auflehnung dagegen betrachten wir als eine schwere Sache, eine Sache von äusserstem Ernst, denn sie ist immer mit der Gefahr der Anarchie (im schlimmen Sinne des Wortes) verbunden.

2. Aber es gibt einen Fall, wo sie erlaubt, ja geboten ist: wenn nämlich das Gebot der „Obrigkeit" mit dem Gebot Gottes zusammenstösst. Dass das Neue Testament (um vom Alten nicht zu reden) diesen Fall vorsieht und für ihn eine ganz unzweideutige Weisung gibt, ist sonnenklar: „Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen." (Apostelgesch. 5, 29.[1]) Das ist ebenso gut ein Apostelwort wie das des Paulus, ja es hat vor diesem einiges voraus. Nicht nur, dass mehrere Apostel es durch den Mund des Petrus aussprechen, es wird auch in einer Lage gesprochen, die zugleich eine Erläuterung für seine Anwendung gibt. Zwei Apostelworte werden einander sicher nicht innerlich widersprechen; sie werden zueinander im Verhältnis der Ergänzung, der Ueber- oder Unterordnung stehen. Das ist ganz sicher bei diesen beiden der Fall. Und es scheint mir jenseits aller Diskussion zu stehen, dass, wenn es gleichsam zu einem Zusammenstoss zwischen diesen zwei Worten kommt, das: „Ihr müsst Gott mehr gehorchen, als den Menschen," den Vorrang hat. Und das Ideal ist ganz sicher, dass Gottes Wille einmal allein herrscht.

An einem bestimmten Punkte lässt sich dieser Sachverhalt so plastisch und unzweideutig als möglich feststellen. Die ältesten Christen gerieten tatsächlich mit einem Gebot ihres Staates in Konflikt. Dieser forderte von ihnen, dass sie dem Standbild des Kaisers opfern und damit den Staat als oberste Instanz ihres sittlichen Lebens anerkennen sollten. Die ältesten Christen haben sich geweigert, dies zu tun. Wer es tat, der war eo ipso aus der Gemeinde ausgeschlossen; er war von Christus zu Cäsar abgefallen. Sie liessen sich lieber in die todbringenden Bergwerke schicken, in der Arena von den Löwen zerreissen, mit Pech bestrichen als Fackeln für Neros nächtliche Festorgien benutzen, als dass sie jenem Gebot ihrer „Obrigkeit" gehorcht hätten. Und doch war es eine so rechtmässige „Obrigkeit", als es je eine gegeben hat. Dieses Schicksal hat höchst wahrscheinlich auch der gleiche Mann gehabt, der das Wort vom Gehorsam gegen die „Obrigkeit" geschrieben; er hat seinen Sinn, vor allem seine Grenzen, durch das Martyrium erläutert. Ist es denkbar, dass Paulus dem Cäsar geopfert hätte? Gibt es irgend einen obrigkeitsdevoten und autoritätssüchtigen Christen unserer Tage, der wünschen könnte, jene ersten Christen hätten es getan? Es ist sicher, dass dann niemand unter uns etwas von Christus wüsste. Und wohl auch niemand etwas von Freiheit. Jene einfachen Männer

---

[1]) Vergl. dazu auch Apostelgesch. 4, 19.

und Frauen haben durch ihren Ungehorsam gegen Cäsar und ihre Treue gegen Christus bis in den Tod die Welt gerettet.

Wenden wir dieses Prinzip auf die Gegenwart, besonders auf unser Hauptproblem an. Es ist denkbar und geschieht tatsächlich, dass Menschen den heutigen Krieg als etwas empfinden, was schlimmer ist, als aller Molochdienst, von dem uns die Geschichte meldet; schlimmer auch als Prostitution und jegliches Laster. Sie haben dafür allen Grund. Wenn nun „Cäsar" ihnen gebietet, doch diesem Moloch zu dienen, haben sie dann nicht alles Recht, zu erklären: „Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen?" Nichts ist wohlfeiler und oberflächlicher, als der Einwand: „Das Gewissen kann sich auch irren." Deswegen, weil das Gewissen sich irren kann (was übrigens eine Frage ist: das sittliche Urteil kann sich irren, nicht das Gewissen), kann es doch auch recht haben, und wer macht denn aus, ob es Recht hat oder nicht? Auf dem Rechte des individuellen Gewissens ruht alle Freiheit, aber im Grunde auch alle Ordnung in der Welt; vom Protest einzelner Gewissen, die stets allen Ordnungsmännern als verirrt erschienen, ist jeder Fortschritt des Guten in der Welt ausgegangen. Es gibt kein traurigeres Zeichen sowohl für einen einzelnen Menschen wie für ein ganzes Geschlecht, als vom Gewissen geringschätzig zu reden; solche Einzelne und Geschlechter sind für alle Sklaverei reif.

3. Entsteht aber auf diese Weise nicht ein Gegensatz zwischen dem einen Apostelwort und dem andern? Im Grunde doch nicht. Denn man kann in der Auflehnung gegen den Staat doch sein gottgewolltes Recht anerkennen. Das tut man auf zweierlei Weise: Einmal, indem man sich aufs Aeusserste besinnt, bevor man sich auflehnt und es nur tut, wenn es sein muss, wenn Gehorsam Untreue gegen Gott und das Gewissen wäre, es auch in Ehrfurcht vor der notwendigen Ordnung tut, sodann, indem man die Strafe willig auf sich nimmt. Damit wird dem, was Paulus meint, vollkommen Genüge geleistet; mehr verlangt er auf keinen Fall.

4. Man wird sich aber auch vor aller servilen Auslegung des Pauluswortes überhaupt hüten müssen. Einmal ist sein „Alle Obrigkeit ist von Gott" keineswegs so zu verstehen, als ob jede einzelne Obrigkeit von Gott gewollt, von seinen „Gnaden" sei. Das ist die patriarchalisch-despotische Auslegung, die nur zu lange ihre verheerende Wirkung geübt hat. Damit legt man in Paulus etwas hinein, was unmöglich ist: wie hätte er das Cäsarenregiment als unmittelbaren Ausfluss des Willens seines Gottes fassen können? Nein, von Gott stammt nur die staatliche Ordnung überhaupt, nicht ihre einzelnen Formen.

Es ist auch ganz unangebracht, wenn wir heute von „Obrigkeit" reden, als ob es für uns noch solche gäbe! Für ein demokratisches Denken gibt es keine „Obrigkeiten". Der Obrigkeitsstaat ist erledigt. So wenig als von unserm „König" oder „Kaiser" dürfen wir von unserer „Obrigkeit" reden. Damit umgäben wir unsere Behörden mit einem patriarchalischen Glanz, der sicher auch nicht dem Sinn des Paulus entspricht. Die Sache liegt doch einfach so: Wir haben eine von uns geschaffene staatliche Ordnung; diese wollen wir in Ehren halten, auch als „Christen". Sie hat ein gewisses Recht, obschon sie bei weitem nicht das Ideal ist und man sie auch nicht allzu hoch einschätzen darf. Das ist alles!

5. So löst sich dieses Bollwerk des Staatsabsolutismus und allerlei anderer Absolutismus, zu dem man das Pauluswort gemacht, in eine sehr einfache und sehr selbstverständliche Wahrheit auf.

Aber es bleibt die Frage, woher das grosse Missverständnis gekommen ist. Und hier muss das Zugeständnis gemacht werden, dass Paulus die Wahrheit, die er meinte, mit einer gewissen Uebertreibung ausgedrückt hat. Er gehört zu den Naturen, die eine Sache, die sie momentan zur Geltung bringen möchten, so einseitig betonen, dass ein Irrtum herauskommt, wenn nicht die andere Seite, die sie ein andermal ebenso stark hervorheben, hinzugefügt wird. Auch die biblischen Schriften tragen die Farbe des Temperamentes ihrer menschlichen Urheber. Das gehört eben zur Menschlichkeit der Bibel,

die mit ihrer Göttlichkeit aufs engste verbunden ist. Darum ist es sehr gut, wenn man auf den Briefcharakter der paulinischen Aeusserungen hinweist. Was für Irrtümer sind z. B. daraus entstanden, dass man gerade auf den Römerbrief ein umfassendes theologisches System baute, dem andere Briefe des Paulus und die Apostelgeschichte durchaus widersprechen, falls man sie nicht zu Gunsten jenes einen Briefes vergewaltigt. Paulus hatte offenbar jene aus der apostolischen Zeit auch sonst bezeugte Gesinnung vor sich, die im Namen des kommenden Reiches alle irdische Ordnung, nicht nur Obrigkeit und Gericht, sondern auch regelmässige Arbeit ablehnte.[1]) Diese Gesinnung war gewiss eine ernste Gefahr für die Sache Christi; wenn sie weiter um sich gegriffen hätte, wäre jene, menschlich gesprochen, in einer politisch-sozialen Revolution verpufft. Gerade weil er das Kommen des Reiches und das Ende des Aeons in der nächsten Nähe sieht, wendet er sich so schroff gegen jene Revolutionisten. Und dabei gerät er in Uebertreibungen wie die: „Willst du die Obrigkeit nicht fürchten müssen? Tue das Gute und du wirst von ihr Lob empfangen." Das ist nun, wenn man es wörtlich nimmt, einfach nicht wahr. Jede tiefere Erfahrung mit „Obrigkeiten" zeigt, dass diese im Grossen und Ganzen das Gute mehr fürchten als das Böse, dass sie weit davon entfernt sind, das Gute zu „loben", sondern dass sie es jeweilen nach Kräften unterdrücken und verfolgen, zum mindesten, wo es in sehr entschiedenen Formen auftritt. Die Verse 3 und 4 des 13. Kapitels des Römerbriefes sind, wörtlich genommen, so augenscheinlich falsch, dass Zwingli sich zu der Erklärung veranlasst sieht, damit sei wohl beschrieben, wie Obrigkeiten sein sollten, nicht aber, wie sie seien. Wir müssen diese Verse auf das zurückführen, was sie wohl auch nach des Paulus mittlerer Meinung sagen wollen: „Eine gesetzliche Ordnung ist für einen gewissen Schutz vor groben Formen des Bösen notwendig. Wenn du dich innerhalb der Gesetze bewegst, und einen Wandel im Guten und Rechten führst, so lässt sie dich in Ruhe. Freilich, wenn es sich um das Höchste handelt — aber das steht hier nicht in Frage." Wo vom „Schwert" die Rede ist, bedeutet das „behördliche Gewalt" und nichts wäre verkehrter, als daraus ein Recht des Krieges und der Todesstrafe abzuleiten. Man könnte ebenso gut aus 1. Kor. 11, 1 ff folgern, dass unsere Frauen nur verschleiert in einer Versammlung erscheinen dürften, was doch auch die Bibelgläubigsten nicht tun.

Wir dürfen uns eben nicht an solche Menschlichkeiten und Zeitlichkeiten des biblischen Lebens klammern. Gerade seine Aussprüche über das, was sich für die Frauen ziemt, zeigen, wie übertreibend Paulus im Eifer oft vorgeht. Dass es ihm — um auf unseren Fall zurückzukommen — nicht um Staatsvergötterung zu tun ist, zeigt sein Tadel an die Korinther (1. Kor. 6), die einander vor den weltlichen Richter schleppen, zeigt auch der zweite Teil unseres berühmten Kapitels. Denn es kündet ja das nahe Ende der Welt an. „Die Nacht ist vergangen, der Tag ist genaht." (V. 11.) Darum jetzt nicht oberflächliche Revolten, Grösseres ist vor der Tür — das Ende dieses Aeon, auch des Zäsar und seines Reiches.

6. Ein besonderes Problem ist das der Stellung des Jüngers Christi zur Revolution. Dass es eine solche gibt, zu der er stehen kann, scheint die Meinung aller Votanten zu sein; auseinandergehen könnten sie höchstens in der Frage der Mittel. Hier stiessen wir wieder auf das Problem der Gewalt. Wir haben dieses schon oft verhandelt, doch wird sich gewiss empfehlen, es wieder einmal in Verbindung mit dem der Revolution zu durchdenken.

7. Es wäre natürlich sehr am Platze, in diesem Zusammenhang auch das ganze schwere Problem der Bibelautorität zu behandeln. Das kann natürlich nicht geschehen. Diese Aufgabe wird uns ja wohl weiterhin beschäftigen. Hier

---

[1]) Solchen Leuten gilt z. B. das Wort: „Wer nicht arbeiten will, der soll auch nicht essen." (2. Thess. 3, 10.)

sei dazu nur eines bemerkt: Möchten wir doch vor dem Unheil bewahrt werden, wieder wie vor Zeiten mit aus dem Zusammenhang gerissenen, isolierten Bibelstellen gegen einander zu fechten. Nichts hat gerade der Autorität der Bibel mehr geschadet als diese Methode, bei der die menschliche Rechthaberei das Wort Gottes als Prügel benutzte. Was wir nötig haben ist, dass der bei aller Mannigfaltigkeit der Entwicklung und der Ausdrucksform durchaus einheitliche Gesamtsinn der Bibel wieder in überwältigender Klarheit hervortrete. Dieser ist jenes Reich, das vielleicht den Zäsar eine Weile dulden mag, worin aber Gott alles ist.

8. Dabei möchte ich noch für solche, die diese ganze Art, die Bibel und das Verhältnis des Chriten zum „Staate" aufzufassen, zu frei finden sollten, ausdrücklich erklären, dass es im Wesentlichen diejenige der Reformatoren ist. Nie fällt es diesen ein, sich sklavisch an den Bibelbuchstaben zu binden. Auch Luther nicht, trotz seinen starrköpfigen Rechthabereien. Ihnen kommt es auf das Evangelium in der Bibel an und das ist ihnen die Botschaft von der Sündenvergebung und die Unmittelbarkeit im Verhältnis zu Gott, die Christus schenkt. Von diesem Punkte aus nehmen sie zu den einzelnen Schriften der Bibel mit einer Freiheit Stellung, die unsereinem gelegentlich sogar zu weit geht. Und was die Stellung zur „Obrigkeit" betrifft, so sind sie alle von einer Anerkennung des Staatsabsolutismus weit entfernt.

Es ist vielleicht interessant und von Wert, wenn ich einige der wichtigsten Aeusserungen der Reformatoren über dieses Thema wörtlich anführe. Zwingli sagt in seiner Schrift: „Auslegung und Begründung der Schlussreden" vom Jahr 1523: „Gäben alle Menschen Gott, was sie ihm schuldig sind, so bedürfte es keiner Fürsten noch Oberen, sondern wir wären nie aus dem Paradies kommen." (Artikel XXXV.) Das sieht nicht gerade nach moderner „Staatsfreudigkeit" aus!

„Ihnen [sc. den weltlichen Staaten] sollen auch die Christen gehorsam sein, niemand ausgenommen (Art. XXXVII), sofern sie nichts gebieten, was wider Gott ist." (Art. XXXVIII), [von mir gesperrt!] „Darum sollen alle ihre Verordnungen dem göttlichen Willen gleichförmig [= entsprechend] sein . . . ." (Art. XXXIX.) „Sind der Fürsten Verordnungen wider Gott, so haben wir vorhin gehört, dass die Christen dann sprechen sollen: Man muss Gott mehr gehorchen als den Menschen. Darum müssen christliche Fürsten Gesetze schaffen, die nicht wider Gott sind oder man tritt ihnen aus dem Strick, was darnach Unruh gebiert." Der Fürst hat sich nach dem „Gesetz der Natur", das Gottes Willen gleich ist, zu richten. So heisst es ja: „Du sollst deinen Nächsten lieben als dich selbst." „Ist ein Gesetz diesem Wort Gottes nicht angemessen, so ist es wider Gott." Man bedenke, die Tragweite dieser Erklärung, besonders in Bezug auf die militärischen Ordnungen und die soziale Gesetzgebung! Weiter Art. XLI.: „Man ist auch ihnen [sc. den Fürsten] nicht schuldig, allen Mutwillen zu ersättigen." Art XLII. „So sie aber untreulich und ausser der Regel [wörtlich: Schnur] Christi fahren sollten, mögen sie mit Gott abgesetzt werden." [Von mir gesperrt.] Als Beispiel wird auf Saul hingewiesen. „So man die üppigen Könige nicht abstiesse, würde das ganze Volk dafür gestraft." Art. LXII: „So aber die ganze Masse de Volkes, das gegen den Willen Gottes behandelt wird, einheitlich den Tyrannen abstösst, so geschiehtes mit Gott [von mir gesperrt] oder wenn [es auch nur] die Mehrheit ist, sofern sie Unrat verhüten kann." Damit ist deutlich das Recht auf Revolution anerkannt, mit den selbstverständlichen Einschränkungen. Dazu dann als Ergänzung Art. XXXVII, wo auf die Frage, ob man auch dem Papst (wie andern schlechten Obrigkeiten) Gehorsam schulde, geantwortet wird: „Ja, sicherlich, aber ich sehe dabei, dass Gott uns in seinem Erbarmen davon befreien will, wie Israel aus Egypten; die waren auch dem egyptischen König untertan, so lange Gott sie unter ihm sein liess, als aber Moses zu ihnen geschickt wurde, zerrissen sie die egypti-

schen Bande und zogen ab." Endlich Art. LXIII: „Dessen Reich ist das allerbeste, der allein mit Gott herrscht, und dessen das allerböseste und unstäteste, der es bloss nach seinem Gelüsten [„Gemüte"] tut." — Luther, der im übrigen an dem Missbrauch des Pauluswortes durch den Despotismus eine besonders grosse Schuld hat, betont zwar in seiner ebenfalls aus dem Jahre 1523 stammenden Schrift: „Von weltlicher Obrigkeit, wie weit man ihr Gehorsam schuldig sei" nach seiner Art sehr stark die Pflicht des Gehorsams gegen die Obrigkeit in rein weltlichen Dingen (mit einer sehr bedeutsamen Ausnahme freilich), aber er macht ebenfalls Einschränkungen von grosser Tragweite. Einmal liegt auch ihm alle Verherrlichung des „Staates" fern. Der „Staat" ist wegen der Uebeltäter da, wirkliche Christen brauchen keinen Staat, kein Gericht, kein Gesetz, kein „Schwert". Sodann hat der „Staat" seine absolute Grenze da, wo Gottes Recht und Wort beginnt. „Das weltliche Regiment hat Gesetze, die sich nicht weiter strecken, denn über Leib und Gut und was äusserlich ist auf Erden. Denn über die Seele kann und will Gott niemand regieren lassen, denn sich selbst allein. Darum, wo weltliche Gewalt sich vermisst, der Seele Gesetz zu geben, da greift sie Gott in sein Regiment und verführt und verderbt nur die Seelen." Man bedenke wieder die ganze Tragweite dieses Wortes gegenüber den Ansprüchen des modernen Staates! Luther denkt für seine Zeit vorwiegend daran, dass der „Staat" den Glauben weder gebieten noch verbieten kann, noch überhaupt in dieses Freiland eingreifen soll. Zum Glauben aber gehört heute ganz sicher die Stellung zu Gewalt und Besitz, also zu Krieg und sozialen Problemen. Denn hier vollzieht sich die neue religiöse Reformation! Endlich geht Luther in starkem Gegensatz zu den heutigen Lutheranern und auch einigen, die mit Calvins Pantoffeln klappern (worunter ich aber ja nicht etwa Barth, Thurneysen, Brunner verstanden wissen möchte, die Calvin wirklich von innen her erneuern wollen), so weit, dass er die Gehorsamspflicht leugnet, wenn ein Fürst einen ungerechten Krieg führt. „Wie, wenn denn ein Fürst Unrecht hätte, ist ihm sein Volk auch schuldig zu folgen? Antwort: Nein, denn wider Gott gebührt niemand zu tun, sondern muss man Gott (der das Recht haben will) mehr gehorchen als den Menschen." Wieder überlege man, was das heisst. Ein Krieg ist ja für unser heutiges Urteil nie gerecht, er ist immer ein Unrecht! — Endlich Calvin. Es ist doch kein Zufall, dass sein gewaltiges Hauptwerk mit den Worten schliesst: „In Bezug auf den Gehorsam aber, von dem wir festgestellt haben, dass man ihn den Vorgesetzten schulde, ist das immer auszunehmen, vielmehr in erster Linie zu beachten, dass er uns nicht von dem Gehorsam gegen Den ablenke, dessen Willen die Meinungen aller Könige unterliegen, dessen Ratschlüssen ihre Gebote weichen, dessen Majestät ihre Urteile sich unterwerfen müssen. Oder wäre es nicht verkehrt, wenn du, um Menschen genug zu tun, Den beleidigen wolltest, um dessentwillen allein du Menschen gehorchen sollst? [Wie sehr erinnert das an Formulierungen Vinets!] Wenn Er, der Herr, der König der Könige, seinen heiligen Mund öffnet, so ist er allein an Stelle aller Anderen und über alle Andern zu hören. Wir sind freilich jenen uns vorgesetzten Menschen untergeben, aber nur in Ihm. Wenn sie etwas gegen ihn bebefehlen, dann soll es nie und nirgends geschehen. Damit ziehen wir der Würde, womit die Obrigkeit ausgestattet ist, nichts ab; es geschieht ihr kein Unrecht, wenn sie gezwungen wird, in das richtige Verhältnis zu jener einzigartigen und allein höchsten Macht Gottes zu treten." Aus diesen machtvollen Worten ist wahrhaftig nicht umsonst jener Feuerstrom einer aus der Theokratie geborenen Demokratie gebrochen, der dem Abendland im Namen Gottes und zu seiner Ehre Freiheit brachte.

9. Zum Schlusse sei es mir noch gestattet, unsern Blick von Paulus und den Reformatoren zu dem hin zu lenken, der mehr ist als Apostel und Reformatoren. Welch eine grossartige Freiheit gegenüber aller Bindung durch Menschensitte und Menschengebot zeigt durchwegs Jesus Christus selbst!

Ich hebe von dem vielen, was zu nennen wäre, nur Eins hervor: wie er darob getadelt wird, dass seine Jünger am Sabbat Aehren ausraufen, um ihren Hunger zu stillen, beruft er sich auf das Beispiel Davids, der in der Not in einen Tempel geht, die Schaubrote vom Altar nimmt und seine Mannen damit speist. Das war in den Augen jedes Israeliten die Durchbrechung einer Ordnung, die unvergleichlich viel heiliger war, als jede „Obrigkeit"; hier wurde sogar Gott gegen Gott gesetzt. Das ist die Freiheit Jesu, den allein wir unsern Meister nennen.

Summa: Von welcher Seite immer wir dieses vielmissbrauchte Wort betrachten, es eignet sich in keiner Weise dazu, Grundlage irgend eines Despotismus und Bollwerk gegen irgend eine berechtigte und gute Freiheit zu bilden. Möchte sein Missbrauch vor dem Licht dieser Wahrheit endlich fallen.

L. Ragaz.



Die Gefahren der Schweiz — von der Geschichte aus gesehen.

1. Lasst uns neu unsere Geschichte bedenken!

Ich habe in der Betrachtung: „Wo sollen wir suchen?" darauf hingewiesen, dass immer, wenn eine kleinere oder grössere Bewegung oder menschliche Gemeinschaft sich genötigt sehe, im Angesicht einer neuen Lage, vielleicht nach grossen Sünden und Verwirrungen und den daraus hervorgegangenen Katastrophen, sich neu auf sich selbst zu besinnen, der gewiesene Weg sei, ihre Geschichte zu befragen, zu ihren Ursprüngen zurückzukehren, dort nach ihrem wahren Sinn und ihrer eigentlichen Bestimmung zu forschen, davor Busse zu tun (Busse bedeutet ja tiefe Einkehr und Umkehr) und dann sich mit erfrischter und gereinigter Kraft dem neugeschauten Ziel zuzuwenden. Es ist wohl eine tiefe Wahrheit, dass Sinn und Bestimmung einer Gemeinschaft, wie einer geschichtlichen Bewegung, besonders in ihren Anfängen mit Offenbarungsklarheit hervortreten, so dass alle späteren Entwicklungen immer wieder dahin zurückkehren müssen, wenn sie sich über sich selbst klar werden, ihre Aufgabe, ihren Zukunftsweg neu sehen wollen. In Bezug auf das Christentum ist das eine längst anerkannte Methode: hier geht man, wenn es gilt, die ursprüngliche Wahrheit dieser Sache zu ergründen, auf ihre Anfangsgestalt, das Urchristentum und die Vorgeschichte des Christentums in Moses und den Propheten zurück, so wie diese Anfangsgestalt sich in ihrer ewigen Urkunde, der Bibel, dokumentiert. Der in manchen Dingen genial schauende Basler Theologieprofessor und Historiker des Christentums Franz Overbeck, der Freund Nietzsches, hat für diese Tatsache

den Begriff der „Urgeschichte“ geprägt. Jakob Burkhardt nennt die sozusagen klassische Gestalt einer geschichtlichen Bewegung ihren „Fixierungspunkt“; man könnte auch von einem status nascendi reden, in welchem der unveränderliche Schöpfungssinn einer geistigen Bildung mit einzigartiger Klarheit aufleuchtet. Was aber von diesem bestimmten geschichtlichen Punkte auf ganz besondere Weise gilt, das ist von der ganzen Geschichte zu sagen, und dies gerade dann, wenn man bei deren Betrachtung jene Schöpfungstage nicht aus den Augen verliert.

Diese Wahrheit müssen wohl gerade auch wir Schweizer in der gegenwärtigen Lage unseres Volkes anwenden. Unser Land geht als politisch-geistiges Gebilde wieder durch eine Krise auf Leben oder Sterben. Da ist es notwendig, dass wir den Sinn dessen, was Schweiz heisst, auch dadurch wieder zu erfassen suchen, dass wir ihre Geschichte und besonders ihre Anfänge (die nicht einfach chronologisch zu verstehen sind) befragen — neu befragen. Denn Geschichte haben wir zwar immer reichlich getrieben, aber es war nicht die w i r k l i c h e Geschichte unseres Volkes, sondern seine Selbstverherrlichung, in die Geschichte zurück gespiegelt, es war ein sentimentaler Jahrmarktshelgen, mit den bunten Klecksfarben des Festpatriotismus bemalt. An Stelle dieses patriotischen Jahrmarktheigens gilt es, so weit als möglich die wirkliche Geschichte der Schweiz zu setzen. Dann wird man ein Doppeltes erleben: diese wirkliche Geschichte der Schweiz ist auf der einen Seite viel weniger schön als die der Schützenfestlegende, sie ist in ihren Niederungen sehr hässlich und auf ihren Höhepunkten tragisch, aber sie ist auf der andern Seite viel herrlicher, viel grossartiger, als jenes übliche, ins Schöne verzerrte Bild ahnen lässt.

Etwas von dieser neuen Zuwendung zu unserer Geschichte und neuen Art, sie zu betrachten, ist denn auch unter uns seit einiger Zeit zu spüren. Einen sehr wertvollen Beitrag dazu bildet die Geschichte der Schweiz von E r n s t G a g l i a r d i , von der in den „Neuen Wegen“ auch schon die Rede gewesen ist. Nicht als ob sie schon ganz das wäre, was wir nötig hätten. Es fehlt Gagliardi, wie mir scheint, vor allem in den zwei entscheidenden Punkten am vollen Verständnis: in der Beurteilung des s o z i a l e n und des r e l i g i ö s e n Momentes der schweizerischen Geschichte. Seine Auffassung des Verhältnisses von Politik und Religion schwankt zwischen einer tieferen Wertung des religiösen Faktors für das Leben der Völker und der des üblichen Freisinns, der ihm bloss an der Peripherie des Lebens eine Sonntagsrolle zuweist. So verfehlt er in der Beurteilung der Rolle, die das Politische im Wirken Zwinglis spielt, das punctum saliens. In der Darstellung der Wiedertäuferbewegung hält er sich, trotzdem hier die neuere Geschichtsforschung doch reichlich Licht geschafft hat, leider an die alte

Kinderlegende. Eine gewisse Abneigung gegen Frankreich und die Franzosen mit der entsprechenden Bevorzugung des Deutschen scheint unverkennbar. Auch kommt es mir verhängnisvoll vor, wenn er den Sinn der Schweizergeschichte immer wieder sozusagen in der — Neutralität gipfeln lässt. Aber trotz diesen und andern Aussetzungen ist in meinen Augen diese Geschichte doch ein bedeutender Wurf, ja eine moralische und vaterländische Tat: Denn sie stellt in wesentlichen Punkten doch eine neue Betrachtungsweise dar. Sie bricht entschlossen mit aller historischen Selbstverherrlichung und setzt die schlimmen Partien unserer Geschichte mit Absicht ins volle Licht. Dafür stellt sie dann diese Geschichte mitten in den Zusammenhang der Weltbewegung hinein und verleiht ihr damit eine Grösse, die sie in der üblichen Darstellung nicht hat. Und das kann sie doch nur, weil der Verfasser wenigstens an e i n e m Punkte etwas erkennt, was meines Wissens noch keiner von unsern zusammenfassenden Geschichtsschreibern gesehen hat: die weltgeschichtliche Bedeutung der schweizerischen Reformation, besonders in ihrer kalvinistischen Form. Darum warten wir zwar auf eine noch kongenialere Schweizergeschichte, die dazu auch noch mehr für alles Volk wäre, wünschen aber, dass inzwischen die von Gagliardi von möglichst vielen Schweizern gelesen und überlegt werde.

Die folgenden Bemerkungen sind ihrerseits durch solche Lektüre und Ueberlegung veranlasst. Sie sind insofern allerdings e i n s e i t i g, als sie mit Bedacht die Schattenseiten unserer Geschichte hervorheben. Dies geschieht einmal, weil ich die andere Seite schon mehrmals zu zeigen versucht habe, sodann weil dieser Aufsatz, wie das ganze Heft, soweit es auf die Schweiz Bezug hat, ein Stück Bettagsbetrachtung sein soll. Ueberhaupt hat es seinen guten Sinn, wenn wir auf dem Hintergrund des Grossen, was die Geschichte der Schweiz kund tut und was auch heute noch unsere Bestimmung ist, doch jener traditionellen Selbstverherrlichung gegenüber die Dunkelheiten, Verwirrungen, Erbärmlichkeiten, tragischen Verschuldungen unserer Vergangenheit hervorheben und, was der besondere Zweck dieses Aufsatzes ist, die uns auch h e u t e bedrohenden Schäden und Gefahren unseres Volkswesens durch unsere Geschichte hell beleuchten.

2. Point d'argent, point de Suisse.

Eine der Grundtatsachen der schweizerischen Geschichte, die uns aus der Darstellung Gagliardis geradezu in die Augen springt, ist die furchtbare Rolle, welche darin die G e l d g i e r spielt. Das point d'argent, point de Suisse, worin schon frühere Geschlechter diese Tatsache ausgedrückt haben, steht in der Tat mit gewaltigen schwarzen Lettern über unserer Geschichte geschrieben und jenes

Wort ist dafür noch lange nicht scharf genug. Die Schamröte steigt noch uns Urenkeln jener Geschlechter ins Gesicht, wenn wir lesen, was Gagliardi von den ältesten Zeiten bis tief in das neunzehnte Jahrhundert herein davon berichtet. Schon bei den Burgunderkriegen ist es nicht sicher, ob nicht das vom französischen König dem Berner Schultheissen Niklaus von Diessbach gespendete Bestechungsgeld die Eidgenossenschaft in einen furchtbaren Krieg mit einem Fürsten getrieben hat, der durchaus gesonnen war, mit ihr im Frieden zu leben und dessen Absichten vielleicht, wenn sie verwirklicht worden wären, der Geschichte Europas eine heilsame Wendung gegeben hätten. Vollends ist das Eingreifen der Schweiz in die italienischen Zustände durch das Geld der fremden Herren, wenn nicht hervorgerufen, so doch aufs verhängnisvollste beeinflusst worden. Gegen diesen die Schweiz furchtbar verwüstenden Mammonismus in Form der Pensionen, nach welchen die führenden Klassen, und des Soldes und der Beute, nach welchen die reislaufenden Landsknechte gierten, hat sich Zwingli erhoben. Das war der Ausgangspunkt der Reformation. Es ist bedeutsam, dass Zwingli auf dem Schlachtfeld zu Kappel von einem solchen Mammonsdiener den Todesstoss empfing. Denn dass er diesen Mammon, nicht dass er den Glauben angetastet, zog ihm die Todfeindschaft des grösseren Teils der Schweizer zu. Und diese Macht, gegen die ankämpfend er in jeder Form sein Herzblut verströmte, beherrschte die Schweiz weiterhin, ja in gewissem Sinne mehr als zuvor. Es gab, abgesehen vielleicht von Zürich selbst, auch in den folgenden Jahrhunderten kaum einen einflussreichen Schweizer, der nicht im Solde eines fremden Potentaten stand und damit mehr oder weniger an dessen Sache gebunden war. Unter den in der Schweiz arbeitenden fremden Gesandten war das Wort geläufig, dass man für Geld in der Schweiz alles haben könne. Die entscheidendsten politischen Vorteile liess man sich entgehen, wenn die Habgier im Spiele war, jede edle, den eigentlichen Idealen der Schweiz entsprechende Sache verriet man um Geld, jede schlechte, den eigentlichen Idealen der Schweiz widersprechende Sache unterstützte man um Geld.

Das ist diese furchtbare Grundtatsache unserer Geschichte. Gagliardi findet dafür eine gewisse Entschuldigung in der natürlichen Armut unseres Landes. Zwingli dagegen, der doch diese Dinge aus der nächsten Nähe kannte und der eine realistische Natur war, liess diese Entschuldigung nicht gelten; er sah im Gegenteil in jenem Uebel eine Ursache unserer Verarmung.[1]) Ich kann sie

[1]) Man kennt die klassische Stelle aus Zwinglis „Treuer und ernstlicher Vermahnung an die Eidgenossen“: „Mit Arbeyt wil sich niemans mer neren. Man lasst die Güter verstuden an vil Orten und wüst ligen, das man nit arbeyter hat, wiewol man Volks genug hette, dazu ein gut Erdrych, das üch rychlich er-

meinerseits auch nicht gelten lassen. Es ist vielleicht eine Erklärung, aber damit noch keine Entschuldigung. Wichtiger aber als der Streit über die Rolle des point d'argent, point de Suisse in unserer G e s c h i c h t e ist die Erkenntnis der Gefahr, die es auch h e u t e für uns bedeutet. Der Schreibende hat schon seit fast vier Jahrzehnten auf die Analogie zwischen der heutigen sogenannten F r e m d e n i n d u s t r i e und den früheren Formen unseres Fremdendienstes hingewiesen und hat seine Meinung nicht verhehlt, dass diese immerhin noch ein wenig edler, weil mannhafter, gewesen seien. Ein Krieger ist sogar als Söldner immer noch etwas besseres, als ein Portier (man wird verstehen, dass ich unter „Portier" nicht jenen Beruf verstehe, der an sich so ehrenhaft ist als irgend einer) und wir sind die Portiers der Welt geworden. Vielleicht das einzige Gute, was Fritz Bruppacher in seinem Leben geleistet, ist, dass er das Wort vom „Wilhelm Hotel" geprägt hat. Unser Land ist nach dem Gefühl vieler Schweizer nur dazu da, sich den Fremden für Geld herzugeben. In den Gegenden des grossen Fremdenverkehrs kann man es deutlich genug spüren, dass auch der einfache Mann jeden ihm nicht Bekannten instinktiv nach der wahrscheinlichen Grösse seines Geldbeutels behandelt. — Ein Licht auf diesen schweizerischen Habitus wirft auch die neue S p i e l h ö l l e n i n i t i a t i v e. Wenn man dem Schweizer einen Geldbeutel vor den Augen hin und her schwenkt, seis einen leeren zur Beängstigung, seis einen vollen zur Verlockung, dann verliert er alle Besinnung.[1]) Dass man für Geld auch heute in der Schweiz alles haben kann, beweist die Tatsache, wie wir unsere wirtschaftliche und damit politische Unabhängigkeit für einen Pfifferling halten, wenn der Profit den Anschluss an ein fremdes Geschäft, die Aufgebung des eigenen zu dessen Gunsten, oder die Verlegung einer

---

ziehen mag. Treyt es nit zymet, ymber, malvasir, nägelin, pomerantzen, syden und soliche wyberschleck, so treyt es anken, astrenzen, milch, pferd, schaaff, reh, landtuch, wyn und korn überflüssig, dass ir darby schöne, starke lüt erziehen, und was ir in üweren landen nit habend, ruig mit dem unseren, dest andre Menschen mangelnd, ertuschen und kouffen mögend. Das ir üch aber das nit haltend, kumpt uss dem eygenen nutz. Den hat man under üch gebracht. Der fürt üch von der arbeyt zu dem müssig sitzen. Und ist doch die arbeyt so ein gut, götlich Ding; verhüt vor mutwillen und lastren, gibt gute frucht, dass der Mensch ohne sorg seinen lyb reichlich spysen mag, nit entsitzen muss, dass er sich mit dem blut der unschuldigen spyse und vermasge; sy macht üch den lychnam [Leib] frutig und stark und regiert die krankheyten, so uss dem müssigan erwachsend und, das das allerlustigst ist, verleyt von der hand der arbeytenden frucht und gewechs harnach, glych als der Hand Gottes in anfang der gschöpft alle Ding nach läbendig wurdend, das der arbeyter in usswendigen Dingen gott glycher ist denn ützid in der welt."

[1]) Unter dem Banne dieses Götzendienstes hat er auch unseren höchsten, natürlichen Wert, die Schönheit und Unberührtheit unserer Natur, verraten und verkauft.

nationalen Industrie ins Ausland zu verlangen scheint. Verdienen, verdienen — das ist die Losung, die den Schweizer betäubt, verdienen um jeden Preis, um den Preis der eigenen Würde, um den Preis des Vaterlandes. Verdienen ist oberste Pflicht, Verdienen ist Religion. Und wenn doch einmal Skrupeln kommen, dann heisst es: „Was soll ich allein noch zurückhalten? Die Andern tun es ja doch!" Dass wir dann uns um so stärker in Phrasen von Idealismus und Patriotismus berauschen, ist auch nichts Neues; genau so haben es die alten Schweizer auch gemacht, wenn sie ihre fremden Pensionen richtig in der Tasche hatten. — Vielleicht die allerschlimmste Form moderner schweizerischer Profitgier um jeden Preis war aber die Art und Weise, wie wir uns im K r i e g e und am K r i e g e bereichert haben. Es fragt sich, ob wir diesen Fluch überleben werden. Doch davon ein andermal; diesmal sei nur hinzugefügt, dass dieses Profitmachen um jeden Preis dann beim Schweizer leicht auch ins G e i s t i g e hineinreicht und jeden e c h t e n Idealismus verhindert, dafür freilich einen fruchtbaren Nährboden für falschen, d. h. sentimentalen, über wirkliche Opfer hinwegtäuschenden, abgibt.

Auch für diese heutige Form schweizerischen Verrates der Schweiz an den Mammon, für diese Hypertrophie des Erwerbstriebes mag man die alte Entschuldigung: unsere natürliche Armut an Wirtschaftsmitteln, anführen. Ich halte sie aber in Bezug auf unsere Zeit ebenso wenig, ja noch viel weniger für stichhaltig, als in Bezug auf die Vergangenheit, und möchte — mutatis mutandis! — die Argumente Zwinglis erneuern. Wenn man von unserer Armut an Wirtschaftsmitteln redet, so verweise ich auf unsern Reichtum an — Wirtschaften! — verweise auf die 750 Millionen, die wir jährlich für Alkohol ausgeben und die tausend „Volksfeste", die wir jährlich feiern. Nein, nein, hier waltet ein Betrug: nicht unser natürliches Schicksal ist Schuld an dem point d'argent, point de Suisse, sondern unser natürlicher Materialismus. „Hütet euch am Morgarten." In Gestalt unserer zügellosen Geldgier lauert wohl immer noch eine der schlimmsten der Gefahren, die die Schweiz bedrohen, auf uns.

3. Der Schweizer als Söldner.

Die zweite der grossen Grundtatsachen unserer Geschichte ist der Schweizer als Söldner. Ich fasse dieses Stichwort sowohl wörtlich als sinnbildlich.

Gagliardi erzählt uns, dass wahrscheinlich schon die alten Helvetier Solddienste jenseits der Alpen getan hätten. Jedenfalls weiss jedes Kind, dass hunderttausende von Söhnen unseres Landes im Laufe der Jahrhunderte auf allen Schlachtfeldern der Erde für fremde Herren und fremde Sachen gekämpft und geblutet haben.

Darin spiegelt sich aber die umfassendere Tatsache, dass der Schweizer gern fremden Herren dient. Aus unserer Geschichte tritt uns denn auch überall die Erscheinung entgegen, dass der Schweizer sich in leidenschaftlicher Parteinahme für fremde „Herren“ und fremde Dinge ereifert und diese ihm wichtiger werden, als die Angelegenheiten des eigenen Landes.

Damit verbindet sich das andere Faktum, dass der Schweizer für irgend ein persönliches oder Parteiinteresse instinktiv Verbündete im Ausland sucht und dafür unbedenklich die Schweiz als Ganzes verrät. Und als drittes Moment der gleichen Erscheinung gestellt sich dazu der wilde Neid gegen das, was im Politischen oder Geistigen innerhalb der Schweiz oder eines Teiles der Schweiz neben uns etwas ist oder sein will. Die Vergangenheit illustriert uns diese drei Momente der einen Grunderscheinung immer wieder durch unglaubliche Beispiele. Entscheidende Gewinne sind im Politischen und Geistigen der Schweiz verloren gegangen, weil die einzelnen Glieder der Eidgenossenschaft fürchteten, sie möchten andern mehr zugute kommen als ihnen selbst. Die Früchte gewaltiger Siege auf dem Schlachtfelde blieben aus demselben Grund und dazu freilich auch wegen jener fluchvollen, kurzsichtigen Habgier ungepflückt oder verwandelten sich in Gift. Und im Geistigen war es wie im Politischen. Ein Pestalozzi galt bei uns als Anwärter auf das Armen- oder Irrenhaus und erst das Ausland brachte ihn zu Ehren. So haben wir es später mit Gottfried Keller, Jeremias Gotthelf, Konrad Ferdinand Meyer, Karl Spitteler, Karl Böcklin, Ferdinand Hodler gehalten. Wir hätten sie von uns aus (einige seltene Ausnahmen abgerechnet) für nichts gehalten, während wir ausländische Scheingrössen dritten Ranges umschwärmten.

Diese Tatsache kehrt auch in der höchsten Sphäre wieder. Wenn man die Geschichte der Schweiz verfolgt, so steht man immer vor einer grossen, leeren Stelle. Auch wo das Herrlichste geschieht, da geschieht es immer sozusagen gegen den Willen der Schweizer. Sie haben kaum je ein Gefühl von einer s c h w e i z e r i s c h e n Aufgabe und Bestimmung. Höchstens bei den alten Schwyzern, den ursprünglichen Trägern der Eidgenossenschaft, scheint ein Bewusstsein von deren demokratischen Sinn vorhanden gewesen zu sein, im übrigen fehlt dieses schweizerische Ziel gerade in der entscheidenden Epoche völlig — den Einen, Zwingli ausgenommen, der aber nicht verstanden wird. Damit versäumt man das Grösste, was der Schweiz die Geschichte anbietet. Wenn es doch nicht ganz verloren geht, so ist es Gnade Gottes, Dei providentia, nicht das Werk der Menschen, und soweit das Tun der Menschen in Betracht kommt, so wird etwas von jenem Grossen durch das Opfer und Märtyrertum E i n z e l n e r gerettet. Dafür aber ist man, wie ich schon bemerkt habe, leidenschaftlich bereit, für fremde Herren

und Dinge alles einzusetzen. Statt für Zwingli, begeistert man sich für Carlo Borromeo, statt für die schweizerische Volksfreiheit fallen tausende von Schweizern für irgend einen königlichen Absolutismus. . . . .

Es ist auch in dieser Beziehung heute nicht anders: Der Schweizer bleibt ein Reisläufer. Er läuft jedem fremden Ideal nach, weiss aber nichts von einem schweizerischen. Für fremde Ideale jeder Art pflegt er sich zu begeistern, für die Schweiz begnügt er sich mit dem Geldverdienen und Karrieremachen. Wilde Leidenschaft flammt zwischen den Parteigängern dieser fremden Ideale auf, aber schweizerische Ideale, mögen sie noch so gross und schön sein, lassen uns kalt. Wenn S c h w e i z e r sie vertreten, so ist es für die meisten Mitschweizer schon ein Grund, mit Entschlosseheit dagegen zu sein. Grosse neue Gelegenheiten einer wahrhaft schweizerischen Berufung und Bestimmung gehen aufs neue verloren, weil man sie gering schätzt. Wieder ist man bereit, um seines Geldsackes oder seiner Partei willen, sich und das Land an jeden zu verkaufen, der als Verbündeter erscheint. So verkaufen die einen — geistig verstanden — die Schweiz an Mussolini, die andern an Ludendorff, die dritten an Lenin. Es ist ein alter, schwerer Fluch.

Gibt es für den Schweizer als geistigen Reisläufer eine Entschuldigung? Liegt eine solche vielleicht auch in unserer A r m u t? Das leugne ich für das Geistige, wie Zwingli es für das Wirtschaftliche geleugnet hat. Unser Land ist nicht arm an schweizerischem Geist, schweizerischen Zielen, schweizerischen Gedanken. Wir haben ja Zwingli, Calvin (den wir doch auch zu den unsrigen rechnen dürfen), Pestalozzi, Secretan, Vinet, Albert Bitzius — um nun von den Dichtern und Künstlern zu schweigen — haben, s a c h l i c h geredet: die Demokratie und die Reformation mit allem, was darin liegt; wir haben heute die Berufung zu wichtiger Mitwirkung am Ausbau der Völkerdemokratie, um von noch Grösserem zu schweigen. Nein, es ist nicht unsere geistige Armut, die uns zur Reisläuferei nötigte, es ist unser Mangel an Fähigkeit, das Grosse zu sehen, das sich gerade uns darbietet; es ist unsere unidealistische Nüchternheit, die uns Ideen verachten, aber Macht und Erfolg anstaunen lässt; es ist unser Philistertum, das alles bewundert, was im Ausland oder vom Ausland her mit Glanz und Applomb auftritt, alles aber, was bei uns anspruchslos etwas Rechtes, ja Grosses vertritt, gering schätzen lässt; es ist unsere profitgierige Schlauheit, die uns instinktiv klar macht, dass es Klugheit ist, für fremde Ideale zu schwärmen, die uns nicht auf den Leib rücken, um uns damit vor e r n s t h a f t e n Idealen, die ein wirkliches Einsetzen der Person fordern könnten, zu schützen.

Auch der Reisläufer bleibt eine tötliche Gefahr für die Schweiz.

4. Der neutrale Schweizer.

In scharfem Widerspruch zu dieser schweizerischen Gewohnheit reisläuferischen Fremdendienstes scheint jener andere Zug zu stehen, der sich mehr und mehr aus der Schweizergeschichte abhebt: die Neutralität.

In Wirklichkeit ist das Gegenteil der Fall: diese beiden schweizerischen Eigenschaften hangen so eng zusammen, dass sie sozusagen nur zwei Aeusserungsformen einer einzigen bedeuten. Das zeigt uns schon die geschichtliche Entwicklung. Die Neutralität ist der Gegenschlag auf jenen reisläuferischen Fremdendienst gewesen. Von diesem, nicht von aller Parteinahme an Lauf und Kampf der Geschichte überhaupt wollten Nikolaus von der Flüe und Ulrich Zwingli, die beiden grössten Vertreter der Gegenbewegung, die Schweiz fernhalten. Dass Zwingli es so meinte, ist wohl klar genug. Zeigen doch seine späteren Pläne unzweideutig, wie er die Schweiz fast bis zum Risiko ihrer politischen Eigenexistenz für Zwecke einsetzen wollte, die in den Augen dieses Grössten der Söhne des Schweizerbodens doch grösser waren als die Schweiz, aber allerdings zugleich eine Erfüllung der Schweiz. Nur infolge einer Entgeistung und Entwertung ist das, was Nikolaus von der Flüe und besonders Zwingli meinten, zu dem geworden, was man dann später unter Neutralität verstand.

Aber auch ein innerer Zusammenhang besteht zwischen diesen beiden Formen geistiger Haltung. Auf der einen Seite muss man, wenn man Parteinahme sich nur als Fremdendienst denken kann, natürlich neutral im Sinne von parteilos denken, sobald man jene bekämpfen will, und umgekehrt wird man, weil man keine eigene Ueberzeugung und Sache hat, geneigt sein, einer fremden zuzufallen. Denn ohne irgend eine Stellungnahme zu wichtigen Dingen kommt ein Mensch und ein Volk doch nicht aus, solange noch Leben in ihm ist. Damit ist schon die Wurzel angedeutet, woraus beide Erscheinungen schliessen: der Mangel einer eigenen Sache, für die man sich einsetzen könnte.

Der Reisläufer und der Neutrale gehören zusammen.

Während nun aber die Reisläuferei wenigstens in der körperlichen Form nach und nach überwunden worden ist, hat sich die Neutralität umgekehrt zum obersten Staatsprinzip der Eidgenossenschaft und zur höchsten Tugend des Schweizertums entwickelt. Auch Gagliardi scheint, wie ich schon bemerkt habe, in dieser Entwicklung einen grossen Gewinn zu sehen. Die Neutralität ist jedenfalls für die meisten Eidgenossen das Palladium der Schweiz geworden — wehe, wer daran rührt.

In Wirklichkeit ist das vielleicht die tötlichste aller Gefahren, die uns bedrohen, ja die eigentliche Todesgefahr, weil der Tod selbst. Denn was ist Neutralität anders als Tod, nämlich Neutrali-

sierung und damit Aufhebung aller Lebensspannung? Leben aber ist Spannung, Leben ist Kampf, ist Parteinahme. Alles Lebendige nimmt Partei für das, was ihm entspricht und gegen das, was ihm widerspricht. Das ist auch sein Zweck. Wo dieser wegfällt, bleibt nur das Nichts, der Tod übrig. Es ist eine Grundforderung alles sittlichen Lebens, dass wir Partei ergreifen, Partei ergreifen für das, was wir für das Rechte, und gegen das, was wir für das Falsche halten. Wer das nicht wagt, verliert nicht nur sein Lebensrecht, sondern befindet sich direkt auf dem Wege zu allem Bösen. Das hat Dante für alle Zeiten mit unerhörter Gewalt und Klarheit festgestellt, indem er die Neutralen, die weder zu Gott halten, noch zu seinen Feinden, an den Eingang der Hölle setzt, weil sowohl die Hölle selbst als der Himmel sie verschmähen, weil diese Neutralität das eigentliche Vorzeichen des Reiches des Bösen ist.

Neutralität ist Tod. Das zeigt unsere Geschichte wieder so deutlich als möglich. Sie zeigt, dass die Neutralität in Zeiten herrschte, wo die Schweiz erstorben war und dass sie in dem Augenblick einer andern Haltung wich, wo sie wieder lebendig wurde. Aus jener Haltung, die Nikolaus von der Flüe und jedenfalls Zwingli meinten, und die, wie gesagt, bedeutete, dass man sich nicht um des blossen Vorteils, meistens um des Geldes willen, fremden Zwecken verkaufen, dafür aber eigenen, grösseren dienen solle, trat nach und nach die Parteilosigkeit, die Gewohnheit, abseits zu stehen und zuzuschauen, wie die andern Völker mit Blut und Opfern um die grossen Ziele der Geschichte rangen, oft um Ziele, die so recht auch die der Schweiz hätten sein müssen — ja, nicht nur zuzuschauen, sondern aus dem Ringen der andern Gewinn zu ziehen. Aus einer Maxime des Hochsinns wurde eine der profitgierigen Schlauheit. Dieser Zug der Schlauheit ist mir immer auf den Gesichtern jener Schweizer aufgefallen, die auf dem in unserem Landesmuseum aufbewahrten grossen Gobelin im Jahre 1663 mit Ludwig XIV. den ewigen Bund neu beschworen. Und zur Schlauheit gesellt sich die Charakterlosigkeit — notwendigerweise, denn diese Neutralität ist ihrem Wesen nach Charakterlosigkeit. Charakter ist Parteinahme; je ausgeprägter ein Charakter ist, desto entschiedener nimmt er Partei, *ist* er Partei. Von der schweizerischen Charakterlosigkeit, die eine Folge jener neuen „Staatsweisheit" war, erzählt Gagliardi selbst, ohne wie es scheint zu merken, wie damit seine eigene Auffassung widerlegt wird, unglaubliche Beispiele. Man verbindet sich ohne Besinnen mit einer Partei und mit ihrer Gegenpartei und einer dritten, ja vierten gleichzeitig, ist allen gegenüber „neutral" und zieht aus allen so viel Gewinn als man kann. Wer denkt dabei nicht an Erfahrungen der Gegenwart? Wie gesagt: weil man keine eigenen Ziele mehr hat, muss man solche, sobald man wieder lebendig wird, von aussen holen. So schliessen

sich denn die Menschen, die aus dem innern Tod der alten Schweiz heraus wollen, an die Franzosen an, die halt doch unsere Befreier und Aufwecker gewesen sind — was alle kurzsichtige Franzosenfeindschaft unter uns so gern vergisst. Damit ist schon gezeigt, dass man in Zeiten des Lebens die Neutralität aufgibt. Das hat sich denn in jener Periode wiederholt, die Gagliardi nicht ohne Grund geneigt ist, für eine der grössten, wenn nicht gar die grösste unserer Geschichte zu halten, in der Regenerationszeit der dreissiger und vierziger Jahre, also in der Zeit, wo die heutige Schweiz entstand. Gerade die kräftigsten Führer dieser Erneuerung wollten dem europäischen Ringen um eine neue Freiheit nicht schlau und profitlich zuschauen, sondern handelnd und Opfer bringend mitmachen. Und Ehre sei denen, die in weiter zurückliegenden Zeiten ebenso dachten! Ob es bedeutende Schweizer gab, die in das Ringen der deutschen Bauern helfend eingreifen wollten, weiss ich nicht, aber Ehre sei dem Antistes Breitinger von Zürich und seinen Gesinnungsgenossen in Zürich und anderswo, dass sie auch nicht bloss zusehen wollten, als sich auf den Schlachtfeldern des dreissigjährigen Krieges das Schicksal des Protestantismus entschied. Gagliardi scheint sie zu tadeln, ich aber sage noch einmal: Ehre sei ihnen, dass sie nach der Lage und dem Denken ihrer Zeit Männer sein wollten und nicht „Neutrale", dass sie nicht, wie so viele einstige und heutige Schweizer, ernten wollten, ohne zu säen!

Die Neutralisierung ist aber immer wieder obenauf gekommen, zu unserem schwersten Schaden. An der selbstischen Klugheit, die heute ihr Sinn ist, müssen wir mehr als an allem anderen zu Grunde gehen, wenn wir sie nicht abschütteln. Denn sie verstösst gegen das Grundgesetz der sittlichen Welt: „Wer sein Leben sucht, der wird es verlieren, wer es aber verliert um meinetwillen, der wird es finden." Eine Gemeinschaft lebt, wie auch der Einzelne, nicht vom Profit, sondern vom Opfer. Der Fluch dieser Neutralität dringt in Leib und Seele unseres Volkslebens ein. Aus ihr stammt, um darauf noch einmal zurück zu kommen, jene Leidenschaft verkehrter Teilnahme für „fremde Händel", wie sie während des Krieges in der Ereiferung für eine der beiden Kriegsparteien und später in anderen Formen hervorgetreten ist. Es ist dabei psychologisch leicht zu begreifen, dass die Leidenschaft doppelt zügellos wird, wenn man sie an „fremde Händel" setzt. Denn hier ist man unverantwortlich, während man in eigenen Angelegenheiten die Kosten selbst bezahlen muss und sich darum eher etwas besinnt. Und weil, wie gesagt, ein Mensch eben doch leben und eine Sache haben muss, so erholt man sich an dem Eistod der Neutralität durch die vermehrte Glut falscher Parteinahme. Damit hängt die weitere Tatsache zusammen, dass diese Neutralität meistens nur Heuchelei ist: man tut neutral, ist es aber im Grunde doch

nicht, kann es nicht sein. Das muss auf unser ganzes schweizerisches Wesen verderblich wirken. Das ist ja das Allerschlimmste, dass der Fluch jenes Götzendienstes — denn ein Götzendienst ist es — auch in das gesamte übrige Leben eindringt. Aus der politischen stammt wenigstens zu einem Teil jene Neutralität, die der Schweizer immer mehr auch in seiner ganzen persönlichen Haltung zeigt, ich meine die Unfähigkeit, sich für eine eigene Sache ganz und mit Leidenschaft einzusetzen, die Neigung zum Ausweichen, zum Kompromiss, zur sentimentalen Bemäntelung der Charakterlosigkeit, und als Frucht von alledem ein tiefer Unglaube an alle geistigen Ziele und ein Heer von Dämonen der Eifersucht, Streberei, Gier, Genussucht, sinnleere Hast. Ganz besonders charakteristisch für diesen Zustand ist ein Zug, der in den letzten Zeiten wieder so stark hervorgetreten ist, ganz wie er sich in früheren Zeiten der Entartung zeigte: die Unfähigkeit, wirkliche Entschlüsse zu fassen, während uns in den grossen Zeiten gerade diese kühne, oft sogar tollkühne Entschlussbereitschaft unserer Vorfahren überrascht. Es ist eben eine furchtbare Sache, wenn ein Volk seine Seele verliert, dadurch dass es neutral wird.

Die ganze Zukunft der Schweiz hängt davon ab, dass wir diese Seele wieder finden. Wir müssen die Neutralität sowohl als oberste schweizerische Staatsmaxime, wie als oberste „Tugend“ des einzelnen Schweizers entschlossen abschütteln — müssen lebendig werden.

Wie? antwortet man mir, meinst du denn, wir sollen gegen die Mahnung des Nikolaus von der Flüe uns grossmannssüchtig doch in fremde Händel mischen?

Natürlich meine ich es nicht so; ich meine vielmehr mit ihm, dass wir das nicht tun sollen. Aber ich meine mit ihm nicht neutrale und profitliche Teilnahmslosigkeit, sondern dass wir eine eigene Sache haben und dafür alles einsetzen sollen, auch das Leben, das unsrige und das der Schweiz, wenn es sein muss. Und welche Sache denn? Nun, die Sache der Schweiz, die „Idee“ der Schweiz, die Aufgabe der Schweiz und damit eine Aufgabe, die auch grösser ist, als die Schweiz, für die wir unter Umständen die Schweiz einsetzen müssen, dass sie sterbend lebe. Nicht nach allen Seiten vorsichtig ausweichend, allen freundliche Worte gebend und alle verratend, uns selbst inbegriffen, sondern charaktervoll, mit Risiko, einstehend für das, was dem Sinn der Schweiz entspricht, altschweizerische Schlachtentapferkeit ins Geistige, Sittliche, Menschliche übertragend.

Dafür ist uns jetzt eine neue Bahn gezeigt. Man kann ja, wie auch Gagliardi zu tun scheint, zur Begründung jener Neutralitätsmaxime unserer Politik anführen, dass die Trennung in mehrere Konfessionen und Nationen sie notwendig gemacht habe. Ich halte

diesen Einwand auch in Bezug auf die Vergangenheit nicht für stichhaltig, obwohl ihm ein gewisses Recht nicht abzusprechen ist. Man wird ihm erwidern können, dass die Eidgenossenschaft die notwendigen Auseinandersetzungen, denen sie ausweichen wollte, eben doch nachholen musste, vielleicht unter schlimmeren Gefahren, als wenn sie es nicht mit der Neutralität versucht hätte. So hat sie, um das wichtigste Beispiel zu nennen, sich zwar (abgesehen von Graubünden) vom dreissigjährigen Kriege ziemlich fernhalten können und damit vielleicht Grosses verscherzt, aber der erste und zweite Vilmergerkrieg und der Sonderbundskrieg blieben ihr nicht erspart. Aber wie es sich damit auch für die frühere Geschichte verhalte, für Gegenwart und Zukunft gilt jener Grund jedenfalls nicht mehr. Jetzt gibt es Ziele, die die Schweiz ergreifen kann, ohne dass damit eine Auflösung ihres Gefüges erfolgen muss, ja die Lage hat sich so gestaltet, dass nur solche Ziele die Schweiz zusammenhalten können. Ich habe schon öfters angedeutet, dass der Völkerbund, um nur dies Eine zu nennen, in meinen Augen für uns Schweizer den gewaltigen Segen bedeutet, dass er uns von dem Tod der Neutralität erlösen kann. Denn er fordert uns zur innigsten Teilnahme an den „Händeln" der Welt auf, die nun aber nicht mehr „fremde", sondern eigene sind, weil Angelegenheiten und Aufgaben der ganzen Völkergemeinschaft. Aber nichts könnte tragischer sein, als dass man nun gerade unsere Neutralität vorbehalten musste, um in den Völkerbund zu kommen, dass dieser eine neue Mauer um unseren Friedhof herum werden musste. Nein, jetzt gilt es, wieder eine Sache zu haben. Jetzt kann und soll die Schweiz eine eigene Sache haben, eine Sache, für die sie leben und sterben kann. Darum können und sollen wir, die Schweiz als Ganzes, wie die einzelnen Schweizer, von der Neutralität zum Charakter, vom Tode zum Leben genesen. Die Neutralität ist eine graue Fahne, auf der eine Null steht, das Zeichen des Egoismus und des Todes, unsere Schweizerfahne aber hat die Farbe des lebendigen Blutes, freilich gedeutet durch das Weiss, die Farbe der Unschuld, und das Kreuz, das Zeichen der Hingabe im Dienste Gottes und der Menschen. Soll diese Fahne oder jene dauernd die der Schweiz werden?

5. Seldwyla.

Es wäre noch vieles zu sagen, was uns der Blick in unsere Geschichte über Schwächen und Gefahren unserer schweizerischen Volksart lehrt. Ich will nur noch rasch einiges hervorheben, was mir besonders bedeutsam erscheint.

Gründlich belehrt wird, wer etwa noch meinte, es stecke im Schweizer ein besonders fortschrittlicher Zug. Das genaue Gegenteil entspricht nicht nur der Erfahrung der letzten Zei-

ten, sondern auch der Wirklichkeit unserer früheren Geschichte. Gagliardi erzählt namentlich aus der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts fast unglaubliche Tatsachen zur Illustration des Zuges zum B e h a r r e n b e i m A l t e n, der recht eigentlich den Schweizer charakterisiert. Nur eine solche Tatsache für Viele: In den zwanziger Jahren des letzten Jahrhunderts wurde in konservativen Kreisen ernstlich erwogen, ob nicht der Zustand von 1315 wieder herzustellen sei, in dem Sinne, dass man die Eidgenossenschaft auf die damals zu ihr gehörigen Orte reduziere und sich überlege, ob man allfällig mit den übrigen wieder in ein näheres Verhältnis treten wolle oder nicht. Wenn man das Verhalten der schweizerischen Kantonsregierungen und herrschenden Klassen vor, während und nach der grossen Weltumwälzung durch die französische Revolution verfolgt, so fühlt man sich ganz in die schweizerische Gegenwart versetzt.

Ein zweiter Zug dieser Art, der immer wieder hervortritt, ist, auch wieder im Gegensatz zu dem üblichen Bilde, die schweizerische K n e c h t s e l i g k e i t besonders gegenüber dem Auslande. Nur auf den Höhepunkten unserer Geschichte begegnen wir einem andern, mannhafteren Verhalten. Wir müssen uns ganz klar machen, dass mannhafter Freiheitssinn für uns nicht sowohl ein Erbe der Vergangenheit als ein Strebeziel für die Zukunft ist. Die schweizerische Freiheit ist, wie schon Goethe in bekannten Aeusserungen erklärt hat, zum guten Teil ein Mythus. Sie ist es auch heute. Ganz mannhaft war der Schweizer immer auf dem Schlachtfeld, sonst war er häufig genug eine Memme.

Ein weiterer Zug, den ich in diesem Zusammenhang hervorheben möchte, ist die G e n u s s u c h t, die sich als Krebsübel durch fast alle Perioden unserer Geschichte zieht, und die als Ursache und Wirkung aufs innigste mit allen andern Uebeln zusammenhängt. Gerade in den Perioden des Niederganges tritt sie besonders deutlich hervor, begreiflicher Weise, denn diese Genussucht ist nur zum kleineren Teil Kraftüberschwang, zum grösseren ein Zeichen mangelnder Geisterfülltheit des Lebens. Wenn man gierig den Profit sucht, keine Sache hat, seine Seele an das „Fremde" verliert, dann bleibt für den Lebenshunger, der doch allem Lebendigen eignet, nur der Genuss übrig. Es ist auch heute nicht anders!

Damit ist auch schon das Letzte angedeutet, was ich jetzt noch hervorheben will: die Schweizergeschichte zeigt mit erschreckender und bedrückender Klarheit, dass der Boden unseres schweizerischen Volkstums geistig karg ist, in dem Sinn, dass darauf der G e i s t nur schwer gedeiht.[1]) Dieser Boden ist ausser von jenen Giftpflan-

---

[1]) Man kennt das Wort Gottfried Kellers: „Die Schweiz ist Holzboden für geistige Bestrebungen."

zen, die ich geschildert, besonders noch bedeckt von jenem Kraut, das Philistertum heisst, und das in seiner Kleinlichkeit und Selbstgerechtigkeit, die zu allen Zeiten auftreten, die Fähigkeit des Aufschwungs zu wahrhaft grossen Dingen geistiger Art fast noch stärker hemmt, als der reine Materialismus, besonders weil es sich so gern ideal verkleidet. Dieses Unkraut zu zerstören ist eine der Hauptaufgaben schweizerischer Selbsterziehung. Ihr dient vor allem auch eine wahrhaftige Darstellung unserer Geschichte.

6. Verheissung und Mahnung.

Mit dieser letzten Bemerkung ist auch der Zweck dieser ganzen Darstellung noch einmal erläutert. Sie könnte ja den Eindruck erregen, als sei die Schweiz und ihre Geschichte aus lauter Schwäche und Verirrung zusammengesetzt. Das ist natürlich nicht meine Meinung. Vielmehr hebt sich dieses Dunkel ab von dem grossen Licht, das durch unsere Geschichte strahlt, treten diese Gefahren und Sünden so stark hervor, weil diese Geschichte so gross ist und noch grösser hätte sein können. Von diesem andern kann ich heute nicht noch ausführlich reden. Es sei bloss angedeutet.

Alle die bösen Züge an unserem Volkscharakter haben darin auch ihren Gegenpol. Dem Mammonismus und Materialismus tritt ein Idealismus (im besten Sinne) entgegen, der in vielen Formen sein Vorhandensein beweist, in grossen Gestalten sich verkörpert, unser Volk immer wieder aus dem Tode zum Leben erweckt, und der um so wertvoller ist, als er sich mit dem Realismus einer zähen Tatkraft und ausharrenden Treue verbindet. Die bekannte Nüchternheit des Schweizertums findet ihre Ergänzung in der vielleicht noch zu wenig beachteten Tatsache, dass unser Land immer wieder der Ausgangspunkt grosser „Schwärmereien“ gewesen ist. Als „Schwärmer“ sind ja auch die Schweizer Reformatoren von Luther und den Lutheranern bekämpft worden. Wenn man mit Recht von der schweizerischen Ungeistigkeit reden darf, so bleibt daneben die gewaltige Tatsache bestehen, dass in diesem ungeistigen Volke zwei Städte, Zürich und Bern, jene gewaltigste Geistesbewegung der neuen Zeit, die die Reformation bedeutet, wesentlich getragen haben. Der Reisläuferei ist doch auch zu allen Zeiten eine tiefe und treue Liebe zum Vaterland entgegengestanden und der Tod der Neutralität hat bis jetzt nie das Herz unseres Volkes erreicht. Auch die schweizerische Freiheit ist nicht nur ein Mythus, sondern auch eine weltgeschichtliche Tatsache. Und endlich: Grosses, sehr Grosses hat sich in seiner Geschichte auf dieses Volk herabgesenkt: ich nenne, um es noch einmal durch Symbole anzudeuten, nur Tell und das Rütli, Nikolaus von der Flüe, Zwingli, Calvin, Pestalozzi.

Für dieses Grosse hat unser Volk als Ganzes oder in einem Teil seiner Glieder, vor allem in einzelnen typischen Vertretern,

immer wieder sein Leben eingesetzt. Dieses Grosse ist aber — und das ist die andere Seite der Wahrheit — von unserem Volke immer wieder auch verleugnet und verraten, ja verkauft worden. Diese Seite der Wahrheit müssen wir heute wieder mit aller Ehrlichkeit und Klarheit sehen. Wir müssen es tun, damit wir jenes Grosse wieder fassen können. Dabei werden wir freilich der ungeheuren Schwierigkeiten, die dem Glauben an die Zukunft der Schweiz im Wege stehen, stets aufs Neue inne werden. Es muss uns klar sein, dass der Augenschein gegen diesen Glauben spricht. Aber es ist ja das Rätsel des Glaubens, dass er gerade der Unmöglichkeit gegenüber seine höchste Kraft bekommt. Ich empfinde oft so, dass gerade diese scheinbar so ausserordentlich geringe Eignung unseres Volkes für die grossen Aufgaben, die ihm doch gestellt sind, mir zur stärksten Verheissung wird. Dennoch! Vielleicht dass gerade ein solches Volk berufen sein kann. Tatsächlich hat sich das Grosse in seiner Geschichte auf dieses Volk auch bloss als Wunder und Gnade gesenkt. Es ist im Grunde nur ein anderer Ausdruck für diese Tatsache, wenn wir sehen, dass es wenige Einzelne waren, die durch Tapferkeit und Treue, Leiden und Opfer es auf unser Land herabzogen.

Der eidgenössische Bettag mahnt zu Busse und Gebet. Das ist gewiss unser schweizerischer Weg: Busse — das bedeutet Einkehr und Umkehr, und zwar nicht bloss am Bettag, bedeutet Selbsterkenntnis und Selbstgericht; Gebet — das bedeutet Vertrauen zu dem Geist, der gegen alle menschliche Wahrscheinlichkeit als Wunder und Gnade wieder herabsteigen kann auf unser Volk.

2. September. L. Ragaz.

Berichte aus der Arbeit

Heimwoche in Martinsruh.

Schon letztes Jahr hat im August in dem herrlich am Abhang des Heinzenberges im Zentrum Graubündens gelegenen Ferienhaus Martinsruh bei Masein eine Heimwoche stattgefunden. Damals wars eine Pestalozziwoche für Lehrer, von Fritz Wartenweiler geleitet. Dieses Jahr hatten wir in der ersten Augustwoche wieder eine solche Veranstaltung dort. Man zog jetzt für die Einzuladenden keine Grenzen mehr, sondern dachte einfach an alle diejenigen, die ein ernsthaftes Interesse an der Sache der Volkshochschule nehmen. So war es denn eine Zusammenkunft von Freunden dieser Sache, und sie bildete auch das Hauptthema unserer Besprechungen. Besonders interessant waren diese dadurch, dass hier Vertreter aus ganz verschiedenen Gegenden der Schweiz ihre Erfahrungen auf diesem Gebiete austauschten. Es nahmen u. a. an der Woche teil eine Anzahl Lehrer aus dem Saanenland im Bernbiet, die nun uns Andern von der schönen Bewegung bei ihnen daheim erzählen konnten. Während anderswo in der Schweiz, wenigstens auf

dem Lande, nur verhältnismässig sehr kleine Kreise von einem neuen geistigen Leben erfasst sind, ist es dort ein grösserer Kreis, geweckt von einer zentralen Persönlichkeit (Pfarrer Otto Lauterburg, Saanen). Mit Freude und Staunen musste man zuhören, wenn da berichtet wurde, dass zum Beispiel gegenwärtig gar nicht mehr der eine Mann, der sie hervorgerufen, die Bewegung ausschliesslich erhalten und alles tun muss, dass er vielmehr (wie es sich ja eigentlich bei jeder lebendigen geistigen Bewegung von selbst versteht) einfach die schlummernden Kräfte überall geweckt und die einzelnen Träger der Bewegung (hauptsächlich Lehrer, welch erfreuliches Wunder!) zu der Arbeit, die für ihre Fähigkeiten die rechte war, herbeizog, auch selber zur Kritik aufforderte und überhaupt möglichst viele durch Mitarbeit zu interessieren wusste. Ich glaube, dass wir im allgemeinen von dieser Art noch sehr viel lernen können: sollte unsere Arbeit nicht von viel lebendigerer Wechselwirkung unterstützt sein?

Von einer solchen Wechselwirkung ist ja die Heimwoche ein schönes Beispiel gewesen. Was das Prinzipielle betrifft, so konstatieren wir den Gegensatz zwischen einer Wissenschaft, die sich in grossartiger Pose über das gewöhnliche „Volk" erhaben aufspielt, und derjenigen, die einfach ein Dienst am Menschen sein will. Die Wissenschaft hat freilich zunächst die Fülle der Erscheinungen zu erfassen. Man darf nicht etwa das Wissen verachten, und es ist selbstverständlich, dass, wenn jemand über ein bestimmtes Gebiet belehren will, er sich zuerst selber darin sorgfältig unterrichtet, dass, wenn er in gewisse Fragen einführen will, er selber zuvor gründlich über diese nachgedacht habe. Wie kann man so einfältig sein zu glauben, dass es ernsthafte Leute gebe, welche die Arbeit an der Volkshochschule anders auffassen? Aber freilich: Totes Wissen um des Wissens willen können wir nicht brauchen, es muss in lebendiger Beziehung zum Menschen gesetzt werden.

Ein Beispiel aus dem Gebiete der Geschichte: Es wurde uns ein Versuch vorgeführt, wo nach der berühmten Urkunde des ältesten Scharanser Kirchenbuches, unter Benützung aller historischen Daten und durch ihre Verknüpfung zu einem einheitlichen Bild, einer dramatisch bewegten Dorfgeschichte, die lebendige Vergegenwärtigung eines Stückes Geschichte gelungen war. Ein Bündner Dorf — das Heimatdorf — zur Pestzeit, 1630. Die ganze Gemeinde, in der man dies getan, war ungeheuer dadurch gefesselt worden, und es war sicher der Anlass für manchen Dorfbewohner, dass die Ahnung von der seltsamen Verschiedenheit der früheren Zeit gegenüber unserer Gegenwart und wiederum ihrer tiefmenschlichen Verwandtschaft mit ihr in ihm aufstieg und sein Denken beschäftigte. Und auch der „Gebildete" konnte da merken, dass Geschichte nicht nur das ist, was in den Lehrbüchern steht, sondern wie ein jeder Ort seine Geschichte hat und demjenigen, der ihn verstehen will, davon zu reden anfängt. Müsste nicht im Volke (soweit es noch sesshaft ist und also ein Heimatgefühl hat) auf diese Weise, durch Anknüpfung an die engste Heimat, der geschichtliche Sinn geweckt werden? Bedenken wurden laut, ob man den Boden der gesicherten Geschichte irgendwie verlassen dürfe. Aber ist es nicht eine bekannte Tatsache, dass der Dichter uns den Geist einer Zeit vielleicht besser erschliessen kann, als selbst der gelehrteste Historiker?

Die Volksbildung muss zuletzt zu den Weltanschauungsideen führen, und darum wandte sich auch unser Kurs zuletzt den damit zusammenhängenden Problemen zu. Wie häufig machen die Fragen nach dem Sinn der Welt und des Lebens gerade jungen Leuten zu schaffen! Es wurde lebhaft erörtert, ob man junge Leute wirklich auf solche möglicherweise unlösbaren Fragen stossen dürfe, da man sich auch der Gefahren dabei, gerade bei unseren Landleuten, bewusst war. (Diese fassen ja solche Dinge viel ernster, „existentieller" auf als zum Beispiel Philosophiestudenten, vor denen sämtliche Weltanschauungssysteme wie ein lustiges Schauspiel abrollen). Das Ergebnis war, dass

man freilich solche Fragen Leuten, die kein Bedürfnis darnach haben, nicht aufdringen könne, dass man aber, wenn diese Fragen von selber auftauchten, freilich Red und Antwort stehen müsse. Etwa einmal kanns dann auch vorkommen, dass der Leiter auf eine Frage sagen muss: Das weiss ich nicht! Und diese Bescheidenheit und Aufrichtigkeit tut gewiss eine bessere Wirkung als die Fiktion eines Allwissens, die ja doch nicht im Ernst aufrecht erhalten werden kann. Wieviel wertvoller ist es für einen jungen Menschen zu wissen, dass er nicht auf alle Fragen die letzte Antwort schon bereit haben müsse, dass der Zukunft auch noch etwas vorbehalten sein dürfe. Der Mensch kann die Wahrheit ja nicht als etwas ein für allemal Fertiges bekommen, er befindet sich vielmehr auf einem Wege, auf dem es vorwärts geht und immer wieder neue Ausblicke sich erschliessen können. An Bossharts kleine Skizze „Im Nebel“ erinnerten wir uns in diesem Zusammenhang, in der von zwei Menschen erzählt wird, die durch den Nebel hindurch, nicht wissend wo sie gerade in jedem Augenblicke sind, sich dennoch zur lichten Höhe hinauf finden.

Aus einem ganz anderen, viel tieferen Verständnis der Jugend heraus muss eben vorgegangen werden, als es etwa bei den sogenannten Fortbildungsschulen der Fall ist, die einseitig vom praktischen Erwachsenenstandpunkt aus eingerichtet sind. (Es wurde uns von den Mängeln und Fehlschlägen und allfälligen Verbesserungsmöglichkeiten dieser Schulen berichtet.) Da loben wir uns Dänemark, das Land der Volkshochschule, von dem uns ein Freund, der dort gewesen, so Schönes erzählen konnte. Ganz gewiss wird in jenen Schulen auch tüchtig gelernt und gearbeitet, aber das geistige Suchen und Werden der jungen Leute kommt dabei nicht zu kurz. Wir vergegenwärtigten uns auch das Lebensbild des treuherzigen Christen Kold, dieses Mannes aus dem Volke, der einst die dänischen „Bauernhochschulen“ ins Leben gerufen hat.

Unsere Berner Freunde aber erzählten uns von dem Manne, der bei ihnen das Volk durch seine Schriften im tiefsten Sinn hat „bilden“ wollen, von dem einzigartigen Jeremias Gotthelf. Welch eine grosse, weite Welt umfassen seine Werke, die unter sich so verschiedenartig sind! Das Grösste und Urwüchsigste ist in ihnen zu finden, aber ebenso das Zarteste und Feinste. Wer kann anders als mit tiefer Ergriffenheit zum Beispiel an jene Geschichte der Versöhnung zwischen den Eheleuten Christen und Anneli in „Geld und Geist“ denken? Welche psychologische Meisterschaft und — was mehr ist! — welcher tiefe Ernst der Verantwortung! Das ist ein Stück Veranschaulichung des Evangeliums. Man muss dem Besten von Gotthelf (und dessen ist so vieles) noch immer weitere Wirkung in unserem Volke wünschen. Ebenso dem straffen und modernen Schweizer Erzähler Jakob Bosshart, dem besten unserer jüngsten Vergangenheit; er muss mit seinen Werken auch noch ganz anders als bisher für die Selbstbesinnung unseres Volkes und für die Vertiefung seines Lebens Bedeutung gewinnen. Solche Männer sind die eigentlichen Bildungsquellen eines Volkes.

Wie bei unseren früheren Kursen in Graubünden wurde auch bei diesem eine öffentliche Veranstaltung für die Ortsbevölkerung damit verbunden. Diesmal wars, weil wir einige Musiker unter uns hatten, ein Konzert in der Kirche zu Masein. Allmählich dringt ja das Bewusstsein bei uns durch, dass man auch dem Volke klassische Musik bieten könne, wenn mans auf die rechte Weise anfange, und man hat schon erfolgreiche Versuche damit gemacht. Diesen Abend in der Kirche dürfen wir wohl auch dazu rechnen, denn es gingen alle sichtlich beglückt nach Hause.

Die gleiche Empfindung haben wir dem ganzen Kurs gegenüber: Er hat uns neue Freude und Kraft gegeben, unsern Weg weiter zu gehen.

Christ. Holzer.

Reichenauer Konferenz.

Ich schliesse dem Bericht von der Heimwoche gerade den der unmittelbar darauf folgenden Konferenz der religiösen Sozialisten zu Reichenau an. Beide Veranstaltungen haben ja etwas mit einander zu tun; bei beiden verfolgen wir den gleichen Zweck: der Erneuerung unseres Volkslebens zu dienen. Dass dabei der Geist und das Kulturelle auf der einen Seite und das Wirtschaftliche und Soziale auf der andern in engster Wechselwirkung stehen, ist selbstverständlich: Erkrankung und Gesundung des einen Gebietes ist auch Erkrankung und Gesundung des andern. So ist es nicht zu verwundern, dass, wem das Eine am Herzen liegt, sich auch um das Andere interessiert; darum fanden die meisten Teilnehmer an der Heimwoche in Martinsruh sich wieder in Reichenau zusammen.

Der erste Tag brachte uns eine Besprechung der Frage „Landwirtwirtschaft und Genossenschaftswesen." Referent war Lehrer Johannes Tscharner von Oberhallau. Er stellte die Genossenschaft als den organisch gewachsenen wurzelfesten Sozialismus der künstlichen Maschinerie des Staatssozialismus entgegen; die Genossenschaft, die ausgeht von dem, was die Menschen für ihr Leben brauchen, sie also in ihren wichtigsten Interessen verbindet. Aber nicht bei der Konsumgenossenschaft dürfen wir stehen bleiben, Konsument und Produzent müssen sich gegenseitig finden als der Auftraggeber und als der Beauftragte. Jetzt haben wir eine unsinnige Wirtschaftsanarchie in der Form des freien Marktes. Speziell auch für die Landwirtschaft erweist sich dieser Zustand als Krebsübel. Da ist zum Beispiel der Viehmarkt immer wieder das Feld der rücksichtslösesten Ausbeutung und die Quelle der schlimmsten Demoralisierung. Und da ist das „freie", Eigentum von Grund und Boden: die einen Bauern haben so viel Boden, dass sie ihn nicht oder nur höchst mangelhaft bebauen können, und ihre Nachbaren müssen nach Amerika auswandern! Aber nicht nur die Abstellung dieser Dinge, sondern noch viel weiter greifendes Gute hat die Genossenschaft zur Folge. Nur auf dem Gebiete der Genossenschaft können sich Arbeiter und Bauer aussöhnen, aber da ist eine Einigung auch gewiss. Nur die rechte Genossenschaft und der Geist, auf dem sie beruht, können unser Volk in Wirklichkeit wieder zu einem Volke machen. — Vor unsern Augen erstand das Zukunftsbild einer frei sich aufbauenden Organisation von Genossenschaften, das ganze Land überziehend und die ganze Wirtschaft durchdringend, überall an die Stelle der Anarchie das bewusste Füreinander und die Gemeinschaft setzend. Sollen sich nicht alle die Hände reichen? Ist es nicht das einzige Vernünftige, das Einzige, das uns helfen kann? Dann wird — um nur dieses eine Beispiel anzuführen — das Obst in die Arbeiterfamilien kommen und ebenso in die Bergdörfer hinauf, statt dass es wie heute in einem guten Obstjahr massenhaft verfault. Wieder hörten wir, wie in der „Heimwoche", von Dänemark, diesem „Zukunftslande" in vieler Hinsicht, Schönes und Verheissungsvolles berichten; von seiner grosszügigen und zielbewussten Boden- und Siedlungspolitik, wie wir sie ähnlich auch unserem Lande (dem dies alles noch ganz fehlt!) wünschen müssen. Aber nicht auf ein staatliches Eingreifen brauchten wir ja zu warten, wenn — ja wenn! — wir den neuen Geist des Zusammenschlusses unter uns hätten. Daran hängt alles. Denn nur ein neuer Geist kann neue Lebens- und Wirtschaftsformen hervorbringen.

Wie eine Antwort auf die darin liegende schwere Frage kam dann am andern Tag das Referat Pfarrer Walsers von Flerden über die Urgemeinde zu Jerusalem. Dort, in der ersten christlichen Gemeinschaft, war ja das verwirklicht, was wir heute so schmerzlich suchen: der Geist der Gemeinschaft und des unlösbaren Zusammenhanges. Da das Referat in den „Neuen Wegen" erscheint, erübrigt sich eine weitere Berichterstattung über die gerade wegen ihrer Schlichtheit so wuchtig wirkenden Ausführungen.

Aus der Diskussion darüber möchte ich Folgendes erwähnen: Es wurde darauf hingewiesen, dass, wer von der Urgemeinde und dem, was in ihr vorhanden war, nichts wisse, auch die Kämpfe und das Ringen der Gegenwart wie die ganze Weltgeschichte nicht verstehen könne. Denn das damals aufgeleuchtete Ziel der Menschheit ist es, worum es da geht, und womit alle Kämpfe um Licht und um soziale Gerechtigkeit irgendwie zusammenhängen. Wir sollen das Wissen um die gotterfüllte Gemeinschaft der ersten Christen nicht dazu benutzen, um nun beständig von allem menschlichen Streben in dieser Richtung zu sagen: Das ist noch gar nichts! — sondern alles dies mit Hoffnung und Liebe beurteilen und den verborgenen Drang nach dem Höchsten darin erkennen.

Die ganze Tagung hat uns viel gegeben, und wir möchten nur wünschen, dass solche offenen Aussprachen viel häufiger wären und viel mehr als bisher ins praktische Leben hinaus wirkten. Christ. Holzer.

Unser sozialistischer Ferienkurs im „Riedtli".

(Durchgeführt von der Zürcher Freischar, unabhängige soz. Jugend.)

Unser diesjähriger Ferienkurs vom 1. bis 7. August 1926 wurde von jungen Leuten der ganzen deutschen Schweiz besucht; aus Biel, Derendingen, Cordast (Kt. Freiburg), Zürich, Oerlikon, Affoltern a. A., Wädenswil, Chur, St. Gallen und Winterthur kamen sie.

Von Beruf waren sie Mechaniker, Kupferschmied, Bäcker, Hafner, Gärtner, Zeichner, Bureauangestellte, Schneiderin, Kindergärtnerin, Kinderpflegerin, Dienstmädchen, Ladenangestellte und Mädchen, die im Haushalt daheim helfen.

Fast scheint es, dass so verschiedenartig beschäftigte Leute sich nur schwer in so kurzer Zeit verständigen können. Dem ist und war aber nicht so; wenn man versteht, Fragen zu stellen, denen jedes Einzelne je nach Führung und eigenem Vorwärtsdrängen ein Stück weit gefolgt ist, Lebensfragen, die uns der Sozialismus stellt, dann sind alle dabei.

I. Dr. L. Frank, Rorschach, führte uns in der leider viel zu kurzen Zeit in das Wesen der praktischen Politik ein.

Einige Fragen und Antworten aus diesem Kurs:

Einleitung. „Warum wollen wir etwas wissen von praktischer Politik?" „Wir müssen Stellung zu politischen Problemen nehmen, so bald wir ein Verantwortungsgefühl für das Weltgeschehen in uns tragen."

„Wie wird an den heutigen Mittel- und Hochschulen (wo die Leute reif dazu wären) die Politik behandelt?" „Wisst ihr, wie leer die Sache dort behandelt wird, und mit wie wenig Verstand die Welt von diesen Leuten regiert wird?"

Jugendideale und praktische Politik. „Kann Politik ‚rein' betrieben werden (diese Frage versuchten wir an praktischen Beispielen aus dem St. Galler Kantonsrat zu lösen) oder muss in jedem Fall das jeweilen Mögliche gesucht werden und ist die Kunst hier die Grenze von Möglichem und Unmöglichem zu sehen?"

Grundlagen der praktischen Politik. Kenntnisse der schweizerischen Geschichte (was trieb diese jeweilen ein Stück vorwärts?). Wir müssen unsere Bundesverfassung besser kennen lernen. (Lehrmittel: Fr. Fleiner, Schweiz. Bundesstaatsrecht.)

Von der heutigen Politik. „Was beeinflusst die schweizerische Politik?" „Parteien, Nationalkirche, Schule, Wirtshaus, Grossbanken und Versicherungsgesellschaften, Sportvereine, Presse."

„Hat die Schweiz weltpolitische Bedeutung?" „Nein."[1])

---

[1]) Ueber diesen Punkt kann man sehr wohl anderer Ansicht sein. Die Schweiz kann weltpolitische Bedeutung haben. D. Red.

„Was für weltpolitische Probleme beschäftigen heute die Politiker der Grosstaaten?“ „Wohl hauptsächlich der gewaltige Freiheitskampf, der von Millionen unterdrückten Indiern, Chinesen und andern gekämpft wird.“

Schlussgedanken: Unser aller Aufgabe ist, mit ganzer Kraft für gänzliche Militär- und Kriegsabrüstung zu schaffen.

II. Den Kurs über Pestalozzi leitete K. Straub, Zürich. Zuerst gab er uns ein Bild, eine Lebensbeschreibung des hilflosen, erfolglosen Mannes zu seiner Zeit (Heiri vo Torlike), der in seinen letzten Lebensjahren selber nicht mehr an den Wert seiner Arbeit glaubte und der doch 55 Jahre lang für seine Sache kämpfte, nie verzagte, nie bei den Andern die Schuld für das Versagen seiner angefangenen Arbeiten suchte. Welche Kraft und Jugendlichkeit muss in dem Manne gewohnt haben, welcher Glaube an die Menschen!

Mit welcher Liebe hat er sich hauptsächlich der Aermsten seiner Volksgenossen angenommen; wie wollte er sie schulen für den Lebenskampf (er wollte in seinen Schulen mit Hilfe von Mathematik, Rechnen und Geometrie, Geographie, etc. den Verstand seiner Schüler bilden). Er, der selber immer wieder lernte, den Geist seiner Zeit zu verstehen suchte, die Uebel seiner Zeit sah und sie überwinden wollte. Das ist uns Jungen gross an Pestalozzi, dass er die Krebschäden seiner Zeit sah und mit der ganzen Glut seines Herzens zu heilen versuchte; dass dabei seine Pläne scheiterten, soll ihn uns nicht kleiner machen, denn sind nicht heute viele gute Erzieher, die ihn hervorholen und ihn dem Volke neu geben wollen?

Dass die Leute, die Pestalozzi nächstes Jahr an seinem Todestage feiern, ihn wirklich als wahren Pestalozzi dem Volke vorstellen, ist kaum wahrscheinlich. Oder ob sie den Mut haben werden, Pestalozzi als Kämpfer in der Jetztzeit darzustellen? Den Mann, der heute gewiss und entschieden gegen unser Militär, unsere Schulen, unser ganzes totes Daseinswirken ankämpfen würde? Der unsere Arbeiter schulen würde, damit sie mit klareren Augen die Misswirtschaft von heute sähen!

III. Neben den Kursen erfreuten wir uns an Liedern und Volkstänzen, die Bekannte und Unbekannte immer wieder zusammenführen.

Der diesjährige Kurs hatte den Fehler, dass wir zuviel Fragen aufwarfen, denen wir in der kurzen Zeit nicht Meister wurden. Der Kurs als Ganzes aber hat uns alle gefreut.

Wir hoffen und erwarten, dass wir in den nächsten Jahren nicht mehr so fast allein dastehen mit unsern Jugend-Kursen. Einige Erleichterungen zur Durchführung werden uns in Zukunft gemacht werden.

1. Die Genossenschaft für Jugendherbergen sorgt für Unterkunft in Herbergen in schöner Feriengegend.

2. Wir bekommen, wenn wir uns bemühen, für unbemittelte Teilnehmer Unterstützung (Pro Juventute, in Zürich: Ferien und Freizeit).

Schwer ist noch, geeignete Leiter zu bekommen und überhaupt Ferien für die jungen „Büetzer“!

Aber trotzdem probiert's! E. Hörnlimann.

Rundschau

Ein wenig Chronik. Es ist vieles geschehen seit der letzten Chronik. Ein buntes Bild! Vieles ist schlimm, Vieles wieder tröstlich. Schlimm ist der Justizmord, der in der Türkei die jungtürkischen Führer dem Strang überlieferte. Furchtbar — aber ist daran nicht auch das Walten einer Nemesis sichtbar? Denn diese Jungtürken sind es, an denen das Blut — Blut ist viel zu wenig gesagt — von mehr als Millionen von während ihrer Regierung hin-

geschlachteten, geschändeten, auf jede Art zu Tode gequälten Armeniern haftet. Gottes Mühlen mahlen — sie werden auch die Mörder der Jungtürken erreichen. — Der Strafprozess Riedel-Guala, der in Burgdorf stattgefunden, hat wieder die ganze Kloake der sittlichen Verderbnis unserer Zeit aufgedeckt. Alle Ereiferung für die „Unschuld" der Verurteilten ist verschwendet; denn mag allfällig das formale Recht bei dieser Verurteilung verletzt worden sein, so sicher nicht das materiale. Diese Ereiferung ist besonders für eine gewisse Art von Sozialismus traurig bezeichnend.

Der Prozess ist im übrigen nur eine der vielen Illustrationen für die entsetzliche Decadenz unseres Geschlechtes. Eine andere ist die Verhimmelung, ja Anbetung von weiblichen und männlichen Sport- und Kinohelden. Fräulein Ederle hat im Durchschwimmen des Kanals einen Rekord errungen; ungeheure Volksmengen jubeln, Magistrate und Konsule huldigen, Glocken läuten. Das Fräulein wird gute Muskeln und Eingeweide haben, aber jede Nachtwache einer Krankenschwester ist hundertmal mehr wert als ihre Schwimmerei. — Valentino, Filmstar, ist gestorben, wie andere Leute, zehntausende von Frauen pilgern zu seiner Leiche — jeder brave Fabrikarbeiter ist zehnmal ehrwürdiger — und so fort! — In Bern ein Arbeiter-Sportsfest. Grimm und Scheurer sozusagen Arm in Arm dabei. Scheurer wird darob angegriffen, aber er hat ganz recht: ein Sozialismus, der bloss die bürgerliche Welt nachmacht, ist ungefährlich und das Ungefährlichste von allem sein Phrasenradikalismus. — Der Streik der englischen Kohlenarbeiter, etwas wirklich Heroisches, neigt dem Unterliegen zu, weil Frauen und Kinder schon zu lange gehungert haben. Schlechte Führung durch den „Radikalismus". Die Ablehnung der Vermittlung der Kirchen ein schwerer Fehler, da man nachher gezwungen war, nachzugeben. Das Ganze doch nicht bloss Niederlage, aber ein Memento an kommende riesige Kämpfe und Katastrophen. — In Mexiko bricht über eine Kirche, die das Volk materiell und geistig beherrschte und ausbeutete, so wie sie es einst bei uns tat, ein verdientes Gericht herein, wobei vielleicht — ich weiss es nicht — wie immer, das Organ des Gerichts auch Unrecht begehen mag. — In Bern Tagung des Fortsetzungskomitees der Stockholmer Konferenz. Schöne Reden, zum Teil ehrlich und ernst gemeint — wir wollen nun sehen, was für Früchte im Bundeshaus und im „Bund" zum Vorschein kommen. Vorläufig finden, wie immer zur Zeit der Völkerbundstagungen, in der Westschweiz grosse Divisionsmanöver statt, das, was uns am meisten nottut! — Es geht im internationalen Leben im übrigen auch einiges Gute. In Griechenland ist ein Diktator gestürzt und in Spanien ist ein anderer am Stürzen. — Die Salonikifrage, ein Brandherd, scheint zwischen Griechenland und Jugoslavien ordentlich erledigt zu werden. — Allerlei Freundschafts- und Sicherheitsverträge können etwas Gutes bedeuten, einen neuen, bessern Zustand Europas mit vorbereiten. Dass über die Rückgabe von Eupen-Malmedy an Deutschland auch nur verhandelt wird, ist ein gutes Zeichen. — In Russland ist Sinowiew gestürzt — auch eine Nemesis. Es bereitet sich scheinbar die langerwartete entscheidende Krisis des Bolschewismus vor. Das kann sehr Gutes bedeuten. — Endlich der Völkerbund. Er tagt, während der Chronist schreibt. Das grosse Ereignis der Aufnahme Deutschlands scheint sich zu vollziehen. Seine Gefahren sind schwer. Förster weist in der „Menschheit" immer wieder eindringlich und mit Recht darauf hin und macht auf die Tatsache der offenen und geheimen deutschen „Aufrüstung" aufmerksam. Doch darf man hoffen, dass auch Böses dem Guten dienen müsse, d. h. gewisse deutsch-nationale Gedanken gegen den Völkerbund diesem zuletzt Nutzen bringen müssen. — Tanger — Primo de Rivera — Mussolini — der Chronist hat den Eindruck, dass Mussolinis Spiel gegenwärtig nicht allzugut stehe. Aber die Lösung des Problems der Ratssitze ist ungenügend. Die spanische, südamerikanische, indische, chinesische, slavische Welt sollte im Rate ausdrücklicher vertreten sein, der Universalismus

des Völkerbundes besser gewahrt und gefördert werden. Dass Deutschland dies verhindert und „den Erisapfel in den Völkerbund geworfen," war töricht oder unfair und wird ihm selbst nichts nützen. — Im Stiche gelassen scheint Abessynien. — Wichtig sind die Verhandlungen des Exekutivkomitees der Zweiten Internationale über den Völkerbund. Anderer Geist als in „Tagwacht" und „Volksrecht". — Endlich allerlei Friedenskongresse, mehr als Zeichen, denn als Kräfte von Bedeutung.

Summa: Gut und Böse bunt durcheinander. Gewaltige Gährung. Alte und Neue Welt im Kampf. Anlass zur Hoffnung, aber Warnung vor falscher Sicherheit. Noch sind wir mitten im Drama, vielleicht nicht auf dem Höhepunkt.

Ein internationales Manifest gegen die Wehrpflicht. Viele Männer und Frauen aller Länder, die das Joch des Militarismus zerbrechen, die Schrecken des Krieges auf immer beseitigt sehen möchten, die hoffnungsfreudig den Völkerbund als Weg zu diesem Ziele begrüsst haben, verlangen, dass endlich ein entschiedener Schritt zur vollständigen Entwaffnung, vor allem aber zur moralischen Abrüstung getan werde.

Die wirksamste Massnahme hierzu wäre die allgemeine Abschaffung der Wehrpflicht. Wir fordern daher den Völkerbund auf, die Abschaffung der Heeresdienstpflicht als ersten Schritt zu einer wirklichen Abrüstung vorzuschlagen. Wir glauben, dass auf der Wehrpflicht aufgebaute Heere mit ihrem grossen Stab von Berufsoffizieren eine schwere Bedrohung des Friedens darstellen. Zwangsdienst bedeutet Entwürdigung der freien menschlichen Persönlichkeit, das Kasernenleben, der militärische Drill, der blinde Gehorsam gegenüber noch so ungerechten und sinnlosen Befehlen, das ganze System der Trainierung zum Töten untergraben die Achtung vor Persönlichkeit, Demokratie und Menschenleben. Die Wehrpflicht fügt diesen Schaden dem ganzen Volke zu. Sie pflanzt der ganzen männlichen Bevölkerung einen militärischen Geist ein und das in einem Alter, in dem sie solchen Einflüssen am ehesten unterliegt. So kommt es, dass schliesslich der Krieg als unvermeidlich, ja als erstrebenswert angesehen wird.

Ein Staat, der sich für berechtigt hält, seine Bürger zum Kriegsdienste zu zwingen, wird auch in Friedenszeiten die gebührende Rücksicht auf das Wohl und Wehe des Einzelnen vermissen lassen.

Eine Regierung, die sich auf die Wehrpflicht stützt, kann leichter den Krieg erklären und sofort die Stimme der Opposition durch die Mobilmachung zum Schweigen bringen. Regierungen, die der freiwilligen Unterstützung ihrer Völker bedürfen, werden notwendigerweise in ihrer auswärtigen Politik viel vorsichtiger sein.

Im ersten Entwurfe der Völkerbundssatzung empfahl Präsident Wilson die Abschaffung der Wehrpflicht in allen angeschlossenen Ländern. Erwecken wir diesen ursprünglichen Geist des Völkerbundes wieder zum Leben, den Geist, der so viele Kämpfer des Weltkrieges beseelte, zu dem sich so viele führende Staatsmänner bekannten.

Die allgemeine Abschaffung der Wehrpflicht bedeutet einen entschiedenen Schritt vorwärts zu Frieden und Freiheit. Wir rufen daher alle Männer und Frauen, die guten Willens sind, auf, uns zu helfen, dass der Druck der öffentlichen Meinung in allen Ländern die Regierungen dahin bringen möge, diesen entscheidenden Schritt zu tun, auf dass der Weg frei werde zu einem neuen Zeitalter der nationalen und persönlichen Freiheit und der Brüderlichkeit unter den Völkern.

C. F. Andrews (India)
Norman Angell (England)
Selma Antilla (Finland)
Henri Barbusse (Frankreich)
A. Mendelssohn-Bartholdy (Deutschl.)
Annie Besant (India)

Natanael Beskow, D.D. (Schweden)
Lt.-Gen. G. J. W. Koolemans Beynen (Holland)
Dr. Ctibor Bezdek (Tschechoslovakei)
Margaret Bondfield (England)
Martin Buber (Deutschland)
Edward Carpenter (England)
Prof. Dr. Frans Daels (Belgien)
General a. D. Berthold von Deimling (Deutschland)
Miguel de Unamuno (Spanien)
Georges Duhamel (Frankreich)
Gustave Dupin (Frankreich)
Emile Ehlers (Belgien)
Prof. Albert Einstein (Deutschland)
Major Franz Carl Endres (Deutschl.)
Prof. August Forel (Schweiz)
Maikki Friberg (Finland)
M. K. Gandhi (India)
Prof. Edward Geismar (Dänemark)
Lucina Hagman (Finland)
Pierre Hamp (Frankreich)
Prof. G. T. Heering (Holland)
Dr. Friedrich Hertz (Oesterreich)
Prof. Felix Iversen (Finland)
Prof. Otto Jespersen, Ph. D., Litt. D. (Dänemark)
Dr. Luis Jiménez de Asuá (Spanien)
Toyohiko Kagawa (Japan)
†Ellen Key (Schweden)
Count Harry Kessler (Deutschland)
Chr. L. Lange (Norwegen)
George Lansbury, M. P. (England)
Carl Lindhagen M. d. P. (Schweden)
Reichstagspräsident Paul Löbe (Deutschland)
Prof. Dr. Jos. Macek (Tschechoslovakei)
Prof. Dr. G. Maranon (Spanien)
Victor Margueritte (Frankreich)
Pavla Moudrà (Tschechoslovakei)
Lady Marian E. Parmoor (England)
Lord Parmoor (England)
Georges Pioch (Frankreich)
Arthur Ponsonby, M. P. (England)
Prof. Dr. Em. Radl (Tschechoslovakei)
Prof. Dr. Leonhard Ragaz (Schweiz)
Lajpat Rai (India)
Prof. Dr. K. H. Roessingh (Holland)
Romain Rolland (Frankreich)
Bertrand Russell (England)
General-Major a. D. F. von Schönaich (Deutschland)
Oskar von Schoultz (Finland)
Dr. Ignaz Seipel (Oesterreich)
Hilda Seppala M. d. P. (Finland)
Robert Smillie, M. P. (England)
Philip Snowden, M. P. (England)
Pater Franziskus M. Stratmann (Deutschland)
Prof. Dr. Emil Svoboda (Tschechoslovakei)
Helena M. Swanwick (England)
Rabindranath Tagore (India)
Prof. V. Tarkiainen (Finland)
Fritz von Unruh (Deutschland)
Prof. Dr. Karel Veleminsky (Tschechoslovakei)
General Verraux (Frankreich)
Elin Wägner (Schweden)
†U. Wegelius (Finland)
H. G. Wells (England)
Mathilda Wrede (Finland)
Jindriska Wurmova (Tschechoslovakei)

Der für die Veröffentlichung verantwortliche Ausschuss wird sich freuen, weitere Unterschriften, welche an den ehrenamtlichen Sekretär Herrn H. Runham Brown, 11 Abbey Road, Enfield, Middlesex, geschickt werden mögen, zu empfangen.

Nachwort der Redaktion. Da der Redaktor das vorstehende Dokument unterzeichnet hat, möchte er ein Wort der Erläuterung hinzufügen.

Bei einer solchen Kollektiverklärung darf der einzelne Unterzeichner natürlich nicht verlangen, dass sie überall gerade so formuliert sei, wie es ihm persönlich am meisten entspräche. Es muss aber doch wohl jedem Leser guten Willens klar sein, dass das Manifest die Beseitigung der Armeen und des Krieges fordert. Für diesen letzten Sinn des Ganzen bürgen die Namen einer grossen Reihe von Unterzeichnern. Es kommt also der Erklärung zum mindesten als einem Zeichen der Zeit doch wohl einige Bedeutung zu. Um ihren wörtlichen Nachdruck in allen Organen, denen es ernsthaft um die Besiegung des Krieges zu tun ist, möchten wir darum eindringlich bitten.

L. R.

Der Fall Kobe — oder wozu man Pfarrer hat. Die Leser der „Neuen Wege" erinnern sich selbstverständlich der Aufsätze über die Quäker, die

W i l l i K o b e, Pfarrer in Mitlödi (Kt. Glarus), in den „Neuen Wegen“ veröffentlicht hat. Es ist nun interessant, festzustellen, dass eine Gesinnung, wie sie in jenen Aufsätzen zum Ausdruck kommt, in unseren schweizerischen Kirchen, soweit sie dem Durchschnittstypus entsprechen, keine Stätte hat. Pfarrer Kobe ist vor kurzem wegen der Vertretung dieser Gesinnung, speziell in bezug auf den Krieg, vom Kirchengemeinderat seines Dorfes, dem die Kirchgemeinde nachträglich zustimmte, zur Demission veranlasst worden. Eine „antimilitaristische“ Bettagspredigt, dazu die Beteiligung an jener Erklärung glarnerischer Pfarrer, die die „Neuen Wege“ seinerzeit auch gebracht, hatten besonders böses Blut gemacht. Man hat zuletzt als Voraussetzung seines Bleibenkönnens zwei Bedingungen aufgestellt: „1. Der Pfarrer hat im kirchlichen Unterricht jede antipatriotische [lies: gegen Krieg und verlogene patriotische Selbstverhimmelung gerichtete] Beeinflussung der Kinder zu unterlassen. 2. Dem Pfarrer ist im Amt und neben dem Amt jede antimilitaristische Propaganda untersagt.“ Als Herr Kobe nach einigem Hin und Her diese Bedingungen endgültig nicht annehmen zu wollen erklärte, blieb ihm nur die Demission übrig.

So liegt der Fall. Man darf ihn nicht durch ganz unwesentliche Nebenumstände verdunkeln lassen. Zwei solche kommen in Betracht. Pfarrer Kobe hat geglaubt, gegen den Passus in der zweiten Bedingung, „n e b e n dem Amt“, an den glarnerischen Regierungsrat appellieren zu müssen, weil er darin einen unerlaubten Eingriff in das Recht nicht zwar des P f a r r e r s, aber des B ü r g e r s erblickte. Das war ein Fehler. Es handelte sich in dem Kampf nicht um bürgerliche Rechte, sondern um das Verhältnis von Christentum und Krieg, anders gesagt darum, ob ein Pfarrer, der über den Text „Selig sind die Friedeschaffenden, denn sie sollen Söhne Gottes heissen“ und zahllose ähnliche zu predigen und zu unterrichten hat, gegen den Krieg und Militarismus reden dürfe oder nicht, also um eine G l a u b e n s sache und G l a u b e n s frage; die Aufwerfung einer Rechtsfrage musste diese klare und grosse Problemstellung trüben, als Ablenkung wirken und zu Verbitterung schaffen, die immer mit Rechtshändeln verbunden ist. Auch konnte der S c h e i n erregt werden, als ob Herr Pfarrer Kobe allfällig zufrieden wäre, wenn er wenigstens „neben dem Amt“ seine Gesinnung vertreten dürfte. Natürlich haben die Gegner in der schlechten Art, die bei uns üblich ist, diesen kleinen taktischen Missgriff ausgenützt und den Schritt so ausgelegt, dass Pfarrer Kobe damit „den Fünfer und das Weggli“, d. h. seinen Antimilitarismus und seine Stelle behaupten wolle. Das wirkliche und ehrenhafte Motiv Pfarrer Kobes sei hiermit festgestellt. Es war ein Klugheits- nicht ein Charakterfehler. — Vollends nichtig ist das, was man, um die wahren Beweggründe der Verdrängung Kobes zu verdecken, über seine amtlichen Fehler aussprengt. Er habe, ohne die Gemeinde zu befragen, Einiges an der „Liturgie“, d. h. der Ordnung des Gottesdienstes geändert — etwas, was bei uns allerorten Pfarrer tun — und dazu einige Kleinigkeiten, die zu lächerlich sind, um angeführt zu werden, übrigens nicht einmal der Wahrheit entsprechen. Der Starrsinn und „Eigensinn“, den man Pfarrer Kobe vorwirft, bezieht sich offenbar auf sein Festhalten an seinen Ueberzeugungen. Man muss sagen: Wenn seine erbitterten Gegner gegen den Pfarrer von Mitlödi nichts anderes auszusagen wissen, dann muss seine Amtsführung exemplarisch gewissenhaft und tüchtig gewesen sein.

Pfarrer Kobe ist in der Tat nach Geist und Charakter einer der besten unter der jüngern protestantischen Geistlichkeit, ein Mann voll hohen Geistes und reinen Willens. Dafür legt auch die folgende Erklärung des Pastoralvereins des Kantons Glarus ein gewichtiges Zeugnis ab:

„Der Pastoralverein des Kantons Glarus bedauert es aufs tiefste, dass durch das Verhalten des Kirchenrates von Mitlödi Herr Pfarrer Kobe moralisch genötigt worden ist, seine Entlassung einzureichen.

Ohne die Ansichten von Herrn Pfarrer Kobe zu den seinigen zu machen, schätzt er ihn um seiner treuen und gewissenhaften Amtsführung und seiner Ueberzeugungstreue willen hoch und wünscht ihm für die Zukunft eine befriedigende Tätigkeit."

Einen praktischen Rat darf man vielleicht solchen Pfarrern geben, die mit ähnlichen Gesinnungen im Amte stehen: Es schiene mir richtig, wenn der Pfarrer seine Stellung zu so heiss umstrittenen Fragen, wie dies besonders der Militarismus und Antimilitarismus, der Kapitalismus und Sozialismus sind, u n t e r der Kanzel kund täte, etwa in einer Reihe von Vorträgen und Besprechungen, wo jeder seinen Widerspruch ungescheut geltend machen könnte. Das habe ich meinen Studenten immer angeraten. Wenn der Pfarrer von solchen Fragen mit entschiedener Stellungnahme auf der Kanzel redet, wohin ihm niemand antworten kann, so erscheint das leicht als Vergewaltigung und als ein Reden ex cathedra, aus klerikaler Unfehlbarkeit heraus, als Anwendung der Autorität des Amtes auf Gegenstände, die jener nicht unterlägen. Es mag ja wohl sein, dass sich auf jenem weltlichen Kampfplatz niemand ihm stellen wird — ich mache mir darüber keine Illusionen — aber der Umstand, dass er selbst sich dort stellt, erzeugt schon eine andere Atmosphäre. Und natürlich meine ich nicht, dass diese Themen auf der Kanzel vermieden werden sollten. Sie könnten dort aber gerade dann um so angemessener behandelt werden, je mehr die freie Diskussion darüber ausser der Kirche zu ihrem Recht käme. Viele Missverständnisse würden durch dieses Vorgehen jedenfalls verhindert. Wir müssen in solchen Dingen noch demokratischer, sozialer, protestantischer werden.

So ist gewiss möglich, dass Pfarrer Kobe in diesen Dingen wie im allgemeinen manches anders hätte machen können. Ich möchte indess mit aller Deutlichkeit feststellen, dass es darauf nicht ankommt. Möchte der Pfarrer Kobe auch diesen und jenen Fehler begangen haben, so ist doch ganz klar: diese Dinge hätten nicht im geringsten verhindert, dass er in Mitlödi und weiterhin ein allbeliebter Pfarrer („Seelsorger") gewesen wäre, wenn er nur am Bettag eine sentimentale patriotisch-religiöse „Kanzelrede", dazu etwa am 1. August eine phrasenvolle Festrede gehalten, die übliche religiöse Verklärung oder doch Bemäntelung des Patriotismus, Militarismus und Mammonismus geleistet und — gelegentlich im Wirtshaus beim Glas Bier einen Männerjass geklopft hätte. Wozu hat man denn einen Pfarrer? Ein gegnerischer Einsender in einer Glarner Zeitung ist denn auch so ehrlich, zuzugestehen: „Das Militärgegnertum gab allerdings den Anstoss zur Opposition."

Die Sache ist klar und typisch. Mitlödi ist offenbar eine jener vielen, sehr vielen Gemeinden im Schweizerland, deren „Demokratie" unter der mehr oder weniger ausgeprägten Diktatur von einem oder ein paar Fabrikanten mit ihrem Anhang steht. Der Pfarrer ist wie alle andern ihr gehorsamer Diener. Ist er brav, so geht es ihm gut, muckt er auf, so kann er gehen. Fast niemand wird wagen, ernstlich zu ihm zu stehen; denn fast alle sind untertänig. Auch die Arbeiter sind zu stumpf oder zu knechtselig oder halt einfach zu sehr an ihren Brotkorb gebunden, um auch nur mit ihrer Stimme zu einem Manne zu stehen, der doch ihre Sache vertritt. Es herrscht im übrigen der geistliche Tod, dagegen sind die Wirte mächtige Männer. Im Wirtshaus, nicht in der Kirche, wird auch das Urteil über den Pfarrer gemacht. Wie gesagt, solcher Gemeinden gibt es zu Haufen im Schweizerlande. Mitlödi scheint eine von ihnen zu sein.

In den friedevollen Gewässern eines solchen Dorflebens wirkt das Auftreten eines jungen, begeisterten Pfarrers (oder Lehrers!) mit einem Glauben und einem Willen, wie die Erscheinung eines Hechtes im Karpfenteich. Der neue Pfarrer ist A b s t i n e n t. Zuerst ungläubiges Staunen, dann Aergernis. Er verlangte, dass ein Schulausflug alkoholfrei durchgeführt werde — das lässt alles auf mangelnden Glauben des Pfarrers schliessen! Da ist vielleicht auch

S o z i a l i s m u s nicht fern und damit die Gottlosigkeit — nämlich die Gottlosigkeit, gesehen vom Standpunkt eines Fabrikanten und seines Anhangs. Erst nachdem die Dinge schon weit gediehen, macht man eine fürchterliche Entdeckung: der Pfarrer braucht für seinen Konfirmandenunterricht den Leitfaden von H a n s S p a h n : „Gott — die Seele — der Bruder." Nebenbei gesagt: Es ist eines der besten Lehrmittel für diesen Unterricht, die wir haben (wir wollten es immer in den „Neuen Wegen" empfehlen), übrigens von durchaus gemässigter Haltung, aber so, dass Einiges über die heutigen Zustände und die Meinung der Bibel darin steht, was nicht gerade aus der „Neuen Zürcher Zeitung" geschöpft ist. Aber den Herren von Mitlödi stehen die Haare zu Berge. Da sind ja schreckliche Dinge darin. Gewiss hat Lenin oder doch Fritz Platten daran mitgearbeitet und Moskau für den Druck einen Beitrag geliefert! Jedenfalls steht es, wie ein Einsender sagt, nicht auf „vaterländischem Boden". Dieser Vorwurf kehrt auch gegen Pfarrer Kobe stets wieder. Sein Wirken ist „antipatriotisch" (was heissen soll: vaterlandsfeindlich) und „staatsfeindlich". Es ist interessant, mit welcher Selbstverständlichkeit das Vaterland und der Staat mit dem verwechselt werden, was am Stammtisch von Mitlödi und anderswo dafür gilt. Bezeichnend ist, dass man die Frage, ob das, was der Pfarrer vertrete, der christlichen Wahrheit entspreche oder nicht, nicht aufwirft; „Patriotismus" und „Staatstreue" sind die Masstäbe, an denen ein Diener Christi gemessen wird. Die gelegentlichen, aus dem Schema des Systems herausfallenden Ausführungen des Pfarrers, die gewiss sehr gemässigt lauteten, werden als „Hetze" bezeichnet. Den Hauptanstoss aber bildete offenbar die Antastung des Allerheiligsten im Tempel gewisser Patrioten: des Schiesstandes, will heissen Militärwesens. Das Hauptattentat darauf muss an jenem Bettag geschehen sein, der mit dem internationalen „Nie wieder Kriegstag" zusammenfiel. Welche Verwirrung! Freilich, hier hat man doch das Gefühl, es sei ein wenig eigentümlich, einen Pfarrer zu entfernen, weil er für den Frieden eintrete. Darum erklärte man, gegen eine „w i s s e n s c h a f t l i c h e Tätigkeit des Pfarrers im Dienste der Friedensidee" habe man nichts, aber es sollte „selbst am Weltfriedenssonntag nur das gepredigt werden, was die Idee des Weltfriedens wirklich fördert, aber nicht das, was geeignet ist, den Wehrwillen zu schwächen und die schweizerische Armee zu unterminieren." Ihr ahnungsvollen Engel! Diese Bemerkungen über die „wissenschaftliche Tätigkeit für den Frieden," die aber den schweizerischen Wehrwillen nicht schädigen dürfe, sprechen Bände über die Rolle der „Wissenschaft", aber auch der „Religion". Die Krone all dieser Aeusserungen bildet aber die eines Korrespondenten, der den Wunsch ausspricht, dass Mitlödi einen Seelsorger erhalte, „der den F r i e d e n wiederherstellt; denn Friede ernährt, Unfriede verzehrt." — Darum — das ist die Logik dieser Art von glarnerischem und anderem Christentum — vertreiben wir einen Pfarrer, der für den Frieden wirkt! Eine lustige, aber furchtbare Logik! Man hofft, bald einen neuen, mit mehr „Takt und mehr Würde [!!] auftretenden, vaterländisch gesinnten Geistlichen den Unsrigen nennen zu dürfen." Ein solcher wird sich zweifellos finden — er wird die Jünger Christi von Mitlödi in Ruhe lassen, wohl auch die dortigen Biergläser nicht anfechten, vielleicht im Namen einer vertieften Theologie. Man wird in Mitlödi wieder Frieden haben.

Oder ist der geistliche Schlaf doch gestört? Jedenfalls ist gewiss, dass wenn ihn irgend etwas stören konnte, es dieses Auftreten eines Pfarrers war, der mit einem Stück des Evangeliums Ernst machte. Pfarrer Kobe erreicht vielleicht durch seinen Kampf und sein Leiden, was er durch keine Predigt und keinen Unterricht erreicht hätte. Jedenfalls wird beides ihm selbst zum Segen gereichen und es wird sich eine Gemeinde finden, die gerade das hören will, was den Christen von Mitlödi den Frieden des geistlichen Kirchhofs störte.

Dieser ganze Fall hat aber vor allem eine grundsätzliche Bedeutung. Er zeigt in einem kleinen Spiegelbild die ganze Lage unserer protestantischen Kirche, die gegenwärtig, im Grossen gesehen, einen sehr unwesentlichen An-

hang unserer heutigen staatlichen und gesellschaftlichen Ordnung bildet. Es ist bezeichnend, dass es an drei Punkten in der Gemeinde Mitlödi unruhig geworden ist: wegen der Abstinenz, dem Sozialismus und dem Antimilitarismus des Pfarrers. Sonst hätte er tun und predigen können, was er gewollt, kein Hahn hätte darnach gekräht. Es sind die drei typischen Punkte, bei denen es immer zum Zusammenstoss zwischen dem Reiche Gottes und dem Reich der Welt gekommen ist: das Laster, der Mammon, die Gewalt. Ausgerechnet diese drei darf ein heutiger Pfarrer nicht antasten, sonst muss er gehen. Anders gesagt: es darf um keinen Preis Ernst werden. Ernst aber wird es an jenen drei Punkten. Darum ist nichts falscher, als wenn man etwa meint, es wäre tiefer und richtiger, einfach von Gott und der Vergebung der Sünden zu predigen und die Gemeinden nicht durch solche peripherische Dinge zu reizen. Im Gegenteil: gerade an solchen peripherischen Dingen werden die zentralen lebendig und wirklich. Predigt von Gott auf allgemeine Weise so viel ihr wollt, sie lassen euch ruhig predigen, und erst recht, wenn ihr die Vergebung der Sünden verkündigt, aber rührt an die Götzen, wehe . . . . ! Die Kirche und der Pfarrer sind für ein solches Christentum geradezu dafür da, dass es nicht zum Ernst komme. Sie sind Sicherheitsventile gegen Spannungen, die sonst entstehen könnten, Blitzableiter gegen die Unruhe von Gott her.

Bedeutsam ist auch, dass einzig ein katholisches Glarnerblatt redaktionell und grundsätzlich für den protestantischen Pfarrer mit der Bemerkung eintritt: „Ganz allgemein nur sei festgestellt, dass es heute in weiten Kreisen Mode ist, jeden, der für Völkerversöhnung und militärische Abrüstung einzustehen wagt, als vaterlandslosen und staatsfeindlichen Gesellen hinzustellen und für vogelfrei zu erklären." Wohin treibt ein Protestantismus, dem ein Katholik eine Ahnung von dem, was Protestantismus ist, nämlich Protest gegen die Verweltlichung des Christentums, beibringen muss? In Glarus hat Zwingli einst begonnen, gegen die politisch-sozialen Krebsübel seiner Zeit im Namen Christi aufzutreten. Gewiss gilt auch in Mitlödi Zwingli als Gottesmann, aber wehe ihm, wenn er heute zu ihnen käme! „Mit diesem Fall wurde nicht gerechnet."

Eine neue schweizerische Schande. Immer wieder muss man sich für die Schweiz schämen. Das Neueste in dieser Beziehung ist, dass Stämpfli, der Bundesanwalt, bekanntlich der hellste aller Eidgenossen, Mitgliedern des Exekutiv-Komitees der Zweiten Internationale, die soeben in Zürich getagt hat, verbietet, in der Schweiz Vorträge zu halten. Wenn sie es doch täten, würde denjenigen Komiteemitgliedern, die ein Visum nötig haben, ein andermal die Einreise verweigert. Dieses Vorgehen erinnert an die traurigsten Kapitel aus der Geschichte schweizerischer Dickköpfigkeit. Die Sozialdemokraten werden damit als Bürger zweiter Klasse, wenn überhaupt noch als Bürger und nicht einfach als Untertanen der „gnädigen Herren" in Bern und blosse „Objekte" der Gesetzgebung, erklärt. Man bedenke: jeder faschistische oder alldeutsche Agitator darf bei uns ungestört so viel Vorträge halten als er will, nur sozialdemokratische Redner nicht. Die Sozialdemokratie steht unter der Vormundschaft von Stämpfli und Häberlin, seinem Vorgesetzten. In allen Ländern, wo bisher die neue Internationale getagt, ist es niemand in den Sinn gekommen, ihr etwas in den Weg zu legen, auch in Preussen nicht; das ist das Vorrecht der freien Schweiz. Halt, fast hätte ich Mussolini und Primo de Rivera und — Stalin vergessen! Das Schönste dabei ist, dass diese Mitglieder der Zweiten Internationale gegen den Kommunismus die Demokratie und den Pazifismus vertreten und grösstensteils für den Völkerbund sind, so dass unsere „Radikalen" nicht mit ihnen gehen wollen. Wissen das Stämpfli und Häberlin? Wenn nicht, dann sollen sie irgendwo als Winkeladvokaten ihr Brot verdienen, statt die Eidgenossenschaft zu blamieren, wissen sie es aber, was geht dann wohl in ihren Advokatenseelen vor?

Und was werden die zwei Dutzend Mitglieder der Exekutive, die grösstenteils zu den bedeutendsten Männern ihrer Völker gehören und von denen eine Anzahl im kleinen Finger dreimal so viel Geist haben, als Häberlin und Stämpfli zusammengelegt, für ein Urteil über die Schweiz in die Welt hinaus tragen? Kann uns dieses Urteil gleichgültig sein?[1]) Ach — ich vergesse ja, dass Erzbischof Söderblom in Bern eine Einladung gehabt, dazu besonders auch Häberlin eingeladen und die Schweiz ein „Gotteswunder" genannt hat! Ob auch Stämpfli dabei war, berichten die Zeitungen nicht.

Furchtbare Zustände müssen in polnischen Gefängnissen herrschen, wo politische Gefangene untergebracht werden. Etwa 9000 solcher werden zum Teil so behandelt, wie man es sonst nur vom zaristischen und kommunistischen Russland zu hören gewohnt ist. In schmutzigen Löchern zusammengedrängt, der leiblichen und geistigen Nahrung, aber auch der Gerechtigkeit gleichmässig entbehrend, siechen sie dahin oder verzweifeln. Manche dieser Gefängnisse seien wahre steinerne Gräber. Eine von kommunistischer Seite ausgehende Denkschrift beleuchtet diese Tatsachen. Dass es in der Hauptsache Tatsachen sind, beweisen die Verhandlungen darüber im polnischen Reichstag. Leider haben ja die Kommunisten auf Grund ihrer Theorien und dessen, was ihre Gesinnungsgenossen in Russland tun (auch an Sozialisten!) sehr wenig moralisches Recht zu einem Protest. Uns andere soll dieser Umstand aber gerade zu einem solchen auffordern; ob Kommunisten oder nicht — diese Gefangenen sind unsere Brüder und ihre Qualen schreien zum Himmel. Möchten doch Männer von internationaler Bedeutung oder entsprechende Vereinigungen ihre Stimme auch gegen solche Greuel erheben. Es ist vor zwei Jahren durch eine Reihe von hervorragenden Franzosen geschehen; vielleicht wäre eine neue Einsprache solcher Art jetzt, nach der Umwälzung, die in Polen einen „Sozialisten" an die Spitze gebracht hat, erfolgreicher.

Amerikanisches. Sinclair Lewis, einer der bekanntesten amerikanischen Schriftsteller, der eine Art „Enfant terrible" der amerikanischen Kultur geworden ist, schreibt ein Buch über die religiösen Verhältnisse Amerikas. Zu diesem Zwecke fragt er alle möglichen Leute aus, namentlich auch Pfarrer, liest Katechismen, hört Predigten, geht in Sonntagsschulen und Diskussionsversammlungen. In einer Sonntagsschule in Kansas stellte er den zahlreich Versammelten Fragen, aber nicht dogmatischer Art, sondern andere, die schwer beantwortet werden konnten: Was für Opfer bringen Sie für Ihren Glauben? Was tun Sie, um den lähmenden Einfluss Ihrer Kirche zu heben? Gäben Sie um Jesu Willen Weib und Kinder, Haus und Bankkonto auf? Wer unter Euch will Jesu folgen in die Einsamkeit, Lächerlichkeit und den Tod? Die Pfarrer fragt er: Was steht Ihr auf Euren Kanzeln und braucht Begriffe, die nichts für Euch bedeuten, und wiederholt Bekenntnisse, die Ihr nicht befolgt?

Er rückt besonders den hetzerischen Phraseologen zu Leibe und ruft zum Beispiel den Fundamentalisten, den neuesten und unduldsamsten Dogmatikern Amerikas zu: „Seht Ihr nicht, dass nur ein Fundamentalist ein erfolgreicher Pfarrer sein kann, weil dogmatische Hetzereien gegen andere der beste Köder sind für Leute in der Kirche?" Angesichts des grossen Dilemmas, in dem heute die Kirchen stehen, ruft er den Pfarrern zu: „Ich kann Euch nicht helfen. Ihr müsst einmal Jesus begegnen, wie Luther und Wesley."

Man kann sich denken, dass solche Sonntagsschulklassen mit solchen Fra-

---

[1]) Es wird Häberlin und Stämpfli gleichgültig sein, wie es den „gnädigen Herren" von anno dazumal, die auch meinten, ein Regime, wo sie obenauf seien, müsse ewig dauern, gleichgültig war, was so ein „Jakobiner" sage, bis sie plötzlich von ihrem Stuhl herunterpurzelten.

gen aufregend wirken. Einem Geschäftsmann, der viele Angestellte hat und der ihn fragte, was er tun solle, um selig zu werden, antwortete er: „Verkaufe was Du hast und gib es den Armen.“ Am Schluss sagte er zu seiner Klasse: „Leute, jetzt gehe ich nach Minnesota und schreibe einen Roman über Euch. Ich muss Euch dabei in die Hölle setzen, aber ich liebe einen jeden unter Euch.“ K.

Religiös-soziale Konferenz in Romanshorn, 9. bis 11. Oktober

Programm:

Samstag, 9. Oktober, **Nachmittags 4 Uhr, im Volksheim:**

1. Begrüssung.
2. Vortrag von Pfarrer P. Trautvetter: Unser Glaube an das Reich Gottes.
3. Abends Aussprache darüber.

Sonntag, 10. Oktober, Vormittag 9 Uhr:

1. Predigt von Pfarrer R. Lejeune in der evangelischen Kirche.
2. ½11 Uhr im Volksheim: Vortrag von L. Ragaz: Unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes.
3. 3 Uhr Nachmittags: Aussprache darüber im Volksheim
4. Abends 7 Uhr: Volksversammlung in der Turnhalle. Thema: Die soziale Botschaft des Christentums. Die Redner werden später angegeben werden.

Montag, 11. Oktober:

1. Vormittags 9 Uhr: Fortsetzung der Aussprache über „Unsere Lebensführung“ u. s. f. (mit besonderer Berücksichtigung bestimmter Arbeiten). Einleitende Voten von Nat.-Rat Eugster-Züst und Pfarrer Schenkel.
2. **Nachmittags**: Gemeinsamer Ausflug.

Anmeldungen bittet man zu richten an Herrn Pfarrer Jakob Götz in Romanshorn, der auch gern für Freiquartiere sorgt (wer ein solches wünscht, möge es ihm mitteilen).

Zu zahlreicher Beteiligung laden ein: H. Bachmann, Arbon; A. Biel, Degersheim; A. Bietenholz, Basel; J. Götz, Romanshorn; Alice Künzler, Flawil; Marie Lanz, Bern; Helene Monastier, Lausanne; L. Ragaz, Zürich; J. Scherrer, St. Gallen; J. Weidemann, Kesswil.

Arbeit und Bildung.

Winterprogramm, 1. Semester (von Oktober bis Dezember).

1. **Das Evangelium nach Johannes.** Samstag, abends 8 Uhr. Leiter: L. Ragaz. Beginn: 16. Oktober.

Mit der Behandlung des Johannesevangeliums werden die Bibelbesprechungen wieder aufgenommen. Sie dienen nicht geschichtlichen und gelehrten Zwecken, sondern dem Suchen lebendiger Wahrheit für unser Geschlecht.

2. **Von der Seele.** Montag, abends 8 Uhr. Kurs in fünf bis sechs Abenden. Themen: Was ist die Seele? Was heisst seelisch krank sein? Wie pflegen wir das Leben der Seele? Was ist von der Psychanalyse und ähnlichen Erscheinungen zu halten? Wie kämpfen wir den Kampf um die Seele gegen die Zeit?

Diese Abende werden eingeleitet und geleitet durch die Herren Prof. Dr. Gut, Prof. Dr. Förster und Dr. L. Ragaz. Beginn: 25. Oktober.

Dieser Kurs, der jedermann frei zugänglich ist, soll in allgemein verständlicher und doch gründlicher Weise die seelischen Fragen und Nöte, die unser Geschlecht beunruhigen und quälen, zu beantworten und zu heben versuchen.

3. **Hauptfragen des religiösen Lebens.** Mittwoch, abends 8 Uhr. (Geschlossener Kurs für einige Jugendgruppen.) Leiter: L. Ragaz. Beginn: 20. Oktober.

Dieser Kurs, auf Wunsch einiger Jugendgruppen veranstaltet, bezweckt eine freie und gründliche kameradschaftliche Verhandlung der Zentralfragen des geistigen Lebens, die junge Menschen bewegen.

4. **Die Frauenabende.**
   1. Frauengruppe Ober- und Unterstrass. Jeden zweiten Donnerstag im Monat, abends 8 Uhr, Scheuchzerstr. 36. Thema: Unser Heim und das Leben in ihm. (Ernährung, Kleidung, Wohnungseinrichtung, der Sonntag, die Feste etc.) Bücherausgabe. Leiterin: Dora Staudinger. Beginn: 23. September.
   2. Die Gruppe Aussersihl: Jeden zweiten Dienstag im Monat. Thema: Frauenaufgaben und Frauenkämpfe, erläutert an Lienhard und Gertrud von Pestalozzi. Leiterin: Klara Ragaz. Beginn: 5. Oktober.

Diese Kurse wenden sich besonders an Arbeiterfrauen und an solche, die sich gerne an dieser ganzen Arbeit beteiligen möchten.

5. **Musikabend.** Jeden zweiten Donnerstag im Monat, abends 8 Uhr. Leiterin: Sophie Widmer. Thema: Beethoven, Leben und Werke. Beginn: 21. Oktober.

Diese Abende führen in einfacher Form, vor allem durch musikalische Darbietungen, in Leben und Werk eines Gewaltigen ein. Sie dienen auch dem geselligen Zusammensein.

6. **Monatsabende.** Freie Zusammenkünfte, jeden vierten Dienstag im Monat, abends 8 Uhr. Thema: Die weltpolitischen Probleme der Gegenwart. Beginn: 26. Oktober.

Auf wiederholt ausgesprochenen Wunsch sollen die Monatsabende diesen Winter einer gründlichen Einführung in die aktuellen grossen Probleme der Weltpolitik dienen. Einem einleitenden orientierenden Referat folgt freie Aussprache.

Alle diese Veranstaltungen finden im Heim von „Arbeit und Bildung", Gartenhofstr. 7, statt.

Für 2. und 3. wird ein Kursgeld von 3 Franken bezogen. Dieses wird solchen, die dies wünschen, gerne erlassen. Anmeldungen bittet man zu richten an Herrn A. Braun-Engler, Feldeggstrasse. Auskunft erteilt gerne auch Klara Ragaz, Gartenhofstrasse 7.

Die religiös-soziale Konferenz in Romanshorn.

Unsere ostschweizerischen Freunde wollen in den Tagen vom 9. bis 11. Oktober in Romanshorn eine Konferenz abhalten, ähnlich der in Flawil und in Bern. Wenn sie auch mehr darauf abzielt, ostschweizerische Kreise anzuziehen, so hoffen doch unsere Freunde und wir mit ihnen, dass zahlreiche Gesinnungsgenossen aus der übrigen Schweiz, und auch einige von jenseits der Grenzen, sich an jenen drei Oktobertagen in dem traulichen Städtchen am Bodensee zu freundschaftlichem Zusammensein und zu ernster Aussprache über die Grundlagen und Grundfragen all unseres Glaubens und Tuns zusammenfinden werden.

In einer Einfachheit, die wohl sicher das ist, was solchen Versammlungen not tut, werden eben gerade diejenigen Themen in den Mittelpunkt der Aussprache gestellt, die, wie sie von Anfang an die Grundlagen und Ausgangspunkte des sogenannten religiösen Sozialismus bezeichneten, dies auch heute tun, heute aber neue Fragestellungen und neue Aufgaben erzeugen. Die erste Aussprache hat *unsern Glauben an das kommende Reich Gottes* zum Gegenstand. Sie soll eine Orientierung, Stärkung, Verständigung über diese tiefste Grundlage unserer Sache zu schaffen versuchen. Die zweite ist wohl nicht weniger wichtig. Sie will die Frage beantworten, *wie sich unsere Lebensführung im Dienste des Reiches Gottes gestalten müsse.* Gewiss eine Frage, die gerade jetzt immer dringlicher an die Pforte unseres Gewissens pocht. Diese Verhandlungen sind so gedacht, dass jeweilen ein Referat sie gründlich einleitet, dann aber die Aussprache frei waltet, und zwar so, dass einfach diese beiden Themen, die im Grunde ja nur eines sind, den Gegenstand der ganzen Konferenz bilden. In diesem Rahmen mag alles zur Aussprache kommen, was an Zentralem und Peripherischem gegenwärtig für die von uns vertretene Sache wichtig ist.

An einer *Volksversammlung* soll das, was wir vertreten, in einen grösseren Menschenkreis getragen werden. Kleinere Zusammenkünfte werden besonderen Aufgaben gewidmet sein. Hoffentlich bleibt auch Zeit zu geschäftslosem Zusammensein, seis am Orte selbst, seis auf einem Ausflug in die herrliche nähere oder weitere Umgebung.

Als Teilnehmer ist jeder willkommen, der sich angezogen fühlt. Die Versammlungen bewegen sich nicht im Rahmen einer Partei, Gruppe, oder gar Sekte, sie gelten einer grossen und allgemeinen Sache; sie wollen auch nicht Propaganda sein, sondern der Wahrheit dienen und die Wahrheit suchen. An die Leser der „Neuen Wege" ergeht die Bitte, nicht nur wenn möglich selbst zu

kommen, sondern auch andere auf die Konferenz hinzuweisen und zum Kommen zu ermuntern.

Unsere Sache steht gewiss, trotz allerlei Anschein des Gegenteils, nicht schlecht, aber sie hat Sammlung, neuen Schwung, fortwährende neue Belebung aus der Quelle der Wahrheit nötig. Möchten all ihr Freunde, welche guten Willens und in der Lage sind, den Willen zur Tat zu machen, mithelfen, dass die Herbsttagung in Romanshorn diesen Zweck erfülle. Liebe Freunde, wir bitten euch: haltet diesen Appell nicht für die üblichen „schönen Worte", sondern nehmt ihn ernst. Das in ein alkoholfreies Restaurant verwandelte ehemalige „Schloss" in Romanshorn blickt weit über den grossen See auf Städte, Dörfer und Höhen — möge die Zusammenkunft, die dort um das Höchste ringen wird, in die Höhe und Weite führen und unserer Sache zu einem Lebensanstoss werden.[1])

Redaktionelle Bemerkungen.

Diese Nummer, die auf den eidgenössischen Bettag herauskommt, soll etwas wie ein Schweizerheft sein. Fast alle seine Beiträge beziehen sich direkt oder indirekt auf schweizerische Dinge. Wir hoffen, dass sie deswegen für auswärtige Leser doch nicht ohne Interesse und Wert seien.

Auffallen wird Einigen vielleicht ein Aufsatz über das Problem des Wilhelm Tell in den „Neuen Wegen". Aber ist es nicht interessant, wenn eine neue Auffassung von Sinn und Wesen der Schweiz und den wahren Aufgaben der heutigen und der kommenden Tage für uns, und übrigens auch für andere Völker, sich gerade mit diesem alten und klassischen Sinnbild der Eidgenossenschaft auseinandersetzt?

Einige Versammlungsberichte mussten wegen Mangel an Platz leider auf das Oktoberheft verschoben werden. Trotzdem hat das Heft mit vier Bogen den normalen Umfang bei weitem überschritten, was später eingeholt werden muss.

Druckfehler.

Von den Druckfehlern des Juli/Augustheftes bittet man folgende zu berichtigen: S. 277, Z. 17 und 18 von unten muss es heissen: „auch zu Nikolaus von der Flüe und zum Rütli'; und S. 328, Z. 11 von unten statt „auch" „nicht die übliche Apotheose".

Vereinigung der Freunde der Neuen Wege.

Es stehen noch viele Jahresbeiträge pro 1926 aus. Wir möchten die Mitglieder, die ihren Beitrag noch nicht eingesandt haben, freundlich bitten, ihre Einzahlung bis Ende September zu machen, an Frau **A. Künzler** in **Flawil**, auf Postcheckkonto IX 3646.

Im Oktober werden wir uns erlauben, nicht eingezahlte Beträge durch Einzugsmandat zu erheben.

---

[1]) Das genauere Programm steht in der „Rundschau".

Franziskus von Assisi.

Am 3. Oktober 1226 ist derjenige Jünger Jesu, in dem sich bisher das, was man seine Nachfolge nennt, vielleicht am reinsten und schönsten verkörpert hat, der heilige Franz von Assisi, in seiner Vaterstadt gestorben. Im Augenblick seines Abschieds liess sich ein unzählbarer Schwarm von Lerchen auf das Dach seiner Hütte nieder, die er zum letzten Palast seiner Königin, der Armut, gemacht hatte. Nun ist sein grosses „Jubiläum". In Assisi begrüssen Truppen den päpstlichen Gesandten, den Kardinal Merry del Val, der seinerseits Mussolini, den Mann der Gewalt und des politischen Meuchelmordes, verherrlicht — alles im Namen des Mannes, dessen Berufung war, Frieden zu bringen, Güte und Freude zu verbreiten. Das ist ganz charakteristisch für das Schicksal der wahren Heiligen, „deren die Welt nicht wert war." So hat man Franz schon zu seinen Lebzeiten verraten, indem man ihn zu ehren vorgab. Ueber dem Grab des grossen Apostels der Armut erhob sich bald eine prunkvolle Kirche, das Symbol der Beerdigung der Armut durch die Hierarchie. Ein solches „Jubiläum" feiern wir darum grundsätzlich nicht mit. Uns ist Franziskus vor seinem Jubiläum und bevor er Mode war, lieb und teuer gewesen, und er wird es nachher sein. Er wird für uns stets eine der allergrössten Offenbarungen der Wahrheit Christi in einem seiner Jünger bleiben. Möchte es uns auch gegeben werden, etwas von seinem Geist und Sinn zu vertreten! Nur ein paar Blumen wollen wir jetzt auf sein Grab legen, indem wir einige seiner Worte auf uns wirken lassen.

L. R.

Wenn wir Güter besässen, würden wir Waffen brauchen, um sie zu verteidigen. Denn nur sie sind die Quelle aller Zwistigkeiten und Prozesse, und oft genug kommt dabei die Liebe zu Gott und zum Nächsten zu kurz. Darum wollen wir keine irdischen Güter.

Lasst uns stets im Auge behalten, dass Gott in seiner Güte uns nicht nur zu unserem eigenen Heil, sondern auch zum Heil vieler anderer berufen hat, auf dass wir durch die Welt gehen, um die Menschen zu ermahnen — mehr durch Beispiel, als durch Worte — Busse zu tun für ihre Sünden und Gottes Gebote zu halten. Habt keine Furcht, weil wir unbedeutend und unwissend sind, sondern predigt ruhig und einfach Busse. Habt nur die feste Zuversicht zu Gott, der die Welt überwunden hat, dass sein Geist in euch und durch euch sprechen wird . . . . .

In manchem Menschen, den wir heute dem Teufel verfallen glauben, werden wir einst einen Jünger des Herrn erkennen.

Nur im Kreuze des Herrn soll mein Ruhm bestehen.

Ein Sünder kann wohl fasten, beten, weinen, sich kasteien, aber Gott die Treue halten kann er nicht.

Die höchste aller Gnaden und Gaben, die der heilige Geist den Seinen gewährt, ist die Gnade, sich selbst zu besiegen und gern um der Liebe Christi willen Mühsal, Schande und Misshandlung zu erdulden.

Für Diener Gottes ist das Geld nichts anderes als ein Teufel und eine giftige Schlange.

Niemand soll sich für einen Diener Gottes halten, der nicht zuvor durch Versuchungen und Trübsal hindurchgeschritten ist. Die überwundene Versuchung ist der Ring, mit dem sich der Herr mit der Seele seines Dieners vermählt.

Es schickt sich nicht, dass ein Diener Gottes sich den Menschen traurig oder beunruhigt zeigt, sondern immer in ehrbarem Frohsinn. Ueber deine Sünden denke im Verborgenen nach; da weine und seufze vor deinem Gott. Kehrst du aber zu den Brüdern zurück, so lege die Trauer ab und freue dich mit den Fröhlichen!

Ein Sonnenstrahl reicht hin, um viel Dunkel zu erhellen.

Gesetzt, ihr hättet genug Scharfsinn und Wissen, um alles zu kennen, dass ihr alle Sprachen verstündet, den Lauf der Gestirne und alles übrige — warum solltet ihr euch dessen rühmen? Ein einziger Dämon weiss mehr davon als alle Menschen auf der Welt zusammen. Aber etwas gibt es, dessen der Dämon nicht fähig ist — und darin besteht der Ruhm der Menschen: er kann Gott die Treue halten!

Der wahre Diener Gottes tadelt den Bösen unausgesetzt, aber er tut es vor allem durch sein Verhalten, durch die Wahrheit, die aus seinen Worten strahlt, durch das Licht seines Vorbildes, durch seinen ganzen Lebenswandel.

Lasst uns nicht darnach streben, über den Anderen zu stehen, sondern vielmehr unter den Andern, und allen Menschen zu Diensten sein.[1])

Der Ruf ins Unbekannte.

Und der Herr sprach zu Abraham: „Gehe aus deinem Vaterlande und von deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will.“

1. Mos. 12, 1.

Die Gestalt des Abraham gehört wohl zu denen, die einen grossen Ungläubigen zu dem Ausspruch veranlasst haben, im Alten Testamente fänden sich Gestalten von einer ehernen Grandiosität, wie man sie in aller andern Literatur nicht finde. Was sie so gross macht, ist die Gewalt und Unbedingtheit ihres Glaubens und ihres Gehorsams. Insbesondere ist die Geschichte Abrahams im Ganzen

---

[1]) Diese Zitate sind dem Büchlein: „Franz von Assisi“ entnommmen, das als ein Bändchen der „Lebensbücher“ im Verlag von Eberhard Arnold, Sannerz und Leipzig, erschienen ist. Das klassische Buch über Franziskus ist bekanntlich Paul Sabatier: Vie de St-François d'Assise, das man auch in guten deutschen Uebersetzungen haben kann.

und im Einzelnen der Urtypus eines Lebens, das ganz einer empfangenen Verheissung gehört, die im Glauben festgehalten wird. Er gilt darum in der ganzen Bibel so recht als der Stammvater der glaubenden Menschen. Mit ihm hebt eine neue Geschichte an. Was sich früher ereignet, ist die Geschichte Adams, des natürlichen Menschen, die Geschichte seines Strebens und Leidens, seines Aufstieges und seines Falls; mit Abraham aber setzt die Geschichte Israels ein, die Geschichte eines Hoffens und Glaubens, das über den gegebenen Weltbestand hinaus sich einem höheren Rufe zuwendet. Mit ihm sondert sich aus der Menschenmasse, die zwischen Geburt und Grab ihren Weg geht, vom Tag und seinen Trieben beherrscht, eine Gottesgemeinde ab, die ein Gottesvolk werden soll und die ihren Blick auf jene „wohlgegründete Stadt" richtet, „deren Baumeister und Schöpfer Gott ist," auf das Reich Gottes auf Erden.

Was nun Abraham im Gehorsam gegen diese Berufung erlebt, ist ewig bedeutsam, von innerer Notwendigkeit, ein Trost und Vorbild für alle, die ebenfalls, im Gehorsam gegen einen empfangenen Ruf, in der Notwendigkeit des Glaubens, den Weg in ein Neues gehen müssen — oder soll ich sagen: dürfen?

Abraham muss ausziehen aus seinem Vaterlande, seiner Freundschaft, seines Vaters Hause. Das ist das Los jedes mit einem solchen Rufe Gerufenen. Es gilt um des Neuen willen mit dem Alten zu brechen. Das Alte kann bestehen in Gewohnheiten des Denkens und Fühlens, teuren Ueberzeugungen, einer bestimmten Umgebung, Lebensführung, Lebensarbeit, es kann auch bestehen in Menschen: Verwandten, Freunden, Gesinnungsgenossen, Mitarbeitern. Von beidem muss man sich vielleicht trennen — um jenes Rufes willen. Es wird nicht immer auch eine äussere Trennung sein wie bei Abraham, es kann auch bloss, bei gleichbleibenden äusseren Umständen, eine mehr innerliche sein, ein Auszug in geistiges Neuland. Wer will sagen, welche von beiden Trennungen schmerzlicher ist? Weil jede für sich und erst beide miteinander so schmerzlich sind, bringen viele es nicht über sich, dem Ruf Gottes zum Neuen zu folgen. Er geht an ihnen verloren. Sie könnten vielleicht alte Gedanken, fest gewordene Ueberzeugungen aufgeben, aber die vertrauten, warmen Verbindungen mit dem Kreis verwandter und befreundeter Menschen zerstört zu wissen, Kälte zu fühlen, wo vorher nur schöne Wärme zu erleben war, entfremdete Blicke zu sehen, wo vorher Freundschaft und Liebe grüsste, das können sie nicht ertragen. Warum denn soll das alles geopfert werden? Ist das nicht gerade das Schönste im Leben? Kann man nicht gerade in der Verbindung mit diesen Menschen viel Gutes und Schönes wirken? Darf man edlen und feinen Herzen einen solchen Schmerz bereiten? Darf man so viel Liebe und Treue so bitter enttäuschen?

Und geht es an, dass man seine alten Ueberzeugungen ganz preis gibt? Haben sie denn nicht auch ein Recht? Sind ihre Träger nicht auch ernste und edle Menschen? Werden diese aufgegebenen alten Ueberzeugungen uns nicht eines Tages anklagend begegnen? Ja, wird es uns nicht zu ihnen zurückziehen wie zu Vaterland und Vaterhaus? Auch die gewohnte Lebensführung und Lebensarbeit — ist es nicht bitter, aufzugeben, was bisher unseres Lebens Schmuck und Lust war? Ist es nicht noch bitterer, gewohntes und gesegnetes Wirken aufzugeben? Ist es nicht manchmal erlaubt, ja geboten, in den alten Verhältnissen, Beziehungen, Einrichtungen vorsichtig, schonend, ohne Bruch, dem Neuen zu dienen? Mit zäher Gewalt halten diese Gedanken und Mächte den zum Neuen Gerufenen zurück. Es gibt vielleicht ganze Völker, in denen sie besondere Kraft haben; je enger die Verhältnisse sind, desto stärker bindet das Netz der Rücksichten.

Und doch muss das Neue seiner Natur nach ausziehen aus Vaterland und Freundschaft, es muss dies in gewissem Sinne immer, muss es aber von Zeit zu Zeit auf besondere Weise tun. Hätte Abraham versucht, in Haran zu bleiben und dort auf seine neue Art seinem Gotte zu dienen, so hätte er selbst es vielleicht gekonnt, wenn auch nur auf unvollkommene Weise; aber schon mit seinen Nachkommen wäre das Neue in der Uebermacht des Alten untergegangen. Das Neue musste zunächst einmal eine eigene Gestalt annehmen, ein eigenes Land bekommen, ein eigenes Volk zu seinem Dienste haben, es musste sich vom Alten aussondern, damit Altes wie Neues ganz deutlich würden. Später konnte und musste dann das auf diese Weise gerettete und gereifte Neue sich in die Welt des Alten ergiessen, die inzwischen dafür reif geworden war. Diese Notwendigkeit tritt aber immer wieder ein. Es muss immer wieder solche Auszüge geben. Das Alte erstarrt und verfault sonst in sich selbst. „Vaterland", „Freundschaft", „Vaterhaus" werden in Religion, Politik, Wirtschaftsleben, Pädagogik zu Brutstätten eines engen Egoismus, eines behaglichen Philistertums, einer verrosteten Routine, sie werden auch zu einer Tyrannei — es muss ein Pionierzug den Weg ins Land neuer Freiheit öffnen. Daran lebt denn auch das Alte wieder auf. Das Neue, wenn es in den alten Verhältnissen und Einrichtungen wirken will, schwächt zu leicht sich selbst, es muss zuviel von seinem Charakter preisgeben und wird zuletzt bloss eine Stärkung des Alten.

Man kann in stetem rücksichtsvollem Verkehr mit den alten Freunden und Gesinnungsgenossen nicht im Eigenen ganz fest werden. Der Rücksichten sind zu viele, nimmt man sie aber nicht, so tritt der Bruch ein. Man kann auch nicht, einem Neuen dienend, eine Lebensführung beibehalten, die nicht damit stimmt, sonst geht die Ganzheit des Neuen und seine Ueberzeugungskraft für seine

Träger selbst und die Anderen verloren. Man kann auch einen Wirkungskreis nicht immer beibehalten, denn so viel wir darin vielleicht auch ausrichten könnten, unser Eigenstes ginge dabei doch verloren und auf dieses Eigenste kommt es an. So muss eben doch in einem weiteren Sinne immer, in einem engeren Sinne sehr oft der Auszug, der schmerzliche, sein, der Auszug, der eine Auswanderung, ja ein Sterben ist.

Aber nun gesellen sich dafür zu den Schwierigkeiten von hinten die Schwierigkeiten von vornen. Ein erstaunlicher Umstand tritt uns aus der Geschichte Abrahams sofort entgegen. Abraham ist, wie der Ruf an ihn ergeht, fünfundsiebzig Jahre alt. Unglaublich! Ein Mann in diesem Alter soll seine bisherigen Verhältnisse aufgeben und, einer in den Augen der Menschen doch recht unbestimmten Berufung gehorsam, sich ins völlig Unbekannte wagen? Mögen wir auch das biblische Alter anders werten als das heutige und vollends vom Alter anders denken als die heutige Auffassung, wo einer mit vierzig Jahren ein alter Mann ist, so bleibt trotzdem das Paradoxe übrig. Aber es ist durchaus typisch. Der Ruf zum Neuen kommt, in einer *bedeutsamen Form*, immer zu bestandenen Menschen. Dass in einem Jüngling des Lebens neuer Wein braust und auf Bahnen drängt, die nicht die von Vater und Mutter, Oheim und Tante sind, ist natürlich. Obwohl auch ein solcher Weg seine Schmerzen haben kann, so ist der Bruch doch nicht so, wie im anderen Falle. Nein, der Ruf, das Erlebnis des Rufes, sie kommen zu Menschen, die schon irgendwie sesshaft geworden sind in Gedanken, Verhältnissen und Wirksamkeit und stellen sie vor den Bruch.

Aber zu dieser Schwierigkeit gesellt sich eine zweite, grössere, diejenige, worin eigentlich alle andern zusammenlaufen: der Ruf erfolgt nicht in ein Land, das Abraham schon kennt, sondern in ein ihm unbekanntes, das Gott ihm erst noch zeigen muss. Es wäre ja noch zu ertragen, wenn man in ein Land übersiedeln sollte, von dem man doch weiss, wo es liegt, dessen Länge und Breite, dessen Klima, dessen Bodenbeschaffenheit man zum voraus kennt. Aber nein, es geht durch die Wüste in ein unbekanntes Land, der Ruf führt ins Dunkel. Und nun — ist es nicht eine Torheit, etwas Festes, Bekanntes, Wertvolles aufzugeben für etwas Unsicheres, Unbekanntes, Unberechenbares?

Und doch ist das die Art jedes Rufes zum Neuen, der an einen Menschen, eine Gemeinschaft, ein ganzes Geschlecht ergeht. Das Alte liegt in sicheren und festen Umrissen da. Man kennt es, man weiss, was man daran hat. Das Neue aber ist zunächst nebelhaft. Es lässt sich schwer davon reden, man kann andere nicht leicht davon überzeugen. Das gilt gerade von *dem* Neuen, das wirklich eine Verheissung hat. Denn wo man von Neuem eine schon ausgearbeitete Karte hat, vielleicht ein schönes Modell, da ist hundert

gegen eins zu wetten, dass nichts daraus wird, dass es sich nicht um einen Ruf Gottes, sondern um etwas Ausgedachtes, ja Ausgeklügeltes handelt, das den Träumen des Herzens oder den Einfällen des Kopfes entspricht und vielleicht ein wenig der eigenen Erhöhung dient. Alle wirkliche Schöpfung beginnt mit dem Nichts, der Ruf Gottes führt ins Dunkle. Darum muss er aber denen, die ihn nicht selber hören, als Torheit erscheinen. Und wer will sagen, ob es sich um eine Wirklichkeit oder um einen eigensinnigen Traum handelt? Und doch ist nie etwas wirklich Grosses, nie eine schöpferische Tat, nie ein Durchbruch anders als so geschehen. Sie waren immer Glaubenswagnis und in den Augen der Vernünftigen lauter Torheit.

Abraham gehorcht; denn er hört Gott und traut Gott. Es ist s e i n Ruf; er wird wissen, warum er ruft; er wird das Land kennen, wohin er ruft; es ist s e i n Land. Und er kommt in das Land. Aber nun werden die Schwierigkeiten des Glaubens erst recht gross. Das Land ist da, aber es ist doch nicht Abrahams Land und nicht Gottes Land. Denn noch wohnen Fremde darin, Kanaaniter, Hethiter und andere. Sie dienen nicht seinem Gott, sondern den Götzen der Welt; s e i n Altar steht einsam, er wohnt selbst als Fremdling unter ihnen. Er muss Zwist, ja Trennung in seiner eigenen Familie erleben; er muss sich gegen solche wehren, die ihm die Grundlagen seines neuen Lebens zerstören wollen; er muss zeitweilig das Land aufgeben und zu den Aegyptern fliehen, er muss — keine leichte Sache für einen Glaubenden! — zeitweilig unter den Philistern leben; er muss — das Schwerste von allem — schliesslich sogar das Pfand der Verheissung, ja, ihre erste Erfüllung, seinen geliebten, einzigen Sohn, hergeben; er muss vor allem warten, warten, warten — seine Jahre verfliessen in Arbeit, Kampf, Hoffnung und das Verheissene wird nicht.

Auch das ist typisch für alle Auswanderung nach dem Neuen. Auch wenn das Land des Neuen betreten ist, so ist damit das Neue noch nicht verwirklicht. Es kämpft in Einsamkeit einen schweren Kampf. Die Mächte des Alten machen sich noch ringsum breit und die Anbeter der Götter sind sehr zahlreich. Die Auswirkungen einer solchen Auswanderung ins Neue treten oft sehr spät und nach vielen Wechselfällen, ja scheinbaren Vernichtungen ein. Man denke an das Leben Robert Owens oder Heinrich Pestalozzis. Wie scheiterte in jenem Leben die Genossenschaft und diesem Leben die neue Erziehung des Volkes! Ja, es geschieht häufig bei solchem Werke, dass man gelegentlich die Form preisgeben muss, von der man gemeint hatte, sie sei die Verkörperung des eigenen Wollens, so wie Abraham seinen Sohn hergeben musste. Es gibt Kämpfe um die materiellen Grundlagen der Sache, wie um ihre Wahrheit. Es gibt Trennungen. Es gibt Veränderungen des Standortes Es gibt Ent-

täuschungen. Man muss warten, warten, warten — und ob diesem Warten mag wohl vielen die Hoffnung erlahmen und die Meinung kommen, sie hätten sich geirrt, sie seien von Menschen oder gar von Gott getäuscht worden.

Nicht so Abraham. Und das ist nun eben das Gewaltige an ihm: dieser ruhige, unerschütterliche, friedevolle Glaube an das, was Gott ihm verheissen hat. Der steht wie ein ewiger Felsen da, woran unser Glaube, schwach und schwankend wie er ist, sich lehnen kann. Zwar geht es auch bei Abraham menschlich zu. Auch er ist kein Automat des Glaubens. Auch er weiss oft nicht mehr, was Gott eigentlich will und wie die Verheissung eigentlich gemeint war. Er denkt, es sei ihm bloss ein Ismael gegeben, während er einen Isaak bekommen soll. Er kämpft wohl im Stillen manchen Kampf gegen Anfechtung, fragende Gedanken, schwer fassbare Rätsel. Aber eins tut er nicht: er murrt nicht, er verzweifelt nicht, er bleibt fest. Irgendwie wird Gott sein Wort erfüllen.

Und er behält recht. Das Unmögliche, das auch er nicht recht glauben kann, geschieht: die unfruchtbar gewordene Sara bekommt einen Sohn, sein, des Greises letzte Lebenskraft schafft einen neuen Anfang. Das Wunder geschieht. Und schon während des langen, scheinbar fruchtlosen Wartens leuchtet die Verheissung immer wieder stärkend auf. Gott erscheint dem Einsamen, führt ihn des Nachts vor die Türe seines Zeltes unter den Sternenhimmel und spricht zu ihm: „Blicke auf zum Himmel und zähle die Sterne, ob du sie zu zählen vermagst! . . . So zahlreich sollen deine Nachkommen sein.“ Während Abraham noch als einsamer Fremdling in dem Lande weilt, das ihm Gott gezeigt, erhält er die Versicherung Gottes: „Ich will dir und deinen Nachkommen nach dir das Land verleihen, in welchem du jetzt als Fremdling weilst.“ Er besitzt im Glauben schon jetzt alles, was die Verheissung einschliesst. Diese Verheissung ist grösser, als er nur zu fassen vermag. Denn wie hätte Abraham fassen können, dass aus seinem Glauben ein Moses, ein Elias, ein Jesajas hervorgehen werde, dass aus dem von ihm gepflanzten Reis Christus wachsen werde, Paulus, Franziskus, Luther, Zwingli, Calvin, Fox, Wichern, Blumhardt, dass sein Glaube Unzählige stärken werde auf ihrem Wege und seine geistige Nachkommenschaft zahlreich sein wie die Sterne des Himmels? Welch eine unermessliche Fruchtbarkeit wohnt in einem grossen, schlichten, treuen Glauben! Kein Mensch kann dieses Geheimnis ermessen.

Das ist nun der Trost derer, die wie Abraham auswandern müssen aus ihrem Vaterland, ihrer Freundschaft und ihrem Vaterhause, dem Rufe Gottes gehorchend. Sie werden dadurch gestärkt, dass sie ausharren können im Warten, in der Fremdlingschaft unter den Kanaanitern, Hethitern und Philistern, in schweren Enttäuschun-

gen, in unbegreiflichen Wendungen. Das Land, das sie betreten, wird doch noch ihnen gehören, es wird von den Bäumen bedeckt sein, die sie gepflanzt. Die Genossenschaft Robert Owens ist zu einem Baum geworden, dessen Aeste sich heute schon über die ganze Erde strecken und es immer mehr tun werden, die neue Volkserziehung Heinrich Pestalozzis ist zum Segen der Völker geworden. Und wenn solche Werke dann durch ihr Wachstum in Gefahr der Entartung geraten, so kommt die Erneuerung immer wieder gerade von dem Leidensweg ihrer Begründer her, welche Menschen des Glaubens waren und dadurch Väter des Glaubens wurden, immer wieder zum Weiterwandern nach neuem Lande Mut machen, immer wieder Gottes, des Lebendigen, Ruf zum Leben aus dem Tode verstehen lehren. Wenn es wirklich Gottes Ruf war, nicht eine Dichtung des eigenen Herzens, wenn es ein Weg des Gehorsams war, dann nur getrost — „Ich bin dein Schild und dein sehr grosser Lohn!"

Die Grösse Abrahams ist sein Glaube. Er macht ihn weise, er macht ihn ruhig, er macht ihn siegreich. Dieser Glaube ist seine Leistung. Diese Tatsache heben das Alte und Neue Testament in dem Satze hervor: „Abraham glaubte dem Herrn und das rechnete er ihm zur Gerechtigkeit." Das ist für alle diejenigen, die auf ihre Weise, und natürlich nicht in der welt- und reichsgottesgeschichtlichen Dimension eines Abrahams, einen solchen Weg gehen, eine Weisung. Auch für sie kommt es — caeterum censeo — auf das Eine an: Glauben zu behalten. Das ist ihre wesentliche Leistung. Es ist ein schweres Werk und gleichzeitig ein Geschenk.

L. Ragaz.

Evangelium, Kirche und Kultur.[1])

Meine Herren Synodalen, im Paragraphen 40 unseres thurgauischen Kirchengesetzes steht geschrieben: „Der Synode stehen folgende Befugnisse zu: a) die Sorge für die religiösen, kirchlichen und sittlichen Interessen der evangelischen Einwohner des Kantons

[1]) Referat, gehalten auf Einladung des Evangelischen Kirchenrates des Kantons Thurgau, vor der Synode der Thurgauischen Landeskirche am 14. Dezember des Jahres 1925 in Arbon.

Mit diesem Vortrag beginnen wir die Veröffentlichung einer Reihe von Beiträgen, die, jeder auf seine Weise, Probleme zentralster Art aufwerfen, denen näher zu treten längst unsere Absicht war. Wir hoffen, dass wir durch sie immer mehr auf die Linie kommen, die den eigentlichen Sinn und Grund all unseres Wollens angibt und dass durch den Impuls, den sie geben, eine reiche und tiefe Aussprache erzeugt werde. Dass die Autoren jeweilen ihre eigene Meinung, nicht die der „Neuen Wege", vertreten, versteht sich wie immer von selbst und braucht darum nicht immer wieder erklärt zu werden.

Die Red.

und Beratung von Fragen des allgemeinen Volkswohls." Zu der Sorge für die religiösen Interessen der Angehörigen unserer Landeskirche gehört nun zweifellos die stets erneute Besinnung auf die Grundlagen unserer Kirche und auf ihre Aufgabe.

Die ersten Synoden, von denen die Geschichte der christlichen Kirche berichtet, wurden einberufen zur Behandlung des Themas, das vor Ihnen heute zu erörtern, der Kirchenrat mich aufgefordert hat, des Themas „Evangelium, Kirche und Kultur". Die Zeiten, in denen die Kirche glaubte, verzichten zu können auf stets erneute Besinnung auf ihr Wesen und ihre Aufgabe, waren stets Zeiten religiöser Armut. Und heute, da wir einen Krieg hinter uns haben, in dem und nach dem die Kirchen ganz offensichtlich ihrer Aufgabe nicht gerecht geworden und ihre Ohnmacht und Bedeutungslosigkeit klar zu Tage getreten sind, heute, da die Sekten allerorts aus dem Boden schiessen und einem neuen Suchen und Fragen der an der Kirche irre gewordenen Menschen entgegenkommen und Antwort geben auf ihre Weise, heute, da sich gerade religiös sehr ernst denkende Menschen von einer Kirche abwenden, die die Zeichen der Zeit nicht versteht, heute haben wir reichlich Anlass und Nötigung, uns darauf zu besinnen, was denn die Kirche als Verwalterin des Evangeliums Jesu Christi in dieser Welt zu tun hat.

Wir führen also eine uralte Tradition der christlichen Kirche weiter, wenn wir unsere Zusammenkünfte dazu benützen, die Fragen nach Wesen und Existenzberechtigung unserer Kirche aufzuwerfen und zu behandeln. In der Regel war es der gleiche Grund, der die Synoden nötigte, unser Thema „Evangelium, Kirche und Kultur" zum Hauptverhandlungsgegenstand zu machen: die Tatsache, dass das Salz des Evangeliums dumm wird durch Verkirchlichung und Verweltlichung.

Um das Jahr 160 herum war die Organisation der Christengemeinden so weit vorgeschritten, dass der Kitt, der die Glieder der Gemeinden zusammenhielt, nicht mehr vor allem das Pneuma, der Geist war, sondern eine Lehre über Gott, Jesus Christus und den Heiligen Geist. Diese Lehre musste geglaubt werden; das Bekenntnis zu ihr berechtigte zur Mitgliedschaft bei der Gemeinde. War es vorher das Wesen Jesu Christi gewesen, das wie ein magnetisches Kraftzentrum sein Kraftfeld durch die Herzen der ersten Christen geschickt hatte, sie zu einer lebendigen Einheit verschmelzend, so fing nun die richtige Lehre über Ihn an, sich wie ein Fassband um die Gemeinde zu legen und sie zusammenzuhalten. So bekam die Kirche ihre erste festere Form.

Diesem provisorischen Bau der Kirche drohte aber sofort Gefahr: nicht von aussen, von sogenannten Ungläubigen, sondern im eigenen Hause brach Feuer aus. Und die Brandstifter waren ge-

rade diejenigen, denen die Lehre über Gott und göttliche Dinge nicht genügte, deren Herzen aber entflammt waren durch Funken, die aus den geheimnisvollen, unergründlichen Worten des Evangeliums heraussprühten. Sie empfanden das Wort des Evangeliums als Wort Gottes an sich gerichtet und nannten es dann Offenbarung Gottes. Die Worte des Evangeliums, aus dem Munde Jesu gekommen, von seinem Wesen durchwirkt, hatten eine Lebendigkeit, eine frische, herbe Schönheit und Farbigkeit besessen, wie Alpenblumen am Fusse der ewigen Firne. Indem aus diesen blühenden Worten die feste, klare, sichere Kirchenlehre fabriziert wurde, geschah mit ihnen dasselbe, was die Botaniker mit den lebendigen Pflanzen machen: sie werden in ein Herbarium gelegt, gepresst und etikettiert. Und wenige Menschen spüren hinter den etikettierten Blumenleichen den Pulsschlag der Schöpfung, die Offenbarung Gottes.

Die Brandstifter im Gehäuse der Kirche, das waren diejenigen, die in Angst geraten waren, die Kirche könnte ihr Leben, ihre Sauerteighaftigkeit in dem Masse verlieren, in dem sie die reine Lehre und die darauf aufgebaute Organisation der Gemeinde verstärke und ausbreite. Die Brandstifter waren diejenigen, denen an Leben, Offenbarung, Ergriffensein von Gott durch Jesus Christus alles, an Gesetz und Lehre wenig gelegen war. So zeigte sich da schon der Gegensatz von Evangelium und Kirche als Gegensatz von Enthusiasmus und Weisheit, von ungestümer Kampfeslust und ruhiger, selbstzufriedener Kirchlichkeit, von prophetischem Feuer und pharisäisch-ordentlichem, sittlich-religiösem Kirchengeist. Gleich den Propheten des alten Bundes, die behaupteten, von Gott getrieben zu sein, ihre gesetzwidrigen Wahrheiten und Forderungen doch wie Brandfackeln in den Gebets- und Opferbetrieb ihrer Landeskirche hineinwarfen, so beriefen sich die Brandstifter der werdenden christlichen Kirche auf ihre Offenbarung, die ihnen zuteil geworden sei durch das Wort des Evangeliums.

Geist oder Organisation, Prophetie oder Kirchenlehre, Offenbarung oder Rechtgläubigkeit, das waren die Fragen, die schon frühzeitig von der Kirche zu entscheiden waren. Dass sich die Kirche immer für Ordnung, Organisation, Gesetz, Kultus entscheiden musste und nicht für die Anarchie subjektiven religiösen Erlebens, das sich kühn Offenbarung und Prophetie nannte, liegt in ihrem Wesen begründet. Sie kann den Ast nicht absägen, auf dem sie sitzt. Aber wo in einer Kirche keine Angst mehr anzutreffen ist vor kirchlicher Verknöcherung, keine Angst mehr davor, das Herbarium könnte wichtiger werden als das Leben, keine Angst mehr davor, die lebendige Kraft des Evangeliums könnte von der Kirche so kanalisiert werden, dass der Kanal in tausend und aber-

tausend Windungen um die Klippen und Eilande heidnischer Tatsachen unserer christlichen Kultur sich herumwindet, gleichsam, als ob die Raubritternester des modernen Heidentums noch ihren besondern Schutzgraben bekämen, da hat die Kirche Schlimmeres getan, als den bewussten Ast abgesägt, auf dem sie sitzt. Darum ist es Pflicht der Synode jeder Kirche, immer wieder die alten schweren Fragen sich vorzulegen.

* * *

Bei Anlass der Beratung unseres neuen Kirchengesetzes hatte ich mit dem nun so früh verstorbenen Herrn Kirchenrat Dr. Straub ein Rencontre. Es handelte sich damals um die Frage, auf welche Weise Streitigkeiten auszutragen seien, auf die kein Paragraph des Kirchengesetzes passt. Die Fassung der Kommission lautete: Es soll im Geiste der evangelisch-reformierten Kirche entschieden werden. Mein Antrag lautete: Im Geiste des Evangeliums. Und ich begründete meinen Antrag damit, der Geist der evangelisch-reformierten Kirche sei ein sehr wandlungsfähiger und habe gelegentlich mit dem Geiste des Evangeliums keine starke Verwandtschaft mehr gehabt, während der Geist des Evangeliums ewig dieselbe stille, unveränderliche Festigkeit habe, die allem Ueberzeitlichen eigen sei. Natürlich siegte der Antrag der Kommission. Und später sah ich auch ein, dass es gut war so. Denn *in Wirklichkeit ist der Geist des Evangeliums etwas so Vieldeutiges, in so vielen Farben Schillerndes und darum „Gesetzwidriges“, dass sich schlechterdings keine menschliche Organisation darauf gründen kann.* Damit stehen wir schon mitten in unserem Problem drin. Es ist eine Tatsache, die weiter nicht bewiesen werden muss, dass sich unsere Kirche nicht auf das Evangelium gründet, sondern auf eine Interpretation desselben, nicht auf die Offenbarung im Evangelium, sondern auf das Nachdenken, d. h. die Theologie über die Offenbarung. Und in vermehrtem Mass gründet sich alle Kultur, die sich, vermutlich reichlich kühn, christliche Kultur nennt, nicht auf die Vieldeutigkeit des Evangeliums, sondern auf die Theologie, die aus den tausend bunten Fäden des Evangeliums das feste Gewebe eines Systems christlicher Ethik gewoben hat. Alle Theologie, alle Auslegung heiliger Schriften aber verändert sich im Laufe der Jahrhunderte. Die Auslegung des Evangeliums war eine andere im Urchristentum als im Mittelalter, im reformatorischen Zeitalter als im Zeitalter der Aufklärung oder gar im ersten Viertel des 20. Jahrhunderts. *In der Theologie einer bestimmten Zeit zieht das Evangelium das Kleid dieser Zeit an, damit es von dieser Zeit ertragen werden kann.*

Wir lesen im Lukasevangelium die bekannte Stelle: „Die Füchse

haben Gruben und die Vögel unter dem Himmel haben Nester, aber des Menschen Sohn hat nicht, da er sein Haupt hinlege." Das, was nicht hatte, um sein Haupt hinzulegen, war aber nicht der Mensch Jesus, sondern das in ihm offenbar gewordene Gotteswort, das Evangelium. Nicht der Mensch Jesus wurde gekreuzigt, sondern das Gotteswort kam an den Marterpfahl, das Gotteswort, wie es heute noch in der Heiligen Schrift zu lesen ist, das Gotteswort, auf das sich heute christliche Kirche und Kultur berufen. So erhebt sich für uns heute die Frage, was denn unterdessen geschehen sei, dass das Evangelium heute hat, wo es sein Haupt hinlegen kann? Was ist geschehen, was hat sich verändert, das Gotteswort oder die Welt? Denn offensichtlich hat das Bild gewechselt: Nicht mehr die dunkle Welt Albrecht Dürers mit dem hochragenden Kreuz Golgathas breitet sich vor uns aus, sondern eine liebliche, grüne, sonnbeschienene Landschaft, aus deren Obstbaumwald die freundlichen Kirchtürme herausgucken, mit ihrem harmonischen Geläut das Volk zum friedlichen Genuss des Evangeliums einladend. *Warum hängt das Gotteswort nicht mehr am Kreuz, sondern ist ihm eine freundliche Stätte bereitet in armseligen Dorf- und prunkvollen Stadtkirchen? Ist die Welt anders geworden oder das Evangelium?*

Statt dass wir nun mehr oder weniger exakt festzustellen beginnen, an welchen Punkten die Welt durch das Evangelium verändert wurde und umgekehrt, und wie es gekommen ist, dass sich die beiden miteinander vertragen gelernt haben, suchen wir zunächst einmal festzustellen, was denn Evangelium ist. Das kann nicht anders geschehen, als indem wir das Evangelium selbst reden lassen: Jesus preist selig die geistlich Armen, die Leidtragenden, die Sanftmütigen, die nach Gerechtigkeit Hungernden, die Barmherzigen, die reinen Herzen, die Friedfertigen und die um Gerechtigkeit willen Verfolgten. — Weiter: Meinet ihr, dass ich herkommen bin, Frieden zu bringen auf Erden? Ich sage: Nein, sondern Zwietracht. Denn von nun an werden fünf in einem Hause uneins sein, drei wider zwei und zwei wider drei. — Das Himmelreich ist zu vergleichen einem Säemann, Senfkorn, Sauerteig, Schatz im Acker, Kaufmann, der gute Perlen sucht, einem Netz und einem König, der Hochzeit machte. — Mein Reich ist nicht von dieser Welt. — Dein Wille geschehe im Himmel *und auf Erden*. — Ihr werdet gehasst sein von jedermann um meines Namens willen. — Niemand kennet den Vater, als nur der Sohn und wem es der Sohn offenbaren will. — Denn ihr seid es nicht, die da reden, sondern eures Vaters Geist ist es, der durch euch redet. — Es sei denn, dass ihr noch umkehret und werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht ins Himmelreich kommen. — Sorget nicht für euer Leben, sondern

schaut auf die Vögel, die nicht säen und doch ernten, auf die Lilien, die unter Gottes Sonne heranreifen. — Dein Reich komme. — Das Reich Gottes kommt nicht mit äusseren Gebärden. Man wird auch nicht sagen: Siehe, hie oder da ist es. Denn sehet, das Reich Gottes ist inwendig in euch. — Ihr seid das Salz der Erde. — Es sei denn, dass jemand geboren werde aus Wasser und Geist, so kann er nicht in das Reich Gottes kommen. — Wer verlässt Häuser oder Brüder und Schwestern, oder Vater und Mutter, oder Weib und Kinder, oder Aecker um meines Namens willen, der wird das ewige Leben ererben. — So jemand mein Wort wird halten, der wird den Tod nicht sehen ewiglich. — Das ist aber das ewige Leben, dass sie Dich, der Du allein wahrer Gott bist, und den Du gesandt hast, Jesum Christum, erkennen. — Deine Sünden sind dir vergeben. — Ihr wisset, dass die weltlichen Fürsten herrschen und die Oberherren haben Gewalt. So soll es nicht sein unter euch; sondern so jemand will unter euch gewaltig sein, der sei euer Diener. — Ich bin kommen, dass ich ein Feuer anzünde auf Erden, und was wollte ich lieber, denn es brennete schon. — Wer sein Leben behalten will, der wirds verlieren, und wer sein Leben verliert um meinetwillen, der wirds behalten. — Ihr sollt euch nicht „Herr Pfarrer" nennen lassen; denn einer ist euer Meister, Christus, ihr aber seid alle Brüder. — Hütet euch vor den Pharisäern und Schriftgelehrten. — Ich preise Dich, Vater und Herr des Himmels und der Erde, dass Du solches alles verborgen hast den Weisen und Klugen und hast es offenbart den Unmündigen. —

Es wird manchem unter ihnen noch das eine und andere Wort Jesu fehlen, das ihm lieb ist, und manchem werden einige unter den zitierten Worten unbekannt sein oder doch fremd vorkommen. Aber niemand wird mir den Vorwurf machen können, ich hätte einseitig ausgewählt. Es war mir sogar sehr daran gelegen, mit dieser Blütenlese die unerhörte Mannigfaltigkeit dessen zu zeigen, was wir Evangelium nennen. Aus den Worten Jesu lässt sich — ausser durch Vergewaltigung — kein System bereiten. Es gibt zwar unter Ihnen, meine Herren Kollegen, schon solche, die mit grosser Fixigkeit bei jedem dieser seltsamen Worte sofort sagen können, wie es gemeint ist, sogar dort, wo die Rede ist von den Weisen und Klugen, denen alles verborgen ist.

Die Tatsache, dass im Evangelium etwas gesagt ist, von dem niemand mit einiger Sicherheit sagen kann, wie es gemeint ist, bringt uns in eine arge Notlage. Nur wer mit der gottlosen Selbstgewissheit des Orthodoxen oder mit der dreisten Deutekunst des Rationalisten das Evangelium zu interpretieren wagt, kennt diese Notlage nicht und weiss nicht, dass die Worte Jesu so abgrundtief sind, dass, ihren Sinn zu ergründen, gelegentlich schwerer ist als die Entzifferung egyptischer Hieroglyphen.

Ganz sicher ist immerhin: Das Evangelium ist keine blosse Morallehre, und die Bergpredigt ist keine Sammlung ethischer Vorschriften, sondern sie zeigt die Konsequenzen, die sich aus dem Verhältnis des Menschen zu Gott ergeben. Dieses Verhältnis muss aber vorausgehen. Durch Jesus Christus gelangt der Mensch zum Vater; an Jesus Christus glauben, heisst, das Vaterverhältnis suchen und ihn als den Weg zum Vater anerkennen. Das ist und bleibt ein Mysterium. Das Wort Jesu ist die Offenbarung, die ihm vom Vater zuteil geworden ist, aber solange wir nur das Wort besitzen, ist es noch nicht unsere Offenbarung geworden. Das Wort ist zunächst verschlossen, verschleiert — Offenbarung aber heisst Entschleierung. Thomas a Kempis sagt: „Sie können Worte aussprechen, aber den Geist können sie nicht geben; sie können den Buchstaben mitteilen, aber Du, o Gott, öffnest allein den Sinn." Das ist keine theologische Schrulle, sondern eine selbstverständliche, unbestreitbare Tatsache des Geisteslebens. Jedes gesprochene oder geschriebene Wort wird erst lebendig gemacht durch den Geist, in dem wir es empfangen. Gott redete zum ganzen Menschengeschlecht, aber nur Mose und die Propheten, auch die Propheten der nicht jüdisch-christlichen Religionen, und die Reformatoren der katholischen wie der evangelischen Kirchen hatten die besondere Gabe, Gott zu „verstehen". Das Wort Gottes ertönt von Uranfang her, aber nur Begnadete überwältigt es. Das, was diesen Begnadeten offenbar, entschleiert, im höchsten Sinne klar geworden ist, legten sie in heiligen Schriften nieder. Wer es „verstehen", wer von ihm überwältigt werden will, in dem muss das Wort der Schrift in ähnlicher Weise lebendig werden, wie das Wort Gottes in den Propheten. „Den Willen tun des Vaters im Himmel" — da fängt die Not erst an; denn ich muss zum Hören gelangen; ich muss den Willen Gottes mich erfassen spüren. Niemand kann es für mich besorgen, keine Kirche und kein Pfarrer.

Das Evangelium Jesu Christi glauben wir als die frohe Botschaft Gottes an den Menschen. Sie redet zu uns, aber ob sie uns zu überwältigender, zwingender Offenbarung wird, das hängt ganz sicher von unserem inneren Ohr ab, von unserer Gabe „zu verstehen". Das Evangelium ist für uns noch keine Offenbarung, kann sie aber werden. Das Evangelium ist noch nicht „der Vater", weist uns aber den Weg zu Ihm.

Und das, was den Weg weist, sind keine moralischen Gemeinplätze, sondern man darf wohl von ihm sagen, dass es eine Umwertung aller Werte in sich schliesst. Wenn man den Inhalt des Evangeliums rein negativ bestimmen wollte, müsste man sagen: Alles, was in dieser und für diese Welt an Lebenswerten und Lebensrichtlinien Gültigkeit hat, davon gilt im Reiche Gottes das Gegenteil. Die Menschen des alten Bundes, die in Gesichten, Träumen,

Visionen die Botschaft Gottes erfuhren, eben die Propheten, waren einsame Menschen, weil die Offenbarung, die sie empfingen, das zum Inhalt hatte, was nicht von dieser Welt, aber für diese Welt war. Und was nicht von dieser Welt ist, das passt sich unsern menschlichen Ueberlegungen, unserer Klugheit, unsern Absichten und Ansichten nur sehr schwer ein. Prophetisch heisst darum eine Lebens- und Geschichtsbetrachtung, die sich nicht leiten lässt von irgend welcher Nützlichkeitserwägung, sondern allein von der Offenbarung Gottes im eigenen Innern.

Prophetisch in diesem Sinn ist das Evangelium. Darum stiess es auf den Widerstand der Pharisäer und Schriftgelehrten, die ein ausgeklügeltes System des gottwohlgefälligen Lebens ausgearbeitet hatten, psychologisch und pädagogisch raffiniert ausgedacht, eine Erziehungsanstalt des Menschen par exellence. Dazu bildete das Prophetische des Evangeliums den Gegenpol. Torheit stiess da auf Klugheit, Glauben auf Gesetz, Offenbarung auf Menschenweisheit, Prophetie auf Lehre, Lebendiges auf Totes. Eine unerhörte Absage an alles wohlorganisierte Kirchentum, eine Aufhebung jeden festen Bodens unter den Füssen, eine Verweisung auf das Allerunfassbarste: auf die Selbstmitteilung Gottes an den Menschen. Da sagt Ludwig von Gerdtell, der das Urchristentum wieder herstellen möchte, ganz richtig: „Das moderne Urchristentum proklamiert Jesus wieder als das, was er war und ewig bleiben wird, nämlich als die furchtbarste Erscheinung der Menschheitsgeschichte, mit der sich persönlich einzulassen, das verwegenste aller nur denkbaren Abenteuer bedeutet.“ Also nicht mehr das gilt, was eine eifrige Priester- und Professorenschaft als Normallehre des Christentums zusammengestellt hat, sorgfältig abgewogen und abgezirkelt, sondern das Unberechnete, Undressierte, von keinerlei Erfolgserwägungen Zurechtgestutzte des Erfasstseins von Gott, welches das Kennzeichen der Propheten, Ketzer und Reformatoren ist.

Propheten, Ketzer und Reformatoren haben sich zu allen Zeiten auf ihre Offenbarungen, ihre Gesichte, ihr Gewissen berufen und versichert, dass es die Stimme Gottes sei, der sie gehorchen müssten. Und zu allen Zeiten tönte ihnen der Chor der Priester entgegen: „Ihr irrt euch, was vermesst ihr euch, eure Fantasien, eure seelischen Erregtheiten als Offenbarung, als Prophetie auszugeben! Wir, die wir gewissenhaft und mit Fleiss die heiligen Schriften studieren, wir können euch mit einiger Sicherheit sagen, was Gottes Wille ist. Wir stützen uns nicht auf subjektive Gefühle, nicht auf Gesichte, die aus abnormaler Psyche stammen, nicht auf angebliche Offenbarung oder Prophetie, sondern auf die Uebereinstimmung derer, die mit unsäglichem Bemühen durch Nachdenken versucht haben, hinter die Geheimnisse der seltsamen Worte heiliger Schrif-

ten zu kommen. Bei uns ist Sicherheit und Schutz vor der Unzuverlässigkeit menschlicher Empfindungen!"

Wie viel Wahrheit liegt nicht in diesem Chor der kirchlichen Warner. Bedenken wir, wie nahe allem Psychopathischen all das liegt, was sich als Offenbarung ausgibt und als Stimme des Gewissens! Aber da liegt nun eben die Welt der Religion eingebettet zwischen den Offenbarungen des Apokalyptikers Johannes und den Bemühungen derer, die das Evangelium alles Uebernatürlichen entkleiden und es dem Wesen dieser Welt anpassen wollen. Ja, wäre je eine Reformation möglich gewesen, wenn sich nicht Menschen in ganz gewaltiger Weise vom Geist Gottes getrieben gefühlt hätten! Ist ein Mose, ein Elias, sind die grossen Propheten, ein Johannes der Täufer, ein Marcion, Montanus, Augustin, Bernhard von Clairveaux, Savonarola, Huss, Luther, Calvin, Münzer, Tolstoi, Ghandi — wäre ein einziger dieser Ketzer denkbar ohne seine Gewissheit, nichts anderes zu sein, als ein Werkzeug Gottes? Und solche sind es gewesen zu allen Zeiten, durch die Gott die Welt verändert hat. Offenbarung, Erleuchtung, übermenschlicher Eingriff ist es auch immer gewesen, wo ein schlichter armseliger Mensch in der Not seiner Sünde, von der Gnade Gottes getroffen, nicht mehr anders konnte, als sich dem Herrn, der ihm erschienen, auszuliefern. Alle menschliche Anstrengung, Willenskultur, Askese, Selbsterziehung ist bedeutungslos gegenüber dem einen, dass Gott in das Leben eines Menschen eintreten und ihn in Seine Gewalt nehmen kann.

Und dennoch ist es eine furchtbare Sache um dieses Pochen auf Offenbarung und Gewissen. Wer pocht denn da mit Recht und wer mit Unrecht? Münzer pochte mit demselben Recht wie Luther, und doch liess dieser den andern um beider Gewissen willen umbringen. Balthasar Hubmaier pochte so gut wie Zwingli, und doch liess dieser jenen jämmerlich ersäufen um beider Gewissen willen. Michael Servet berief sich so gut auf sein Gewissen, wie Johann Calvin, und doch liess dieser jenen zur höheren Ehre Gottes bei lebendigem Leibe verbrennen, — weil jeder sein Gewissen hatte und darin die Stimme Gottes zu vernehmen glaubte. Die Liste liesse sich endlos vermehren — ein unendliches Meer von Blut und Grausamkeit und teuflischer Verwirrung — alles um der Gewissen willen. Das prophetische, offenbarungsgläubige Christentum trägt so viel Blutschuld auf dem Gewissen wie das kirchlich und staatlich legitimierte.

* * *

Angesichts dieses Chaos voll satanischer Einflüsse schreit es aus der Not der hin und her gerissenen Menschheit zum Himmel empor: „Gott, schenke uns Menschen, die Deine ewige Wahrheit

wissen und imstande sind, sie in unser Herz zu giessen, auf dass es zum Frieden und zur Ruhe komme. Wir wollen verzichten auf das aussichtslose eigene Suchen.“ Und in das Chaos von Offenbarungsgläubigkeit und Prophetie Ordnung, System, Masstab, Einheit zu bringen, darüber haben zu allen Zeiten gelehrte Männer nachgedacht, und ihr Nachdenken über diese Dinger nennt man Theologie. Diesem Bestreben, aus der Mannigfaltigkeit des religiösen Lebens in der Bibel und des religiösen Erlebens beim Menschen eine gewisse Norm, ein christliches System des Glaubens und des Tuns abzuleiten, kommt der Mensch aus zwei Gründen entgegen: Erstens liegt es im Wesen der menschlichen Natur, dass sie, besonders in religiösen Dingen, einen festen Halt, eine handgreifliche Gewissheit, für das Leben nach dem Tode oft noch eher, als für das Diesseits, haben möchte. Zweitens fühlt der ehrliche Mensch schmerzlich, dass, wo das Evangelium sich mit dem Leben auseinandersetzen muss, die beiden wie Feinde einander gegenüberstehen, und zwar meist so, dass das Evangelium als das Nichtrealisierbare erscheint. Aus dieser Not heraus steigt mit Notwendigkeit der Wunsch nach einer Interpretation des Evangeliums im Sinne des Ausgleichs, der Ueberbrückung der Gegensätze.

Wir werden hier, wo es sich um die Beerdigung evangelischer Freiheit zugunsten eines wohlgeordneten Systems der Christlichkeit handelt, in die Nähe der berühmten Stelle in Dostojewskys „Brüdern Karamasoff“ geführt, wo der Vertreter der Ordnung, der Kirchlichkeit, der Autorität zu dem Jesus, der dem Menschen die Freiheit „des Weges zum Vater“ lässt, spricht: „Du willst in die Welt gehen und gehst mit leeren Händen, mit irgendeiner Freiheitsverheissung, die sie in ihrer Einfalt und angebornen Stumpfheit nicht einmal begreifen können, vor der sie sich fürchten, und die sie schreckt, — denn für den Menschen und die menschliche Gemeinschaft hat es niemals und nirgends etwas Unerträglicheres gegeben als die Freiheit! — Es gibt keine unaufhörlichere und quälendere Sorge für den Menschen, als wenn er frei bleibt, etwas zu finden, vor dem er sich beugen kann. — Doch die Freiheit der Menschen erobert nur der, der ihr Gewissen beruhigt. — Oder hattest du vergessen, dass Ruhe und selbst der Tod dem Menschen lieber sind als freie Wahl in der Erkenntnis von Gut und Böse? — ... denn es war unmöglich, sie in grösserer Verwirrung und Qual zurückzulassen, als Du es getan hast ... — Und die Menschen freuten sich, dass sie wieder wie eine Herde geführt wurden, und dass von ihrem Herzen endlich das ihnen so furchtbare Geschenk, das ihnen so viel Qual gebracht hatte, genommen wurde. — Dann werden wir ihnen ein stilles, bescheidenes Glück geben, das Glück kraftarmer Kreaturen, als die sie geschaffen sind.“

Wie viel Recht liegt nicht in der Ueberzeugung, dass die Ent-

scheidung über das *Wesen* des Christlichen nicht dem Einzelnen überlassen, sondern dass die göttliche Wahrheit nur von einem geschulten Ohr aus dem Stimmengewirr von diesseits und jenseits herausgehört werden kann! In dieser Erkenntnis flüchtet der Mensch zur Autorität, die mit einem gewissen Anspruch auf sichere, der absoluten Wahrheit am nächsten kommende Auslegung des Evangeliums sich dem Suchenden anbietet. Ob diese Autorität nun diejenige der katholischen Kirche ist, die sich auf Erfahrung und Tradition ihrer Heiligen beruft, oder die der evangelischen Kirche, die sich auf die wissenschaftliche Ehrlichkeit stützt, mit der ihre Theologen den Wahrheitsgehalt des Christlichen zu ergründen trachten, das ist zunächst nicht so ungeheuer wichtig. Wenn schon Autorität zu Recht bestehen soll, ist mir jene sympathischer, die aus erlittenem Christentum, denn aus durchdachtem stammt. Beide Autoritäten wollen schliesslich dasselbe: Ordnung bringen in das Chaos religiösen Erlebens, dem schrankenlosen und verhängnisvollen Subjektivismus ein Ende bereiten.

Dieses Einspannen des Evangelischen in die Zügel der Autorität ist ebenso notwendig, wie gefährlich. Das ist, auch im günstigsten Falle, Wiederherstellung des Pharisäismus, des Schriftgelehrtentums. Die Möglichkeit, dass aus dieser nun erlernbaren Religion das Offenbarungsmässige herausschiesst, ist gegeben. Die Wahrscheinlichkeit aber, dass der Mensch sich mit der erlernten zufrieden gibt, ist grösser. Ordnung und Einheit sind geschaffen; Geist, Prophetisches, Offenbarungsgläubiges können abtreten. Das Herbarium ist perfekt, die Pflanzenleichen sind etikettiert; man braucht nur das Buch aufzuschlagen und man weiss das Christliche. Und der Durchschnittsmensch baut sich gar gern mit den Gedanken der Theologen ein warmes christliches Nest, in das er sich mit Behaglichkeit hineinlegen kann.

Diese Wiederherstellung des von Jesus erbittert bekämpften Schriftgelehrtentums wäre harmlos, wenn sich die Autorität auf den Glauben beschränken wollte. Aber sie nimmt sich ja besonders *des* Menschen an, der seine eigene Ohnmacht in der Auseinandersetzung des Evangeliums mit dem Leben schmerzlich spürt. Sie sagt ihm entweder, das Leben sei hoffnungslos verdorben und man müsse es fliehen, um wahrhaft christlich leben zu können, oder sie mutet ihm Aufgaben zu, die der in die Welt Hineingestellte gar nicht auf sich nehmen, geschweige denn lösen kann, oder sie zeigt ihm die Schleichwege, auf denen er *zwischen* Evangelium und Wirklichkeit seinen unbedrohten Lebenspaziergang vollführen kann.

Die ethischen Forderungen des Evangeliums, abgelöst von ihrer Voraussetzung des vorhandenen Vaterverhältnisses, stehen

doch in einem starken Missverhältnis zu den menschlichen Kräften und zur ganzen Lebenswirklichkeit. Und das Leben hat die Tendenz, zum Evangelium zu sagen: „Reim dich auf mich, oder ich fress dich." Und zum Leben gehört der Staat, das wirtschaftliche Leben, gehört all das, was wir unter dem Namen Kultur eines Volkes zusammenfassen. Jede Theologie, die das Leben und das Evangelium ernst nimmt, kann nicht anders, als in einen furchtbaren Zwiespalt hineingeraten, aus dem sie irgend einen Ausweg suchen muss. Meistens geht dann die Tendenz der Theologie dahin, das Evangelium, das Lebensgesetze enthält, die nicht von dieser Welt sind, der bestehenden Kultur anzupassen, sie kulturfreundlich zu machen. Die Zeit der Renaissance, des Humanismus, der Aufklärung, der Naturwissenschaften, des vergangenen Krieges haben immer, wenn auch meist nur vorübergehend, die Struktur des Christentums gründlich verändert. *Das Christentum, als angewandte Evangelizität, war jederzeit evangelischer Geist, in Schranken gehalten vom Zeitgeist.* Das Evangelium, umgedeutet und ins Mark getroffen vom Zeitgeist, wird den Realitäten des Lebens gegenüber untertänig, dienstbar. Hausrath sagt treffend in seiner Lutherbiographie „Das war das Los des Evangeliums ...: Nur die Wahrheit sollte gelten, die allerhöchsten Ortes nicht anstössig war." In der Theologie verband sich zu allen Zeiten das Suchen nach der Wahrheit mit der Schlauheit. Was Schopenhauer gut formuliert hat: „Die Interessen verfälschen auch unbewusst die menschliche Einsicht," und noch etwas schärfer Overbeck: „Theologie ist Theorie der geltenden Religion." *Auch die Theologie ist eingebettet zwischen zwei Polen: dem heiligen Drang, das Gold aus dem Erz der Bibel herauszuschlagen und der Versuchung, mit ihrer Forschung der Kultur mehr zu dienen als Gott.* Es handelt sich hier um eine Tragik, die allzugern zur Tragikomik ausartet.

Theologie als Nachdenken über biblische Offenbarung kann diese aber nie ersetzen. Denn Offenbarung verhält sich zu Theologie wie die Sterne zur Astronomie, wie das wunderbare Weben der Pflanzenwelt zur Botanik. Theologie kann nicht anders als immer nur irre gehen; denn ihre Mittel reichen nicht aus zur Erfassung dessen, was von der andern Welt her in diese hereinströmt. Sie ist darum auch immer in Umwandlung begriffen. Was sie wandelt, kann neue Offenbarung sein, kann aber aus dem Wesen des reflektierenden Verstandes selbst kommen. Offenbarung frägt nie nach dem Resultat, immer nur nach dem Grund; sie ist sich selbst genug. Theologie aber ist — freiwillig oder unfreiwillig, bewusst oder unbewusst — Anpassungswissenschaft, passt Offenbarung der Wissenschaft und dem Leben an, macht das Evangelium ge-

sellschafts- und kulturfähig. In verstandesmässiger Fruchtbarmachung des Evangeliums für die Kultur wird das Evangelium mit Notwendigkeit gedeutet, verbogen, seiner Schärfe beraubt; es wird harmlos, gutmütig, ungefährlich. „Und da der Mensch zu schwach ist, sich ganz für Jesus zu entscheiden, aber auch zu schwach, ihn abzulehnen, darum sucht er einen Mittelweg.“ Eben den, den ihm die Theologie, die Rücksicht nimmt auf die Kultur, anbietet.

Wo der Mensch sich ausschliesslich leiten lässt von dem, was das Nachdenken über Offenbarung an Lebensprinzipien zu Tage fördert, da entspringt sein Handeln nicht seinem Verhältnis zu Gott, sondern eben dem Gesetz, das andere für ihn aus dem Evangelium herausdestilliert und zu gefälligem Gebrauch oder Nichtgebrauch präpariert haben. Damit tritt der Mensch aus der religiösen Sphäre in die pharisäische, aus der Sphäre des Evangeliums in die der Schriftgelehrsamkeit. „Das religiöse Denken ist gleichsam der Schatten des religiösen Lebens, der mit ihm wächst und fortschreitet“ (Tyrrel). Aber eben nur der Schatten.

Freilich hat sowohl der Monumentalbau christlicher Ideen und Prinzipien, den die katholische Kirche als Ersatz für das gefährliche „Leben aus Gott“ errichtet hat, als auch der bescheidenere Bau der reformierten Kirche etwas Bestechendes. Denn da ist an die Stelle des tausend Irrtümern unterworfenen und tausend Täuschungen ausgesetzten Verkehrs des Menschen mit Gott der feste Boden getreten, auf dem der Mensch nicht ausgleiten und nicht versinken kann in das Meer subjektiver religiöser Erlebnisse und Erscheinungen, die er Gotteswort zu nennen sich erdreistet.

* * *

Der Ursprung des Christentums liegt aber nicht im Theologischen, nicht in christlichen Prinzipien, die in der Kirche ihre Anwendung finden sollen, sondern ganz ausschliesslich im Prophetischen, Offenbarungsgläubigen. Weder die katholische noch die reformierte Kirche können ihre Existenzberechtigung auf Jesus Christus gründen. Nichts lag Jesus ferner, als eine Kirche zu begründen. Die Menschen, die sich zur ersten Christengemeinschaft zusammentaten, scharten sich um Jesus Christus, den Gekreuzigten und Auferstandenen. Das magnetische Kraftfeld, das von Jesus ausging — um nochmals dieses Bild zu brauchen — hat ihre Geister gleichgerichtet, in seine unwiderstehliche Gewalt gerissen. Was sie zusammentrieb zu solcher Innigkeit der Gemeinschaft, dass ihnen der Herr erschien, das war das Pneuma, der Heilige Geist. Sie lebten in Gesichten dessen, was nicht von dieser Welt war. Freilich, nicht dass diese ersten Christen den alten Adam abgestreift hätten oder der Versuchung nicht erlegen wären, allgemeinverbindliche Interpretationen der Worte des Herrn wichtiger zu

nehmen als das Stehen in der Kraft des Herrn. Doch waren sie eine *Lebensgemeinschaft*, „Leib des Herrn", mit tausend unsichtbaren Fäden an Ihn gebunden. Das Pneuma, der Geist war der Kitt, der sie solange zusammenhielt, bis die zunehmende Reglementierung und Organisation so eingreifend und umfassend wurde, dass auf den Geist als alleiniges Bindemittel verzichtet werden konnte. Prophetie, Offenbarung, Geist hält auch die kleinste Gemeinschaft auf die Dauer nicht zusammen. Die Anarchie der Form muss einer Organisation weichen, die Rechte und Pflichten festsetzt. Und in dem Masse, in dem die Organisation von aussen die Reifen um die Gemeinschaft legte, damit sie nicht auseinanderfiel, in dem Masse nahm der gemeinschaftbildende Geist im Innern ab. *Kirchliche Organisation sichert in einem gewissen Zeitpunkt den Bestand einer Gemeinschaft besser, als es der Geist zu tun vermag.* An die Stelle des Geistes tritt dann das Amt, an die Stelle der Freiheit die Pflicht, an die Stelle der Gnade das Recht: aus einer Lebensgemeinschaft wird eine Kirche.

Gewiss, die Kirche ist nicht ein blosser organisierter Verein derer, die ein mehr oder weniger strenges Bekenntnis gemeinsam haben und sich zur Entrichtung der Kirchensteuer verpflichten. Es gibt auch in einer Kirche noch genug Menschen, deren Innerstes festgebunden ist an Jesus Christus durch Offenbarung; denen Er *in Wahrheit* das Brot ihres Lebens geworden ist. Indem jeder von ihnen an Christus gekettet ist, bilden sie untereinander die unsichtbare Kirche, die Gemeinde der Gläubigen. Die äusserlich sichtbare Kirche aber ist nicht zusammengehalten durch das Kraftfeld Christi, sondern durch eine Auslegung des Evangeliums, die der vollendeten Tatsache der Organisation gerecht wird. Diese Kirche hat bestimmte Funktionen: das Taufen, Konfirmieren, Austeilung von Brot und Wein an bestimmten Festtagen, genannt Abendmahl, das Trauen und Beerdigen, nicht zu vergessen den Unterricht und die Predigt. Das sind die Formen, in die das hineingelegt wird, was die durch den Zeitgeist beeinflusste Auslegung des Evangeliums gestattet.

Auch die Kirche liegt eingebettet zwischen zwei Polen: der Gemeinde der durch Offenbarung an Christus Geketteten, die ohne Rücksicht auf die sogenannten realen Faktoren des Lebens nichts anderes sein will, als eine sauerteighafte Lebensgemeinschaft, und dem andern Pol, der gebildet wird von der Organisation kirchlicher Steuerzahler, unter denen das tüchtigste Glied der Philister ist, der moralisch handelt, soweit er dadurch keinen Schaden leidet, überzeugt ist davon, dass

es einen Gott gibt, daran glaubt, dass Jesus Christus einmal gelebt hat, und darnach trachtet, die nicht gar zu scharfen Forderungen der Bergpredigt mit Mass und Ziel zu verwirklichen.

Welchem von diesen zwei Polen unsere Landeskirche näher steht, habe ich nicht zu beurteilen. Aber wenn auch eine Kirche dem zweiten Pol sehr nahe steht, so wollen wir doch nicht übersehen, dass auch in einer solchen Kirche ungezählte Tausende Trost und Erbauung gefunden haben und noch finden, dass ungezählte Tausende ihr schweres Leben nicht ertragen könnten, wenn sie nicht an den Gott glauben könnten, der immer wieder hilft, wenn sie nicht zur Predigt gehen könnten am Sonntag, damit sie hinausgehoben werden, wenn auch nur für Momente, über die Sorgen und Mühsale dieses Lebens. Und auch das will ich bekennen, dass Tausende in unserer Kirche doch Mut und Ansporn finden zu einem friedlichen, moralisch mehr oder weniger einwandfreien Lebenswandel. Ja, wir müssen geradezu sagen: Die Kirche, auch wenn sie dem evangeliumsfremderen Pol näher steht, ist vielleicht doch noch das stärkste Bollwerk gegen die Flut von Unsittlichkeit, die stets bereit ist, in schamlosester Weise sich auch in die Familien hinein zu ergiessen. Sie ist doch noch etwas, unsere Kirche, sie darf nicht vernütigt und nicht lächerlich gemacht werden. S i e i s t n u r d a s e i n e n i c h t, w o r a u f a l l e s a n k o m m t, s i e i s t n i c h t e v a n g e l i s c h. Sie kennt den Radikalismus des Evangeliums nicht, weil die Theologie dafür gesorgt hat, dass dem Evangelium der Giftzahn ausgerissen, die Krallen beschnitten, die scharfen Kanten abgefeilt wurden. Wahrscheinlich ist dies für die Menschen eine Wohltat; denn in was für furchtbare Konflikte kämen unsere Kirchenchristen hinein, wenn es Ernst gälte mit dem unverfälschten Evangelium!

Nun aber muss doch mit aller Bestimmtheit ausgesprochen werden, dass es eine arge Kühnheit, eine unerhörte Verblendung wäre, die heutige Form des Christentums, wie es sie in unserer Kirche gefunden hat, für die Normalform des Christentums zu erklären. Wer nur ganz wenig weiss von Kirchengeschichte, der weiss immerhin, dass das Christentum sich durch die Jahrhunderte hindurch hat erhalten können einzig und allein, weil die Formen immer wieder gesprengt wurden, weil immer wieder Gärung entstanden ist innerhalb der verwesenden Kirche, weil immer wieder Menschen, Retter, erstanden sind, denen das Herbarium der Kirche nicht mehr genügte, die gerochen haben den würzigen Duft der lebendigen Blumen, und denen darum bangte, das reine Evangelium könnte sein Grab finden in der Kirche, die seine Hüterin sein sollte. Die Kirchengeschichte lehrt, dass noch nie ein so sicherer Kirchenbau errichtet werden konnte, aus dem nicht, wenn die Zeit erfüllet war, die Flammen neuen Ergriffenseins vom Evangelium

herausgelodert hätten. Es gehört zum Wesen Christi, dass er sich nie und mit keinen Mitteln endgültig begraben lässt. Und je mehr Schutt auf das lebendige Evangelium geschüttet wurde, umso gründlicher war das Erwachen, die Auferstehung. Nur weil immer wieder der Ruf ertönte „Zurück zu den Anfängen!", nur weil Gott immer wieder eingegriffen hat, wenn die Not der in Schmutz und Bequemlichkeit versinkenden Kirche am grössten war, nur darum hat das Christentum zwei Jahrtausende überdauert, ist es nicht erstickt im Marasmus senilis.

Die Hilfe, die Errettung kam der Kirche ausnahmslos vom Prophetischen her. Nur weil Menschen gewaltige Offenbarungen, Gesichte, Erregungen hatten, sich von Gott am Genick gepackt und in Seinen Dienst gestellt fühlten, wurde der Kirche geholfen. Ihr Feind, das gefährliche, dem Pathologischen, der Unvernunft, der religiösen Anarchie verwandte Prophetische und Offenbarungsgläubige wurde stets ihr Retter. Der Bestand jeder Kirche wird in Frage gestellt durch Propheten, Ketzer und Reformatoren, die sich auf ihre eigenen Offenbarungen berufen, und doch sind sie es, die das Feuer anzünden, das den Schutt, der auf dem Evangelium lagert, verzehrt. Es gehört zur Tragik der Kirche, dass sie ihre eigenen Propheten steinigen muss, während sie die Propheten der früheren Zeiten heilig spricht und ihre Gräber schmückt. Die Kirche kann und darf nicht anders, als dem Prophetischen, das ihre Ordnung, ihren Kultus, ihre Gemütlichkeit stören will, Widerstand leisten. Das ist in der Kirche der Wissenschaft nicht anders, als in der Kirche des Christentums. Es wäre zu untersuchen, ob unsere zwinglianische Kirche den jungen Zwingli ertragen würde, wenn er heute unter uns träte mit seiner Kirchenstürmerei.

Allerdings, die meisten dieser Propheten wurden, wenn sie ihr Werk im Gang sahen und mehr oder weniger Berufene anfingen, die Konsequenzen aus dem neuen Geist zu ziehen, sehr rasch tüchtige Kirchenmänner. Zwingli nicht weniger als Luther. Luther, der in der katholischen Kirche wie in einem Gefängnis sass, sprengte die Gitter, aber er nahm die verbogenen Gitterstäbe unter die Kutte und errichtete einen neuen Käfig, weil ihm sein eigener Prophetismus als ungeheuerlich und alle menschliche Ordnung sprengend erschien, als er ihn bei Thomas Münzer anschaulich in seinen ungeheuerlichen Konsequenzen vor sich sah.

Ja, Aufgabe der Kirche kann nicht sein, Prophetie wie eine Schlange am eigenen Busen zu nähren. Sie kann nur erschrecken, wenn das, was in den von ihr geschmückten Prophetengräbern liegt, in neuer, elementarer Weise zum Ausbruch kommt. Wunderbar hat diese Tatsache Bernhard Shaw in seiner „Heiligen Johanna" geschildert: Sie wird als Ketzerin verbrannt, weil sie be-

hauptete, Gott mehr gehorchen zu müssen, als den Menschen. Später wird sie von der Kirche, die ihre Richterin und Henkerin gewesen, heilig gesprochen, tritt als Erscheinung vor ihre Heiligsprecher mit der Verheissung, sie werde im Ernste wiederkommen. Darauf reissen diese aus und der Vertreter des Papstes tritt ab mit den Worten „Die Möglichkeit ihrer Auferstehung ist bei dem Verfahren zum Zwecke ihrer Heiligsprechung nicht ins Auge gefasst worden.“

* * *

Nun ist also unsere Kirche dank einer kulturfreundlichen Interpretation des Evangeliums ein schöner Baustein im Gebäude unserer Kultur geworden. Er macht sich gut, sticht nicht besonders heraus aus den übrigen Steinen. Die Kirche als Teil unserer Kulturbestrebungen vervollständigt die Erziehung des Bürgers in religiöser Hinsicht. Viele kulturelle Dinge erhalten durch sie eine gewisse Weihe — sogar das Militär. Der Staat sorgt — im Kanton Thurgau glücklicherweise nicht — für Besoldung und angenehme Wohnung. Staat und Kirche vertragen sich recht gut miteinander, als ob etwas anderes gar nicht möglich wäre. „Seid untertan der Obrigkeit“, das ist der Titel des Kapitels Staat und Kirche. Je mehr die Kirche auf den Beistand der Kultur, des Staates angewiesen ist, umso mehr wird sie ihr dienen, umso weniger darf ihr bewusst werden, dass eine evangelische Kirche nie D i e n e r i n des Staates sein darf, sondern seine R i c h t e r i n.

Richter der Kultur waren immer die Propheten. Schonungslos haben sie die Sünden der Regierenden aufgedeckt, rücksichtslos sind sie wider den Reichtum aufgetreten, unverblümt und furchtlos haben sie das Wort Gottes verkündigt auch dann, wenn ihnen diese Verkündigung Landesverweisung, Steinigung oder Einkerkerung brachte. Für die Kirche, die sich so freundlich der Kultur einordnet, gilt aber das Wort, das Hausrath in seiner Lutherbiographie über Erasmus von Rotterdam sagt: „Erasmus wollte ein Reformator werden, soweit dies ohne Verlust von Menschengunst, Gelehrtenehre, Behaglichkeit und Lebensunterhalt möglich ist. Sich für die erkannte Wahrheit steinigen, verbrennen oder vierteilen zu lassen, war nicht seine Sache.“ — Ist auch unsere Sache nicht! Ist unsere Sache weniger deshalb nicht, weil unsere Pfarrer zu feig wären, sondern ganz einfach, weil unsere Theologie den Masstab des Evangeliums für nicht anwendbar auf die öffentlichen Verhältnisse, vor allem nicht auf das Leben des Staates und das Wirtschaftsleben erklärt. Was für den Einzelmenschen in einer abgeschwächten Form gilt, das kann nicht für Staat und Wirtschaft gelten.

Staat und Wirtschaftsleben haben ihre eigene Gesetzlichkeit, die eine andere ist, als diejenige, die in der Heiligen Schrift enthalten

ist. Adolf von Harnack, der ausgezeichnete Hoftheologe Kaiser Wilhelms II. und zugleich Führer und Leuchte der modernen, auch unsere Kirche erhaltenden und nährenden Theologie, sagt in seinem „Wesen des Christentums": „Mein Reich ist nicht von dieser Welt" ... Diese Worte verbieten jedes direkte und gesetzliche Eingreifen der Religion in irdische Verhältnisse." Und noch etwas entschiedener sagt der deutsch-nationale Pastor Elert: „Es ist eine Blasphemie, das Christentum zum Gesetzgeber für Staat und Wirtschaft zu proklamieren." Lassen Sie mich schweigen über den wüsten Auslegungskampf der Theologen, die sich je und je gierig auf einzelne Worte des Evangeliums gestürzt haben, um mit der richtigen Interpretation derselben ihre ganz persönliche Meinung zu belegen.

Sicher ist, dass die Stellung einer Kirche zur Welt abhängig ist von ihrer Theologie. Dass wir hier ein äusserst schwieriges Problem vor uns haben, geht schon aus der Tatsache hervor, dass Luther, der gleichviel Prophetisches, d. h. nicht am Diesseits orientierte Religiosität, in sich trug, wie Theologisches, d. h. am Diesseits orientierte Religiosität, dass Luther nicht imstande war, eine einheitliche Gedankenlinie einzuhalten in Sachen Religion und Politik, Christentum und Wirtschaft. Er schwankte beständig hin und her, bald war er für tatkräftiges Eingreifen in den Gang des wirtschaftlichen Lebens, bald graute ihm ob der Verunreinigung christlicher Prinzipien, wenn diese in die Fangarme der Politik gerieten. Bei Zwingli und Calvin aber wissen wir genau, dass es keineswegs ihre Meinung war, die Welt müsse dem Teufel überlassen bleiben und das Christentum habe sich in ein Altjungfernstübchen abseits vom Weltgetriebe zurückzuziehen, und dort sich mit der Rettung der Seelen abzugeben, die unters Rad des Lebens gekommen sind. Für sie, wie für die Kirche des Mittelalters galt der Schlachtruf „Omnia instaurare in Christo!", d. h. die g a n z e Welt hat Gott zu dienen, indem sie seine in Jesus Christus offenbar gewordenen Gesetze annimmt. Aber dieses „Omnia instaurare in Christo" unterliegt der mannigfaltigsten Ausdeutung, und mit dem Schlagwort „Theokratie" ist nichts gesagt und nichts erklärt und kein Weg gewiesen. Sobald die Wirklichkeit mit ihren ganz konkreten Problemen konkrete Antworten will, gerät das theokratische Schlachtschiff ins Schaukeln, es sei denn, Theokratie werde in katholischem Sinn gefasst als Herrschaft der Kirche.

Nun aber: Wie verhalten sich Staat und Wirtschaftsleben zur Bergpredigt? Haben Staat und Wirtschaftsleben ihre Eigengesetzlichkeit oder unterstehen auch sie ewigen Gesetzen? Zwei Dinge sind hier sicher: 1. Die Eigengesetzlichkeit der Wirtschaft wird von ihren besten Kennern als Wirtschaftsanarchie bezeichnet, und die Eigengesetzlichkeit des Staates hat mit der Eigengesetz-

lichkeit der Wirtschaft zusammen den Weltkrieg geschaffen. An diesem Resultat der Eigengesetzlichkeiten lässt sich nicht rütteln. 2. Die Bergpredigt richtet nicht nur keine Forderungen an den Einzelnen, die dieser, auf sich gestellt, überhaupt nicht erfüllen könnte, sondern ihre Forderungen sind, wie ich schon gesagt, die Konsequenzen, die sich ergeben aus der Verbindung des Menschen mit Gott. Die Ethik der Bergpredigt ist sicher nicht von vornherein eine Staats- oder Wirtschaftsethik, sondern eine ganz persönliche.

Wenn sich im Leben Eigengesetzlichkeiten erheben, so heisst das nichts anderes, als es treten neben den einen Gott andere Götter, die Götter des Staates und der Wirtschaft. „Ich bin der Herr, Dein Gott, der ich dich aus Aegypten aus der Sklaverei geführt habe; du sollst keine andern Götter neben Mir haben!“ Und doch scheinen weder der Staat noch die Wirtschaft leben zu können, wenn sie sich unter das Joch der Lebensgesetze des Evangeliums beugen sollen. Der Staat geht zugrunde, wenn er auf das Recht der Verteidigung verzichtet; der Kaufmann macht Pleite und der Industrielle muss seine Fabriken schliessen, wenn er die Gesetze des Konkurrenzkampfes verachtet. Und diese stehen dem Evangelium zuwider. Ich verzichte darauf, zu zeigen, mit was für Wirtschaftsformen, sozialistischen und genossenschaftlichen, eine Verbesserung der Wirtschaftsanarchie herbeigeführt werden könnte; auch darauf, mit was für pazifistischen und pazifizierenden politischen Einrichtungen wir den Staat verchristlichen könnten. Sondern hier handelt es sich um ganz andere Fragen.

* * *

Sicher ist das eine, dass, wenn der Mensch mit nichts anderem, als mit seinem auf die Bedürfnisse dieser Welt eingestellten Denken an diese Probleme herangeht, er zu keinem andern Schluss kommen kann als dem, dass die andern Götter nun eben anzuerkennen seien, weil sie einfach Realitäten des Lebens sind, und das Leben, die Existenz, dem Menschen wichtiger ist, als die Umsetzung zweifelhafter, wenn auch christlicher Prinzipien in die Wirklichkeit. Ebenso sicher ist, dass der Christ sich bei dieser Tatsache nicht beruhigen kann, und am allersichersten ist, dass die Phrase des christlichen Spiessbürgers, man müsse eben in all diesen Dingen warten, bis der Mensch besser sei, eine schlimmere Gotteslästerung ist, als die Behauptung, das Evangelium sei zum Gesetz des Staates und der Wirtschaft zu erheben. Schlimmer deswegen, weil nur ein völlig mit Blindheit geschlagener Mensch nicht einsieht, dass der Mensch in ungeheuer verstärktem Masse durch die Verhältnisse, in denen er zu leben genötigt ist, erzogen, respektive verdorben wird, als durch direkte Erziehungsmassnahmen.

Die Propheten des alten Bundes haben ihren Kampf wider Kultur und deren Eigengesetzlichkeit angehoben, weil sie nicht anders konnten. Ihrem Kampf lagen keinerlei vernünftige Erwägungen im Sinne einer Berücksichtigung realer Verhältnisse zugrunde. Sie sahen nur, wie das Volk zugrunde ging unter der Eigengesetzlichkeit des staatlichen und wirtschaftlichen Lebens. Und unter dem Jammer, den die „Kultur" in ihren Herzen hervorrief, fragten sie nicht nach den Antworten der Eigengesetzlichkeit des Staates und der Wirtschaft, auch nicht nach den Antworten der Theologie, die ihr Denken mehr an den Realitäten dieser Welt als an dem, was nicht von dieser Welt ist, befruchtet, sondern sie wurden eben gegen alle vernünftige Ueberlegung *Propheten*, d. h. solche, denen Offenbarung alles, Rücksicht auf das historisch Gewordene und das real Gegebene nichts bedeutete. Das Religiöse siegte wider das Theologische, Kirchliche und Kulturelle.

Propheten sind nun allerdings Propheten, und *wir dürfen nicht glauben, prophetische Offenbarungsgläubigkeit könne einfach aufgewärmt werden*, indem man Christen, und wären es auch bloss die Pfarrer, verpflichtete, sich zur Kultur prophetisch einzustellen. Propheten sind Begnadete — und Gnade lässt sich weder erpredigen noch fordern. Lieber echte, theologisch begründete Kirchlichkeit, als Scheinprophetismus.

Kein Staat, keine Gemeinschaft kann bestehen, wenn sich die Einzelnen nicht unterordnen. *Die Anarchie religiösen Erlebens untergräbt die Gemeinschaft. Und dennoch kann auch der Staat nicht existieren, kann die Wirtschaft nicht leben, wenn das Religiöse, das Irrationale, die Prophetie nicht immer wieder die Selbstverständlichkeit, mit der man die Eigengesetzlichkeit anerkennt, von Grund auf stört.* Gewiss liegt im Prophetischen nichts Aufbauendes, lauter Kritik und Antithese. Wir müssen aber leben und haben irgend eine Form dazu nötig. Die Tragik, dass immer wieder in den Tiefen der Menschenseele Gärung anhebt und diese Gärung, wenn sie fruchtbar sein soll, Abkühlung, Umwandlung, Entkräftigung erleiden muss, zieht sich durch die ganze Geschichte der Menschheit hindurch. Und immer wird das Elementare, das Prophetische, das Furchtbare, Gewaltige, nicht durch schlaue Ueberlegungen Entkräftete das Wertvollere, aber auch das zum Leben Untauglichere sein. Das Prophetische der Propheten, ihre Offenbarungen sind herausgewachsen aus einer unerhört leidenschaftlichen Anteilnahme an der Lebenswirklichkeit. Die Lebenswirklichkeit eben, und nicht irgendwelche Illusionen über das Leben, bildete die Reibungsfläche, an der sich ihre Prophetie entzün-

dete. Aus dem Jammer, aus der Verzweiflung an der verdorbenen Wirklichkeit wurde ihr unerbittlicher, massloser Radikalismus herausgeboren.

Und wir, die Christenmenschen, auch wenn wir weit davon entfernt sind, Propheten sein zu wollen, aber sofern in uns nicht lauter tote Kirchlichkeit vorherrscht, sollen „in die reale Not des Lebens in ihrem vollen Umfang eindringen, wie auch in die, dieser Not antwortende göttliche Offenbarung, bis es zwischen diesen beiden Polen wieder zu blitzen beginnt, zu einem Rufen und Erhören kommt.“ (Thurneysen.) Die notwendige Lebenssynthese ergibt sich aus dem Parallelogramm der Kräfte, in dem von der einen Seite der ungestüme, irrationale Stoss des Prophetischen und von der andern Seite die ordnende, beruhigende Kraft der Diesseitsorientierung wirkt.

Wenn der Mensch wahrhaftig in diese reale Not des Lebens eindringt, kann es sein, dass die innerste Verbundenheit des Menschenherzens mit dem furchtbaren Leid der Welt die toten Begriffe des Evangeliums zum Aufflammen bringt. Und die Leidenschaft bricht los und der Sturm setzt ein, und der Mensch kann gar nicht anders als tun, was er *muss*, ohne jede Rücksichtnahme auf irgendwelche Eigengesetzlichkeiten, allein getrieben von dem, was ihm als Wille Gottes erscheint. Das haben wir vergessen, *dass das Evangelium erst recht aufleuchtet im Zusammenstoss mit der Welt, mit der Not des Lebens*. Aus solchem Zusammenstoss erwächst ein „Verstehen“ des Evangeliums, des Willens Gottes, das wohl dem Wesen des Christlichen tiefer ins Herz schaut, als alle Theologie. Das Evangelium ist keine Theorie und keine christliche Morallehre, sondern etwas, das im Geheimen, eben „das Reich Gottes in uns“, wartet, bis seine Zeit da ist, aufzuschiessen. Die Kirche „hat“ den Glauben schon, im Prophetischen *wird* er im Zusammenprall mit der Welt. „Du choc des idées jaillit la lumière!“ — und im Zusammenprall des Evangeliums mit der Welt leuchtet erst sein tiefstes Wesen auf. Und wie sich im Einzelnen erst in Sünde und Not Gott der Vater in seiner unbegreiflichen Barmherzigkeit und Güte offenbart, so auch offenbart er sich als der Retter in der offenbar gewordenen Sünde und Not der menschlichen Gesellschaft.

Eine halbwegs richtige, d. h. ordentliche Reste evangelischen Geistes enthaltende Kirche als Hüterin des Evangeliums müsste „das ständige böse Gewissen der Gesellschaft und die Gesellschaft das ständige böse Gewissen der Kirche sein,“ wie Tillich sagt. Eine solche Kirche könnte auch nicht anders, als den bittern Weg der Kompromisse gehen, aber sie dürfte aus diesen Kompromissen keine ungefährliche christliche Ethik brauen, dürfte nicht das „ent-

ladene“ Evangelium als Normalreligion postulieren und müsste, auch wenn Arme und Beine und selbst das Gehirn in das Wesen dieser Welt verstrickt sind, die Augen doch nicht vom Kreuze lassen.

Kehren wir am Schluss zu der Frage zurück, die wir am Anfang gestellt haben „Was ist denn geschehen, dass das Evangelium heute hat, wo es sein Haupt hinlegen kann?“ so müssen wir antworten: Es ist das Schicksal des Salzes, dass es dumm wird unter dem Druck von Theologie und Kirche. Darin liegt eine furchtbare Tragik. Und wenn eine Kirche nichts anderes in ihrem Schoss trüge, als harmlos gewordene Evangelizität, so hätte sie keine Existenzberechtigung. Aber in jeder Kirche gibt es Menschen, in denen echt Prophetisches schlummert oder wacht, Menschen, die wissen, was es heisst, Gott mehr zu gehorchen als den Menschen. Die geistige und religiöse Gesundheit von Kirche und Kultur hängt in weitestgehendem Masse ab von der Kraft, mit der es immer wieder gärt im Innern der Kirche, von der Intensität, mit der Einzelne leiden unter dem Zerfall von Kirche und Kultur, und vor allem von der unsichtbaren Gemeinde der Propheten, Ketzer und Reformatoren, die als Christlichkeit ansehen „das Willigwerden des Menschen, dem, was in Jesus Christus erschienen ist, gehorsam zu sein, sei es zum Leben oder zum Tode.“

Jakob Weidenmann.



Berichte

Der III. Kongress der religiösen Sozialisten Deutschlands Meersburg, vom 1. bis 4. August 1926.

In Meersburg tagte seit 1924 zum zweitenmal der Kongress der Religiösen Sozialisten. Dazwischen liegt die Berliner Tagung des vergangenen Winters. Die Geschichte der Bewegung ist mit der Stadt am Bodensee nun so verknüpft, dass auch in Zukunft alle zwei Jahre die Reichskonferenz hier abgehalten werden soll. Dazwischen werden die Tagungen der Landesgruppen stattfinden. Der Tagungsort ist einzigartig, weil seine Geschichte und seine Natur in einer erregenden Spannung stehen zur Geschichte und Natur der Menschen, deren geistige Kämpfe sich da abspielen. Die Zwingtürme und Rokokoschlösser der ehemaligen Fürstbischöfe reden von Macht und Verfall der Kirche zu einer proletarischen Bewegung, die sich anschickt, die Kirche zu erobern: im Prunksaal mit seinen profanen Jagdgemälden hängt über dem Rednerpult eine riesige blutrote Fahne mit dem schwarzen Kreuz, als Zeichen für eine ecclesia militans, die sich von Gott in der kapitalistischen Not unserer Zeit ihre Aufgaben diktieren lassen will. Vor den trunkenen Blicken der Grosstädter, die noch die Unruhe ihres gehetzten Daseins in sich tragen, den Rhythmus des Kampfs und der Maschine, liegen die traumhaft schönen Gestade des Sees: so harmonisch ist Gottes Schöpfung, das Urbild der Menschenordnung, zu deren Verwirklichung wir als Gottes Mitarbeiter aufgerufen sind. In dem Schloss (jetzt eine Taubstummen-

anstalt), dessen Prunk aus den Blutgeldern ausgesogenen Bauerntums stammt, wohnen fast alle Teilnehmer gemeinsam und haben die Tischgemeinschaft; die Unmittelbarkeit einer geistbeherrschten Solidarität wird den meisten Sozialisten zum erstenmal zum Erlebnis. Pfarrer Eckert, als der Pfarrer in Meersburg, hatte die Tagung so organisiert, dass das Gemeinschaftsleben durch keine Hemmungen beeinträchtigt werden konnte. In seiner Hand lag auch die Leitung der Debatten.

Ueber 100 Männer und Frauen waren ausser den Ortseinwohnern zusammen. Drei Viertel davon waren Süddeutsche, vorwiegend Badener, dann Württemberger, Pfälzer, Bayern und Hessen. Durch die übrigen Teilnehmer waren vertreten Berlin, Thüringen, Rheinland, Westfalen, Sachsen, Anhalt.[1]) Einige Schweizer Freunde und eine Dänin waren die Vertreter des Auslandes. Leider hatten Ragaz und die Holländer absagen müssen. Es waren nur vierzehn Pfarrer. Unter den übrigen: acht Akademiker, elf aus dem Lehrerberuf, einige Sozial-, Gemeinde- und Staatsbeamte. Die gesamte übrige Zahl, also die Mehrheit, waren Arbeiter. Zum Sozialismus bekannten sich alle; fast alle waren Mitglieder der Sozialistischen Partei Deutschlands. Dass das eigentliche Proletariat, auf welchem tatsächlich jetzt schon die Stosskraft der Bewegung beruht, nicht noch stärker vertreten war, ist in der jetzigen Notlage der Arbeiterschaft begründet. Die Parteipresse berichtet über die Tagung mit interessierter Teilnahme. Diese religiös-sozialistische Bewegung wird, vor allem in Süddeutschland, nicht mehr als Sekte, sondern als berechtigte, zum Teil schon als notwendige Unterströmung in der sozialistischen Gesamtbewegung angesehen. Die ganze neue Situation, welche dadurch noch einmal für eine fruchtbare Aussprache zwischen Kirche und Sozialismus in Deutschland gegeben ist, zwingt zur grössten Verantwortung.

Der Auseinandersetzung mit dem Protestantismus, Katholizismus und Freidenkertum sollte die Tagung dienen. Diese Auseinandersetzung musste immer wieder durchkreuzt werden durch die Problematik der eigenen Bewegung. Die religiös-sozialistische Bewegung ist ja nicht eindeutig in Deutschland. Es besteht ein Unterschied zwischen dem Kreis um Mennicke, Tillich und Heimann (Blätter für religiösen Sozialismus) und der Arbeitsgemeinschaft der Religiösen Sozialisten (Sonntagsblatt des arbeitenden Volkes). Wenn auch kein Vertreter jenes Kreises da sein konnte, so wirkte sich die Spannung durch Menschen, die ihnen nahestehen und durch die mit der Neuwerkbewegung befreundeten religiösen Sozialisten doch fruchtbar aus. Das Ergebnis dieser Kämpfe, die zuerst bis zu einem dramatischen Höhepunkt vor der gesamten Teilnehmerschaft, und dann in persönlichen Gesprächen der Führer ausgetragen wurden, ist folgendes: Problematik und Propaganda, Warten und Eilen, kirchenpolitische oder andere auf Massenagitation beruhende Arbeit und reine theoretische Führerarbeit können und dürfen nicht auseinanderfallen. Aus der notwendigen Spannung zwischen den beiden Polen darf nicht eine methodische Alternative werden. Wir müssen den Mut haben zu der Sünde, die mit jedem politischen, auch mit dem kirchenpolitischen Handeln immer verbunden ist. Uns treibt zum politischen Handeln die Liebe zu den Brüdern. Selbstgenügsamer Quietismus wäre grössere Sünde. Aber es sagt uns eben der Glaube immer wieder, was Sünde beim politischen Handeln ist. Wir kommen nie zu einer Sicherheit angesichts eines Erfolges bei den Massen oder in der Kirche; wir kommen bei der Erkenntnis, dass es sich eben um Pneuma handelt, nicht von dem Abgrund Gottes, von dem Bewusstsein unserer Bettelhaftigkeit los. Wir sehen die Not unserer tatsächlich entgotteten Gegenwart als zu tief an, als dass wir uns mit äusserlichen Massnahmen zufrieden geben könnten. Wenn unsere Aufgabe uns mehr im Wirken in und an der Kirche gestellt worden ist,

---

[1]) Ein arbeitsloser Arbeiter war zu Fuss von Berlin nach Meersburg gekommen.

so wirken wir doch gleichzeitig in stärkstem Masse auch im Proletariat; die drei badischen Pfarrer haben sicher in einem Jahr in etwa 200 Parteiversammlungen zu sprechen. Nicht die kirchliche Arbeit macht unsere Bewegung religiös, sondern jede Arbeit auf jedem Gebiet, die zum Ziel hat, Verantwortung für die Heiligkeit des Menschen und der Gemeinschaft zu wecken und aus dieser Verantwortung zu handeln. Diese Spannung lag über allen Tagen; manchmal verstanden die Laien sie in ihrem religiösen Charakter nicht und meinten es sei Theologengezänk: „Sprecht deutsch, wir verstehen euer Latein nicht!“ Darum wirkte es am tiefsten, als Pfarrer Stückelberger, Winterthur, sie in der Geschichte der Schweizer Bewegung in der Polarität zwischen Ragaz und Kutter und ihren Anhängern nachwies. Uns zeigte gerade die Geschichte des Schweizer religiösen Sozialismus, dass es sich niemals um eine Alternative, sondern immer nur um ein sowohl als auch handeln kann.[1]) Darum wurden die organisatorischen Fragen, die nach einer Klärung verlangten, mit gutem Gewissen und klarer Entschiedenheit gelöst. Eckerts Eröffnungspredigt über Jesu Wort vom entzündeten Feuer machte als Ruf zur Besinnung und Aufruf zur Tat tiefen Eindruck.

Jeden Tag leitete um 7 Uhr eine Andacht ein. Der sächsische Pfarrer Dost sprach in seiner abgeklärten Einfachheit über das Liebesgebot Jesu; der bayrische Pfarrer Lic. Simon redete aus der Unruhe des Wartens und Aufgerufenseins über „Wir warten eines neuen Himmels und einer neuen Erde“; der badische Pfarrer Kappes stellte die ganze Tagung in der Schlusspredigt unter die erste Seligpreisung: „Selig sind, die Bettler sind am heiligen Geist.“

Leider war Pfarrer Fuchs-Eisenach im letzten Augenblick am persönlichen Erscheinen verhindert worden. Sein Referat über „Protestantismus und religiöser Sozialismus“ konnte wenigstens vorgelesen werden. Sein Fundamentalsatz war die Formulierung des „Glaubens“ als „Verantwortung für die Heiligkeit des eigenen Lebens wie für das des andern.“ Infolgedessen kommt aus dem Glauben die Norm des Sündenbewusstseins und der Antrieb zur Busse. Aber es ist in diesem Sündenbewusstsein auch das Wissen um Gnade und Vergebung gegeben. Daher muss der Glaube zur Verantwortung gegenüber der Gesellschaftsgestaltung treiben. Masstab für „Sünde“ kann für den Christen nicht das an der jeweils geltenden Ordnung orientierte allgemeine Rechtsempfinden sein, das den Begriff der Gesellschaftssünde gar nicht kennt. Sondern im Glauben selbst liegt die Norm für alles, was im Persönlichen und Gesellschaftlichen gegen Gottes Gebot von der Heiligkeit des eigenen und des der andern Leben streitet. Damit wird die Kirche immer zu einer revolutionären Spannung gegen die Gesellschaftsgestaltung ihrer Zeit aufgerufen. Bisher brachte das evangelische Kirchentum diese Kraft bei seiner Gebundenheit an die jeweiligen staatlichen und wirtschaftlichen Ordnungen nicht auf. Es war weithin nur Zersetzung der mittelalterlichen Kirche ohne eigene evangelische Neubildung. Auch der Idealismus mit seinem Bewusstsein der Lebensheiligung aus eigenster innerer Notwendigkeit kam nicht zur radikalen Gegenüberstellung der eigenen Verantwortlichkeit gegenüber den Gewaltautoritäten seiner Zeit. Seine Höhenethik schlägt um in die Verantwortungslosigkeit des Höhenmenschen gegenüber der Gemeinschaft, die sich im Kapitalismus vollendet. Der religiöse Sozialismus kennt wieder die Gesamtverantwortung. Er ist nicht an Kirchentum und Theologie gebunden. Er kann auch völlig frei davon sich auswirken in dem tiefen Ernstnehmen der Wirklichkeiten des Lebens. Sein Streben ist, unser und der andern Leben und das Leben der Gemeinschaft mit heiligen Werten, mit brüderlicher Verbindung und Bindung zu erfüllen. Neue Möglichkeiten religiöser Kirchenbildung tuen sich auf in der Sammlung der

---

[1]) Auch wir haben nie ein Entweder-Oder im obigem Sinne proklamiert und geübt; wenn ein solches ausgegeben worden ist, dann nicht von uns.

D. Red.

vom Ewigen her Getroffenen. Es hängt von dem Machtinteresse der in den gegenwärtigen Kirchen Herrschenden ab, ob die von dem unbedingten Willen zu einer neuen geheiligten Gesamtordnung erfüllten „Unkirchlichen“ weiterhin ausgestossen werden. Wir stehen in den sozialistischen Massen als die Rufer zu einem wirklichen Radikalismus, zur Verantwortung der Menschen vor dem Ewigen und in den Kirchen als die Diener an einer Verkündigung und Gemeindeform, die vom unbedingten Wollen zur Brüderlichkeit, Gerechtigkeit und Liebe erfüllt sind.

Pfarrer Fritze-Köln sprach über „Katholizismus und religiösen Sozialismus.“ Er ging von der Problematik des religiösen Sozialismus aus, die über alle konfessionelle und Parteigebundenheit hinausgeht. Da entsteht der Konflikt mit dem Katholizismus, dessen Hierarchie den Sozialismus nie erträgt. Sie kann sich mit jeder Gesellschafts- und Wirtschaftsordnung abfinden in dem Mass, wie es ihr gelingt, normierende Macht in ihnen zu gewinnen und sie damit gleichzeitig umzubiegen. Trotzdem ist aber der im eigentlichen Sinn religiöse Katholizismus viel aufgeschlossener für den Sozialismus und die proletarische Bewegung in den Massen als der überwiegende Teil des Protestantismus. Steinbüchel und andere führende Sozialethiker der katholischen Kirche anerkennen den Marxistischen Sozialismus als ethisch-idealistische Bewegung. Noch mehr gilt das vom Jungkatholizismus und den Christlich-Sozialen. Da ist weitgehende Kritik an der Haltung der Kirche, engste Verbundenheit mit dem Proletariat, starker Einfluss auf die Massen, seelische Freiheit gegenüber allen „Zäunen und Ansichtenmauern“. Tiefergreifend wirkten Zitate aus Schriften von Wilhelm Hammelrath und Vitus Heller. Wann allerdings die Hierarchie diese lebendigste katholische Bewegung abtun wird — vielleicht dann, wenn sie einen für die katholische Kirche wichtigen propagandischen Zweck erfüllt hat — ist noch nicht abzusehen. Jedenfalls muss die sozial-religiöse Bewegung in engster Fühlung mit diesen Katholiken bleiben.

Pfarrer Piechowski-Berlin, sprach über „Freidenker und religiösen Sozialismus“. Er gab eine sehr instruktive Darstellung der Geschichte der einzelnen Strömungen der Freidenkerbewegung, ihrer Stärkeverhältnisse und Grundsätze. Mit sehr starken finanziellen Mitteln, die aus dem Feuerbestattungsverein herkommen, wird die Progaganda gegen Kirche und Religion betrieben. Vor allem der religiöse Sozialismus wird am heftigsten bekämpft. Rationalismus, Monismus und Marxismus sind die verschiedenen Strömungen im Freidenkertum. Vorherrschend ist eine falsche Vorstellung vom Wesen des Religiösen überhaupt, welche durch die verlogene, kirchlich gestützte Gesellschaftsordnung und die Orthodoxie immer wieder gestärkt wird. In der kritischen Stellung können wir weiterhin mit den Freidenkern gehen, müssen zur sachlichen Diskussion mit ihnen kommen, ihnen aber gerade dabei die gegenwartsgestaltenden Kräfte wahrer Religiösität lebendig machen. Wir müssen, wie sie, mitten in der Massenbewegung des Proletariates stehen und es darauf ankommen lassen, welche Bewegung stärkere Kräfte zur Verwirklichung des Sozialismus liefert. Die Freidenkerbewegung ist in sich gespalten in die Gegensätze: bürgerlich-sozialistisch, religiös-religionsfeindlich, sozialistisch-kommunistisch; in diesen inneren Kämpfen verzehrt sich ziemlich viel Kraft.

Den tiefsten Eindruck von allen Referenten machte der Vortrag von Emil Blum-Habertshof (Neuwerk) über „Christentum und Sozialismus“. Die heutige Weltordnung muss aus Liebe überwunden werden. Christentum und Sozialismus sind eins in der Verneinung des heutigen wirtschaftlichen Systems. Das Evangelium enthält von sich aus keine Aufforderung zum Sozialismus. Die sozialistische Bewegung lebt da, wo sie wirkliche Bewegung ist (selbst bei Marx) vom Christus. Die Spannung zwischen Sozialismus und Christentum bleibt. Das Evangelium steht immer über dem Sozialismus. Die Kirche muss ihre Schuld bekennen, dass es zu den heutigen Ordnungen der Welt kam. Alle Lebensmächte der Geschichte haben irgendwie etwas mit Christus

zu tun. Darum müssen wir, muss die Kirche Angreifer sein, damit in den Ordnungen der Welt der göttliche Sinn der Welt reiner zum Ausdruck kommt.

Die Aussprachen nach allen Vorträgen boten unter der guten und straffen Leitung Eckerts ein eindrucksvolles Bild von der Lebendigkeit der Bewegung. Das noch auf der Tagesordnung stehende Referat über „Sozialistische Kulturbewegung und religiöser Sozialismus“, das der Referent, Dr. Strecker, infolge einer unerwarteten Verhinderung nicht halten konnte, wurde auch in der Aussprache eingehend behandelt. Ein Abend versammelte die sämtlichen Teilnehmer bei Lampions und Musik auf der Schlossterrasse.

An den beiden letzten Tagen waren organisatorische Verhandlungen: aus der Arbeitsgemeinschaft wird der „Bund der religiösen Sozialisten Deutschlands.“ Er ist gegliedert nach den Landeskirchen. Die Stosskraft des Bundes wird zunächst da eingesetzt, wo allgemeine und direkte Wahlen zu den Landessynoden möglich sind. In den andern Landeskirchen wird zunächst die indirekte Arbeit betrieben. Das Sonntagsblatt wird ausgebaut, Broschüren und Liedersammlungen herausgegeben. Die literarische Arbeit des Bundes soll eine Genossenschaft tragen. Das Verhältnis zu den andern Gruppen innerhalb der religiös-sozialistischen Gesamtbewegung und zum Ausland wird persönlicher und enger gestaltet. Eine Bruderschaft der sozialistischen Geistlichen wurde gegründet. —

In den neunziger Jahren pochten auch einmal soziale Pfarrer an die Pforten der Kirche. Sie konnten sie nicht auftun; sie waren Einzelne und hatten keine Massen hinter sich. Die Pfarrer gingen in die Politik. Die Kirche hatte wieder die erwünschte Ruhe. Heute ist das anders. In der religiös-sozialistischen Bewegung ist und wächst so viel Stosskraft, dass die Tore ganz aufgehen werden. K a p p e s -Karlsruhe.

Da ich leider nur die Hälfte der Konferenz mitmachen konnte, hatte Pfarrer Kappes-Karlsruhe die grosse Freundlichkeit, mir obenstehenden, inhaltsreichen Bericht zukommen zu lassen; ich kann mich darum darauf beschränken, einige wenige ganz persönliche Eindrücke über die Konferenz beizufügen.

Es gibt für unser einen einer solchen Tagung gegenüber zweierlei Möglichkeiten der Einstellung, entweder das Gefühl blasierter Ueberlegenheit, welche sagt: „Wir kennen das alles schon; zum Glück haben wir diese Phase der Entwicklung hinter uns, wo man an Konferenzen glaubte; ihr werdet ja wohl auch noch die Köpfe einrennen und andere Wege einschlagen“ — oder aber die Resignation, welche wehmütig auf die Entfaltung jugendlicher Kraft zurückschaut. Ganz hemmungslos war ja diese Entfaltung in Meersburg nicht, aber die Kräfte oder wenigstens der starke Wille, die Hemmungen und Reibungen zu überwinden, sind offenkundig vorhanden, und darum möchten wir doch unsere deutschen Freunde und Gesinnungsgenossen beneiden. Der Bericht redet offen und deutlich von der Problematik innerhalb der religiössozialen Bewegung und auch die persönlichen Eigentümlichkeiten traten ungeniert zu Tage: starkes Draufgängertum und grüblerischer Tiefsinn, schwungvolles Pathos und fromme Einfachheit, gewandte Dialektik und kurzsichtige Eigenbrödelei etc., wechselten in bunter Reihenfolge ab, aber es ging doch durch alle hindurch die klare Einsicht in die unentbehrliche Solidarität und das Gefühl der Verantwortung gegenüber der gemeinsamen Aufgabe. Die Spannung in den eigenen Reihen ist auch da, aber das Pflichtbewusstsein, so lange als irgend möglich zusammenzugehen, ist noch stärker.

Darum hat die Konferenz trotz allen unvermeidbaren Mängeln einen erhebenden Eindruck und gewiss eine tiefe, nachhaltige Wirkung ausgeübt. Es ist eben doch etwas unvergesslich Grosses, wenn man spürt, wie sich die Hände auf der einen Seite unablässig und sehnsuchtsvoll nach Gott ausstrecken und auf der andern Seite unzweideutig und energisch nach dem proletarischen Bruder. Ich wünschte nur, dass die Wechselwirkung zwischen Deutschland und der

Schweiz, mit Blumhardt beginnend, jetzt wieder auf unsere schweizerischen, zum Teil gelockerten Reihen zurückgreife, nachdem, wie das offen zugestanden wurde, Kutter und Ragaz die deutsche religiös-soziale Bewegung ausgelöst haben. Es muss ja hüben und drüben vorwärts gehen, und dazu wollen wir uns immer wieder die Hände reichen. Ich hoffe wenigstens, dass im Sommer 1928 recht viele Schweizer in Meersburg zur Konferenz erscheinen werden. L. St.

Die Konferenz des Versöhnungsbundes in Oberammergau.

Der internationale Versöhnungsbund hielt seine diesjährige Tagung vom 13. bis 20. August in Oberammergau, Bayern, ab. Für die Wahl des Ortes war wohl der Umstand entscheidend, dass er, als Stätte der weltbekannten, von aller Welt gerne besuchten Passionsspiele etwas von jener Atmosphäre der Duldung und Verständigung an sich zu haben schien, die einer solchen Veranstaltung nottut. Die Erwartung ist nicht völlig enttäuscht worden. Oberammergau ist zwar schon längst nicht mehr, was es einst gewesen, der ehedem urwüchsige Gestaltungstrieb ist vielfach zur Tradition, ja sogar Schablone entartet; auch hat die noch immer nicht gebrochene bayrische Reaktionswelle vor diesem Orte nicht Halt gemacht; Menschen aus aller Herren Länder, die sich zu gemeinsamem Kur- oder Kunstgenuss an irgend einem Treffpunkt zusammenfinden, verwandeln diesen noch lange nicht in ein Asyl des Friedens und der Menschlichkeit; und so ist manches den Oberammergauern seitens der Konferenzteilnehmer auch offiziell gespendete Lob auf das gebührende Mass einzuschränken; doch soll eingeräumt werden, dass die Bevölkerung geistig regsamer ist als die der Umgebung und — zumal nach der ihr zuteil gewordenen Aufklärung über unsere Bestrebungen — diesen ein gutes Stück ehrlicher Sympathie entgegenbrachte. Man kann darum sagen, dass die Wahl des Ortes sich im grossen und ganzen doch bewährt hat.

Und nun zur Konferenz selber und ihren wichtigsten Ergebnissen! Annähernd zweihundert Männer und Frauen hatten sich, zum Teil von sehr ferne — auch China und Korea waren vertreten — zusammengefunden, um den *einen* sie beherrschenden Impuls der *Versöhnung* durch Aussprache, Gedankenaustausch, stilles Beisammensein zu verstärken. Man darf sagen, dass der Zweck dies Mal vielleicht über Erwarten erreicht worden ist. Bei allen Mängeln im Einzelnen, von denen sogleich zu reden sein wird, war das Gesamtergebnis ein recht eindruckvolles und trostreiches. Es war das Bewusstsein einer tiefen menschlichen, menschheitlichen Verbindung über alles Trennende hinweg, vor allem des aus letzten Seinsgründen hervorquellenden Willens zur Gemeinschaft und Einheit.

Auf der Tagesordnung der Konferenz standen die vier wichtigen Punkte: 1. Die geistigen Strömungen Europas in der Gegenwart. 2. Die Lage in Westeuropa. 3. Südosteuropa. 4. Paneuropäische Bewegung. An mich war die ehrenvolle Einladung ergangen, den einleitenden Vortrag über das erstgenannte Thema zu halten; ich darf jedenfalls bemerken, dass ich ihr von ganzem Herzen nachgekommen bin. Hat sie mich doch genötigt, mir nochmals über die lebendigste aller Fragen Rechenschaft zu geben! Was ist stärker in der Welt: der Wille zum Krieg oder der Wille zum Frieden? Darf ich in aller Kürze den Grund bezeichnen, warum ich, ohne mich im geringsten über die ungeheuren Widerstände hinwegzutäuschen, die Frage zugunsten des Pazifismus entschieden habe? Europa — die Welt ist zurzeit in zwei Heerlager geteilt: das Lager derer, die, in die äussere Erscheinung gebannt, bloss die völkischen Realitäten mit ihren — wie es das Aussehen hat — nur durch das Schwert zu entwirrenden Gegensätzen und Gegnerschaften sehen; und das Lager derer, welche dahinter die unsichtbare, geistige Wirklichkeit der *Menschheit* erblicken, aus der sie die Kräfte

zur Ueberwindung aller Schwierigkeiten, zur Lösung aller Konflikte schöpfen. Die Zahl jener, der im Augenschein Gefangenen, ist die viel grössere, aber sie schwächen sich gegenseitig eben durch ihren ausschliesslichen Nationalismus und Imperialismus, durch ihre kriegerische Entzweiung wider einander, durch ihre ständige Bereitschaft, über einander herzufallen, mit einem Worte, sie sind in dem einig, was sie trennt; die andern, die Menschheitsgläubigen, sind viel geringer an Zahl, aber sie sind in dem einig, was sie verbindet, im Glauben an die Macht des Geistes und der Liebe. Und diese potenzierte Einigkeit wird ihnen und dem, wofür sie stehen, zum Siege verhelfen.

Sehr sachgemäss berichtete Prof. Veit Valentin über die Lage in Westeuropa seit Locarno; über Erwartungen, Unterlassungen und Enttäuschungen; über die Notwendigkeit, allen Verfehlungen und Rückschlägen zum Trotz den Friedenswillen zu organisieren und Deutschland dem Völkerbunde einzuverleiben. Anschliessend daran wurde in drei Kommissionen über Abrüstung, pazifistische Erziehung und gegenseitigen Verkehr berichtet und beraten. Von besonderer Wichtigkeit war ferner eine Gruppe von Vorträgen über das Thema: „Die einzelnen Länder durch die Augen der andern gesehen." England über Deutschland und Frankreich; Deutschland über England und Frankreich; Frankreich über England und Deutschland. Die Ausführungen bewegten sich nicht insgesamt auf gleicher Höhe, obschon sie alle unverkennbar von dem Streben nach Objektivität und Wahrhaftigkeit, von der ehrlichen Absicht, sich mit der fremden Eigenart vertraut zu machen und ihr solchermassen die Fremdheit zu nehmen, erfüllt zeigten. Am gründlichsten erschienen uns hier die Darlegungen der deutschen Freunde: Siegmund-Schultzes über England, Hans Hartmanns über Frankreich. Wiederum zeigt sich hier, wie der deutsche Geist, sich auf sich selbst besinnend, stets ins Weite und Weiteste strebt, Eigenstes nur in der liebevollen Durchdringung des Andersgearteten zu erfüllen vermag, bloss die Wahl hat zwischen einem starren Nationalismus und jener tieferen Erfassung seiner Sendung, für die Nationalität eins ist mit Humanität und Universalität. Von den andern Berichten sei hier der geistvolle des Belgiers Otlet über Deutschland genannt.

Geradezu dramatisch gestaltete sich die Behandlung des südeuropäischen Problems; und zwar, wie wir bekennen müssen, jedenfalls nicht so, dass auch innerhalb des Versöhnungsbundes sich die reinigende und entsühnende Lösung vollzogen hätte. Höchstens angewendet wurde sie; so gewaltig ist hier der Konfliktstoff gehäuft, dass es selbst in unserem Kreise fast mehr der Reibungen als der Entspannungen gab. Besonders aufregend gestaltete sich begreiflicherweise die Auseinandersetzung über Südtirol. Der italienische Vertreter Chiminelli, seines Amtes Baptistenprediger in Rom, hatte es für gut befunden, lediglich Argumente für das Faszistenregime vorzubringen, angesichts derer es freilich nicht restlos entschieden war, ob sie sein persönliches Empfinden oder die öffentliche Meinung des Landes spiegeln sollten. Sicher ist es, dass er keinen unmittelbaren Antrieb verspürte, die Sache der Menschlichkeit und Brüderlichkeit gegen die Uebergriffe einer entfesselten Machtbegierde zu verteidigen. Die hierdurch ausgelöste Debatte war nicht ohne peinliche und peinvolle Zwischenspiele, aber sie brachte immerhin einige Klärung. Vor allem veranlasste sie unseren italienischen Freund zu einer Nachprüfung seines Gedankenganges, die ihn zu einer, wie wir annehmen müssen, sehr ernst gemeinten Kundgabe zugunsten der Deutschen Südtirols bestimmte. Muss man sich auch davor hüten, aus einzelnen Beobachtungen voreilige Schlüsse auf ein Volksganzes zu ziehen, so kann man sich doch der erschütternden Tatsache nicht verschliessen, die Referent bei wiederholten Aufenthalten im Süden bestätigt fand, dass der Seelenorganismus der italienischen Nation durch Mussolinis Blut-

herrschaft in nicht geringem Masse infiziert ist und sogar schwere Vergiftungserscheinungen aufweist. Wiederum sind es — von einem bewusstlosen, stets willfährigem Pöbel abgesehen — namentlich Scharen Intellektueller und Akademiker, auch solcher „religiöser" Observanz, die sich für Aufnahme und Verbreitung dieses Giftstoffes besonders empfänglich erweisen. Jeder wirkliche Freund des im Grunde so edlen und vielfach verkannten Volkes kann bloss hoffen, dass es sich der furchtbaren Versuchung und Schuldverstrickung erwehre und von der Scheinglorie Cäsars zur einzig wirklichen Glorie des ewig lebendigen Christus genese.

Schwierig gestaltete sich auch die Behandlung der Balkanfrage, wo so viele Interessensphären aufeinanderstossen, wo es äusserst schwer ist, den Reingehalt der Tatsachen gegen parteimässige Umdeutung abzugrenzen und es der Aufrufung des innersten Gewissens bedarf, den Anspruch der Macht vom Anspruch des Rechtes zu unterscheiden. Im wesentlichen das Richtige scheinen uns die Ausführungen unseres Freundes Dr. O. Morocutti getroffen zu haben. Die Ursachen der ausserordentlichen Kriegsgefahren, zumal im Südostwinkel Europas, erblickt er 1. im Nationalismus und dem mit diesem zwangsläufig verbundenen Militarismus; 2. im Etatismus, der Ueberschätzung von Staat und Staatlichkeit und daraus hervorgehend dem Staatsnationalismus und nationalen Staatszentralismus; 3. dem Wirtschaftsnationalismus und dem wirtschaftlichen Protektionismus; 4. der aus all dem folgenden Entrechtung und Unterdrückung der nationalen Minderheiten. Nationalstaat und Volksstaat sind ebenso Gegensätze wie wahre Demokratie und nationale Demokratie. Einzige Abhilfe sieht Morocutti in der Gewährung kultureller Autonomie, sowie in der Aufhebung der unnatürlichen, durch pure Machtmotive bedingten wirtschaftlichen Absperrung. Näher hat der Referent diese seine Gedanken in der Schrift „Europa und die völkischen Minderheiten", Eugen Diederichs, Jena, 1925, ausgeführt. — Schöne Worte über Völkerversöhnung auf Grundlage konkreter heimatlicher Erlebnisse fand namentlich auch Pastor Herrmann aus Siebenbürgen.

Den Abschluss bildete Paneuropa, nicht das Paneuropa Coudenhoves, sondern ein solches, das England und Russland mitumfassen soll. Berichterstatter war Alfred Nossig. In der hierüber sich entspinnenden Diskussion wurde besonders auf das Gefahrsmoment hingewiesen, dass der Zusammenschluss eines Kontinentes leicht zum Abschluss von andern Kontinenten werden könne, einzige Vorbeugung ist die innigste Einordnung jeder solcher Organisation in den universellen Völkerbund, dem geistigen Gesetz entsprechend, dass der Teil, soll er sich nicht gegen das Ganze verselbständigen, dem Ganzen von vorneherein eingegliedert werden muss. Bloss i n n e r h a l b des Völkerbundes hat Paneuropa Sinn und Berechtigung.

Damit habe ich nun freilich bloss die Hauptveranstaltungen mit ein paar Strichen gezeichnet. Es blieb noch Raum und Zeit genug für andere; ja, zum Lob und zugleich zum Tadel der Konferenz muss ich hervorheben, dass die sieben Tage, die sie dauerte, förmlich vollbespickt waren mit Vorträgen, An- und Aussprachen, Kommissionssitzungen aller Art. Unendlich viel wurde berührt und angeregt; das Wenigste konnte seinem Vollgehalt nach ausgeschöpft und zum Abschluss gebracht werden. Das liegt in der Natur der Sache und ist nicht so sehr den Veranstaltern und Teilnehmern zur Last zu legen. Es bedarf immer einer geraumen Vorbereitung, ehe in einer Wechselrede der entscheidende Durchbruch geschieht; und dann ist es meistens zu spät, um das erzielte Einverständnis sich am Material klärend auswirken zu lassen, die Sache einigermassen zum Ende zu fördern. So sehr ich den zugrundegelegten Plan der Konferenz anerkennen muss, es scheint mir doch, dass er zu weit ausgriff, das Kräftemass überspannte, dem Prinzip der geschlossenen Gestaltung, das allemal das der Selbstbegrenzung ist, nicht genugsam gerecht wurde. Doch lässt sich dieser Kritik auch eine Wendung ins

Positive geben. Solch eine Konferenz hat offenbar weniger den Zweck und Sinn, Probleme und Aufgaben zu lösen als sie zu stellen. Ihre Lösung hat sich in der Lebenssphäre jedes Einzelnen zu vollziehen, wo die eigentliche Arbeit erst einsetzt. Wir haben aber allen Grund, für die tiefen und reichen Impulse dankbar zu sein, die uns in Oberammergau erteilt worden sind.

Die Vereinigung, ja Durchdringung religiöser Innerlichkeit und praktischer Weltarbeit, welche der Versöhnungsbund sucht, drückte sich auch im Aufbau des Tages aus. Er hatte seinen bestimmten Rhythmus, seine thematische Gliederung, seinen Auftakt und Ausklang. Anfang und Ende, Morgen und Abend waren der Andacht und Versenkung, sowie dem persönlichen Austausch gewidmet. Wort, Musik, Gesang und Stille verbanden sich zu tiefer, lebendiger Wirkung. Wir haben hier insbesondere der Ansprachen Alfred Dedo Müllers, Bischof Paul Jones (Amerika), George Davies (England), E. Fabres (Frankreich), Siegmund-Schultzes, Eberhard Arnolds (Siedlung Sannerz), Przemysl Pitters (Czecho-Slowakei), W. Nestlers, Oliver Dryers zu gedenken. Jede derselben hatte ihre ganz bestimmte Qualität, in jeder sprach sich eine einzigartige Weise des Welt- und Gotteserlebnisses aus. Besonders wichtig für uns waren Arnolds Worte über christliche Revolution, Dryers Darlegung der christlichen Basis des Versöhnungsbundes, Pitters Aufruf zur Gründung einer internationalen christlich-kommunistischen Vereinigung. (In Verbindung mit Bulgarow, dem letzten Sekretär Tolstois.) Auf die Einzelheiten einzugehen, ist hier leider unmöglich. Der Musikgemeinschaft Max Loefflers (Naumburg, Saale) sei noch im besonderen für ihren so schlichten und weihevollen Dienst an der gemeinsamen Sache gedankt.

Sehr schön gestaltete sich die abschliessende Feier am Abend des 19. August. Im Finale eines Vorganges — sei es jetzt ein Kunstwerk oder eine lebendige Begebenheit — fassen sich irgendwie die wichtigsten Motive zusammen; daher die Bedeutung, die man ihm beizulegen pflegt. So war im schweigenden Beisammensein dieses Abends, das sich hie und da zu Worten und Klängen von besonderer Innigkeit und Unmittelbarkeit löste, der Hauch einer unaufhaltsam über Länder und Meere werdenden und wachsenden Gemeinschaft — ja, sagen wir: etwas vom Pfingstgruss des heiligen Geistes zu verspüren. Vielleicht ist es nicht zu viel behauptet, dass hier schon ein verkleinertes Abbild oder Modell einer neuen Menschheit erblickt werden konnte — jedenfalls Stoff vom Stoffe der kommenden Gotteswelt.

Dr. Oskar Ewald.

Der internationale Kongress Christlicher Vereine junger Männer in Helsingfors.

In der finnischen Hauptstadt hat Anfangs August eine Weltversammlung christlicher junger Männer stattgefunden. Man darf darauf gespannt sein, was für Themen in einem Augenblick schwerster Krise des Christentums und der Welt eine solche Versammlung behandelt und was für Ergebnisse sie zeitigt. In Bezug auf den zweiten Teil der Frage muss nach dem, was man davon erfahren hat, die Antwort wohl lauten: keine! — es sei denn, man sei so bescheiden, den Umstand, dass christliche junge Männer aus allerlei Völkern, zum Teil „feindlichen“, überhaupt zusammenkommen, schon für etwas zu halten. Die Fragen waren, so viel ich sehe, zahm und zahm die Antworten. Man formulierte einige sehr allgemeine Allgemeinheiten über die Rassenfrage und die sexuelle Frage, nichtssagende Worte, mit denen man weit hinter der Entwicklung der Dinge zurückbleibt. Immer wieder tritt jener Gegensatz auf, der alles „christliche“ Handeln von vornherein lähmt. Ein Freund berichtet uns: „Ohne dass sich irgend ein Zwischenfall ereignet hätte, ist doch hervorzuheben, dass die deutsche Delegation in der Stärke von 300 Mann, und ihr hauptsächlicher Führer Erich Stange, der Mehrheit der andern Delegierten fortwährend Oppo-

sition machte, aus den gleichen Gründen, wie dies 1925 in Stockholm geschehen ist. Sie verschanzen sich hinter der Bibel [Welcher Bibel? Die Red.] und lehnen jede Einmischung in soziale, politische, internationale Fragen ab. In meiner Diskussionsgruppe erklärte einer von ihnen sogar: „Die Völker der nicht zum Christentum bekehrten Länder sind nicht meine Brüder." Das Komitee der Konferenz und das für die Resolutionen hatte vorgeschlagen, keine Botschaft an die Welt ausgehen zu lassen [Wohl aus guten Gründen! Die Red.], aber ein französischer Bruder schlug trotzdem eine vor, und zwar eine sehr verständige, welche forderte, dass die Bemühungen des Völkerbundes für den Frieden zu unterstützen seien. Dank den Deutschen wurde sie nicht angenommen, da ihr Urheber Einstimmigkeit oder beinahe Einstimmigkeit wünschte.

Die Vertreter der orientalischen Völker: Japan, China, Indien, Afrika hegen im Allgemeinen in Bezug auf soziale Dinge sehr radikale Ansichten und sind auf der andern Seite über das Verhalten des europäischen Elementes in ihren Ländern und den egoistischen Militarismus Europas wenig entzückt."

Man sieht immer wieder, auf welcher Linie heute der grosse Kampf um die Wahrheit ausgefochten werden muss.

Je weniger man in Helsingfors zu Taten gekommen ist, desto grösser waren offenbar die Worte. Man feierte Gottesdienst über Gottesdienst. Mit Schallverstärkern redeten die grossen Wortführer John Mott und Erzbischof Söderblom zu der Masse von 1600 jungen Christen. Ein enthusiastischer Bericht in einem schweizerischen Blatt erzählt, dass Christus der ausgesprochene König dieser Scharen gewesen sei und dass man auf den Strassen ganze Gruppen von jungen Männern von ihm habe reden hören. Schön, herrlich, ja aber wenn nun in einem dieser „Gottesdienste" einer der jungen Männer aufgestanden wäre und etwas beantragt hätte, was doch unter solchen Umständen eine Kleinigkeit gewesen wäre: dass doch wenigstens diese Sechszehnhundert feierlich gelobten, einander nicht mit dem Bajonett anzufallen, mit Granaten zu zerreissen, mit Giftgas zu ersticken, anders gesagt, auf keine Weise und unter keinen Umständen an Krieg oder Vorbereitung auf den Krieg teilzunehmen — was meint ihr, wäre wohl die Wirkung eines solchen, für eine so enthusiastische Bruderschaft in Christus und Gefolgschaft Christi selbstverständlichen Vorschlages gewesen? Bei einer Minderheit freudige Zustimmung, im Allgemeinen eine grosse Verlegenheit, besonders der klugen geistlichen Führerdiplomaten. Die Mehrheit der kontinentalen Europäer jedenfalls hätte eine solche Konsequenzmacherei als arge religiöse Verflachung empfunden. Denn in diesen Kreisen gilt eine rote Blutlache für tiefer als die Bergpredigt.

Anders die Weltkinder. Die letzte Jahresversammlung der „Sozialistischen unabhängigen Arbeiterpartei" Englands hat einen Vorschlag analoger Art mit solcher jubelnden Einstimmigkeit angenommen, dass weder Diskussion noch Abstimmung nötig war. Dafür verhandelte man aber in Helsingfors eifrig darüber, wie man Christus der Jugend bringe. Ich frage: Was für einen Christus? Hoffentlich gibt es noch eine Jugend, die einen *solchen* Christus ablehnt. Dafür redete man allerdings mit Schallverstärkern. Ich sage: Begebt euch einmal in die wirkliche Nachfolge Christi, gebt ihm einmal mit Taten die Ehre und ihr braucht keinen Schallverstärker; sonst aber könnt ihr Schallverstärker vor den Mund nehmen, die bis zum Sirius reichen und je lauter ihr redet, desto weniger hört man euch!

Nichts für ungut! Ich bin solcher christlichen Paraden, die nie zu einer Schlacht führen, von Herzen satt. Gewiss waren in Helsingfors Viele, die auch so denken. Mögen sie ein andermal dafür sorgen, dass es bitter *ernst* wird, auch wenn damit der faule Friede gestört und die Kunst religiöser Diplomaten durchkreuzt wird.

L. R.

Zivildienst Almens.

Almens, ein Dörflein im Domleschg, ist im Frühjahr von einer Rüfe heimgesucht worden; ein Schuttstrom aus dem wilden Krachen des Val Tscheins

hat Brücke und Strasse zerstört, Matten verwüstet und einen Keller mit Schlamm und Steinen gefüllt. Solches ist in diesem Jahr an manchen Orten geschehen und ist auch in Almens selber früher schon mehrfach vorgekommen. Die Häuser sind im Laufe der Jahrhunderte in die Höhe gewachsen, weil man, wo ein Keller mit Schutt gefüllt war, einen neuen Stock auf das Haus gebaut und das bisherige Parterre zum Keller gemacht hat. — Das Bedeutsame an der diesjährigen Almenser Rüfe ist aber die Art und Weise, wie der Schutt nachträglich weggeräumt wurde: es wurde für diese Arbeit ein Zivildienst organisiert.

Was ist denn ein Zivildienst? — Die Männer und Frauen, die ihn ins Leben riefen, haben gesagt: Wir hassen den Krieg, wir halten den Militärdienst als Vorbereitung zu Kriegen für schädlich und bekämpfen ihn, wir sind aber nicht Drückeberger oder Faulpelze, wir wollen statt des Waffendienstes einen andern Dienst für die Volksgemeinschaft leisten, fürs Vaterland, wie man meist sagt, einen Dienst, der ebenso streng sein soll, wie der Militärdienst oder noch strenger und gegebenenfalls ebenso gefährlich. Wir wollen zu einer Truppe werden, die bereit ist, überall zu helfen, wo Hilfe not tut und sich als gemeinsame geordnete Arbeit organisieren lässt. Solche Dienste wurden schon früher durchgeführt in Les Ormonds (Lawine) und in Someo (Bergsturz). Der Schaden von Almens hatte ja bei weitem nicht das Ausmass der Katastrophe von Someo, dementsprechend war auch die Zivildiensttruppe dieses Jahr bedeutend kleiner, 20—25 Mann und drei Schwestern.

Um halb fünf Uhr am Morgen regt es sich im Schulhaus, wo das Zivildienstdetachement einquartiert ist; das sind die Schwestern, die daran gehen, den Morgenkakao zu kochen. Punkt fünf Uhr gellt die Signalpfeife: Tagwacht! Auf den Strohsäcken, die im Schulzimmer in Reih und Glied der Wand entlang liegen, wirds lebendig. Morgenwaschung am Dorfbrunnen, ein Jauchzer in die klare Herbstwelt zum scharfen Grat des Piz Beverin hinüber, dann vertilgt man das Morgenessen in der Dorfkäserei, in welcher unsere Küche eingerichtet ist. Um sechs Uhr ist Abmarsch zur Arbeit. Lehrer und Lehrlinge aus allen möglichen Lebensgebieten schaufeln und pickeln miteinander, um künftigen Schuttströmen ein ordentliches Bett zu graben zu ungefährlichem Ablauf. (Ein behagliches Bett in irgend einem Sinn ist ja bekanntlich das beste Mittel, um unbequeme Kräfte wirkungslos versiegen zu lassen.) Ueber eine schmale Brücke, aus ein paar Stämmen und Brettern zusammengezimmert, karren sie den Schutt aus dem Bachbett und füllen damit eine Strassensenkung aus. Ein Freund, der schon einige Uebung hat im Baugewerbe und die nötige Muskelkraft dazu, — er kann ja sonst Uhrenmechaniker oder Fährmann oder Bäcker sein, — baut aus grossen Blöcken eine trotzige Mauer, die soll einer künftigen Rüfe den rechten Weg weisen. Dort setzt ein Geschichtsprofessor ein währschaftes Strassensteinbett, sein Geist ist ganz in der Gegenwart: ob ein Stein einen Zoll zu hoch sei oder einer wackle und wie er dann festzukeilen sei, das sind seine jetzigen Probleme, ja, wenn ihm auf dem Sonntagsspaziergang ein Stein besonders auffällt, so kommt ihm nicht der Historikergedanke, ob der wohl dereinst einem tyrannischen Ritter ins Gesicht geflogen sei aus starker Bauernhand, sondern er erwägt, ob der Stein in sein Strassenbett passen würde. Ein Photograph klopft mit einem schweren Eisenhammer auf einen eigensinnigen Felsblock, unbekümmert um Expositionsdauer und andere Dinge seines Faches, und die Bündnersonne brennt ihm auf seinem blossen Rücken eine Photographie seiner Hosenträger ein. Dort wälzen ein alter Bauer und ein junger Handelslehrling mit Winde und Hebeisen eine mächtige Felsplatte auf Rollen an ihren Bestimmungsort, und an jenem Rank oben fährt ein Dienstverweigerer mit einem Gertel mit solcher Lust ins Gestrüpp, dass man wohl meinen könnte, er sei die grausamste Kriegsgurgel.

Ein Jauchzer aus einer weiblichen Kehle, dann ein Signalpfiff: „Znüni" — Der Wahrheit die Ehre: etwas vom schönsten bei strenger Arbeit ist doch auch

die Rast. Im Bewusstsein vollbrachter Taten oder doch redlich verdienter Erholung, je nach Einstellung, lagern die Freiwilligen im Schatten von Obstbäumen und lassen sich von den dienstbereiten Schwestern Brot und Tee reichen. Eine Hühnerfamilie, alt und jung, und ein übermütiges Katzenpaar wollen unbedingt von unserem Brot kosten und unsern Tee prüfen und sind uns eine unversiegliche Quelle fröhlichen Geplauders. Es werden beim Znüni auch etwa, während die Felsblöcke für eine halbe Stunde Ruhe haben, an ihrer Statt Probleme gewälzt, und wenn ein Freund oder eine Schwester den schönen Dienst verlassen muss, so singen wir die „Amitié".

Nach der Znünipause gehts wieder für zwei Stunden an die Arbeit. Punkt zwölf Uhr pfeift der Chef zum Mittagessen, nach dem Mal ist Rast bis um halb zwei Uhr; man streckt sich auf den Strohsack und beginnt einen Brief zu schreiben und — schläft gewöhnlich bei dieser Tätigkeit ein. Von halb zwei bis um sechs Uhr macht man sich wieder hinter Schutt und Steine her; natürlich gibts dazwischen wieder eine halbstündige Zvieripause.

Unvergesslich schöne Abende hatten wir in Almens. Wir sassen vor dem Schulhaus und sangen in die wundervolle Mondnacht hinaus oder der Pfarrer Guidon erzählte uns in seiner lebendigen Art, die von Herz zu Herzen geht, vom Bündnerland und Bündnervolk, von seiner so eindringlich klingenden Sprache, dem Romanischen, und seiner Geschichte, von den wichtigen Pässen dort gegen Süden zu, vom stolzen Freiheitssinn und entsetzlicher Unterjochung, von grimmiger Empörung und glühender Vaterlandsliebe; der heutige Pfarrer von Scharans erzählt uns vom Jürg Jenatsch — dort in den Obstbäumen drunten steht das Schloss Riedtberg, dort drüben scheinen die Lichter von Thusis. Der Freund Pfarrer zeigt uns die Kirchenchronik mit der unheimlichen Liste derer, die in Scharans in jenem düsteren Jahr (1629 bis 1630) von der Pest dahingerafft wurden, Seite für Seite, Name unter Name — und weist uns die gewaltige Lebenskraft des damaligen Volkes, dieses wilde und unwiderstehliche Sichaufbäumen des Menschenlebens gegen den Untergang. Und das ist uns heute nach dem Völkermorden — und wer weiss vor welchen Katastrophen — wie eine Verheissung, — oder lebt in uns heutigen Menschen diese sieghafte Kraft nicht mehr?

Gerade der Zivildienst soll mit ein Ausdruck für das Walten solcher Kraft sein, dessen wollen wir uns immer bewusst bleiben. Max Kleiber.

NB. Am 24. Oktober wollen wir uns in Zürich versammeln, um miteinander über die Fragen des Zivildienstes zu reden. Am Vormittag (8 Uhr, Gartenhofstrasse 7) soll das Persönliche zur Sprache kommen im Kreis derer, die selber schon im Zivildienst waren; wir wollen gemeinsam zu Mittag essen und dann am Nachmittag uns über den Zivildienst im allgemeinen aussprechen. Dazu sind auch solche Freunde unserer Sache herzlich eingeladen, die selber noch nie mit uns geschaufelt oder gepickelt oder gekocht haben. Vielleicht machen wir eine kleine Wanderung. Besammlung: 13 Uhr, Gartenhofstr. 7. Almenser, bringt eure Photographien mit!



Zur Weltlage

Die Welt im Lichte von Genf.

Die politische Weltlage hat einige Wochen lang ihre Beleuchtung wieder von Genf aus erhalten, und es ist wohl am Platze, dass auch wir das dort Geschehene an dieser Stelle etwas gründlicher

erörtern und Anderes im Lichte dieses Geschehenen betrachten. Nachher mag der Blick wieder für einzelne Ausschnitte aus diesem Gesamtbilde oder Themen anderer Art frei sein.

1. Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund.

Deutschlands nun glücklich und in gehobener Stimmung erfolgte Aufnahme in den Völkerbund ist ohne Zweifel das bedeutende Ereignis, als welches sie allerorten geschätzt wird. Sie ist auch für uns die Erfüllung eines innigen Wunsches und eine tief empfundene Notwendigkeit; wir sind von Herzen dankbar dafür. Deutschland gehört in den Völkerbund, sein Dabeisein ist für den Völkerbund unentbehrlich und bedeutet für Deutschland den einzig möglichen, nicht in furchtbaren und endgültigen Katastrophen endenden Weg zur Grösse — den Weg zu wahrer Grösse und Herrlichkeit. Der Macht- und Gewaltweg, der noch so vielen Deutschen lockend scheint, würde es in den Abgrund führen und die Welt mit ihm, der Weg des neuen, heiligen Rechtes, der Völkerbundsweg, führt es zur aktiven Teilnahme an dem neuen menschlichen Regiment der Welt, das uns werden soll.

Neben dem, was über dem Sinn dieses Ereignisses in den letzten Wochen von Vielen gesagt worden ist und was in den „Neuen Wegen“ schon oft über dieses Thema gestanden hat, sei nur eine unschätzbar wichtige und heilsame Folge hervorgehoben: es ist damit die ungeheure Gefahr beseitigt, die so lange auf Europa lastete und die als ein Alpdruck auf unserer Seele lag, dass Europa und in gewissem Sinne die ganze Welt in einen westlichen und östlichen Block zerfielen, die sich feindlich gegenüberstünden und wo Deutschland dem östlichen Kampflager angehörte. Nun ist die Einheit Europas und der Welt wenigstens auf dieser Linie gerettet. Deutschland mag nun gerade als „Land der Mitte“ die Rolle spielen, die grosse Deutsche ihm bestimmt glauben, obschon seine Bestimmung sich in dieser synthetischen Aufgabe gewiss nicht erschöpfen wird. Auch die Befürchtungen, die an den deutsch-russischen Vertrag geknüpft werden mussten, dürfen nun wohl dahinfallen, und wir sind natürlich darüber sehr froh.

Dass mit dieser Wendung auch neue Gefahren verbunden sind, liegt freilich auf der Hand. Alles kommt nun darauf an, welche Rolle Deutschland im Völkerbund spielen wird. Bisher hat man aus Deutschland in dieser Beziehung allzu vorwiegend bloss die Stimme des nationalen Egoismus gehört: „Wir wollen in den Völkerbund, weil wir dort am besten unsere nationalen Interessen („Belange“) vertreten können; wir müssen, wenn auch ungern genug, hinein, weil in Genf sich immerhin Dinge entscheiden, bei denen nicht dabei zu sein ein grosser Nachteil wäre.“ Wenn das die Haltung Deutschlands im Völkerbund sein sollte, dann wäre

der Tag seines Eintrittes für diesen wie für die Welt und es selbst ein dies nefastus, ein Tag des Unheils. Dann würde der Völkerbund dadurch innerlich zersetzt und seine äussere Auflösung wäre wohl nur eine Frage weniger Jahre. Er würde der Kampfplatz von offenen oder versteckten Machtansprüchen, worin seine moralische Kraft sich sehr rasch verzehrte; eine Atmosphäre des Misstrauens und der Gereiztheit würde sich auf ihn legen, worin aller echte Völkerbundsgeist vollends ersticken müsste. Dass diese Gefahr besteht, ist ganz sicher. Wir müssen sie mit allem Ernste und aller nüchternen Klarheit vor Augen haben. Der entschlossene Wille, den Völkerbund in diesem Sinne zu benutzen, ist in einflussreichen deutschen Kreisen vorhanden und ein wenig mag diese Versuchung an viele Deutsche herantreten. Das ists, worauf F ö r s t e r immer wieder mit prophetischer Kraft hinweist. Mit stets neuer Eindringlichkeit warnt er vor dem dämonischen Machtwillen der im Grunde immer noch herrschenden Kreise Deutschlands, die in ihren Herzen und wenn sie unter sich sind, über Völkerbund, Völkerrecht, Völkerfrieden hohnlachen, aber es sich gefallen lassen, wenn Europa sich in Friedensträumen einwiegt oder gar durch ein von ihnen gefördertes Fiasko des Völkerbundes in das Chaos geschleudert wird, und inzwischen in aller Stille und mit neuen Mitteln die alte furchtbare deutsche Kriegsmacht wieder herstellen, um sie, sobald die Stunde gekommen, zu Rache und neuem glanzvollem Aufstieg in Bewegung zu setzen. Dass d i e s e s Deutschland durch drei Grossmächte ideologischer Art (der Ausdruck ist hier am Platze), nämlich eine riesige, in seinem Dienste stehende Presseorganisation, die Lehrerschaft, besonders der höheren Schulen, und die protestantische Kirche gestützt wird, und zwar durch eine ganz gewaltig überwiegende Mehrheit von deren Vertretern, ist eine Tatsache, die so offen zu Tage liegt, dass niemand sie leugnen oder übersehen kann. Nur eine ganz tiefgehende Umwälzung, vor allem eine von g e i s t i g e r Art, vermag diese Lage zu ändern.

Ich sehe diese Tatsachen und Möglichkeiten vollkommen deutlich. Die Aufnahme Deutschlands in den Völkerbund ist ein W a g n i s, ein Wagnis des G l a u b e n s. Aber dieses Glaubenswagnis ist notwendig. Der Völkerbund muss das Risiko dieses Wagnisses auf sich nehmen; es nicht zu tun, wäre Zeichen eines mangelnden Vertrauens zu sich selbst. Das Wagnis ist heute wohl kleiner als es vor Jahren gewesen wäre. Es scheint doch, als ob in Deutschland die Republik sich befestige. Sehr materielle Entwicklungen kommen den ideellen in gewissem Sinne zu Hilfe. Die deutsche, französische und belgische Industrie verbinden sich. Es eröffnet sich den Deutschen die Aussicht, auf d i e s e m Wege wieder jene Weltmacht zu erlangen, welche mit dem Schwert zu gewinnen den Realisten doch etwas unsicher vorkommt. Dazu ge-

sellt sich der Druck Amerikas, der zur Nüchternheit mahnt. Aber was mehr bedeutet, als diese immerhin etwas problematischen Faktoren: wir dürfen auf das „andere Deutschland“ hoffen, dem gerade die Mitgliedschaft am Völkerbunde ein mächtiger Ansporn werden mag. Der Deutsche, in vielen Beziehungen so konservativ, wendet sich doch auch wieder mit leidenschaftlicher Energie neuen Möglichkeiten zu. Und wenn ich von der Notwendigkeit einer geistigen Umwälzung geredet habe, die allein jenes Deutschland schaffen könne, das dem Völkerbund zum Segen gereichen und von ihm Segen empfangen könne, so darf doch wohl gesagt werden, dass eine solche Umwälzung, als Folge der gesamten Weltkrise, schon in der Tiefe des deutschen Geisteslebens vor sich geht, auch wenn sie auf der Oberfläche noch nicht so sehr sichtbar ist. Die Menschen dieses „andern Deutschland“ mahnen wir, die Hut des Völkerbundes für ihr Volk zu übernehmen. Sie müssen dafür sorgen, dass Deutschland nicht nur vom Völkerbund nehmen, sondern auch ihm geben will, dass seinen Abgeordneten in Genf nicht die Durchsetzung der deutschen „Belange“, sondern die Mitarbeit an der neuen Organisation der Völkerwelt die Hauptsache ist; sie müssen es dazu bringen, dass in Genf als Vertreter deutscher Art nicht bloss ein Stresemann, Bernstorff, Luther, sondern auch ein Förster, von Gerlach, von Schöneich erscheinen. Wir erhoffen von Deutschland für den Völkerbund neben dem sogenannten Realismus, der ja nicht fehlen wird, eine Offenbarung jenes wunderbaren deutschen Idealismus, wie er etwa in einem Florens Christian Rang, dem Verfasser der „Deutschen Bauhütte“ hervortritt.[1]) Das alles wird für Deutschland selbst der schönste Gewinn sein.

Gewiss müssen Deutschland zunächst einige äusserliche und sichtbare Früchte dieser Wendung zufallen. Die Besetzung deutschen Gebietes muss in Bälde aufhören; Deutschland muss seinen Anteil an dem Mandatsystem in der Verwaltung der sogenannten Kolonien bekommen, weniger weil dies ihm einen materiellen Vorteil brächte, als weil es zu seiner Stellung und Aufgabe gehört; auch die Vereinigung Oesterreichs mit ihm wird keine Bedenken mehr erregen, sobald die neue deutsche Orientierung wie diejenige Europas und des Völkerlebens überhaupt einige Schritte weiter sein wird als jetzt. Doch halte ich das alles für äusserst nebensächlich gegenüber jenem Hauptgewinn: der neuen Organisation des

---

[1]) Ich nenne gerade diesen Namen, weil das erste Heft der neuen Zeitschrift „Die Kreatur“ ihn mir eindringlich in Erinnerung bringt. (Vgl. im übrigen „Neue Wege“ 1924, Nr. 6/7.) Von dieser Zeitschrift, die von einem „Juden“ (Martin Buber), einem „Protestanten“ (V. v. Weizsäcker) und einem „Katholiken“ (Joseph Wittig) herausgegeben wird und im Verlag von Lambert Schneider in Berlin erscheint, wird noch zu reden sein.

Zusammenlebens der Völker überhaupt, an deren Gestaltung es teilnimmt, und die ihm auf jede Weise Aussichten eröffnet, gegen die gehalten jene Einzelheiten wenig wesentlich sind.

Alles in allem genommen, bietet also das Ereignis von Genf, bei allen Vorbehalten, grosse Ursache zu Dankbarkeit und Hoffnung.

2. Die deutsch-französische Verständigung.

Mit dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund ist eng verknüpft ein starkes Aufleben der Versuche, eine Verständigung zwischen Deutschland und Frankreich herbeizuführen. Aus dem gemeinsamen Frühstück von Briand und Stresemann in dem savoyischen Dörfchen Thoiry, in einem durch kulinarische Genüsse berühmten Gasthof, macht man eine Art von sakramentalem Liebesmahl und den Ort dieses Frühstückes zu einem Wallfahrtsort. Es ist bezeichnend für unsere Epoche, dass man heute zu Frühstücksorten, Ascona und Thoiry, pilgert, während man früher an die Stätten heroischer Entsagung wallfahrtete. Das Heiligsein ist leichter geworden und auch das Wallfahren! Offen gestanden: an die sakramentale Kraft von Pasteten, Champagner und Zigaretten glaube ich nicht. Immerhin, es ist etwas Besonderes dabei. Ueberzeugender freilich wirkten die enthusiastische Rede Briands und die kluge Stresemanns. Und noch wertvoller erscheint mir, trotz aller Vorbehalte, die man auch hier machen muss, der demokratische Friedenskongress von Bierville bei Paris, den Marc Sangnier leitete und der Tausende von jungen Franzosen und Deutschen zu gemeinsamem Ringen um den Frieden und die neue Welt zusammenbrachte[1]), und die Arbeit des Versöhnungsbundes, von der anderwärts berichtet wird.[2])

Diese geistige Verständigungsarbeit schätze ich um so höher ein, als ich im allgemeinen eine starke Skepsis gegenüber den Bemühungen, Deutschland und Frankreich zusammenzubringen, nicht verhehlen kann. Die Kluft zwischen den beiden Völkern erscheint beinahe als tragisches Schicksal. Ich anerkenne nun freilich in

---

[1]) Eine Erscheinung, wie die von Dr. Ehlen, dem Führer der katholischen Grossdeutschen Jugend, muss ganz sicher auf die Franzosen einen tiefen Eindruck gemacht haben. In der Tat könnten nur wenige von ihnen das edelste Deutschtum so schlicht und ergreifend verkörpern.

[2]) Sehr wertvoll sind auch die sich freilich im Rahmen des Versöhnungsbundes bewegenden Bemühungen unseres Freundes Pfarrer Lic. H. Hartmann in Solingen, der von den Erfahrungen seiner Arbeit in Frankreich in mehreren deutschen Blättern (z. B. in der „Christlichen Welt", in „Neuwerk", „Junge Menschen" berichtet) oder von Prof. Dr. Paul Honigsheim, dessen Aufsatz „Die deutsche und die französische Seele" in der soeben erwähnten Zeitschrift „Junge Menschen" ein Muster liebevollen und tiefdringenden Verständnisses ist. Bedeutsam scheint auch Thomas Manns Buch „Pariser Rechenschaft" zu sein.

letzter Instanz ein Fatum so wenig im Leben der Völker, als in dem des einzelnen Menschen, aber die Besiegung dieses scheinbaren Fatums, das Deutsche und Franzosen gegeneinander hetzt, erfordert erst recht eine ganz ungeheure geistige Umwälzung. Denn eine ganze lange Geschichte dieser Völker, die bis vor Christus zurückreicht (schon bei der Unterwerfung der Gallier durch Julius Cäsar haben Germanen entscheidend mitgewirkt, und das war nicht das erste Zusammenprallen der beiden Völker!) hat mit diesem Gegensatz zwei grosse Kulturen völlig durchtränkt. Stellen wir uns diese Aufgabe darum nicht allzu leicht vor!

Lösbar ist sie nach meinem Urteil, wie ich schon bemerkt habe, nur durch eine gewaltige Umwälzung. Es ist die Umwälzung, welche überhaupt eine neue Orientierung des Völkerlebens schafft, welche die Grenzen zwischen den Völkern Europas zu Kantonsgrenzen macht, die Unterschiede der Völker und ihrer Kulturen in ein anderes Licht und andere Proportionen setzt (z. B. die europäischen Kulturen gegenüber den asiatischen und vielleicht auch der amerikanischen, mehr als Einheit erscheinen lässt), Europa und die Menschheit zu einem grossen, sittlichen Organismus umschafft; die Ueberbetonung der Nation durch eine neue Wucht umfassender geistiger und übernationaler Ziele besiegt. Ich glaube darum auch nicht recht an eine direkte Ueberwindung des deutsch-französischen Gegensatzes in dem Sinne, dass Deutschland und Frankreich allein sich zusammenfänden und so etwa den Block eines Paneuropa bildeten, vielleicht gar unter Ausschliessung Englands und Russlands, sondern eher an eine indirekte, in dem Sinne, dass die uralte deutsch-französische Spannung in der Weite einer neuen Orientierung der Völkerwelt ihre Schärfe verliere und ob andern, umfassenden Problemen etwas in den Hintergrund trete. In diesem Sinne ist eben doch auch hier der weit und tief verstandene Völkerbundsgedanke die Lösung und Hilfe.[1])

Eine sehr grosse Rolle wird für die Bewältigung dieser Auf-

---

[1]) Ich kann mir nicht versagen, hier ein Wort anzuführen, das ich der „Menschheit“ entnehme. Viktor Hugo rief am 1. März 1871, also sozusagen noch mitten im Kriege, unmittelbar nach der furchtbaren Demütigung und Verstümmelung Frankreichs durch Deutschland, in die französische Nationalversammlung hinein: „Eine Stunde wird schlagen, in der Frankreich das Elsass wieder ergreift. Und nicht nur das Elsass, Trier, Mainz, Köln, Koblenz. Und man wird hören, wie Frankreich sagt: ‚Nun bin ich an der Reihe! Deutschland, hier bin ich! Bin ich dein Feind? Nein, ich bin deine Schwester! Ich habe alles genommen und bin bereit, alles zurückzugeben. Unter einer Bedingung: Wir wollen ein Volk, eine Familie, eine Republik sein! Keine Grenzen mehr! Der Rhein für alle! Seien wir die Vereinigten Staaten von Europa! . . . . seien wir die europäische Freiheit, der Weltfrieden! Du, Deutschland, hast uns unsern Kaiser genommen . . . . . wir werden den Deinigen nehmen‘.“

gabe die Schuldfrage spielen, d. h. die Frage nach der Schuld am Weltkriege, genauer, nach dem Masse der deutschen Schuld daran. Diese Schuldfrage ist, als Banquos Geist, fast gleichzeitig in Genf und Bern aufgetaucht, in Genf aus einer Rede Stresemanns, in Bern auf der Fortsetzungskonferenz für Stockholm. Hier hat man eine Lösung versucht[1]), von der ich nicht das Gefühl habe, dass sie genüge. Gewiss ist besonders die französische Erklärung durch den Mund Wilfred Monods ein Zeugnis frommer Hochherzigkeit. Aber ist nicht die ganze Aktion der Konferenz eine blosse Zudeckung des Abgrundes durch die Blumen christlicher Worte, während der Drache im Abgrund lebendig lauert, bereit hervorzubrechen? Lebt nicht in den deutschen Gemütern, mit Ausnahme einer nicht grossen Minderheit, eine scharfe Entschiedenheit der Ablehnung einer wesentlichen deutschen Schuld am Kriege, um von der Alleinschuld (die ja kein Mensch behauptet, nicht einmal der Versailler Vertrag) zu schweigen, während die grosse Masse der Franzosen, ihre protestantischen Christen inbegriffen, von dieser deutschen Schuld ebenso entschieden überzeugt bleibt? Bei einem gegebenen Anlass würde dieser unter Blumen schlafende Drache wieder erwachen und verheerend hervorbrechen. Förster hat darin unbedingt recht, dass die erste Bedingung aller Umkehr und Versöhnung Erkenntnis, Bekenntnis und Sühnung der Schuld ist. Nun ist davon noch ganz wenig zu spüren. In Deutschland ist, wie gesagt, eine absolute Unbussfertigkeit, bis zur Ueberzeugung von der völligen deutschen Unschuld, die herrschende Stimmung ganz besonders in den kirchlichen Kreisen. Das Moment der Busse fehlt auch in der Resolution der Fortsetzungskonferenz völlig. Bei diesem Tatbestand ist eine „Versöhnung" innerlich unwahr und unmöglich, ein auf ein nicht gelöschtes Feuer gebautes Papierhaus.

Es wäre kein stichhaltiger Einwand gegen diese Auffassung, wenn man erklärte, man wolle die Schuldfrage den Politikern überlassen und sich als Christen die Hand zur Versöhnung reichen. Abgesehen davon, dass eine solche Teilung des Problems an sich undurchführbar ist, sind es ja gerade die „Christen", die sich in der Schuldfrage am stärksten engagiert haben. Die Frage nach der Schuld am Kriege ist eine im höchsten Grade religiöse Frage geworden. Ich denke, gerade dies charakterisiere die durch Stockholm markierte Sachlage und Wendung, dass Politik und Christentum nicht mehr als zwei gegen einander gleichgültige Sphären gelten sollen.

Nein, es bleibt nichts anderes übrig, als die Schuldfrage zu behandeln, offen und ehrlich zu behandeln. Ob man das kann,

---

[1]) Vgl. die „Rundschau".

ohne dass man darob auseinanderkommt, ist dann gerade der Prüfstein für die Echtheit der Verbindung. Dazu gehört dann aber freilich als erste und wichtigste Voraussetzung echte Bussfertigkeit — echte Bussfertigkeit, die sich gerade daran bewähren muss, dass man nicht bloss allgemein „christliche" Redensarten macht, sondern die konkrete Sünde anfasst, die nationale. Vorher weis man nicht, ob alles nur Schauspielerei ist oder nicht.

Wenn man aber bis zu diesem Fundament aller Versöhnung gelangt, dann wird man auch auf das wunderbare heilige Geheimnis stossen, dass nichts so tief und so stark verbindet, als erkannte, bekannte und gesühnte gemeinsame Schuld.

3. Ein Blick auf die Zukunft des Völkerbundes.

Der Völkerbund, dem man bei Anlass der letzten Krise wieder einmal das nahe Ende angesagt hatte, lebt also und darf von einem sehr grossen Fortschritt und Erfolg sprechen, unbeschadet der Gefahren und Schwierigkeiten, die dieser einschliesst. Gewisse Sozialisten, Faschisten, Christen und Militaristen sind also wieder um ihre heisse Hoffnung betrogen. Dringend nötig ist freilich, dass er nun auch organisatorisch seinen Weltcharakter besser betone und herausarbeite und das bedeutet vor allem, dass er die aussereuropäische Welt, Südamerika und Mittelamerika, überhaupt Amerika, dazu Asien und Afrika, besser mit seinem Werke verbinde und umgekehrt. Europa hat ihn lange allzuausschliesslich beschäftigen müssen. Davon nachher mehr.

Dass mit der geschehenen Wendung der Völkerbund in ein neues Stadium getreten ist, fühlt man im übrigen wohl allgemein. Er ist, trotz dem gewiss nur zeitweiligen Rückzug von Brasilien und Spanien oekumenischer geworden. Das wird nicht ohne Einfluss auf die noch draussen Stehenden bleiben. Die Vereinigten Staaten werden früher oder später den Anschluss suchen müssen. Es mag dies in maskierter Form geschehen, mit viel Brüskierungen Europas und Aeusserungen selbstgerechten Hochmuts, aber es wird mit Sicherheit geschehen. Daran werden keine Schwankungen der Laune und des weltpolitischen Kartenspiels etwas ändern; es ist eine Notwendigkeit. Und Russland wird mit dem Völkerbund als einer schwer aufhebbaren Tatsache rechnen müssen und wohl in aller Stille mehr und mehr mitmachen.

Diese Perspektiven bedeuten freilich auch vermehrte Gefahren. Schon der Eintritt Deutschlands wird auch im günstigsten Falle der Genfer Atmosphäre etwas von ihrer bisherigen Intimität nehmen; vollends muss das der Fall sein, wenn er einmal wirklich zur Organisation der ganzen Welt geworden ist. Desto notwendiger wird sein, dass der Völkerbundsgedanke noch durch andere Kräfte und Organe getragen wird und dass der Bund durch einen ver-

mehrten Elan von anderwärts her Seele und Schwung erhalte. Dazu mitzuwirken ist wohl eine der allerwichtigsten Aufgabe seiner tiefer blickenden Freunde.

4. Die Probleme der grösseren Welt.

Es scheint doch, dass die Einigung Europas auf dem Wege ist. Man bedenke bloss, was es bedeutet, dass mit dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund die Abmachungen von Locarno automatisch in Kraft treten. Das ist ein Riesenschritt nach vorwärts. Auch sonst vollzieht sich diese Entwicklung zur europäischen Einigung hin immer sichtbarer. Auf die Verbindung der Industrien ist schon hingewiesen worden. In einigen Tagen wird der erste paneuropäische Kongress stattfinden. Schon die Tatsache selbst ist doch wohl ein Ereignis; sie ist ein Zeichen dessen, was kommt. Auch dass diese erste Tagung Paneuropas in Wien stattfindet, scheint mir von Bedeutung. Denn gerade der Osten bedarf der europäischen Einigung, weil seine Probleme ohne sie unlösbar bleiben. Wenn die einstige Hauptstadt der an ihrem innern Chaos untergegangenen alten österreichisch-ungarischen Monarchie geistig und geographisch die „Hauptstadt" eines geeinigten Europa würde, ähnlich wie Genf die des Völkerbundes, so wäre damit die entstehende neue Welt wundervoll symbolisiert. Der Umstand, dass zu diesem ersten Kongress, der Vorgestalt eines künftigen paneuropäischen Parlamentes, fast lauter politische und wirtschaftliche Praktiker einladen, nimmt ihm von vorneherein den Schein eines Konziliums von einflusslosen träumenden Utopisten.

Die wirkliche Einigung Europas ist natürlich eine Aufgabe für lange Zeit. Aber schon die Aussicht auf Frieden am Rhein, wie an der Donau und Weichsel, die nun doch vorhanden ist, muss uns den Blick freier machen für die Probleme der Welt ausserhalb Europas, der grösseren Welt, von der die europäischen Geschicke immer mehr abhangen werden. Es bleibt die riesige Aufgabe der neuen Verbindung Russlands mit Europa — Russlands, zu dem ja ein grosser Teil von Asien gehört, und zwar nicht bloss als Kolonie. Die dort vor sich gehenden Entwicklungen öffnen doch wohl die Türen zu einer solchen Möglichkeit. Dann muss eine Auseinandersetzung mit Amerika eintreten, und zwar mit Nord- und Südamerika. Was das letztere betrifft (in das ich Mittelamerika einschliesse) so müssen wir wohl zunächst einmal lernen, dass es vorhanden ist, vorhanden nämlich nicht bloss als Gelegenheit zum Reichwerden für einige Europäer und Ausfuhrland für Gefrierfleisch, Kaffee und Kakao, sondern als politischer- und kultureller Faktor, als Menschenland; wie wir denn die ganze spanische Welt, wenn sie auch nicht mehr die Weltmacht von einst ist, doch nicht als quantité négligeable betrachten dürfen. Mit Nordame-

rika aber, besonders den Vereinigten Staaten, müssen wir in eine Auseinandersetzung eintreten. Bis jetzt haben wir doch eigentlich eine solche nicht gehabt. Die Vereinigten Staaten waren immer noch eine Art „Kolonie“ Europas (die uns allerdings nun gehörig über den Kopf gewachsen ist), ein Märchen- und Wunderland, aber nicht eine Volksgemeinschaft, die innig zu uns gehörte, wie wir zu ihr, mit der wir ein gemeinsames Schicksal, eine gemeinsame Kultur, eine gemeinsame Geschichte hätten. Die Verbindung der zweiten Art muss nun eintreten. Wieder ist es die Schuldfrage, die uns vor allem dahin drängt. Allerdings ist diese Schuldfrage mehr materieller Art, eine Schulden-Frage, aber diese Schulden-Frage hängt mit der Schuldfrage insofern zusammen, als es ja die Schulden sind, die die Frage nach der Schuld immer wieder brennend machen. Diese materielle Frage in ihrer Krassheit mag doch ein Seil bedeuten, durch welches die beiden Kontinente, die nun doch einmal zusammengehören, zueinander gezogen werden, zu einer höheren Gemeinschaft, wobei freilich andere, geistige Mächte schliesslich noch mehr tun müssen, als die materiellen. An diesen geistigen Mächten wollen wir, trotz der fluchvollen Ueberschwemmung der heutigen Welt durch die amerikanische Oberfläche, trotz aller Beglückung durch Ford und Morgan, nicht verzagen. Wir müssen den geistigen Austausch mit Amerika erst recht mit Eifer betreiben, müssen vielleicht eine zeitlang dem geistigen Amerika zu Hilfe kommen und mit ihm zusammen der wahrhaftigen neuen Welt zustreben.[1])

Sodann müssen wir uns mit neuer Wucht dem afrikanischen und asiatischen Problem zuwenden. Mit Marocco darf es nicht so weiter gehen wie bisher. In bezug auf Abessynien scheint nun doch sowohl von den verschiedenen Friedenskongressen als vom Völkerbund aus etwas Rechtes geschehen zu sein. Es wird den grossen Raubtieren doch nicht mehr so leicht wie früher, eine Beute zu fassen und zu zerteilen, zu viele Scheinwerfer lassen das Licht einer neuen Gerechtigkeit über die ganze Erde strahlen. Auch Aegypten wird den Tag seiner Auferstehung erleben; inzwischen mag ihm das englische Joch, das doch immer das erträglichste ist, noch eine Weile gut tun.[2]) Das Gleiche gilt von Vorder-

---

[1]) Ein Muster solcher Arbeit, für das man nicht genug dankbar sein kann, bedeuten die Aufsätze, die Prof. Heinrich Frick in Giessen über seine Eindrücke von Amerika letzthin in der „Christlichen Welt“ veröffentlicht hat. Sie sind geeignet, einem allzu hochmütigen und oberflächlichen Geschwätz von amerikanischem „Aktivismus“ und „Optimismus“ Halt zu gebieten.

[2]) Eine glänzend orientierte und unbefangene Darstellung der ägyptischen Sachlage gibt Hans Kohn in dem Ausatz: „Die nationale Bewegung in Aegypten, 1889—1926.“ Man lernt daraus, wie weit die Entwicklung der ägyptischen Unabhängigkeit schon gediehen ist.

asien. Es muss dort überall eine Auferstehung erfolgen, aber noch liegt so viel alter Fluch darauf, dass der Rahmen des englischen Reiches und auch die französische Hand in Syrien — die freilich weniger blutig sein sollte — vielleicht nötig sind, bis das in jenem Teil der Welt erwachte neue Leben stark und rein genug sein wird, um sich selbst regieren zu können. Ob eine Wiedergeburt des Islam dazu mithelfen wird, bleibt wohl ein wichtiges Problem. In der Türkei wird das Regiment eines Kemal Pascha wohl auch noch zuerst liquidiert werden müssen, bis dort neues Leben möglich wird. Denn es ist mit Blut und Mord befleckt.

In Indien ist es für europäische Augen etwas stiller geworden. Von Gandhi lese ich soeben, er sei „Professor der Theologie" geworden. Hoffen wir, dass er dann zuerst seine Kollegen bekehre und dafür lange lebe.[1]) Augenblicklich tritt China mit seinen furchtbaren Kämpfen und Nöten stärker in den Vordergrund. Auch das ist wohl ein Stück Liquidation der Kolonialpolitik und Uebergang zu einer neuen Ordnung.[2])

Denn unaufhaltsam ist der Prozess der Befreiung Afrikas und Asiens. Mit dieser Tatsache muss jeder rechnen, der für die Zukunft arbeiten will. Unsere Aufgabe muss sein, diesen ringenden Völkern die Hand zu reichen, damit ihre Befreiung von uns zuletzt eine neue Einigung mit uns werde und damit sie getragen und beherrscht von hellen, guten Kräften, nicht von den Dämonen des Hasses und Blutes gestachelt, vor sich gehe. Es ist ja auch jetzt schon sichtbar, dass die Abschüttelung der europäischen Herrschaft über die asiatischen und afrikanischen Völkerschaften Hand in Hand geht mit einer geistigen Berührung, Auseinandersetzung, Durchdringung, wie sie bisher noch nie vorhanden gewesen ist.

Diese Probleme müssen wir in der nächsten Zeit noch ganz anders als bisher anfassen. Die Auseinandersetzung zwischen Afrika und Asien muss aus der Sphäre der Philosophie und Religion, wo sie freilich weiterzugehen hat und wo wohl die letzten und wichtigsten Entscheidungen fallen und die wertvollsten Früchte reifen werden, heruntersteigen in das Land der politischen und sozialen Probleme, sie muss immer mehr Traktandum von Weltkongressen werden, stetige Arbeit von Führern, Gegenstand der Gedanken und Gebete derer, die auf Gott harren. Je grösser und freier Europa in der Lösung dieser Aufgabe Asien und Afrika entgegentritt, desto

---

[1]) Der Tatbestand scheint zu sein, dass er an einer seiner Erziehungsanstalten (Aschrams) „Neues Testament lehre". Das braucht noch nicht eine Professur der Theologie zu sein.

[2]) Ueber China sollte schon längst ein Aufsatz in den „Neuen Wegen" erscheinen, er kommt wohl in einem der nächsten Hefte.

grösserer Segen wird zu ihm selbst zurückkehren. Aber es ist höchste Zeit!

Was die sozialen Probleme betrifft, so werden das der Rohstoffe und das der Ansiedlung immer mehr eine eigentliche Weltaufgabe werden. Sie werden mit den politischen in Beziehung treten und mit ihnen vereinigt den neuen Ausblick auf eine wirkliche Weltgemeinschaft herstellen.

Auch diese Probleme müssen immer mehr solche des Völkerbundes werden, in dem Masse, als einerseits die europäischen Schwierigkeiten zum Teil etwas zurücktreten, zum Teil durch ein „Paneuropa" behandelt werden, und anderseits die sozialen Probleme zum Teil an die Stelle der rein politischen treten, zum Teil sich mit diesen verbinden.

Ueber all diesen Dingen aber erheben sich im Hintergrund allerhöchste Gipfel — und Abgründe, die aber zu Gipfeln gehören.

29. Sept. L. Ragaz.

Rundschau

Zur Chronik. Die „grossen" Ereignisse werden in dem Aufsatz „Zur Weltlage" besprochen, hier seien einige erwähnt, die ihnen gegenüber als solche zweiten Ranges erscheinen, obschon sie vielleicht später einmal als wichtiger dastehen mögen. So hat in Genf eine internationale Tagung antimilitaristischer Pfarrer stattgefunden und ist eine entsprechende Vereinigung zustande gekommen, an deren Spitze der holländische Pfarrer Hugenholz steht und zu deren Komitee auch Herr Pfarrer Trautvetter in Höngg gehört. Das ist gewiss ein verheissungsvolles Zeichen! — In Holland hat am 13. September 1926 im Haag eine von der dortigen Sozialdemokratie veranstaltete Demonstration gegen den Krieg stattgefunden, an der sich 85.000 Arbeiter beteiligten. — An der Thurgauer Schulsynode hat Prof. Ludwig Köhler einen Vortrag über „Erziehung zum Frieden", gehalten, der grossen Eindruck machte und, sekundiert durch ein sehr erfreulich radikales Korreferat von Lehrer Aebli in Amriswil, eine sehr entschiedene Erklärung der Synode für die Stellung der beiden Vortragenden zur Folge hatte. Welch ein herzstärkendes Symptom! — Am 26. September hat in St. Gallen die dortige sozialistische Jugend abermals einen Nie-wieder-Krieg-Tag veranstaltet. Die Beteiligung von Jung und Alt war gross und die Stimmung warm. Auch aus Oesterreich und Süddeutschland, wie aus der übrigen Schweiz, waren zahlreiche Teilnehmer da, und die Diskussion dauerte viele Stunden. Hoffen wir, dass auch diese Tagung reiche Frucht trage und überall Fortsetzungen finde! — Zu den vielen Organisationen, die eine Einigung Europas herbeiführen wollen, ist nun noch ein Bund für europäische Verständigung gekommen, der einen durch Vertreter von 24 Nationen unterzeichneten Aufruf erlässt. Man mag gegen alle solche Versuche etwas skeptisch sein, besonders wenn man gewisse Namen unter dem Aufruf liest, aber ich meine doch, die ganze Fülle dieser Bestrebungen bedeutet ein gutes Zeichen. Die Friedens- und Einheitsbewegung hat doch eine ungeheure Wucht angenommen und es ist nicht denkbar,

dass sie durch eine militaristisch-nationalistische Brandstiftung einfach vernichtet werden könnte. Auch ein Mussolini dürfte dazu nicht imstande sein. — In der Augustnummer der „Jungen Schweiz" findet eine Aussprache über die Frage statt: „Kann ein junger Schweizer heute noch mit Freuden Militärdienst tun?" Unter den Antworten finden sich solche, die einem nicht gerade Freude machen — auch die antimilitaritischen sind nicht alle auf der Höhe — aber schon der Umstand, dass diese Frage gestellt und im allgemeinen doch verneint wird, ist ein Symptom und zwar, so wie bei uns die Dinge stehen, im guten Sinne. Hoffentlich wird man in nicht zu vielen Jahren die Frage noch einmal stellen, aber so, dass das „mit Freuden" wegfällt. — Im Rickentunnel sind von ausströmenden Giftgasen neun wackere Eisenbahnangestellte, fast alle Familienväter, erstickt. Es greift einem ans Herz, wenn man das liest, und die ganze Schweiz ist darob in Erregung geraten. Aber bedenken wohl viele, was neun Mann bedeuten gegenüber den Hunderttausenden, ja Millionen, die in einem Kriege dieses Los erlitten, und zwar besonders Frauen und Kinder, und dazu noch auf viel schrecklichere Weise? Neun Mann scheint uns viel, und mit Recht; aber beim ersten Gasangriff bei Ypern sind 10,000 Engländer grauenvoll umgekommen. Und hat man gemerkt, wie leicht ein „Gasschutz" fallen würde? Wenn man in diesem kleinen und einfachen Fall erst nach vier Stunden Hilfe bringen konnte, die natürlich zu spät kam, wie ginge es dann mit ganzen Städten und Ländern? — Da und dort geht der herrschenden Klasse in sozialen Dingen ein Licht auf. Das beweist u.a. die Tatsache, dass kürzlich auf einer Tagung des Reichsverbandes deutscher Industrieller Dr. Silverberg, einer seiner Führer, offenbar unter Zustimmung der Leiter des Verbandes, erklärte, dass man es weder in der Industrie noch in der Politik ohne die Arbeiterschaft und die Sozialdemokratie machen könne und wolle und sie eindringlich zur Mitarbeit einlud. Das geschah freilich noch in Formen, auf die jene nicht ohne weiteres eingehen können; aber wann wird man bei uns auch nur so etwas hören? — Ich reihe hier noch die Notiz an, dass Pfarrer Schafft in Kassel, einer der Unterzeichner der von uns gebrachten tapferen Erklärung hessischer Pfarrer in Sachen der Enteignung der Fürsten, dafür vor ein kirchliches Disziplinargericht gestellt worden ist. Wir gratulieren ihm dazu. Es ist doch bezeichnend, dass das Bekenner- und Märtyrertum heute von der intellektuellen auf die praktische Linie gerückt ist, was gewiss näher an das Neue Testament und Urchristentum heranführt. Dass es so weiter gehe! —

Eine Stimme aus der Evangelischen Volkspartei. Mit grossem Interesse lese ich regelmässig die „Neuen Wege", und ich gestehe offen, dass ich darin stets viel Belehrung finde, die mir wertvoll ist. Wenn ich nun zum ersten Male hier das Wort ergreife, so tue ich das nicht in wehmütig weinerlicher Gesinnung, weil man die E. V. P. schon verschiedene Male hergenommen hat, das ist ja das gute Recht der „Neuen Wege", sondern ich äussere mich deshalb, weil mir an einer Verständigung viel gelegen ist. Ich war s. Z. Mitbegründer der schweizerischen E. V. P. in Brugg. Wer nicht dabei gewesen ist, der vermag auch nicht richtig zu beurteilen, was uns evang. Bürger innerlich getrieben hat zu einer eigenen Parteigründung. Auf keinen Fall aber waren die Motive geringschätziger Art gegen bestehende Parteien, vor allem niemals gegen die Arbeiterschaft. Der Riss, der anno 1918 und 1919 durch unser Volk ging und der Hass, der beidseitig geschürt wurde, musste jedem evangelischen Christen zu Herzen gehen. Darum war auch von Anfang an die erste Losung für uns: Versöhnung im Geiste Christi. Und es war uns ernst damit. Gewiss macht unsere junge Partei Kinderkrankheiten durch. An einigen Orten aber ist man bereits aus der Krise heraus. Zugegeben, dass unter den Politikern in unserer Partei Männer sind, die noch sehr stark in ihrer altbürgerlichen Haut stecken, das Häuten geht oft länger, oft rascher vor sich. Ob es

solche evang. Politiker gibt, die sich anmassen, den einzig rechten Weg gefunden zu haben, das weiss ich nicht; von meinen Freunden in Basel bin ich sicher, dass sie nicht so denken. Ein vielfach gehörter Vorwurf ist ungerecht, als ob wir meinten, in andern Parteien seien keine Christen. Tatsache aber ist, dass selten in einem Rate von einer Partei vom evangelischen Standpunkte aus geurteilt und gesprochen wird, vielmehr sieht man stets alles durch die Parteibrille an und der Ruf: hie bürgerlich, hie sozialistisch, ist an der Tagesordnung. Von Anfang der Parteigründung an galt es als richtig, dass sich die E. V. P. nicht irgend einer Partei verschreibe, vor allem nicht der bürgerlichen. Es liegt in der Natur der Sache, dass das Wohl der Arbeiterschaft für uns eine der vornehmsten Aufgaben ist. Nicht dass wir dadurch etwa von der Linken eine Anerkennung erwarteten, nein, diese Seite verspottet uns so oft wie die Bürgerseite. Man sagt uns: „Es geschieht euch ganz recht, wenn ihr von einem der beiden Blöcke zerrieben werdet; schlagt euch entweder links oder rechts." Wir finden aber, dass weder die Rechte noch die Linke die Wahrheit und das Recht gepachtet habe. Gewiss verdienen wir Tadel, wenn wir fehlen, und wir bedauern aufrichtig, dass wir oft nur mühevoll uns durchringen können zu einem neuen Standpunkt. Dass aber die Gründung einer evang. Partei sozusagen unnütz gewesen, das vermögen wir nicht zu fassen. Manche unter uns sind von den Sozialisten hinausgeekelt worden, andern wiederum verleidete es bei den Bürgerlichen, die da meinen, sie hätten das Recht mit der Gewalt gepachtet. In den „Neuen Wegen" ist schon mehr als einmal dieser oder jener evang. Politiker hergenommen worden, und sogar der Fehler gemacht worden, die Gesamtpartei für die Entgleisungen und Fehler noch stark bürgerlich gesinnter Männer verantwortlich zu machen. Auch der Streit des evang. Arbeitersekretärs Haas mit dem Schriftleiter der „Neuen Wege" ist den Evangelischen angekreidet worden. Wir müssen das ertragen. Darf ich zum Schlusse noch einen Grund angeben, warum die Gründung einer schweizerischen E. V. P. zeitgemäss war? Mancher evangelischer Arbeiter, der ernst machen wollte mit dem Christentum, ist von Genossen geradezu verführt worden, der Kirche den Abschied zu geben, und die Religion ist ihm diskreditiert worden. Wer darf es einem schwachen Jünger Jesu verargen, wenn er nicht in einer gottlosen Gesellschaft sein will, und möge sie rechts oder links sein? Es ist eine schöne Sache um die Gemeinschaft mit Christen untereinander, die sich gegenseitig stärken können. Daneben kommen sie ja häufig genug noch unter die Andern und haben Gelegenheit, dort ein Licht und ein Salz zu sein. Kein evang. Politiker darf die andern verachten, er soll vielmehr sie zu verstehen suchen. Eines ist ganz sicher: Unsere E. V. P. wird nur dann sich halten und ein wirkliches Lebenselement sein können, wenn unter ihren Genossen die soziale Gesinnung gepflegt wird. Da wo eine E. V. P. sich verbürgerlicht, das heisst sich nicht um die sozialen Fragen bekümmert, da wird, da muss sie sterben. Da wo das Salz dumm wird, da soll es zertreten werden. Gott schenke uns die rechte Gesinnung.

Joh. Hasler.

Nachwort der Redaktion. Wir geben Herrn Hasler, den wir gewiss unsern Freund nennen dürfen, sehr gerne Gelegenheit, den Standpunkt der Evangelischen Volkspartei zu verteidigen. Vielleicht dass der eine oder andere unter den Lesern gern das Wort zu dem Thema ergreift. Der Redaktor selbst möchte nur noch einmal betonen, dass er gar keine Tendenz hat, der Evangelischen Volkspartei am Zeug zu flicken, auch Herrn Hasler durchaus zustimmt, wenn er einen Zusammenschluss solcher fordert, die „das Evangelium" in die Politik hineintragen wollen, nur vorläufig sich nicht davon überzeugen kann, dass dies in Form einer politischen Partei oder gewerkschaftlichen Sonderorganisation geschehen solle. Aber wenn nun einmal ernsthafte und begeisterte Männer wie Herr Hasler und manch anderer seiner Art einen solchen Versuch ma-

chen möchten, so wollen wir ihnen nicht im Wege sein und nicht drein reden. Ihr Hauptaugenmerk wird sein müssen, die Partei vor dem Geist der Selbstgerechtigkeit und Engigkeit zu bewahren, der dort immer wieder seine Stimme erhebt — neben einem Geist ganz anderer Art, wie durchaus zugegeben werden soll. Herrscht auf beiden Seiten der weitherzige Wille zur Verständigung, wie ihn Herr Hasler vertritt, so kann es nicht fehlen, dass die Ehrlichen sich eines Tages finden werden.

Ich mache nur noch darauf aufmerksam, dass im „Protestant" (Nr. 16) Herr Pfarrer Boller gegen Herrn Pfarrer Hauri in Ellikon, einem naiven Vertreter jenes zu bekämpfenden Geistes, einen ganz ähnlichen Standpunkt vertritt, wie wir.

Der Eintritt der schweizerischen sozialdemokratischen Partei in die zweite Internationale ist ein nicht unwichtiges Zeichen der Wendung der Dinge innerhalb unserer schweizerischen Sozialdemokratie. Wir freuen uns natürlich darüber; denn wenn wir auch gerade in dem Punkte, der den „Radikalen" an der zweiten Internationale wirklich oder angeblich zum Anstoss gereicht: wegen ihrer etwas unentschiedenen, zum Teil sogar bejahenden Stellung zur sogen. Landesverteidigung (d. h. zur Landesverteidigung durch Militär!), zu den „Radikalen" gehören, so sehen wir doch keinen Grund, warum die Partei sich länger abseits halten sollte. Denn die neue Internationale wird, wie hier schon früher ausgeführt worden ist, wenn sie leben soll, nicht auf Dogmen, sondern auf Gesinnungen gegründet werden müssen. Wer glaubt, sie als eine Kirche des Marxismus aufbauen zu können, täuscht sich oder Andere. Ist jemand radikaler (im guten Sinne) als der Andere, so mag er ihn zu bekehren suchen. Der Sozialismus ist nicht am Ende seiner Entwicklungen. Die Haltung der schweizerischen Partei kam uns, mit dem alten Greulich und vielen anderen, immer als arge Selbstgerechtigkeit vor. Waren wir denn irgendwie besser als die Andern? War unser „Radikalismus" mehr als eine sehr wohlfeile Fassade? Hatten wir uns irgendwie ernstlich bewährt? Man denke nur an die englische „Unabhängige Arbeiterpartei", die gegenwärtig den Kern der zweiten Internationale bildet: hat irgend einer von unseren „Radikalen" an charaktervoller Kriegsgegnerschaft auch nur von fern etwas Aehnliches geleistet wie der „Sozialpatriot" Macdonald, wie ein Walther Ayles, ein Fenner-Brokway und viel andere Glieder jener Partei? Vielmehr haben sie den Sozialismus mehr oder weniger an den sozialistischen Militarismus in Form des Bolschewismus verraten.

Der Beitritt ist eine Sache der Ehrlichkeit und in jeder Beziehung notwendig. Er musste kommen. Das hat Robert Grimm eingesehen und darum auf einmal gefunden, es seien in der Haltung und Lage der sozialistischen Parteien während der letzten Zeit allerlei Aenderungen vorgegangen, die sonst niemand sieht als er. Statt dass man klipp und klar zugäbe, dass man einen demokratischen Kurs steuern wolle, wird durch Grimm im Parteivorstand eine Motivierung durchgesetzt, die gerade jenes Moment wieder enthält, das seit Jahren eine so verhängnisvolle Wirkung für den schweizerischen Sozialismus hat: jene „Diktatur des Proletariates", die schon im Parteiprogramm eine Unehrlichkeit darstellt (denn was man als „Diktatur" erklärt, ist gar keine!) und die es nun in dieser Motivierung erst recht wird. Gleichzeitig scheint man die geschehene Wendung durch vermehrtes und noch bösartigeres Geschimpfe über den Völkerbund (das ich von Kritik scharf unterscheide) maskieren zu wollen. Es ist ein unwürdiges Spiel. Dass es einmal aufhöre, ist eine wirkliche Lebensfrage für den Sozialismus in der Schweiz. Das musste wieder einmal gesagt sein, coûte que coûte.

Nachtrag. Die ganze demagogische Unehrlichkeit dieser Art von Sozialismus ist inzwischen in der „Sentinelle", dem sozialistischen Organ des Kantons

Neuchâtel, mit einer Wahrheit und Schärfe aufgedeckt worden, die nichts zu wünschen übrig lässt und die wohltätige Folgen haben muss.

Eine französische Erklärung der Kriegsschuldfrage. Auf der kürzlich in Bern stattgefundenen Tagung des sogenannten Fortsetzungsausschusses der Stockholmer Konferenz ist auf das Verlangen der Deutschen hin auch das Problem der Kriegsschuld behandelt worden. Unser Freund Wilfred Monod hat den Standpunkt der französischen Delegation in der folgenden Rede dargelegt:

Geehrte Brüder!

Wollen Sie meinen Ermüdungs- und Erregungszustand entschuldigen.

Veni, Creator Spiritus
Mentes tuorum visita
Imple superna gratia
Quae Tu creasti pectora.

Ich hätte es vorgezogen, zu schweigen. Aber Stillschweigen unter derartigen Umständen wäre ein Mangel an Achtung gegenüber einer Versammlung, die bestrebt ist, das Ideal des „praktischen Christentums", das Ideal der Propheten zu verkörpern.

Die französische Delegation hat die Ehre, in Ihrer Mitte die Hugenottenkirchen Nordfrankreichs und, so füge ich hinzu, die protestantischen Kirchen Belgiens zu vertreten.

Doch die brennenden Erinnerungen einer allzu nahen Vergangenheit stören keineswegs die christliche Blickeinstellung. Und unsere Delegation[1]) ist mit dem Entschlusse nach Bern gekommen, keinerlei Initiative zu unterstützen, die das zu Stockholm begonnene, grossartige Werk der Annäherung erschüttern könnte.

Um dieses Ideales willen haben wir vor den möglichen Rückwirkungen gebangt, die das von der Delegation der deutschen Kirchen verfasste Schreiben auf die beginnende geweihte Vereinigung der christlichen Kirchen haben könnte.

Gewiss wünschen wir selbst, dass das hellste Licht die Geschichte der Ursprünge des Weltkrieges umgebe. Aber wir befürchteten, dass eine entgegenkommende Haltung ihrem wahren Sinne entfremdet und draussen, d. h. in anderen Kreisen und in einem anderen geistigen Klima, zu politischen Zwecken verwendet werden möchte, besonders auch dazu, um einer bestimmten Auffassung eines Vertrages jenes moralische und geistige Gewicht zu verleihen, über das unsere Konferenz verfügt.

Uns bangte auch vor einem noch grösseren Unheil. Gestatten Sie mir, es zu sagen (denn man darf in einer christlichen Versammlung, deren Mitglieder doch jeden Sonntag öffentlich ihre Sünden bekennen, alles aussprechen): Welche Katastrophe, wenn unsere Versammlung, die sich auf den Herrn beruft, der die Liebe verkündigte, den Herrn, der die Gerechtigkeit verkündigte, im Schatten liesse! „Trachtet zuerst nach dem Reiche Gottes und nach seiner Gerechtigkeit!" Liebe und Gerechtigkeit, auch nur dem Anscheine nach, trennen? Das hiesse Jesus und Christus auseinanderreissen!

Wozu all die Bemühungen, die Christenheit vor der Welt zu organisieren und zu stärken, wenn sie nicht hienieden strahlte als eine Fleischwerdung der Wahrheit, der Heiligkeit oder einfacher: der ewigen Sittlichkeit!

Das waren unsere Bedenken. Nun, geehrte Brüder, ich wage zu behaup-

[1]) Die französische Delegation gehört der von der Stockholmer Versammlung eingesetzten Kontinentalen Europäischen Sektion an.

ten, dass unsere Bedenken, wenn nicht gänzlich, so doch weithin, zerstreut worden sind, nach Kenntnisnahme der so klaren Texte, die uns zur Billigung vorgelegt sind. Meine Aufgabe ist in der Tat, Ihnen den genauen Sinn des Dokumentes, das vor Ihnen liegt, klarzulegen. Dies ist mehr als ein Recht: es ist eine heilige Pflicht. Denn wenn auch nur ein einziges Wort davon seiner wahren Bedeutung entfremdet und für Zwecke, die unseren einmütigen Absichten entgegengesetzt sind, ausgebeutet werden könnte, so würde unsere Versammlung schreckliches Unheil auszulösen Gefahr laufen, und das, was wir getan, würde bei den Menschen ein Gegenstand des Abscheus.

Das Dokument umfasst drei Teile.

1. Im ersten Teil drückt unser Komitee, dem ein von der Delegation der deutschen Kirchen verfasstes Schreiben vorliegt, sein Mitgefühl mit dem von Brüdern bekundeten Schmerze aus. Es ist bewegt von ihrer zweimal wiederholten Versicherung, dass sie nur schwer ihre Mitarbeit an dem ökumenischen Werke werden fortsetzen können, wenn sie den Eindruck haben, durch ein diplomatisches Aktenstück entehrt zu sein. Worauf das Komitee antwortet, dass in unseren christlichen Versammlungen alle Jünger Jesu Christi an seinem mystischen Leibe teilhaben und dass alle Glieder untereinander sind.

Im zweiten Absatz des ersten Teiles befasst sich das Komitee mit dem Einwurf, dass, wenn auch die deutschen Christen als Christen sich bei uns heimisch fühlen, sie doch Hemmungen fühlen als Glieder eines Volkes, das sich darüber beklagt, verleumdet zu sein. Hier lehnt es das Komitee ab, sich auf einen Boden zu wagen, der es in ein Gebiet hineinziehen würde, das zu betreten es sich versagt. Es will auf keine der im Schreiben der Delegation der deutschen Kirchen ausgesprochenen Behauptungen eintreten. Es beschränkt sich darauf, an den in der Versammlung von Stockholm so oft von unsern deutschen Brüdern zitierten Leitsatz zu erinnern: „Man muss zwischen Cäsar und Gott unterscheiden.“ Die Geschicke der Kirche — in ihrer Eigenschaft als Kirche — spielen sich auf einer Ebene ab, die oberhalb derjenigen liegt, in der der Staat seine Wurzeln hat.

Im dritten Abschnitt erneuert das Komitee, nach ausdrücklicher Wahrung der Prinzipien, die uns allen hier in heiliger Unverbrüchlichkeit anvertraut sind, gegenüber unsern deutschen Brüdern in warmherziger Weise die Versicherung, dass es versucht, deren geistige Bürde einzuschätzen und zu teilen.

2. Im zweiten Teil fügt das Komitee gewissermassen einen Kommentar zu seiner Botschaft vom letzten Jahr, indem es sich nun an sämtliche Kirchen der Christenheit wendet. Es erklärt, dass seine gegenwärtige Haltung in keiner Weise ein Aufgeben der grundlegenden These des sozialen Christentums von Seiten des Komitees bedeute! Der heilige Wille Gottes muss auf Erden verwirklicht werden: „Dein Reich komme!“

Im zweiten Abschnitt spricht daher das Komitee (nun im Verein mit unseren deutschen Brüdern) gewisse fundamentale Grundsätze aus, die die internationalen Beziehungen bestimmen sollen; einmal jene Grundsätze, die durch die Achtung vor dem gegebenen Wort den Krieg unmöglich machen würden; sodann die Grundsätze, die bei der Wiederherstellung normaler Beziehungen zwischen den Völkern dazu dienen, die notwendigen Aussöhnungen zu erleichtern und die von Verdächtigungen vergiftete Atmosphäre zu reinigen.

3. Im dritten Teil richtet schliesslich das Komitee einen doppelten Appell an die Christenheit und an die Welt.

Die Kirchen erinnert es feierlich daran, dass die göttliche Quelle der christlichen Liebe unversiegbar auf dem Felsen von Golgatha fliesst.

Die Welt, die uns beobachtet, ohne unsere Motive zu verstehen, die der übernatürlichen Ordnung der Liebe angehören, erinnern wir daran, dass sie unfähig ist, unsere geheimen Triebfedern zu begreifen. Unsere Aufgabe ist es, die Welt mit fortzureissen und sie zu den Gipfelpunkten des Ausserordent-

lichen emporzuführen, das das Christliche ist. Vergebens würde in verschiedenen Ländern die Welt versuchen, unsere gegenwärtige Haltung politischen oder nationalistischen Zielen dienstbar zu machen, vergebens würde sie sich anstrengen, uns selber in Versuchung zu führen; wir würden antworten wie Jesus dem Simon Petrus: „Weiche von mir, Satan, du meinst nicht was göttlich, sondern was menschlich ist.“

Dies ist die authentische Erläuterung unseres Schriftstückes. Es gehört der immer neuen Geschichte der Nachfolge Christi an.

Um zusammenzufassen: Wir sind einmütig darin, in Bern wie in Stockholm, hohe allgemeine Prinzipien entschlossen auszusprechen, die die unsterblichen Hüter des internationalen häuslich-bürgerlichen Friedens sind.

• • •

Dieser Text ist uns von einer aus fünf Mitgliedern, einem Engländer, zwei Deutschen, und zwei Franzosen gebildeten Kommission vorgeschlagen. Er ist die Frucht einer grossen seelischen Anstrengung. Je mehr sie gemeinsam gearbeitet haben, um so mehr ist ihre gegenseitige Achtung gestiegen. Die Schwierigkeiten, ja die Krisen, die die Fortschritte dieser Kommission auf eine für Gewissen wie Herz annehmbare Lösung hin bezeichnet haben, haben uns geholfen, die Tiefe des Abgrundes, der noch immer und unvermeidlich die auseinandergehenden Standpunkte trennt, zu ermessen. Nie werde ich meine Begegnung mit Männern wie Dr. Kappler, Professor Deissmann, Dr. Simons vergessen; ich werde nicht vergessen, dass in gewissen Augenblicken Augen von Tränen feucht geworden sind.

Es ist etwas Ergreifendes in der Feststellung, wie Seelen, von denen keine den andern in Aufrichtigkeit nachsteht, sich wehtun können, ohne es zu wollen, sich gegenseitig verletzen und „den Bruder ärgern, für den Christus gestorben ist.“ Dies ist eine der höllischsten Rückwirkungen des Krieges.

Aber Mut, geehrte Brüder. Wenn die Weltkirchenkonferenz für praktisches Christentum aus den Nöten des moralischen Konfliktes geboren wurde, so werden wir es nicht zulassen, dass dieses Knäblein Moses von den Wogen weggerissen wird. Vielmehr ist ihm bestimmt zu wachsen. Darum beugt sich unsere Versammlung, gleich der älteren Schwester, die am Ufer des Nil für das Kind an der Abtrift eine mütterliche Amme zu finden verstand, mit Zärtlichkeit und mit Glauben über das schreiende Geschöpf. Der gebrechliche Moses, von unserer Fürsorge umgeben, wird sich kräftigen. Gerettet durch die göttliche Gnade wird er später ein Befreier, der Erbauer einer heiligen Arche werden.

Meine lieben deutschen Kollegen, Brüder in Jesus Christus und Söhne des himmlischen Vaters, ohne Hintergedanken Ihnen gegenüber wünschen wir Ihnen von ganzer Seele, dass Sie Bern mit einer neuen Inspiration verlassen, befähigt, mit gestählter Kraft an dem gemeinsamen Werk der Christenheit mitzuarbeiten.

Ich schliesse mit einem Gebet franziskanischen Ursprungs. Wir haben in Stockholm die Abwesenheit der römischen Kirche bedauert. Räumen wir ihr heute einen Platz ein in der Person des Franziskus von Assisi, des Friedensbringers.

„Herr, mache aus mir ein Werkzeug deines Friedens: da wo Hass ist, lass mich Liebe säen; Vergebung, wo Schmähung ist; Einigkeit, wo Zwietracht ist; Glauben, wo Zweifel ist; Hoffnung, wo Hoffnungslosigkeit; Licht, wo Finsternis, Freude, wo Traurigkeit.

O göttlicher Meister, dass ich nicht so sehr darnach strebe, getröstet zu werden als vielmehr selber zu trösten; verstanden zu werden als vielmehr selber zu verstehen; geliebt zu werden als zu lieben; denn wenn wir geben, so

empfangen wir, und wenn wir vergeben, so wird uns vergeben; wenn wir sterben, werden wir zum ewigen Leben geboren. Amen!"

Die Dienstverweigerung marschiert. Während bei uns die Verweigerung des Waffendienstes zum Zwecke des Tötens immer noch als etwas Ungeheuerliches erscheint, wird sie in andern Ländern immer mehr zum selbstverständlichen Postulat aller radikalen Kriegsgegner. Als solches stand sie im Mittelpunkt sowohl des sog. demokratischen Friedenskongresses von Bierville als des Weltfriedenskongresses in Genf. Dort wurde die Forderung besonders durch unsern hochverehrten Freund Dr. Ehlen in Vellert, hier durch Fräulein Helene Stöcker in Berlin und unsere englischen Gesinnungsgenossen (Walther Ayles, Harold Bing u. a.) vertreten. In Bierville kam es zu einem dreiviertel, in Genf zu einem ganzen Sieg. Dort, in Bierville, wurde folgende Erklärung angenommen:

> „Der Kongress spricht dem Staate das Recht ab, die allgemeinen Grundsätze der Moral und die Würde des persönlichen Gewissens zu verletzen und stellt infolgedessen fest, dass die Staaten ihre Souveränität zu Gunsten einer internationalen Autorität beschränken müssen. Wenn ein Staat unter Missachtung der durch diese gesicherten Garantien einen Krieg beginnt, hat jeder Bürger das Recht und die Pflicht, den Dienst zu verweigern. Ausserdem betont der Kongress, dass die Gewissensbedenken der Militärpflicht gegenüber es nötig machen, nach Mitteln zu suchen, die den Staaten ermöglichen, ihre Sicherheit auf anderm Boden als dem der allgemeinen Dienstpflicht aufzubauen. Er erklärt es in der Erwartung der Abschaffung der allgemeinen Dienstpflicht für wünschenswert, dass die Staaten mit allgemeiner Wehrpflicht für diejenigen, die Gewissensbedenken haben, einen Zivildienst vorsehen, der an Dauer, Anstrengung und Gefahren die Militärpflicht übertreffen kann."

In Genf aber hat man beschlossen:

> „Souverän, heilig, unantastbar muss fortan nicht mehr das Phantom des Staatsganzen, sondern das menschliche Leben als solches in jeder einzelnen menschlichen Persönlichkeit sein.
>
> In Erkenntnis dieser Notwendigkeit müssen wir also fordern:
>
> 1. Dass die Anerkennung der Heiligkeit des Menschenlebens fortan als Grundgesetz jedes Staates gilt.
>
> 2. Dass der Krieg zum Verbrechen erklärt wird, durch die Verfassungen und Strafgesetzbücher aller Staaten und durch internationale Gesetze, d. h. der Krieg, die organisierte Menschentötung überhaupt, nicht nur bestimmte Arten von Kriegen und nicht nur unter bestimmten Bedingungen, und
>
> 3. dass die Freiheit des Gewissens derer anerkannt wird, die mit dieser modernen Auffassung des Menschenlebens Ernst machen und jede Teilnahme am Menschenmorde ablehnen!"

Wieder muss man sagen: Das ist die Stimme der Zukunft. Diese Wahrheiten werden in nicht zu ferner Zeit selbstverständlich sein. Sie mögen einigen Schweizern in Genf seltsam in die Ohren geläutet haben. Für Herrn Zurlinden musste es schmerzlich sein, zu erfahren, dass es ausserhalb der helvetischen Grenzpfähle sogar noch relativ mehr solcher verwirrten Köpfe gebe als innerhalb. Die konservative Haltung der Schweizer im Kongress wird in den auswärtigen Organen nicht ohne Verwunderung konstatiert. Graf Keyserling, ob du nicht doch ein wenig Grund hast, die Schweiz wegen ihrer Erstarrung und Sattheit als sterbendes Land zu erklären? „Mein Schweizerland, wach auf!"

Nochmals Völkerbund, Abrüstung, Dienstverweigerung und Herr Zurlinden. Herr Zurlinden, der deutsch-schweizerische Sekretär der schweizerischen

Vereinigungen für den Völkerbund, scheint zu den nicht ganz seltenen Leuten zu gehören, die meinen, sie hätten das Recht, Andere nach Belieben anzugreifen, anzuklagen und so fort, sich aber höchlich entrüsten, wenn jemand sich untersteht, ihnen zu antworten. Er hat in dem Blatte, das das offizielle Organ jener Vereinigungen ist, und das alle Mitglieder halten müssen, das also sich einer gewissen Neutralität befleissigen sollte, mit einem ganzen Aufsatz gegen jene Nie-wieder-Krieg-Versammlung in der St. Jakobskirche in Zürich Front gemacht, die Dienstverweigerung — zum so und so vielten Male — abgelehnt, die Behauptung aufgestellt, die Abrüstung sei eigentlich gar nicht das, was wir erstreben sollten, sich beklagt, man stosse bei der Werbearbeit für den Völkerbund auf den Verdacht (den schrecklichen), es handle sich um Antimilitarismus. Darauf habe ich in dem Bericht über jene Versammlung mit einigen Sätzen geantwortet, spottend, gewiss, denn im Ernst konnte ich auf so etwas nicht eingehen. Herr Zurlinden muss sich denn schon etwas mehr Mühe geben, wenn man mit ihm über diese Dinge im Ernst reden soll. Aber ein Recht, sich über die „Kampfesweise" der „Neuen Wege" zu beklagen, hat er am allerwenigsten. Es ist auch nicht richtig, dass jene Bemerkungen „persönlicher" Art waren, sie galten durchaus nicht Herr Zurlindens Privatperson, sondern Herrn Zurlinden als Schreiber jenes Aufsatzes und Vertreter der Sache des Völkerbundes. Es hat auch gar keinen Sinn, wenn Herr Zurlinden sich ausführlich darauf beruft, dass der Antimilitarismus nicht das Bekenntnis der Völkerbundsvereinigungen sei und sich dabei gar auf einen alten Beschluss eines Friedenskongresses beruft, der natürlich zur Sache nichts zu sagen hat und übrigens durch den neuesten des Genfer Kongresses (der Herrn Zurlinden schwer auf dem Magen liegt) aufgehoben wäre — nein, es handelt sich nicht um Herr Zurlindens Person und nicht um die Stellung des Antimilitarismus in den Vereinigungen für den Völkerbund, sondern darum, ob eine Denkweise wie die von Herrn Zurlinden bei einem Vorkämpfer des Völkerbundes diesem zum Gewinn gereiche oder nicht. Darüber sollte Herr Zurlinden einmal nachdenken und sich einmal klar machen, dass die Welt nicht dort aufhört, wo er nicht mehr über den Zaun blicken kann und will. Wenn Herr Zurlinden sich einmal darüber Rechenschaft gäbe, könnte das für ihn und für seine Arbeit von grösstem Werte sein. Er soll das mit seinem Gewissen abmachen, wir haben im übrigen kein Bedürfnis, ihn zu behelligen.

Von der Unehrlichkeit des schweizerischen Pazifismus. Unsere schweizerische bürgerliche Welt bewegt sich immer in dem gleichen Widerspruch: auf der einen Seite Jubel über Genf, über Deutschlands Aufnahme in den Völkerbund, die Reden Stresemanns und Briands, Pazifismus ohne Ende — aber immer nur für die Andern, darum auf der andern Seite — es trifft für manche Blätter wörtlich zu! — begeisterte Berichte über unsere militärischen Manöver; auf der einen Seite Enthusiasmus für das Wort Briands: „Weg mit den Kanonen und Maschinengewehren!", auf der andern — oft wieder wörtlich zu nehmen — Ankündigung eines neu anzuschaffenden leichten Maschinengewehres. Man ist für die Abrüstung aller andern, setzt sich täglich über ihre Verstocktheit zu Gericht, aber sobald es an die Schweiz geht, halt, da sind wir „Nationalisten", d i e s e s Land ist wert, durch eine Armee geschützt zu werden. (Und die Andern nicht?)[1]) Unser moralischer Kredit, der jetzt schon

[1]) Eine interessante Illustration zu dieser Sachlage bietet der Umstand, dass unter den Aufruf des Bundes für europäische Verständigung auch ein O b e r s t W i l d b o l z seine Unterschrift setzt, ausgerechnet der gleiche Oberst Wildbolz, der, nach früheren, andersartigen Versprechungen und Anläufen, überall dabei ist, wo es gilt, die Nützlichkeit und Notwendigkeit unserer Armee zu verteidigen und zu diesem Zwecke die Welt möglichst schwarz zu malen. Da muss das Eine nicht wahr sein, entweder die Militärbegeisterung oder der Glaube an die Verständigung; es geht nicht beides zusammen.

viel kleiner ist, als wohl viele Schweizer ahnen, kommt auf diese Weise zuletzt völlig auf den Hund.

Bezeichnend war auch die Art, wie das Manifest gegen die Wehrpflicht aufgenommen wurde. Die übergrosse Mehrheit der Blätter hat es einfach totgeschwiegen oder dagegen polemisiert, ohne es abzudrucken. Es hätte eben trotz seiner Mängel vielleicht doch auf diesen oder jenen Leser Eindruck gemacht, zu sehen, wie etwa 70 Männer und Frauen aus allen Völkern, darunter eine Reihe von Generälen und einige so anerkannte geistige Führer, wie Gandhi, Tagore und Romain Rolland, die Beseitigung der Armeen verlangen. Vielleicht hätte er doch gedacht: „Das ist die Stimme der Zukunft! Denn was heute die geistigen Führer verkündigen, wird morgen politische Wahrheit sein." Also totschweigen — ein probates Mittel gegen die Wahrheit. Und das nennt man Freisinn, demokratische Pressfreiheit, freie Schweiz! Es wird ja alles nichts helfen; aber leid tut es einem immer um die Schweiz und um die Vielen, denen man die Wahrheit unterschlägt.

Volkshochschulheim Habertshof. Das Schulheim Habertshof ist ein Glied der Siedlung Habertshof bei Schlüchtern. Die Siedlung wurde aus der deutschen Jugendbewegung heraus geschaffen und steht in gemeinwirtschaftlichem Betrieb.

Das Schulheim gibt im Sinne der Volkshochschulbewegung jungen Menschen Gelegenheit zu geistiger Arbeit. Geistige Arbeit bedeutet nicht Intellektualismus und Anhäufung von Wissen, sondern die Besinnung auf die Grundkräfte menschlichen Daseins und die Erfassung der eigenen Bestimmung im Zusammenhang mit dem Sinngrund des Lebens. Von dem Evangelium aus, dessen Sinn heute zu neuem Verständnis aufgebrochen ist, steht die Schule offen für die brennenden Fragen der Gegenwart und weiss sich von hier aus in besonderer Weise dem werktätigen Volk gegenüber verpflichtet.

Winterkurs 1926 für junge Mädchen.
30. Oktober bis 31. Dezember 1926.

Magdalene Döring: Der Beruf der Frau im menschlichen Gemeinschaftsleben.
1. Geschichtliche Stellung der Frau und Frauenbewegung.
2. Unsere heutige Frauenaufgabe.
   a) Als Mutter (Erziehungsfragen). Einzelne Fragen der heutigen Gesetzgebung.
   b) Frauen und Männer (Frau als Gattin).
   c) Die Frau im Berufsleben (Soziale Fragen).
   d) Frau und Politik (besonders Friedensfrage).

Magdalene Döring: Vom Suchen und Fragen unserer Zeit.
1. Der moderne Grosstadtmensch.
2. Rückwendung zum Volkstum (die völkische Bewegung).
3. Besinnung auf die Wesenskräfte der Menschen (Jugendbewegung und Lebensreform).
4. Aufhellung verborgener Reiche (Seelenkunde und Okkultismus).
5. Sinn und Unsinn im heutigen Wirtschaftsleben (Soziale Bewegung).
6. Die katholische und die protestantische Kirche.

Hilde Völger: Gesundheitspflege.
1. Bau des menschlichen Körpers.
2. Funktionen der innern Organe.
3. Häusliche Gesundheits- und Krankenpflege.
4. Erste Hilfe in Unglücksfällen.
5. Volkskrankheiten.
6. Säuglingspflege.

Heinrich Kraffert: Musikgeschichte. Heinrich Kraffert: Chor- und Klampfenunterricht (Wahlfach). Suzanne Blum: Freihandzeichnen (Wahlfach). Su-

zanne Blum: Gymnastik. Suzanne Blum: Dekorative Handweberei. Gret Kraffert: Bastarbeiten (Wahlfach). Suzanne Blum: Haushaltungskunde.

Sämtliche Haushaltungsarbeiten werden von den Schülerinnen ausgeführt mit theoretischer Anleitung in Kochen, Waschen, usw. Ausserdem werden noch kurze Einführungen in die Ernährungskunde gegeben werden.

Tageseinteilung: 7—7½ Frühstück, Morgenfeier. 7½—9½ Vortrag und Besprechung. 9½—12 Kochen, Wäsche, Putzen, Weben in verschiedenen Abteilungen. 12—12½ Mittagessen. 12½—2 Pause. 2—5 Zeichnen, Chorsingen. 5—5½ Gymnastik. 5½—7 Lesezeit. 7—7½ Abendessen.

Kosten: Das Kursgeld beträgt für den Tag Mk. 2.— und muss in der Regel bei Beginn des Lehrganges bezahlt werden. In begründeten Ausnahmefällen sind wir jedoch bereit, den Betrag zu ermässigen und Stundung zu gewähren.

Die Teilnehmer erhalten volle Kost einschliesslich Zwischenmahlzeiten, die Leibwäsche wird gewaschen und geflickt, für sonstige Auslagen (Briefmarken, Aerztekosten und dergleichen) haben die Besucher des Heimes selbst aufzukommen.

Mitzubringen sind: Federbett und womöglich Schlafdecken (Höhenklima), Hausschuhe, feste Wanderschuhe, Schürzen, wenn möglich Bettwäsche. Die Leibwäsche muss gezeichnet sein. Diejenigen, die musizieren, werden gebeten, ihre Instrumente mitzubringen.

Wir weisen auch darauf hin, dass die Eisenbahn für direkte Hin- und Rückreise 50 v. H. Fahrpreisermässigung gewährt. Die zur Reise benutzte Fahrkarte ist daher unter Hinweis auf diesen Umstand nicht an der Bahnhofssperre, sondern bei uns abzugeben, da die Hinfahrt voll bezahlt und die Erstattung der Ermässigung durch uns bewirkt werden muss.

Der Anmeldung ist ein kurzer Lebenslauf beizufügen, aus dem auch Wohnung, Alter, Beruf, jetzige Beschäftigung und gegebenenfalls Bundeszugehörigkeit zu ersehen sind. Ein ärztliches Zeugnis ist erwünscht. Aenderungen dieses Planes sind vorbehalten.

Die danach folgenden Lehrgänge werden für junge Männer veranstaltet. Alle Auskünfte erteilt die Leitung des Schulheims: Emil Blum, Habertshof, Post Elm, Bezirk Cassel.

Freiheit.

Freiheit, Freiheit! Du Wort von hohem Klang!
Freiheit als freier Männer Schritt und Gang!

Freiheit zu reden, wie's im Herzen klingt,
Freiheit zu denken, wie's die Wahrheit zwingt!

Freiheit zu tun, wie's das Gewissen misst,
Zu glauben und zu sein, wie einer ist!

Freiheit, von Tapfern glaubensvoll erstrebt,
In Gott gegründet und aus Gott gelebt!

Freiheit, mein Volk, bog ihren Nacken nie.
Du rühmst dich ihrer — aber hast du sie?

Sie war uns stolze Wirklichkeit einmal.
Begriff ist sie uns jetzt, ein „Ideal“.

Begriff, gedacht und sorglich abgeschliffen,
Von keinem mehr geliebt und nicht begriffen.

Ein Ideal, an das zwar keiner glaubt,
Das aber glatt gebürstet und entstaubt,

In Pressartikeln fleissig angewandt
Wie ein Gestirn glänzt überm Vaterland.

Wenn es nur glänzt und in die Augen sticht!
Sein, wirklich sein und wesen muss es nicht.

Ich höre oftmals üble Rede tönen:
Man muss dem Volk die Freiheit abgewöhnen.

Man lehrs gehorsam sein, man zwings zum Schweigen,
Man muss ihm einen starken Meister zeigen.

Hörst du das, Volk! Schreist du nicht auf? Warum?
Bist du noch Volk? Bist du nur Publikum?

Merk auf! Steh auf! Dein Bestes in Gefahr!
Ein Volk, das nicht mehr frei ist, starb und war.

Steh auf, mein Volk, und sei dir selber treu,
Fordre und schaff dir deine Freiheit neu!

Die nicht nur Ideal, nein, Wesen ist.
Sei du! Sei frei! Und glaube, dass du's bist!

Hans Gschwind.

Von Büchern

1. Ein Volksdrama gegen den Krieg.

Arthur Drey: „Die Mordweih", Volksdrama in einem Vorspiel und drei Akten. **Bei J. H. W. Dietz Nachf., Berlin.**

Es gehört ein starkes Gestaltungstalent dazu, diesen Stoff, den Krieg Deutschlands gegen eine Welt, zusammengedrängt zu einer Abendvorstellung, auf die Bühne zu bringen. Nun, da das Drama vor uns steht, scheint es so einfach und natürlich, jedenfalls das beste Kriterium, dass dem Dichter das Werk gelungen ist, dass es seinem Zweck nichts schuldig bleibt. Als Tendenzdrama steht das Werk durchaus über den Parteien. Es kämpft für die Abschaffung des Krieges auf unserer Erde und seines Instrumentes, des Militarismus, den es natürlich am drastischsten verkörpert sieht in der Gestalt, die ihm am nächsten steht, ihm am bekanntesten ist. In der „Mordweih" ist es eben der Militarismus „Schwarzgrünlands", welcher in seiner ganzen aufgeblähten Kulturwidrigkeit die Zeit beherrscht und seine Geisselung erfährt. Und es ist der Krieg „Schwarzgrünlands", den sein Oberhaupt führt, führen

will, um eine Welt zu erobern, zu beherrschen. Den Krieg an sich als grösstes Weltverbrechen, als Inbegriff aller Weltverbrechen, und den Militarismus an sich verurteilt der Dichter; er überzeugt den Zuschauer, dass beide verschwinden müssen auf immerdar. Warum hat er gerade diesen Krieg und diesen entsetzlichen Militarismus „Schwarzgrünlands"" genommen? Warum hat er sein eigen Vaterland geschmäht und geschändet? Das werden gewisse deutschnationale, gewisse militaristische Kreise sagen. Aber das ist böswillig, das hat der Dichter nicht getan. Einen Krieg, einen Militarimus musste er doch haben, um die Scheusslichkeit dieser beiden Erdenplagen zu schildern und er nahm den ihm gut bekannten Krieg und Militarismus „Schwarzgrünlands". Das Werk ist ein deutsches Volksdrama unendlich wichtig als Spiegel, in dem das Volk sich und diese Periode seiner Geschichte sieht, unendlich wertvoll in seiner Objektivierung des Höllenkrieges, den dieses Volk wirklich gelitten, am eigenen Leibe erfahren, aber sicher noch nicht ganz begriffen hat. Dass es ihn jetzt begreift, dass es auch seine eigene Rolle begreift, die es dabei gespielt hat, dazu kann und mag das Drama helfen, wenn es oft und gut inszeniert und dargestellt wird. Sollten ihm noch die Theater verschlossen bleiben, so bliebe die gut inszenierte Rezitation oder Vorlesung in Vereinen, ja, in Familien- und Freundeskreisen übrig, bis die Bühne sich ihm öffnete.

Es ist im Aufbau der Massenhandlung nichts vergessen worden: Der nichtige Kriegsgrund, es ist eine Rauferei von Grenzwächtern verschiedener Länder mit mörderischem Ausgang, im Vorspiel, wird dargestellt bis zur elenden Landesflucht des Staatsoberhauptes und seiner Getreuen. Im unpolierten Lapidarstil, wie eben das Militär, vom Gemeinen bis hinauf zum obersten Kriegsherrn spricht, schreitet die Darstellung einher. Das Kriechertum um den Thron, die Erniedrigung der christlichen Kirche als Beschützerin des Verbrechens, die Entsetzen und Qualen des Schlachtfeldes, wo, weit genug vom Schuss, eine Ess- und Trinkschwelgerei der grossen Kriegsherren über Leichen stattfindet, der Volksbetrug und das endliche Aufdämmern der Erkenntnis in den Köpfen des Volkes, dass der Krieg verloren sei und sich der Abgrund des Nichts öffne — dies alles sind die der Wirklichkeit entsprechenden Momente der Handlung; doch aus allem taucht zum Schlus und nach der Flucht des „Oberhauptes" eine neue Gemeinschaft, ein neuer Staat auf, dem das Ideal der Brüderlichkeit zu Grunde liegt. Möge das Werk lebendig werden und wirken! Elsbeth Friedrichs.

2. Die Schrift.

Zu verdeutschen unternommen von Martin Buber, gemeinsam mit Franz Rosenzweig. Die fünf Bücher der Weisung. 1. Buch. Das Buch im Anfang. (Verlag Lambert Schneider, Berlin.)

Die Ankündigung dieses Werkes liess diejenigen aufhorchen, die die Unzulänglichkeiten der bisherigen Uebersetzung des alten Testamentes erkannt hatten, die inhaltlichen Willkürlichkeiten der Texte nach Luther und die Poesielosigkeit der sogenannten wörtlichen Uebersetzungen. Es sei ferne von uns, die gewaltige Tat Martin Luthers verkleinern zu wollen, der vor rund vierhundert Jahren dem deutschen Volke seine Bibel und damit seiner religiösen Erneuerung die feste Stütze gab. Luthers Werk bleibt die Schöpfung eines echten Dichters und eines religiösen Genius. Aber unsere Zeit verlangt von einer Uebersetzung nicht nur poetische Einfühlung, sondern unbedingte Treue gegen den Urtext dazu, und vollständiges Sichversenken in den Sinn. Das alles tritt uns in dieser neuen Uebertragung des hebräischen Textes des alten Testamentes entgegen, die 20 Bände umfassen wird. Es liegt erst ein Band vor, der das Buch „im Anfang" enthält, d. h. das erste Buch Mosis, das nach jüdischer Weise mit dem Anfangsworte des ersten Kapitels der Genesis

benannt wird.[1]) Ich könnte mir im ganzen deutschen Schrifttum keinen denken, der berufener als Martin Buber wäre, uns heutigen Menschen das Wesen der altjüdischen Frömmigkeit in ihrem innersten Sinn zu deuten. Dieser Magier des Wortes, als der sich Buber in seinen Legendenbüchern, besonders im Baalschem erweist und in seinem wesenhaften Büchlein Ich und Du, findet als Dichter und religiöse Persönlichkeit schon längst seine Anerkennung weit über die Kreise seines Volkstums hinaus. Ein sichtbares Zeichen dafür ist eine neue Zeitschrift, die Martin Buber, Viktor Weizsäcker und Josef Wittig (katholischer Schriftsteller), alles im geistigen Leben unserer Tage hervortretende Persönlichkeiten, gemeinsam herausgeben und die den bezeichnenden Titel „Die Kreatur“ führt.

Buber ist nicht nur Jude, obwohl er sein Judentum betont, sondern er ist ein religiöser Führer schlechthin. Auch Rosenzweig, der Mitübertrager, bringt hohe Qualitäten für das grosse Unternehmen mit. Er hat sich längst als Vermittler jüdischen Geistesgutes einen Namen gemacht.

Was das neue Bibelwerk von allen bisherigen Uebertragungen unterscheidet, ist nicht nur sein unbedingtes Festhalten am ursprünglichen Wortlaut, sondern auch seine Wiederherstellung der rhythmischen Gestalt des Urtextes. Die Verinnerlichung der Begebenheiten tritt uns so recht entgegen, wenn wir gewisse Kapitel der Bibel nach Luther mit der Buberschen Wiedergabe vergleichen, zum Beispiel die Schöpfungserzählung (Genesis 1) und die Erzählungen von Jakobs Kampf mit dem Engel (Genesis 32) und von Josefs Deutung des Traumes des Mundschenken (Genesis 40). Da bekommen wir eine Ahnung davon, dass hinter dem äussern unwirklichen Leben ein inneres wirkliches steht, und das Geheimnis der jüdisch-kabbalistischen Schriftdeutung liegt offen vor uns, da es ein Meister „kundig des Flüsterns“ uns durch die Gewalt seiner Worte anvertraut. Wir dürfen uns freuen auf die weiteren Bände, namentlich auf die, die uns die poetischen und prophetischen Bücher bringen werden.

F. H.

Redaktionelle Bemerkungen.

Zu diesem Hefte sei bemerkt:

1. Ein Bericht über die (übrigens sehr schön verlaufene!) religiös-soziale Konferenz in Romanshorn wird im nächsten Hefte erscheinen.

2. Statt in diesem Heft einzuholen, was wir die letzten Male zu viel an Raum verwendet, war die Redaktion durch die Umstände genötigt, das Umgekehrte zu tun und den Gebotenen Raum um volle 24 Seiten zu überschreiten. Der Vortrag von Weidenmann durfte nicht durch Zerteilung um seine Wirkung gebracht und eine Anzahl Berichte nicht länger zurückgestellt werden. Weil aber solche Raumüberschreitungen eine kostspielige Sache sind, wird vielleicht nötig werden, das November- und Dezemberheft in ein einziges zusammen zu ziehen, das dann etwa Anfangs Dezember erscheinen würde. Auf diese Möglichkeit seien die Leser hiemit vorbereitet. Eine solche Anordnung ist für die Leser und für die Redaktion mit Nachteilen verbunden, doch ist sie diesmal vielleicht nicht zu vermeiden. Denn wir müssen uns normalerweise mit 40 Seiten begnügen. Findet sich aber ein anderer Weg, desto besser!

Berichtigung. Im Septemberheft, S. 373, Z. 6 von oben, muss es heissen: „Im zweiten Jahrzehnt“, statt „in den zwanziger Jahren“.

[1]) Inzwischen ist auch der zweite Band, „Das Buch Namen“ erschienen.
Die Red.

Freuet euch in dem Herrn allezeit, und abermals sage ich euch: Freuet euch![1])

Phil. 4, 4.

Meine lieben Kommilitonen, liebe Gemeinde!

Diese gelesenen Worte sprechen aus, wonach unsere Seele sich sehnt. Aber sie sprechen es nicht aus als Ausdruck der Sehnsucht, sondern als Erfüllung; nicht als einen schwächlichen Ruf um Kraft, sondern als Vollmacht und Hinweis auf den ewigen Grund unserer Freude. Das, was Voraussetzung unserer Freude ist, ist geschehen und vollbracht; darum: Freuet euch! Die verlesenen Worte stellen uns vor das tiefste Mysterium unseres Christenglaubens, vor das offenbare Geheimnis unserer Glaubensgewissheit. Ob wir diesen Grund der Aufforderung zur Freude richtig erkennen, wird zum Masstab unserer Erkenntnis des christlichen Glaubens. —

Freuet euch! Wie gerne möchten wir! Aber gerade das können wir nicht. Wohl ist Freude die tiefste Sehnsucht unserer Seele. Wir haben das Bewusstsein, zur Freude berufen zu sein. Wir suchen ja Lust und Freude; in allem Suchen der Freude liegt ein Unendlichkeitsverlangen: „Denn alle Lust will Ewigkeit, will tiefe, tiefe Ewigkeit." In seltenen Momenten vermögen wir vielleicht uns dem Strom aufquellender Glücksstimmung ganz hinzugeben: „Freude, schöner Götterfunken! Seid umschlungen Millionen, diesen Kuss der ganzen Welt!" Aber wir müssen immer wieder erfahren, dass es eine vorübergehende Stimmung gewesen ist, Taumel der Freude, in einer doch nur subjektiven Aufwallung des Gefühls gegründet, Schrei der Sehnsucht, nicht Vollmacht des Könnens. Gilt vielleicht von uns das Faustische Wort: „So tauml' ich von Begierde zu Genuss. Und im Genuss verschmacht' ich vor Begierde."?

Nein! wir können uns nicht freuen, so wie wir sind, in unserem gewöhnlichen Leben, als naturhafte Menschen. Unser Teil ist die S o r g e. Sorge um äussere Existenz, Sorge im Hinblick auf den Erfolg unserer Studien und wissenschaftlichen Arbeit, Sorge im Gedanken an die Unsicherheit unseres Lebensweges, im Gedanken an die Tragik des Geldverdienens. Sorge in jeder Gestalt im Hinblick auf unsere Existenz und die Existenz derer, die uns anvertraut sind.

Und unser Wille zur Freude wird gedämpft durch den Eindruck der R ä t s e l h a f t i g k e i t der Welt, in die wir hineingestellt sind. Undurchdringliche Rätsel umstarren uns im Erkennt-

[1]) Academ. Morgenpredigt, gehalten am 30. Juni 1926 in der Grossmünsterkapelle.

nisprozess des Studiums und der wissenschaftlichen Arbeit. Was vermag unsere Vernunft? Was sind wohlgerundete, harmonische Denksysteme? Wir durchschauen sie, dass sie nicht wahr sind, nicht wahr sein können, gemessen an der widerspruchsvollen Rätselhaftigkeit der Realität. Wenn unser Gedankensystem so schön stimmt, so wissen wir: wir sind betrogene Betrüger. — Der Arzt am Krankenbett, der Psychotherapeut, der Seelsorger in seiner Arbeit, der Forscher im Laboratorium, sie alle sind immer wieder vor das stets sich wandelnde, aber undurchdringliche Rätsel gestellt.

Noch tiefer greift die Not der eigenen Seele: Hemmungen der Entwicklung, Abgründe, die in uns lauern, dämonische Gewalten, die in uns aufbrechen, wenn wir nur einen Augenblick die Zügel der sittlichen Disziplinierung locker lassen; all die verlogenen Hintergründe und Zwiespältigkeiten unseres Wesens, die uns die psychologische Analyse, der wir uns als ehrliche Wirklichkeitsmenschen doch nicht entziehen wollen, immer deutlicher zeigt.

Aber unerbittlicher als all das Genannte steht unserem Willen zur Freude entgegen die Not der Schuld: die Erkenntnis, dass unser Wille nie und in keiner Lage sich mit voller Freudigkeit und mit seiner ganzen Existenz Gottes heiligem Willen hingibt, mit kindlicher Selbstverständlichkeit Gottes Willen bejaht und tut. Kein Aufschwung der Seele, keine ethische Anstrengung, keine Begeisterung kann uns nüchterne Realisten darüber hinwegtäuschen, dass wir im innersten, geheimen Kern unseres Wesens doch uns selber suchen, dass wir in aller Begeisterung, in allem Aufschwung, in allem ethischen Streben schliesslich doch unsere eigene Ehre suchen und wahren wollen, und wäre es schliesslich noch dadurch, dass wir uns etwas zugute tun auf das sublimste Raffinement des sogenannten religiösen Lebens, dass wir uns gerade noch in der Erkenntnis unserer Sündhaftigkeit spiegeln und unsere Verzweiflung geniessen.

Diese tiefste und letzte Not, die Not unserer Schuld und Sünde, die uns unrettbar von Gott trennt, uns unseres Gegensatzes zu Gott bewusst werden lässt, wird — wenn wir ihr einmal ins Auge geschaut haben — nicht geringer, sondern nur immer schärfer. Kein sittlicher Fortschritt, kein Heiligungsillusionismus kann uns hier über unsere Lage wegtäuschen. Je mehr wir von Gottes Nähe ergriffen sind, je unerbittlicher wir vor Gottes Auge festgehalten werden, desto deutlicher sehen wir im Lichte des allein Heiligen und Reinen unsere Befleckung. Hier gibt es kein Ausweichen, weder in mystisch-numinose Seligkeitsschauer, noch in sittliche Aktivität, noch in religiöse Betriebsamkeit.

Es bleibt also nichts anderes, als gebannt stille zu halten und zu sprechen: „Weh mir, ich bin vernichtet, denn meine Augen

haben den Herrn gesehen!“ Hier aber sind wir an dem Punkt angelangt — wenn wir uns unerbittlich haben führen lassen — wo uns das Verständnis aufgehen kann für den Gott, den das Evangelium predigt. Gewiss: wenn wir Gott sehen, sind wir vernichtet; aber wir müssen vernichtet sein, um Gott wahrhaft sehen zu können. Wir müssen restlos am Ende unserer Kraft und Weisheit angelangt sein, uns bedingungslos auf Gnade und Ungnade fallen lassen, um Gott wirklich zu erkennen. Dann mag es durch Gottes Gnade geschehen, dass wir wohl fallen, aber nicht in den Abgrund, sondern in Gottes barmherzige Arme. Das ist nicht zum voraus apriorisch zu konstruieren, sondern allein Gottes Tat. Nur durch strengsten Gehorsam, unerbittliches Sich-führen-lassen und Geführtwerden können uns die Augen aufgehen für die Herrlichkeit des christlichen Heils. Hier verstehen wir das Gleichnis vom verlorenen Sohn im Blick auf unsern Herrn und Erlöser: Agnus Dei, qui tollit peccata mundi.[1]) Als ein unfassbares Wunder dürfen wir diese Heilsbotschaft des Evangeliums täglich neu erfassen.

Hier ist der Grund unserer Freude. Diese Botschaft von Gottes Gnade, die Gnade ist im Gericht und immer wieder durch das Gericht, hat die Herzen der Christen zu allen Zeiten danken und jubilieren lassen: „Lobe den Herrn, meine Seele, und vergiss nicht, was er dir Gutes getan hat; der dir deine Sünden vergibt und heilet all deine Gebrechen.“

Wir sind umschlossen von Gottes Güte, ob wir es wissen oder nicht; gehalten von seiner Barmherzigkeit in unsern Tugenden und unsern Lastern; geführt von seiner Liebe, auch wenn wir unsere Wege gehen in unserer Gottlosigkeit; umstrahlt von Gottes Freude — auch in unserer Freudlosigkeit.

Denn nicht wir haben Gott erwählt, sondern er hat uns erwählt. „Darin besteht die Liebe: nicht dass wir Gott geliebt haben, sondern dass Er uns geliebt und seinen Sohn gesandt hat zur Sühne für unsere Sünden.“ Das ist der ewige Grund der Christenfreude: Gott liebt dich! Dem Kinde, wie dem gelehrtesten „Ich lebe, doch nun nicht ich, sondern Christus lebt in mir.“ „Welt ging verloren, Christ ward geboren, freue dich, freue dich, o Christenheit!“

Liebe Freunde! Freuet euch — in dem Herrn — allezeit, und abermals sage ich euch: freuet euch! Diese Freude ist unabhängig von unsern Stimmungen der Lust und Unlust; Gottes Liebe ist unabhängig von unserer Heiligkeit oder Schlechtigkeit, unabhängig von all den Schwankungen unserer psychischen oder ethischen Zuständlichkeit. Diese Freude ist in unserer Trauer, leuchtet gerade durch unsere Trauer hindurch, steht über unserer Trauer. Wir

[1]) Lamm Gottes, das die Sünden der Welt trägt. D. Red.

freuen uns — im Glauben. So versuchen wir, im Lichte Gottes neu geboren, wiedergeboren ins Leben hinein zu schreiten.

Die Rätselhaftigkeit bleibt, aber sie erdrückt uns nicht mehr, sie hat keine entscheidende Gewalt mehr über uns. Wir glauben, dass die Rätselhaftigkeit gelöst ist — bei Gott. Wir kennen noch die Sorge, aber sie überwältigt uns nicht mehr; denn im Glauben wissen wir, dass Gott im Regimente sitzt. Seiner Vorsehung vertrauen wir. Wir vertrauen dem Menschen, glauben an den Menschen; aber nicht an den Menschen, wie er als naturhaftes Wesen, sondern wie er von Gott geschaffen, zum Gotteskinde berufen und durch Christus erlöst ist. Wir sprechen Ja zur Schöpfung, Ja zum Menschenwesen, aber es ist ein illusionsloses Ja, nicht gegründet auf den empirischen Tatbestand, sondern auf den Glauben, dass Gott die Welt geschaffen hat, er der Allmächtige, und dass er die Welt erlöst hat durch Jesus Christus. In diesem Sinn bekennen wir freudig das Apostolicum: „Credo in Deum, patrem omnipotentem, creatorem coeli et terrae;" und wir bekennen „remissionem peccatorum."[1]) Nicht ein Glaubenszwang, nicht ein Lehrgesetz darf uns der Glaube der alten Christen sein, sondern der freie und fromme Ausdruck unseres Glaubens und unserer Freude.

Diese Freudenbotschaft gilt es hinauszutragen und zu bekennen; nicht als Fanatiker der Rechtgläubigkeit, sondern als Zeugen des rechten Glaubens durch das Wort der Freude und die Tat der Liebe. Hinauszuziehen gilt es als Bote der Freude, als Troubadour Gottes, als joculator Dei, wie der heilige Franziscus so schön gesagt. Dann fallen die ängstlichen und beängstigenden Schranken der Theologien. Lebt das neue Leben aus dankbarer Freude! Wem viel vergeben ist, der liebt viel! Gewiss ist es wichtig, aber doch nur von sekundärer Bedeutung, in welchen dogmatischen Formen und Formeln ihr euren Glauben aussprechen wollt, wenn nur die Liebe siegt und die Glaubenserkenntnis sich nicht in einem theologischen System verkrampft. Wo der Geist des Herrn ist, da ist Freiheit!

Dann sind wir als glaubende und liebende Theologen auch davor bewahrt, die Menschen mit einer einseitigen und falsch verstandenen Sündenpredigt zu peinigen, so dass die armen Menschen nicht mehr wissen und unterscheiden können, was ihr eigener Glaube ist und was nur anempfundene Verzweiflung. Wer sich ungebrochener, naturhafter Freude hingeben kann, der soll es tun und sich nicht abquälen; aber er soll aufrichtig sein und unerbittlicher Realist, soll sich führen lassen von der Erfahrung der Welt und der Erkenntnis Gottes, die ihm geschenkt werden. Dann wird

[1]) „Ich glaube an Gott, den allmächtigen Vater, Schöpfer von Himmel und Erde" und „die Vergebung der Sünden."

er den Weg geführt werden, den alle geführt worden sind, die illusionslose Tatsachenmenschen und Helden des Glaubens gewesen sind.

Nun hat sich uns das Rätsel des Gebotes der Freude gelöst. Die erbarmende Liebe Gottes in Jesus Christus allein vermag dies Rätsel zu lösen. Der Ruf zur Freude ist nicht ein Appell an unsern triebhaften Willen zur Freude, ist nichts Selbstverständliches, sondern ist ein Akt des Glaubens, und darum wie aller Glaube ein gewaltiges, trotziges Dennoch. Und dieses Dennoch bleibt nur dann davor bewahrt, eine menschliche Kraftübersteigerung zu sein, wenn es Gehorsam ist gegen Gott, restloses Vertrauen auf Gottes Wort.

Es gibt einen weltlichen Pessimismus und einen christlichen Pessimismus, einen weltlichen Optimismus und einen christlichen Optimismus.

Weltlicher Pessimismus beurteilt Welt und Leben nach der Lust-Unlustbilanz. Er frägt: bietet das Leben mehr Lust oder Leid? und er antwortet: mehr Leid, gemessen am menschlichen Ich. Christlicher Pessimismus misst nicht an des Menschen oder der Menschheit Lust und Leid, sondern anerkennt das Gericht des heiligen Gottes über alle Kreatur.

Weltlicher Optimismus gründet sich auf die Harmonie der Natur, den Glauben an Entwicklung und Fortschrittsmöglichkeit, schliesslich auf den Glauben an die Güte der Menschennatur. Christlicher Optimismus umschliesst die ganze Tiefe des christlichen Pessimismus, glaubt aber dennoch die Vollendung, indem er sich hält an das Wort des allmächtigen Gottes, der die Welt geschaffen hat und erlöst durch Jesus Christus. Dieser christliche Optimismus mit seinem Glauben an den allmächtigen Gott, den Schöpfer und Erlöser, gibt uns die wahre Vollmacht zur Freude. Darum: Freuet euch — in dem Herrn — allezeit, und abermals sage ich euch: freuet euch! Amen. W. Gut.

Die theologische Gefahr.

Ich habe das Gefühl, dass der jetzigen theologischen Generation eine nicht geringe Gefahr droht, nämlich die, dass ihr die Nicht-Identität der theologischen Erkenntnis und der tatsächlichen Beziehung des Menschen zu Gott nicht mehr — oder richtiger: wieder einmal nicht — klar genug bewusst ist. Ich weiss, dass die Theologen sich einer solchen Anklage gegenüber sehr unschuldig zu stellen pflegen, aber ihre auffällige Art, sich selber bitter ernst zu nehmen und andere Dinge für „nicht so wichtig“ zu halten, redet vernehmlich von dieser Gefahr. Vielleicht ist diese Gefahr

deshalb jetzt wieder besonders gross, weil wir gegenwärtig eine Theologie haben, welche über die tatsächliche Lage des Menschen gegenüber Gott besser zu reden weiss, als es die Theologie der verflossenen Epoche gekonnt hat. Der Hinweis auf diese Gefahr ist kein Angriff auf diese Theologie selbst, denn ein unentrinnbares Fatum theologischer Arbeit ist es nicht, dass sie mit sich selber Götzendienst treiben müsste. Es ist nicht absolut ausgeschlossen, dass sie ein immer helles Bewusstsein davon hätte, dass *sie* weder der Weg, noch die Wahrheit, noch das Leben ist. Jetzt aber ist die Gefahr akut, und wir glauben, dass die Sicherungsmassnahmen, welche die lebendigsten (die „dialektischsten") unter diesen Theologen anbringen, sich — vielleicht sogar an ihnen selbst, sicher aber an ihren Schülern, die nie in der Nähe des flüssigen Erzes waren, sondern die Maschinen geschliffen und geölt übernehmen konnten — als ungenügend erweisen werden, weil auch diese Sicherungen wiederum nur aus theologischem Material gegossen sind. Es müsste ein Hinaustreten geben aus dem verhängnisvollen Kreis der theologischen Kunst. Man müsste einmal von dem theologischen Karussellpferd hinübersteigen auf ein wirkliches Pferd, von dem man auch wirklich abgeworfen werden kann.

Wenn die Gefahr, von der wir reden, akut ist, dann ist bedroht die Kirche, die Gemeinde, d. h. die Stelle, wo es sich *nur* um die Tatsächlichkeit, das wirkliche Vorhandensein der Dinge handelt, von denen die Theologie erkennend spricht. Es ist das Problem der Verkündigung, das dann akut wird. Es gibt nur ein Problem der Verkündigung und das ist dies: dass sie nicht theologisch sei. Das klingt ausserordentlich oberflächlich, solange man den Unterschied zwischen theologisch und nichttheologisch als einen bloss stilistischen Unterschied auffasst, also etwa als den Unterschied zwischen akademisch und populär, theologisch und laienhaft. An *diesem* Unterschied liegt nicht so viel. Wir meinen etwas anderes. Wenn wir die allessagende Formulierung wagen wollen, so müssen wir sagen: die Frage ist die, ob die Verkündigung Wort Gottes ist oder Menschenwort.

Wir haben die Bergpredigt im Auge, wenn wir nun etwas über die Art des Gotteswortes zu sagen versuchen. Gottes Wort ist immer eher ein Handeln als ein Reden. Was Matthäus 5—7 geschieht, das ist ein unmittelbares Handeln; es ist nicht eine Bereicherung der Gedankenschätze der Zuhörer. Es ist sehr heilsam, wenn Prof. Schrenk[1]) uns das Aergernis bereitete zu sagen, dass

---

[1]) Dieser Aufsatz ist ein einleitendes Votum zu einer Diskussion über ein Referat von Prof. G. Schrenk in der Pastoralgesellschaft des Bezirkes Zürich: „Die Bergpredigt in der Gegenwart." Dem Referat von Prof. Schrenk bin ich zu grossem Dank verpflichtet.

vielleicht keiner der „Gedanken" der Bergpredigt nicht auch in andern Dokumenten jener Zeit, z. B. denen des Rabbinismus, zu finden sei. Aber — „als Jesus diese Rede vollendet hatte, entsetzte sich das Volk über seine Lehre, denn er lehrte sie als einer, der Gewalt hat und nicht wie ihre Schriftgelehrten." Es ist etwas ungemein Reales, was hier geschah und was immer geschieht, wo Gottes Wort vorhanden ist: ein wirkliches Nehmen und Geben, ein Ausreissen und Pflanzen, ein reales Richten und ein reales Begnadigen. Die Zuhörer spüren, dass hier mit ihnen gehandelt wird — sie können sich wohl dagegen verstocken, aber sie können sich nicht geniessend dazu einstellen. Einige gehen begnadigt hinweg, aber nicht bereichert um eine Lehre von der Gnade. Wer geistige Bereicherung in unserem Sinne, Klärung theologischer Gedanken wollte, der ging mit Vorteil zu den Rabbinen; diese hatten das theologische Wort für die, welche sich dafür interessierten. Aber Interesse ist nicht Hunger und nicht Not. Das theologische Wort ist neben dem Wort Gottes wie eine Samariterübung neben einem Verbandplatz an der Front. Ich gestehe, dass es mir selber lächerlich überflüssig vorkommt, diesen so selbstverständlichen Unterschied noch umständlich herauszustellen. Aber ich muss doch fragen: sind diese Verwechslungen nicht da? Wird die Verwechslung von Theologie und Leben, z. B. reformatorischer Theologie und reformatorischem Leben, nicht wirklich gemacht? Ist es nicht so, dass wir vergessen, dass reformatorische Theologie ohne Reformation keine Errungenschaft ist, sondern geistlicher Reichtum in neuer Form; die alte, von der Kirche so virtuos beherrschte Kunst, nicht zu haben, als hätte man. Darum, meine ich, müssen wir Theologen diese Selbstverständlichkeiten vor unsere Augen und auf unsere Hand binden.

In der Bergpredigt, in den Seligpreisungen sehen wir, wie das Wort G o t t e s von der Gnade spricht. Aber diese Gnade hat so gar nicht die Art des Begriffes; nichts allzu Sicheres, nichts Allgemeingültiges, nichts Lehrhaftes. Sie taucht auf wie ein Wunder, nicht weil der Gedankengang auf sie gekommen ist, sondern weil der Mensch da ist, dem Gott die Gnade geben will. Aber diese Gnade ist keine allgemeine Wahrheit, die lehrhaft gepredigt werden könnte, sondern sie ist speziell für diesen Menschen da, den Sünder, und dieser Sünder steht nicht nur liturgischerweise oder theologischerweise als Sünder vor Gott, sondern tatsächlich, realiter. Er ist ein gebrochener Mensch und nicht ein zufriedener Kirchgänger. Und er steht vor Gott und nicht vor einem Gottesbegriff, zu dem auch die Gnade gehört, wie die Theologie zu sagen weiss. Gnade gibt es — im Worte Gottes — paradoxerweise nur für den, für den es k e i n e S i c h e r h e i t der Gnade gibt. Dieser Mann starrt mit beiden Augen auf seine Schuld und Armut und

schielt nicht nach Gnade, nachdem er nun ins Licht vor seinem Angesicht getreten ist. Aber — für ihn gibt es nun ebenso tatsächlicher — wie unbegreiflicherweise Gnade. Dennoch ist Gnade nie ein theologisches Inventarstück; sie existiert gleichsam immer nur im akuten Fall. Sie ist kein ewig gültiger Lehrsatz, sondern ein ad hoc gesprochenes Schöpferwort. Sie ist nur als Wort Gottes real.

Das Wort Gottes redet nie so von der Gnade, dass es zu einer Erweichung der Forderungen Gottes führen kann, während wir aus der theologischen Art über diese Dinge zu reden immer allerlei Beruhigung für uns herausholen können. Wir können die pessimistische These von der allgemeinen Verlorenheit und der zu allen hindurchgedrungenen Sündhaftigkeit des Menschengeschlechtes nicht aufstellen, ohne uns dadurch entlastet zu fühlen. Wir hören es mit unverkennbarer Erleichterung an, wenn uns theologisch gesagt wird, dass wir alle Sünder sind. Die Worte des Gerichtes wirken in ihrer theologischen Form beschwichtigend. Das hat schon Paulus zu schaffen gemacht. Wenn *wir* sagen, dass der Mensch vor den Forderungen der Bergpredigt versagen muss, so wirkt diese schmerzliche Feststellung entspannend. Die furchtbarsten Enthüllungen des bis in seine Wurzel korrupten menschlichen Wesens erzeugen, aus unserem Munde kommend, Gefühle der Selbstzufriedenheit und Sattheit. Das ist die Tragik des Menschenwortes, die Tragik der Theologie. Ist es auch die Tragik des Wortes Gottes? Ist es auch die Tragik der Bergpredigt? So wie sie dasteht, hat sie immer unendlich beunruhigend gewirkt. Mit ihrer Gleichsetzung von Gerechtigkeit und Vollkommenheit zerstört sie die Möglichkeit pharisäisch-selbstzufriedener Stimmung. Sie verwirft jede Reduktion der Ethik auf das Menschenmögliche. Sie redet von den Tugenden, welche Gott fordert so, dass alle bisher irgendwo und irgendwann realisierten Tugenden als „glänzende Laster" erscheinen. Und schliesslich spricht sie den Satz aus: „Ihr sollt vollkommen sein gleich wie euer Vater im Himmel vollkommen ist." Warum hat Jesus nicht sofort etwas hinzugefügt? Warum hat er nichts von all dem gesagt, was wir nun sagen? Warum hat er nicht wenigstens das gesagt, dass er mit all diesen Forderungen *nur* habe unsere Menschengerechtigkeit ad absurdum führen wollen? Warum leitet er nicht nach diesem Satz hinüber zu dem, was er sonst von der Gnade sprach; warum bringt er es nicht in systematische Verbindung mit dem, was er an den Sündern tat? Warum zeigt er nicht, wo die Grenze durchgeht zwischen dem, was man vernünftigerweise von uns verlangen kann und dem, was uns erlassen und vergeben werden muss?

Es gibt ein Land der Gnade, aber an seine Grenzen wird nur der Wandernde kommen. Das Wort Gottes wird nie so von der Gnade reden, dass der Hörer diese Notwendigkeit des Wanderns

vergisst. Jesus heisst uns laufen. Wir dürfen es wohl wissen, dass er uns die Hand reicht, wenn wir zusammenbrechen, aber nur wenn wir zusammenbrechen; und wir werden nur zusammenbrechen, wenn wir laufen. Es ist kein ehrliches Spiel, das wir spielen, wenn wir von vorneherein im Sinne haben, irgendwo zusammenzubrechen, z. B. vor der Kriegsfrage, wenn wir zum voraus erwägen, wo etwa wir uns von unserer sündigen Natur überwältigen lassen und uns bei der Gnade bedienen wollten. Da sind die Leichtfertigen, die sich ihre Sünden gerade selber vergeben, eigentlich schlichtere Leute. Aber dieser Unlauterkeit machen wir uns schuldig, wenn wir anfangen in der Bergpredigt das Mögliche und das Unmögliche zu unterscheiden. Wir wissen nicht, wo die Unmöglichkeit beginnt. Das Wort Gottes schweigt über diese Unmöglichkeit, über die die Theologen so viele Worte machen.

Gottes Wort tritt — und ist auch darin anders als die Theologie — immer in einem zeitlichen Gewand auf. Prof. Schrenk hat wiederum scharf auf dieses Aergernis aufmerksam gemacht. Es steht in innigem Kontakt mit der jeweiligen geschichtlichen Situation, gibt sich ihr ganz hin. Das Wort Gottes in Jeremia ist ein politisches Wort. Das Wort Gottes hat nicht die Form ewiger Wahrheiten, es ist keine Theologie. Darum wird es immer nur für den Glauben als Wort Gottes erkennbar sein. Nur der Glaube erkannte das Wort Gottes in der defaitistischen Politik Jeremias. Nur der Glaube erkannte es in dem anstössigen Wort: „Mein Sohn, deine Sünden sind dir vergeben.“ Auch heute wird es nur der Glaube erkennen. Vielleicht ist das Wort Gottes doch auch in Tolstoi zu uns gekommen. Er war zwar ein sehr schlechter Theologe und die Art, wie Prof. Schrenk seine Theologie ablehnte, scheint auch uns die richtige zu sein. Aber es ist möglich, dass das Wort Gottes, das wirkliche lebendige Wort Gottes, auch einmal im Gewand einer schlechten Theologie auftritt, damit sich die Theologen, gerade sie, mit dem Inkognito des Gotteswortes abzumühen haben und auf ihre Glaubensfähigkeit geprüft werden. Jedenfalls scheint uns, die Kirche, die gegenwärtige Christenheit sollte die Mangelhaftigkeit seiner Theologie nicht zum Anlass nehmen, um sich über Tolstoi schon zu beruhigen. Vielleicht ist allerdings der Kleinste im Himmelreich grösser als er, sicher aber ist der Grösste in der Kirche kleiner als er. Kierkegaard hat etwas gesagt, was wir keinen Moment vergessen dürfen, wenn er die Situation der Gleichzeitigkeit fordert zur Bewährung des Glaubens. Denn in der Gleichzeitigkeit ist das Wort Gottes immer inkognito, weil es ihm wohlgefällt, in zeitlichem Gewand mit vielleicht ganz ungeistlichem Schnitt und weltlicher Farbe unter den Menschen zu wandeln, so dass alle die an ihm vorübergehen, deren Auge den theologischen Faltenwurf sucht, auf dass sie glauben können.

Um dieses seines Inkognito willen wird das Wort Gottes auch niemals gesetzlich sein. Es gibt keine gesetzliche Aeusserung über den Kriegsdienst oder über den Besitz in der Bergpredigt, und auch anderswo nicht in den Evangelien. Gesetzliche Menschen, gerade diese, werden darum immer „in guten Treuen zweierlei Meinung“ sein können darüber, ob Christus den Kriegsdienst billigt oder verwirft. Einmal war ich auch betrübt darüber, dass eine klare, unzweideutige Bestimmung darüber fehlt; jetzt bin ich sogar für den Hauptmann von Kapernaum und seine Anwendung militärischer Disziplinerfahrungen auf Dinge des Reiches Gottes dankbar. Auch diese Dinge sollen nur für den Glauben erkennbar sein. Wir sollen dem Worte Gottes gegenüber nie ohne Glauben auskommen, wir sollen des Geistes nie entraten können. Es hat darum wenig Sinn, auf Grund der Auslegung des Bibelwortes darüber zu streiten, was Christus heute zum Beispiel in der Militärfrage von uns will. Das wird nur der Glaube entscheiden. Wiederum hat Kierkegaard die Situation tief erfasst, wenn er sagt: „Die direkte Mitteilung verweigern heisst den Glauben fordern.“ Das Wort Gottes verweigert jede direkte Vorschrift und schaut uns fragend an. Es wäre ja auch eine schwere Illusion zu meinen, es wäre durch gesetzliche Eindeutigkeit irgend etwas gewonnen für die Sicherung christusgemässen Tuns. Denn das unvermeidliche Los jedes Gesetzes ist unter den Menschen die Kasuistik, die Kunst, auch mit den klarsten Geboten unter dem Schein des Respektes fertig zu werden. Denn es gibt nur einen, überall und immer lebendigen Willen unter den Menschen: das ist der Wille sich selbst und nicht Gott zu gehorchen. Dieser Wille ist von ungeheurer geistiger Produktivität — sein Produkt ist die Kasuistik, die Kasuistik, die allen Situationen gewachsen ist, weil sie nicht nur die Formen juristischer Kunst, sondern auch die der Wissenschaft, der Exegese, des religiösen Tiefsinns und unzählige andere Formen mit gleicher Virtuosität zu handhaben weiss. Die Kasuistik ist der Weg, auf dem der fromme Teil der Menschheit mit Gott fertig wird. Nicht das Nein der Empörung ist ihr Weg. „Was willst du dich empören, dafür hat man doch die Kasuistik!“ Aber dieser Weg ist nur möglich gegenüber dem Gesetz, niemals gegenüber dem Worte Gottes. Auch die Bergpredigt ist nicht Gesetz, sondern Wort Gottes. Die Fragen, die wir so gerne beantwortet haben möchten — mit Ja oder mit Nein — ob Waffendienst, ob Besitz, diese Fragen bleiben mit unverminderter Unruhe in unserem Gewissen liegen. Nicht nur das Tun, sondern auch die Entscheidung der Frage, *was* zu tun, ist *uns* aufgebürdet. Diese Entscheidung entscheidet über uns. Ob es eine Entscheidung des Glaubens, des Hörens des Wortes Gottes ist oder nicht, darin sind wir gerechtfertigt oder verworfen.

Das Wort Gottes ist demütiger als die Theologie. Es scheut sich nicht ins Relative einzugehen, während die Theologie es nur mit dem Absoluten zu tun haben will. Das Tun der Glaubenden wird immer relativ sein, es wird immer die Hülle der Armseligkeit und Sündhaftigkeit tragen. Darum hat die Theologie beständig die Neigung nicht nur gegen die Werk*gerechtigkeit*, sondern gegen die Werke selbst mit Verachtung anzukämpfen. Sie übersieht dabei, was das Wort Gottes nie übersieht, dass das Relative als Tat mehr ist als das Absolute als Wort. Es ist überhaupt ein Hauptmerkmal der Theologie, dass bei ihr das Sensorium für das Lebendige abgestumpft ist. Darum wird sie, die allen Situationen Gewachsene, *einer* Situation nicht gewachsen sein: dem Inkognito Christi. In der Situation des Glaubens wird sie versagen. Sie wird immer in Gefahr sein, das Verbrechen gegen keimendes Leben zu begehen. Sie wird die armseligen Taten der Menschen, in denen der Glaube lebendig ist, um dieser ihrer Armseligkeit willen zu verhöhnen geneigt sein. Sie wird mit hohnvoller Geringschätzung auf Menschen schauen, welche die Bergpredigt realisieren wollen. Sie wird lästern, sie hat gelästert über die, welche ernstlich versuchten, von der Uebung der Gewalt loszukommen oder sich aus den mammonistischen Maschen des gegenwärtigen Wirtschaftssystems herauszuwinden. Sie wird kein Verständnis, geschweige denn Ehrfurcht haben für Menschen, die leidenschaftlich auf die Weltereignisse eingehen, die gespannt hinschauen nach Genf oder wo sonst sich Menschheitsschicksale entscheiden. Sie wird diese leidenschaftliche Teilnahme an der Wellenbewegung der Geschichte als Naivität belächeln; sie wird mit kopfschüttelnder Skepsis auf Menschen schauen, die aufjauchzen über hoffnungsvolle Zeichen, die in dieser Zeitlichkeit geschehen, und sie wird mit hämischer Genugtuung konstatieren, dass sie Recht gehabt hat, wenn die, welche vor kurzem jauchzten, in tiefer Depression leiden, weil das Dunkel sich wieder über die Völker gesenkt hat. Fremd ist ihr das konkrete Hoffen, fremd jene Sehnsucht der Propheten, welche ihnen die Perspektiven verkürzt und das Reich Gottes als nahe erscheinen lässt. Für sie gibt es nichts als ihre Dogmen, um deren willen das Leben verlästert und dem Walten Gottes das Programm vorgeschrieben wird. Das Wort Gottes aber geht in dem demütigen Gewande dieses schlechten, von Sünde durchsetzten menschlichen Tuns einher und umgibt diese Stümper mit seinen Verheissungen und hat für sie, denen ihre persönliche Unzulänglichkeit nicht nur als Dogma, sondern als bittere Erfahrung bekannt ist, das Wort von der Vergebung.

Paul Trautvetter.

Die Bedeutung der Urgemeinde für die Gegenwart.

I.

Haben die Schlussätze der Bergpredigt eine Bewandtnis mit den Geschehnissen der jüngsten Vergangenheit, oder gelten die flehentlichen Warnungen Jesu einem viel Schwereren, das erst kommen wird? Stehen wir gegenwärtig in einem neuen Aufstieg, oder ist uns bloss eine Schonzeit gegönnt zur Besinnung? Vielleicht ist uns eine letzte Frist gegeben, nach dem Grund des Kulturzusammenbruches zu forschen und nach einem Ausweg zu suchen, ehe die „Gewässer kommen und die Winde wehen."

Albert Schweitzer findet die Ursachen des Verfalles in einem Versagen der Philosophie. Ich glaube, das Aussetzen des Kulturdenkens sei vielmehr der Einsicht entsprungen, dass mit dem Denken allein den unterwühlenden Tendenzen nicht mehr beizukommen sei. Für das von Schweitzer geforderte Denken sind die Voraussetzungen nicht mehr vorhanden. Der modernen Mentalität gebricht es an einer für das Kulturdenken notwendigen Distanz gegenüber der Aussenwelt. Die Aussenwelt ist hereingebrochen in die Innenwelt. Der Moderne ist in den Bann der Umwelt geraten, die er meistern sollte. Er ist darum wie „öffentlich" geworden, — ohne Sammlung, ohne festen Stützpunkt, beständig in Atem gehalten und in Angst, nicht mehr mitzukommen. Er hat sich der Masse ausgeliefert, sich seinem Werk, der Organisation und ihrer Dämonie geopfert. Seine Selbstauslieferung, — und damit ist der Verfall besiegelt, — ist eine Flucht vor sich selbst. Er hat sich an die Aussenwelt verraten, weil er sich selbst nicht mehr erträgt. Er ist krank. Er ist in seinem ganzen Wesen erkrankt, er hat die Beziehung zu Seinesgleichen verloren, er ist sozial erkrankt, er ist isoliert. Sein Zustand kann mit dem des Schwerhörigen verglichen werden, der nur auf die heftigsten Laute reagiert und nicht auf das achtet, was in der menschlichen Stimme mitschwingt und Verständnis sucht. Er antwortet nur auf die grellsten Laute der Umwelt. Die feinsten Fäden zu Seinesgleichen sind ihm verloren gegangen.

Es wäre nun die dringendste, die wesentlichste Aufgabe der Kirche, den isolierten Menschen zu erlösen, die gestörte Beziehung zwischen Bruder und Bruder wieder herzustellen. Wir sehen aber, wie die Kirche in den wichtigen Fragen der Wiederherstellung einer zusammengebrochenen Kultur auffallend selten zu Rate gezogen wird. Wir sehen, wie auf Konferenzen, an denen um Probleme der Weltwirtschaft, internationaler Verständigung gerungen wird, ihr direkter Einfluss ausgeschaltet ist. Wir sehen,

wie das Christentum in seine gefährlichste Krisis eingetreten ist, wie von seinem allmähligen Erlöschen geredet werden darf. Wir erblicken darin den Ausfluss einer nüchternen Erwägung der Gesellschaft, dass vom Christentum keine Förderung für sie mehr zu erwarten sei. Die Kirchen mussten als bestimmender Faktor ausser Betracht fallen, weil sie sich einer gänzlich entfremdeten Umwelt gegenüber *angepasst*, — *und ihr Wesentliches*, — das was nur sie und sonst nichts und niemand zu geben imstande war, der Gesellschaft *vorenthalten haben*. Statt den isolierten Menschen zu befreien, führten sie ihn in tiefere Isolierung hinein. Sie haben das Individuum aus seinen naturhaft instinktiven Bindungen herausgerissen, ihm eine überlegene höhere Zusammengehörigkeit verkündet, die sie selber aber nicht leben, nicht verwirklichen und von der darum keine Kraft ausgehen kann. So stossen sie den Menschen, der weder ein Neues ergreifen, noch in die Natur zurückschlummern kann, auf sich selbst zurück und überliefern ihn beständig neuer Wesenserkrankung.

Immer wieder wird zwar auch in den Kirchen die soziale Frage laut: „Wo ist dein Bruder Abel?" „*Stockholm*" kann uns da eine grosse Verheissung werden. Die protestantischen Völker erwarten von ihm eine glücklichere Lösung, als sie früheren Anstrengungen beschieden war. So war auch der Protestantismus bis jetzt auf falscher Spur. Ein Ausspruch Grimmelshausens beleuchtet seine Lage. Ueberrascht vom Liebeskommunismus der Täufer bekennt er resigniert: „So eine Gemeinschaft bringen wir nicht zustande. Wir bringen nimmermehr die rechten Bursche zusammen." Der Protestantismus sucht wohl die Brüdergemeinschaft, er glaubt sie aber erst dann zu erreichen, wenn er den *Einzelnen* dazu gebildet hat. So *verfiel er dem Individualismus*. Dieser ist aber noch nie über eine blosse Gesinnungsgemeinschaft hinausgekommen. Der Individualist findet in der Gemeinschaft, die er erstrebt, sich selbst, den Bruder aber nicht. Er sucht den Bruder in den Tiefen seines Ich, denn er glaubt an eine letzte Identität von Gottes — des Andern — mit seinem eigenen Ich. Das orientalische Gleichnis vom heimkehrenden Krieger, der sich seiner Frau zu erkennen gibt mit den Worten: „Ich bin Du," — ist zwar schön, aber nicht wahr. Das Ich ist niemals Du!

Bei der *Unmöglichkeit*, auf dieser Grundlage Menschen für die Brüdergemeinschaft (Gemeinde) heranzubilden, konnte eine leise Ermüdung nicht ausbleiben. „Wie kann man des Bruders Hüter sein?" Die Folge davon war der sich in seiner Wirkung auf das Privatleben beschränkende heutige *Subjektivismus*, vor allem in den evangelischen Kirchen.

So fand sich auch da der Weg zum Bruder nicht. Der einzige Weg heisst: *Rückkehr* zum Evangelium, — das den Bruder ge-

funden, — zurück zu jenem Fundament, auf dem eine Brudergemeinde wirklich und möglich war. Unsere Rückkehr bedeutet das demütige Eingeständnis, dass wir auf Sand gebaut haben.

II.

„Wer diese meine Rede hört und tut sie, der ist einem klugen Manne gleich, der sein Haus auf einen Felsen baute.“ Ueber diesem Felsen ist die Urgemeinde errichtet. Ich glaube, dass er der einzige Boden sei für eine sichere Sozial- und Weltgestaltung, trotzdem jene erste Gemeinde zusammengebrochen ist. Ihre Trümmerstücke jedoch lassen noch Schlüsse zu über die Kraft, die diesen Bau geschaffen hat. Wiederholt weist die Apostelgeschichte hin auf die Macht, die hier am Werke war und gleich einer unsichtbaren Mauer die erste Jüngerschar umschloss. „Der andern aber wagte keiner sich zu ihnen zu tun, sondern das Volk hielt gross von ihnen.“ 5. 13. Woher dieses eigentümliche Fremdgefühl im Volk? Was war das Neue, das die Jünger ergriffen hatte und sie mit ängstlichem Staunen erfüllte, dass sie sollten Träger solchen Lebens sein? Sie waren zum Bewusstsein erwacht, ein Mensch, der gestorben und doch lebendig, ist das Leben unseres Kreises, er ist die Kraft der neuen Wirklichkeit, „er hat sein Volk besucht,“ er hat jeden aus seiner Welt gerissen, und Einsame zu Brüdern gemacht, ein Mensch — Jesus.

Wenn der kleine Albert Schweitzer sich vor den Dorfbuben nicht ausgezeichnet wissen will, folgt er darin unbewusst einem Grundzug in Jesu Wesensart. Jesus will jedem Bruder sein. Als Mensch und Bruder stellt er sich unter das Gericht der gemeinsamen Schuld. Wer nicht schuldig sein will, ist erst recht schuldig. Darum begehrt er mit den Büssern die Taufe des Johannes. Er weigert sich, Zeichen zu tun, weil sie die Ordnungen durchbrächen, in denen die andern leben müssen. Er will mit ihnen in ihrem Tage leben. Dieses Mit-ihnen-leben ist ihm Religion. „Du sollst den Nächsten lieben wie dich selbst.“ Nächstenliebe ist der Gottesliebe gleich, Gott lieben heisst den Bruder lieben. Wenn er Gott Vater nennt, so ist ihm der Name nicht Ehrenprädikat. Sein Gott ist der „Unser Vater“, Gott ist ihm der „Unser Gott“, er ist für ihn das unsagbare Etwas, das zwischen Mensch und Mensch ist.

Das Band, das Menschen an den Vater knüpft, ist das nämliche Band, das sie unter sich verknüpft. Nicht dadurch sind die Menschen Brüder, dass ihr Ich identisch ist mit Gottes Ich. Ihr Leben und Wesen wurzelt in dem Verbundensein: ist Verbundensein, und ist nichts für sich. Das Zentrum des Menschen ist nicht in ihm, sondern ausser ihm. Ausser ihm ist die Wahrheit, und zwar nicht irgendwo ausser ihm,

sondern immer zwischen Mensch und Mensch. — Trennung ist Tod, das Für-sich-sein-wollen ist Schuld. Weil der „Unser Vater“ die innerste Verknüpfung der Menschen selber ist, — so — „lass allda vor dem Altar deine Gabe und gehe zuvor hin und versöhne dich mit deinem Widersacher.“ Versöhnung ist der einzige Gottesdienst. Jesus hat nur diesen Dienst. Er vergibt. Er vergibt dem, der sich vergeben lassen will.

Der „Unser Vater“ ist ihm das Leben, das einzige wirkliche Leben, das überall da ist, wo wir mit dem Bruder verbunden sind. Lösen wir uns vom Bruder, verlieren wir auch den Vater. — Ohne die Verbindung mit dem Bruder, wird uns der Vater nicht offenbar. Wo deshalb Jesus Menschen gegenübertritt, die bei ihm Hilfe suchen, ist ihm immer auch der „Unser Gott“ gegenwärtig, der die Hilfe, das Erbarmen ist, der nur wirken kann und frei wird zur Schöpfung, wo der Hilfesuchende und der sich erbarmende Bruder in ihm sich finden.

Dieses gegenseitige der göttlichen Beziehung Innewerden nennt Jesus Glauben.

Wenn Jesus darum Wunder tut, geschieht es nicht durch die Kraft seiner Individualität. Er reisst den, der sucht und will, in die Verbundenheit, in der allein Gott wirken kann.

In Nazareth konnte Jesus fast keine Wunder tun, „wegen ihres Unglaubens.“ Die alten, starken, natürlichen Beziehungen der Nazarethaner zu ihm liessen die göttlichen nicht zur Entfaltung kommen.

Strömen die Krafttaten Jesu aus jener innersten Uebereinstimmung der Menschen, so können die irrationalen Forderungen der Bergpredigt auch nur aus ihr heraus verstanden werden. Das Individuum in seiner Vereinzelung wird sie weder begreifen noch befolgen können. Sie redet von denen, die der Illusion des Ich als eines Für-sich-Seienden ledig geworden sind.

Die Bergpredigt will, dass wir diese Uebereinstimmung leben, deshalb nicht richten. Sie will, dass wir Trennung aufheben, das heisst vergeben, erbarmen, unsere Verbindung zur Geltung bringen, darum Frieden stiften, sanftmütig seien. Das Zürnen steht in gleicher Verdammnis wie der Mord, weil es das einzig Böse tut: es trennt. Es durchschneidet die Fäden, die für uns lebenswichtig sind, es verletzt — durch Verweigerung der Achtung — unsern Zusammenhang.

Am Kreuz kämpft Jesus für das Evangelium. Er kämpft durch seinen einzigen Gedanken, er kämpft durch seinen einzigen Glauben, verschlungen von seiner einzigen Idee, dass der „Unser Vater“ das Leben ist, dass dieses Leben der Zusammenhang der Menschen ist. Er kämpft, indem er sich nicht von den

Menschen trennt. Er stirbt vergebend. Er siegt dadurch, indem er den Zusammenhang nicht bricht. Er siegt dadurch, dass die gesamte Macht des Bösen, das die Macht der Trennung ist, ihn nicht zur Trennung bringt. Er hat gesiegt und erweist sich als die Vergebung selber und als den Zusammenhang, weil er nach dem Tode sich mit den Menschen wieder verbunden zur Gemeinde, die Gemeinde schuf.

Die Gemeinde ist darum Leben, nicht Stiftung, nicht Sammlung Gleichgesinnter, Auferstehungsgläubiger! Ihr Begriff deckt sich daher nur entfernt mehr mit dem der Dorf- und Kirchgemeinde. Sie ist geboren aus der durch nichts gehemmten Verknüpfungskraft Jesu. In ihr ist den Jüngern das Absolute gegeben. Sie ist der Quell ihres Enthusiasmus. In ihr liegt der Anfang einer neuen Welt. In ihr ist „der Riss geheilt, der zwischen den Getrennten war.“ Der alte Mensch ist vergangen, er ist eine neue Kreatur geworden. Er ist der zweite Mensch, der nur noch lebt für Seinesgleichen, verbunden mit dem Bruder, der Mensch, der sein Zentrum verlegt hat. — Dieses Umschaffende, nicht nur sittlich Hebende, diese neue Verbundenheit ist es, die durch die Jünger wirkt. Die Gemeinde treibt nicht Seelenfang, nicht Propaganda, nicht Mission in unserem Sinne: der übermächtig Lebendige in ihr sendet aus. Er redet aus ihnen. Es sind nicht die Jünger, die die Initiative ergreifen. — Er sieht den römischen Hauptmann in Cäsarea, der auf ihn wartet, er schickt Petrus hin. Er sendet aus nach Kappadozien, er hat ein grosses Volk in Korinth. „ Der Herr aber tat hinzu täglich, die da seelig wurden zu der Gemeinde.“ Er steht ihnen bei vor Gericht, sie müssen sich nicht auf Verteidigung besinnen. Sie hoffen auf eine Erweiterung der Auferstehung ihres Meisters und ertragen ihre Wehen: „Leiden wir mit, so werden wir mit verherrlicht.“ Gleich Sauerteig wird der Meister die Völker und Verhältnisse durchdringen.

Durch Zugehörigkeit zur Gemeinde kommt Sinn und Bedeutung in das Leben dieser Menschen. Aus einzelnen Tönen werden sie zu Trägern einer Melodie. Um dieser Melodie willen sind sie da. In ihr sind sie ein Herz und eine Seele, die Proletarier von Jerusalem und die vornehmen Hellenisten, der Bauer aus dem galiläischen Hinterland und der sadduzäische Priester. Ein jeder Gemeindegenosse hat in ihr sein Recht, seine Stellung, ja, — kommt in seiner ihm eigentümlichen Art zur Geltung. Durch sie wird jeder an den notwendigen Platz gestellt und wählt nicht mehr willkürlich sein eigenes Wirkungsfeld. Er fügt sich führend oder unterordnend dem Grundsatz der Ergänzung. Alle sind religiös gleichwertige Organe ein und desselben Leibes. So wird durch die Gemeinde das Kind erlöst, denn es ist jetzt gleich geachtet, als Glied

einer weiteren Auferstehung gewertet und wird nicht mehr einer Lebensform der Erwachsenen zuliebe vergewaltigt. — *Im Christus der ersten Jünger ist der Grund aller Erziehungs- und Bildungsarbeit gelegt.* In ihm wird der *Sklave* zur Freiheit emporgebildet, — wird die *Frau erhöht*, tritt neben Venus Tabea.

Die Jünger nennen sich Heilige, nicht im Sinn besonderer Tugendhaftigkeit. Heilige sind sie als Ausgesonderte. Darum denken sie ihrerseits nicht daran, sich abzusondern, Einrichtungen zu schaffen, die sie sichern sollten, denken nicht an eine abgewogene, statutarisch festgelegte Verfassung. Sie organisieren sich nicht, sondern sind im Gegenteil ein Organismus. Sie leben in einem Lebewesen, sind hineingewoben in eine *einzige übermenschliche Persönlichkeit.* Sie zerfallen zwar nach aussen hin in kleine Grüppchen, aber sie umschlingt eine Macht, auf die der römische Staat bald aufmerksam werden muss. Ohne Angriff auf Recht, Gesetz, Kult, erschüttern sie doch diese staatlichen Organisationen, weil durch ihr Leben Rechts- und Gewaltstaat überflüssig werden. Fatalismus und göttliche Verehrung des Bestehenden sind gebrochen.

Das *gemeinsame Mahl*, zugleich Symbol des neuen Lebens und in der neuen Gemeinde sichtbar gewordene neue Wirklichkeit, das das innerste Wesen und das Alltäglichste, Seele und Erde in einer Lebensgemeinschaft zusammenschliesst, *wirkt von Grund aus umgestaltend auch auf die wirtschaftlichen Verhältnisse.* Eingesponnen in eine lebendige Solidarität ist jedes Gemeindeglied der Beziehung auf sich selbst, — seinem Sonderleben entnommen. Geld und Gut ist subjektiver Willkür entrissen und in den Dienst der Gemeinde gestellt. Ja, es gibt — wie sehr auch einer an seinem Elternhaus gehangen, an seinem Werk und Lebensglück, — es gibt keinen Wert, der um Christi willen nicht geopfert werden dürfte. Der Auferstandene ist ihr Lebensglück, ihre Heimat, denn er ist die Kraft ihrer Gemeinschaft, ist wie das Brot, das sie im Gemeindemahl nährt. Von des Herrn Tisch sollen alle ihre Lebensnahrung haben, auch der Arme, Witwe und Waise satt werden. *Aus der Erfahrung ihres Zusammenhangs erwächst ihre Armenpflege.* Sie geht der Armut an die Wurzel, denn die Armut wird als Gefahr und Leid aller, — und ihre Bewältigung als Aufgabe ein und derselben Christusgemeinschaft erfasst. „Ich bin nackend gewesen und ihr habt mich bekleidet, ich bin krank gewesen und ihr habt mich besucht, ich bin gefangen gewesen und ihr seid zu mir gekommen.“ (Matth. 25, 36.)

Das Mahl wird zum Quell ihres Liebeskommunismus. Dieser ist noch nicht Kommunismus der Produktion, er durchdringt kei-

neswegs das gesamte Wirtschaftsleben, er bedeutet noch nicht gemeinsamen Güterbesitz. Darin würde er modernen kommunistischen Anforderungen nicht entsprechen. Ohne Bedenken werden Reiche in ihrer Mitte geduldet; es sind immer noch Arme da, — Leute, die Aecker und Güter haben, und solche, die keine haben. Aber von ihnen allen heisst es: sie hatten alles gemein; Kraft und Schwäche, Reichtum und Armut sind beides Angelegenheiten des gleichen Christus. Und hier gilt die Jesus Frage: „Habt ihr je Mangel gehabt?" Und die Jünger antworten: „Nein, keinen!" So ist ihr Kommunismus trotz dieser äusserlichen Rückständigkeit dem modernen überlegen, denn er hat nichts Aufgezwungenes, Eingeführtes, er ist vielmehr ein ganz und gar Selbstverständliches. Freiwillig verkauft man seinen Acker und legt den Erlös zu der Apostel Füssen. Ein Ananias wird nicht gehalten, seinen Gewinn abzuliefern. Hineingesponnen in ein lebendiges Band mochte der eine es als seiner Pflicht erachten, Arbeit und Verwaltung des Seinen nicht der Christengemeinschaft aufzubürden, aber, sobald Notwendigkeit vorhanden, seine Habe der Gemeinde zur Verfügung zu stellen, während andere das Privateigentum bald als Hemmnis, ja als Gefahr für ein inniges Zusammenleben und die Reinheit des Zusammenhanges empfinden mussten.

Ein Kommunismus der Arbeit ist freilich als notwendige Ergänzung noch nicht in Erscheinung getreten, aber Keime zur Erfüllung sind hier schon lebendig. Ganz aus dem Geist der Urgemeinde geschöpft ist das Wort des Paulus: „Jeder arbeite und schaffe mit den Händen etwas Gutes, auf dass er habe zu geben dem Dürftigen." (Eph. 4, 28.) Dies Pauluswort erweckte ein Arbeitsvolk und legte eine Bresche in die Sklaverei und Arbeitsscheu der antiken Welt.

In der Welt der Paulusbriefe kündet sich schon die Veränderung, ja Zersetzung der Urgemeinde an. Noch lebt in ihr der Enthusiasmus, noch bringt sie grosse Kollekten auf. Aber es ist etwas Fremdes hinzugekommen. Man redet noch von der Torheit des Kreuzes, aber man sucht einer intellektuell gerichteten Gesellschaft gegenüber schon begreiflich zu machen, wie diese Torheit gemeint sei. Was in der Urgemeinde Wirklichkeit war, wird jetzt wieder als zu erstrebendes Ziel geschaut.

Wo das Prisma gestanden, oder wer es gewesen, in dem das erste Licht sich brach, weiss heute niemand. War es die notwendige Entwicklung, die Brutalität der Wirklichkeit, mit der die wachsende Gemeinde zusammenstiess? Hat die zweite Generation die Wandlung verschuldet, ist durch psychologische Gesetze die Frist des Enthusiasmus festgelegt? Entstund die Brechung aus einer beginnenden Objektivierung des Lebens in der Gemeinde, in einem Geniessen-wollen der Seligkeit, — einem Trieb zur Adoration, der

der Distanz bedarf, war es der Trieb zur Religion, der die Distanzlosigkeit nicht ertrug? War es Paulus, der die Einheit zerbrach? Ist hier der zweite Sündenfall?

Das Verfolgen und Beurteilen dieser Verfallserscheinungen könnte uns zu falschen Schlüssen führen, und uns zum Glauben bringen oder darin bestärken, dass Gebilde wie die Urgemeinde, an ihrer Ueberweltlichkeit zu grunde gehen müssen. Man vergisst dabei, dass in den enthusiastischen Tagen der ersten Gemeinde etwas zugegen war, das geblieben ist, nämlich die Kraft, die die Gemeinde schuf. Wenn wir nur auf die Lebensäusserungen der Gemeinde und ihr Schicksal blicken, treffen wir niemals den Kern der Sache. Was die Gemeinde zu einem unvergleichlichen Gebilde gemacht, ist die Anwesenheit eines lebendigen Dritten: zwischen diesen Menschen, das immer da ist, „wo zwei oder drei versammelt sind in seinem Namen," —: Christus.

Er ist die lebendige Solidarität der ersten Christen, er ist die ewige Solidarität der Menschen.

III.

Ich glaube an das Vorhandensein der Gemeindekraft unter uns. Ich glaube auch, dass ihre Neuverkörperung im Anzug ist. Die Gemeinde wird kommen, trotz aller schlechten Erfahrungen, trotz allen misslungenen Rekonstruktionsversuchen. Sie muss kommen, weil sie allein die Basis ist, auf der eine Sozialgestaltung möglich ist, weil sie allein die Lösung im sozialen Ringen bringt, das isolierte Individuum und die atomisierte Gesellschaft befreit und einigt.

Die Verheissung der Gemeinde wird vorderhand nicht grossen Glauben finden. Denn wir sind nun einmal hypnotisiert von jener andern Ueberzeugung, dass die Persönlichkeit, der elementare Mensch, bestenfalls die grosse, christliche Individualität das Heil bringen werde. Ihre grossen Leistungen können nicht bestritten werden. Es gehen ohne Zweifel Wirkungen des Geistes auch von Einzelnen aus. Sie sind wohl imstande, Kreise begeisterter und gebesserter Menschen um sich zu scharen, Gemeinschaften zu gründen, in denen sie soziale Gesinnungen wachzurufen wissen; niemals aber wird es dem Einzelnen gelingen, einen Menschen wesentlich zu erneuern, es sei denn, der andere verbinde sich mit ihm in der Christussolidarität. Dann aber hat nicht er verwandelt, dann ist über ihm schon die Gemeinde in Wirksamkeit getreten. In der Gemeinde erst ist die Neuschöpfung der Menschen gegeben und dadurch auch die Neuschöpfung der Kultur.

Wir dürfen uns ebenso wenig durch religiöse Bedenken verwirren lassen. Wir können die Gemeinde nicht herbeizwingen, das

heisst, nicht erkünsteln, aber durch Bereitschaft, — durch Glauben, durch den Glauben Jesu an die göttliche Wirklichkeit unseres Zusammenhanges werden wir an ihrem Kommen beteiligt sein. Wir beschleunigen es, indem wir die Solidarität der ersten Christen nicht historisch fassen, sondern als lebendig behandeln und sie auch heute auf uns gerichtet sehen. „Ich bin ein Gast gewesen, und ihr habt mich beherbergt."

Wir stossen schon auf Jesu Verknüpfungskraft in unserer täglichen Welt. Es treten uns Menschen entgegen, die sich nicht mehr nach bloss menschlichen Ueberlegungen verhalten, vielmehr eine eigentümliche Stellung gegen uns einnehmen, die die Verknüpfungen aufrecht erhalten, auch mit denen, die ihnen Qual bereiten, — Menschen, die uns restlos entwaffnen, nur dadurch, dass sie sanft bleiben. Christi Verknüpfungskraft spricht uns an aus denen, die wie Mütter absolut an uns glauben, — wird lebendig in denen, die uns niemals fallen lassen. Christus, das Neue in der Menschheit, kann darum auch heute wirksam werden, wo wir uns bewusst unter seinen Einfluss stellen, uns mit ihm verbinden und auf diesem neuen Boden unser Leben zu gestalten suchen. Das ist das Wagnis, das von uns erwartet wird. Wir müssen wagen!

An dieser Stelle sei des grossen Menschenkünders gedacht: Dostojewsky's, — seiner Gestalten: des Pilgers Dolgoruki, des Fürsten Myschkin, der Sonja Marmeladowna, Alioscha Karamasoff, deren Wahrheit — nach dem grossen Wort des Starez Sossima — in ihrem Zusammenhang mit der Gesamtheit der Menschen liegt. In ihnen hat die furchtbare Isolierung aufgehört und sie haben es begriffen, wie unnatürlich es ist, sich voneinander abzusondern.

In diesen Menschen Dostojewskys lebt schon etwas von der kommenden Gemeinde. In ihrem eigentümlichen Wissen um einander, um eines jeden wahren Wesen und Schuld, in ihrer Seelenkraft, fremde Schuld zu tragen, zu verzeihen, in ihrer wunderbaren Liebe zu den Kindern und zur Erde, sind sie von jenem Christus berührt, der zwischen uns ist!

Ein festumrissenes Bild der kommenden Gemeinde wird man nicht entwerfen können, weil sie ein Lebendiges ist. Nur so viel lässt sich vermuten, dass sie vielleicht lange Zeit im Stillen und unauffällig wachsen wird. Sie kann, ihrem Wesen entsprechend, niemals Sekte werden. Die Sekte schliesst sich ab, die Gemeinde schliesst sich auf. Sie setzt ja aus ihrem Wesen heraus immer neue Verbindungsmöglichkeiten. Es werden kleine Gebilde sein — „wo zwei oder drei" — die sich äusserlich kaum viel abheben werden von ihrer Umgebung. Diese „Zwei oder drei" werden in ihren Verhältnissen bleiben und dort wirken durch ihre Konsequenz

und Solidarität. Durch Miterleben und Mitleiden lernen sie immer mehr verstehen, was ihr Meister will. Sie leben zusammen sein Leben. Sie werden am ehesten bei denen zu finden sein, die „glimmender Docht" sind, und werden sie neu entzünden. Sie werden daher wohl kaum grosse kultische Bedürfnisse haben. Ihre Verkündigung ist ihr Leben. Durch ihre Einwirkung muss sich — langsam freilich — ein Umschwung der Gesinnungen vollziehen. Sie werden die Verhältnisse erweichen, Ideale entwerten, sie werden Genossenschaften mit ihrem Geist erfüllen, sie werden alte Gemeinschaftsgebilde, in denen noch ein Rest der Urgemeinde lebt, wieder beleben (Allmende etc).

Die Gemeinden werden wachsend mit der Umwelt in Konflikt geraten, aufgerieben und getötet werden, aber stärker als je wieder kommen.

Wird sich die Kirche auf die Seite des Kaiphas und Pilatus stellen, sich mit allen asozialen Mächten gegen die Gemeinde verbünden? Oder wird sie den Anbruch der Gemeinde fördern? Wird sie ihr eine Atmosphäre des Vertrauens und der Begeisterung schaffen? Anerkennt sie die Gemeinde nicht nur als ideales Ziel oder regulierendes Prinzip, sondern als ihr eigenes Wahrheitsmoment? Ist nicht die Gemeinde das, was die Kirche bis jetzt der Welt schuldig geblieben ist? Wird die Kirche noch die Lebendigkeit besitzen, statt Organisationen auszubauen und zu verfestigen, fortwährend auszuscheiden, was dem Grundmoment, der Gemeinde, widerspricht? Ich denke an den Konfessionalismus, der den Protestantismus so sehr irregeleitet hat. Gewiss spricht aus jenem viel Leidenschaft für die Wahrheit, aber nicht für die Wahrheit des Christentums, für das einzig gültige Bekenntnis: dass zwischen Mensch und Mensch keine Schranke, sondern Christus ist. Darum soll er als Element der Zersetzung beseitigt werden. Darum auch soll in Unterricht und Verkündigung der Hinweis auf das Trennende vermieden werden. Sie müssen vielmehr auf den einzigen Ton gestimmt sein: Versöhnung. Darin werden sich die Menschen am tiefsten verstanden wissen: Versöhnung, und darum nicht Versöhnung mit asozialen Mächten.

Als Symbol des christlichen Urprinzipes, als Ausdruck der Solidarität, befreit von stereotypen Formeln, wird das Abendmahl in Zukunft grössere Bedeutung gewinnen. Es will dann nicht mehr bloss der Andacht dienen, sondern Kräfte wecken, Schwachen aufhelfen, gestörten Frieden wieder herstellen, und kann gefeiert werden nicht allein im Kirchenraum, auch auf dem Werkplatz, nicht allein an hohen Festtagen, sondern in Nöten, nicht bloss vom Kirchenvolk, vielleicht auch von einem Häuflein Ueberlebender nach einer Katastrophe. Würde solche Kommunion nicht einen Sammelpunkt für jene bilden, die gewillt sind, den Kampf gegen asoziale

Machenschaften aufzunehmen, die die Not des armen Lazarus zu ihrer eigenen machen? Solches Abendmahl wäre die Linie, wo sich Kirche und Gemeinde berühren auch im Kampfe gegen den Alkoholismus, gegen jenen Dämon, der wie fast nichts sonst die Fähigkeit zur Christusgemeinschaft zerstört. Solches Abendmahl gäbe der Kirche den Mut, ihre Stimme zu erheben für Völkerfrieden und Abrüstung, zwänge sie, ihren Ernst zu beweisen durch die Erklärung, dass sie mit dem Feldpredigeramt nichts mehr zu schaffen haben wolle. Denn dieses Amt ist ein Widerspruch in sich selbst.

Wagt die Kirche den Kampf, wagt sie sich selbst aufs Spiel zu setzen, dann wird sie untergehen. Durch ihr Opfer aber wird ihr Heiliges in der Gemeinde weiterleben. Die Gemeinde wird bestehen; sie ist die Zukunft des Menschen.

Peter Walser (Flerden).

Verheissung und Erfüllung.

Gott ist treu. 1. Kor. 1, 9.

Es ist tief und beziehungsreich, wie in der Advents- und Weihnachtszeit des „heiligen Jahres" (so sollte man eigentlich statt „Kirchenjahr" sagen) das Verhältnis von Verheissung und Erfüllung in den Mittelpunkt der Betrachtung rückt und diese beiden Elemente der Geschichte wunderbar durcheinanderspielen. Eine ganz heilige Geschichtsphilosophie taucht auf, wo gezeigt wird, dass das Kind in der Krippe das letzte Wort einer langen Geschichte sei, die darauf vorbereitete und hinzielte. Nicht nur repräsentiert Johannes der Täufer die Vorbereitungsreihe, die nach der Seite Israels zurückläuft, zu Gesetz und Prophetie und heiligem Königtum, sondern auch die Weisen aus dem Morgenlande eine, die zu der Heidenwelt mit ihrer Kultur und Religion führt, während die Geburt unter dem Kaiser Augustus und die Volkszählung auf das Römerreich, das Weltreich par excellence, und die Beziehung zwischen Christus und Zäsar hinweisen. Christus und sein Reich ist die Erfüllung aller Weissagung; die Väter haben auf ihn geharrt; die Heiden haben ihn geahnt; er kam, als die Zeit erfüllt war; er ist als der „Letzte" auch der „Erste", als das „O" auch das „A".

Diese Auffassung scheint mir eine allgemeine und umfassende Bedeutung zu haben. Sie gilt für alle Geschichte und gilt auch für das Leben des einzelnen Menschen.

Sie gilt für alle Geschichte. Es ist den einzelnen Völkern, wie der ganzen Menschheit eine Ahnung von etwas ins Herz ge-

legt, was da kommen soll, von grossen Wendungen, grosser Erfüllung langgehegter Hoffnungen, grosser Hilfe in grosser Not, etwas, das man als mehr oder weniger klares Bewusstsein ihrer Berufung bezeichnen könnte, was als eine wunderbare Gabe Gottes erscheint, etwas, das man am schönsten und besten Verheissung nennt. Verheissung und Erfüllung sind Grundelemente alles Lebens. Es ist, in diesem Sinne verstanden, ein Moment der Prophetie in aller Geschichte. Jede grosse Wendung der Geschichte zu neuem Licht ist lang vorher erträumt und geweissagt worden. Wir wissen dies alles von der Reformation des sechszehnten Jahrhunderts. Nicht nur ist sie lange vorbereitet worden durch einzelne Vorläufer oder ganze Bewegungen, durch Bekenner und Märtyrer, durch Petrus Waldus, John Wikleff, Johannes Huss und die Waldenser, Wickleffiten, Hussiten, durch Girolamo Savonarola, aber auch durch einen sehr anders gearteten Mann wie Desiderius Erasmus, sie hatte auch lange, lange als Traum und Weissagung sowohl in dem Adventsdunkel der Volkssage, als in den Tiefen prophetischer Seelen gelebt. Das Wort, das man dem in den Flammen des Scheiterhaufen sterbenden Huss' in den Mund gelegt: „Heute bratet ihr eine Gans [Hus bedeutet im Tschechischen Gans], es wird aber eines Tages ein Schwan kommen [der Schwan war Luthers Hauszeichen], den werdet ihr nicht braten können," bezeichnet volkstümlich und ergreifend diese Weissagungs- und Erfüllungskette, die durch die Geschichte geht. In Dantes gewaltigem Werke, das die Tiefe und Höhe des Mittelalters (und freilich nicht bloss des Mittelalters) darstellt, spielt die Hindeutung auf die Rettung und den Retter aus der Verweltlichung und Verderbnis der Christenheit eine beherrschende Rolle. Auch auf den Umkreis des Lebens, die politische Geschichte im weitesten Sinne des Wortes, strahlt dieses Element aus. Die grossen Entwicklungen zu neuer Freiheit und Gerechtigkeit werden früh schon voraus geahnt und voraus gesagt, oft auf eine ganz überraschende Weise. Sogar die Natur wird in diese Bezeichnung von Weissagung und Erfüllung hereingezogen. Wie der Brief an die Hebräer die alttestamentlichen Einrichtungen, Tempel, Opfer, Priestertum, Gesetz, als Typen oder Schatten, das heisst Vorbildungen dessen auslegt, was in Christus Wirklichkeit geworden sei, so gibt es eine alte, tiefe Betrachtungsweise, die in der Naturwelt eine Weissagung auf die Geisteswelt hin erblickt, in ihr überall das Sinnbild und Gleichnis eines Höheren findet. Auch sie scheint mir nicht Unrecht zu haben. Diese Beziehung ist im Kirchenjahr überall auch angedeutet. Wie der Frühling der Osterbotschaft, der Sommer dem Pfingstevangelium entspricht, so der Winter mit seinem Dunkel, das aber auf Licht harrt, der Weihnachtskunde. Ueberall waltet die Ordnung von Verheissung und Erfüllung.

Am gewaltigsten freilich tritt diese Tatsache an der Erscheinung Christi hervor. Dass Israel auf ihn harrte, braucht man nicht zu beweisen. Es ist nicht nötig, dass man in den sogenannten messianischen Stellen, die man von altersher in diesem Sinne gedeutet, überall eine unmittelbare Vorhersage Jesu Christi sieht, aber das ist gewiss, dass durch das ganze alte Testament der Hinweis auf einen grossen Gottgesandten geht, einen Gott-König, einen Gott-Menschen, der Gottes Recht auf Erden zur Geltung bringe, der Gottes Art auf Erden kund tue, der Gottes heilige Macht und heilige Güte als Mensch darstelle und in der Menschenwelt aufrichte und so die Erfüllung aller Sehnsucht auf die Verwirklichung Gottes und des Menschen auf Erden werde. Aber der gleiche Zug geht auch durch die ganze Heidenwelt. Der Unterschied ist nur, dass in Israel diese Hoffnung und Erwartung sich auf die erfahrene Wirklichkeit des in der Geschichte waltenden lebendigen Gottes stützt, während sie in der Heidenwelt mehr als Dichtung, Mythus, philosophische Idee auftritt. Ueberall aber waltet die Ahnung, dass die Gottheit einmal Mensch und Erlöser der Menschen werden müsse, und kurz vor dem Erscheinen Christi tauchen in der Heidenwelt um das Mittelmeer herum überall Weissagungen von einem Gott-König und Friedefürsten und einer neuen Weltzeit auf, die so klingen, als müssten sie auf Jesus Christus Bezug haben, und deren bekannteste mit den Worten schliesst: „Novus ex integro saeclorum nascitur ordo.“ (Es steigt aus Zeitentiefen eine neue Welt). Michelangelo, der in seinen Deckengewölben der Sixtinischen Kapelle diesen Gedanken der Vorbereitung und Weissagung auf Christus hin mit der ungeheuren Wucht darstellt, die ihm eigen ist, lässt diese heidnische Prophetie in den wunderbaren Gestalten der Sibyllen auftreten, die aus weitgeöffneten Augen vorblickend mit Staunen, ja Entsetzen das Wunder schauen, das Christus ist. Dieser ist gekommen als Erfüllung der Zeiten. „Das Wort ward Fleisch.“

Die gleiche Ordnung scheint mir auch im Leben des einzelnen Menschen zu walten. Und zwar nicht nur des „grossen“, das heisst: macht- und geistvollen, zu weltgeschichtlicher Rolle berufenen Menschen, sondern auch des „kleinen“, ja eines jeden Menschen. Bei den „grossen“ ist die Tatsache unbestreitbar; hier waltet deutlich ein Zusammenhang zwischen den Erlebnissen und Träumen des Knaben und Jünglings und der späteren Bedeutung des Mannes. Dafür darf man vielleicht ohne Verletzung der Ehrfurcht die Geschichte des zwölfjährigen Jesus im Tempel als Typus nehmen und zur Erläuterung am Leben eines „Grossen“ auf die Geschichte des Franciscus hinweisen, wo dessen weltliches Jugendleben, besonders seine ritterlich-kriegerischen Pläne und Träume, Weissagung auf seinen höheren Heldenweg werden. Aber

im Leben *jedes* Menschenkindes waltet wie gesagt ein Element solcher Prophetie. Man kennt das Wort Göthes: „Was man in der Jugend wünscht, des hat man im Alter die Fülle.“ In den Träumen und Gesichten des Knaben und Mädchens spiegelt sich ihr späteres Schicksal vor. Am besten scheint mir diese Tatsache durch die Geschichte des jungen Joseph illustriert, dessen Träume von den Garben auf dem Felde, von denen die elfe der Brüder sich vor der seinigen neigen und der entsprechende von Sonne, Mond und Sternen sich ja auch erfüllen. Die Sage, die besonders gern und reichlich solche Beziehugen im Leben der „Grossen“ herstellt, ist wahrer als die blosse Geschichte der „Tatsachen“, und die Ahnung, welche dieses Gesetz auch im Leben der „Kleinen“ walten sieht, hat nicht weniger Recht. Es ist viel mehr Sinn und Zusammenhang im Leben, als wir glauben. Wenn man älter wird, ist es ganz merkwürdig zu beobachten, wie Ereignisse, Umstände, auch Taten unserer Kindheit und Jugend, die damals ganz zufällig, sinn- und wertlos erschienen und die doch (was die Taten betrifft) aus einem unerklärlichen Drange erwuchsen, für unser späteres Lebenswerk eine ungeahnte Bedeutung bekamen. Und unsere Träume — hat sie das Leben nicht mehr als erfüllt? Ist nicht das, was unglaublich schien, noch überboten worden? Ueberall, im Kleinen wie im Grossen waltet das Gottesspiel von Weissagung und Erfüllung.

Aber nun muss diese Ordnung doch noch genauer bestimmt werden. Drei Erläuterungen des Gesagten sind notwendig.

Einmal kommt zu dem Gesetz von Weissagung und Erfüllung das andere, es scheinbar einschränkende, in Wirklichkeit wohl bloss ergänzende hinzu, *dass die Erfüllung durchwegs anders auszusehen pflegt als die Weissagung.* Das grösste Beispiel für diese Tatsache ist, wie wir wissen, wieder die Erscheinung Jesu selbst. Das Kindlein in der Krippe zu Bethlehem, der Mann am Kreuze zu Golgatha und die Gemeinde armer Leute zu Jerusalem sind auf den ersten Blick etwas ganz anderes, als was die Juden und Heiden erwarten, „den Juden ein Aergernis und den Griechen eine Thorheit“! So kam die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts anders, als sie in den Weissagungen von Propheten wie Dante und in den Ahnungen des Volkes gelebt hatte. Ganz das Gleiche geschieht im Leben des Einzelnen. Die Erfüllung der Träume der Jugend trägt vielfach ein fremdes Gewand. Es waltet in Geschichte und Einzelleben das Element der *Ueberraschung.* Es gibt ein *Neues*, gibt eine „schöpferische Entwicklung.“ Das geht so weit, dass man in der Erfüllung die Weissagung oft nur schwer erkennen kann. Die zweifelnde Frage des Johannes an Jesus: „Bist du es, der da kommen soll, oder müssen wir eines andern warten?“ ist der Typus einer umfassenden und allgemeinen Tatsächlichkeit. Es waltet darum in Geschichte

und Einzelleben auch *eine Tragik der Enttäuschung*. Und doch ist das nicht das *letzte* Wort. Die Erfüllung ist anders, aber, wenigstens von *Gott* aus, nur noch grösser als die Weissagung. Auch darin ist Christus das höchste Beispiel. Ist Jesus, der Helfer der Armen und Kranken, der Freund der Zöllner und Sünder, nicht *mehr* als der Messias-König, den mit der Mehrzahl der Juden Johannes der Täufer erwartet zu haben scheint? Ist das Kindlein in der Krippe nicht eine grössere Herrlichkeit als ein Prinz im Königspalast? Ist das Kreuz nicht *höher* als alle Zäsaren- und Hohepriestertrone der Welt? Gottes Gedanken gehen auch in der Geschichte des Reiches Gottes über unsere Gedanken hinaus und seine Wege über unsere Wege. Gott ist immer anders als wir meinen, gewiss, all sein Tun immer anders, als wirs deuten, gewiss, aber immer nur göttlicher, immer nur grösser, immer nur besser für uns, als wirs gemeint. So war die Reformation des sechszehnten Jahrhunderts freilich anders als die Erwartungen — wie Erasmus und viele Andere enttäuscht waren, so wären vielleicht auch Savonarola und Dante enttäuscht worden. Und doch, *Gottes* Gedanken in der Reformation, nicht die ihrer Träger, waren doch wohl grösser, als irgend einer der Weissagenden und Ahnenden sie gefasst. Das Gleiche gilt von politischen und sozialen Weissagungen und Erfüllungen. Diese sind anders, aber — wer weiss? — grösser als jene. Es gilt vom Leben des Einzelnen. Ist das, was schliesslich aus unserem Leben herausgekommen ist, nicht sehr, sehr viel wertvoller, innerlich herrlicher als wirs einst geträumt? Ist nicht alles ein grosses Wunder? *Gott ist treu*, unbegreiflich treu. Er hält, was er verspricht.

Freilich müssen wir eilen, das Zweite hinzuzufügen, das zunächst wie eine Einschränkung aussieht: *Nicht alles, was an Wünschen und Träumen und scheinbaren Verheissungen im Leben der Völker wie der Einzelnen auftaucht, kommt von Gott, ist mit seiner Bürgschaft verbunden, ist echte und wahre Verheissung.* Vieles davon ist nur Schein und Traum, ja auch Selbstbetrug; es ist Selbstberufung, nicht Gottesberufung, es ist Spiegelung der Eitelkeit, des Macht- oder Glückverlangens in die Zukunft hinein. Das ist nur Traum, nicht Weissagung, das ist Tand des Menschenherzens, nicht Gottes Wort und Werk. Das ist Fata Morgana, nicht gelobtes Land. Es ist wohl ein wichtiges Stück vom Sinne unserer Lebensentwicklung, dass wir nach und nach, dass wir so bald als möglich die falsche Verheissung durchschauen und die wahre erkennen. Denn unter all diesem Trug und Blendwerk liegt doch ein Goldhort echter Verheissung. Das ist das, was mit *Gottes* Sache zusammenhängt; das ist *Sein* Plan mit der Welt und mit uns; das ist *Seine* Berufung, nicht die eigene. Es ist eine

G a b e, die zugleich ernste A u f g a b e ist; es ist Ruf, Weg, Kampf, nicht in Schwärmerei und Weltrausch, sondern nur in der Nüchternheit des Glaubens fassbar; es ist ein Wunder der Führung und Gnade Gottes. Aber das i s t, das i s t — im Leben der Völker, der Menschheit, wie des Einzelnen. Und darin ist Gott treu; in dem, was wirklich e r verspricht leistet er auch die Bürgschaft der Erfüllung; was echte Verheissung ist, das wird Wirklichkeit, überschwängliche Wirklichkeit. Gott ist treu. Ja, überschwängliche Wirklichkeit! Denn das muss nun wieder hinzugefügt werden, dass die Verheissung anders ist, als wir meinen, aber grösser, als wir meinen. Wir jagen bloss der falschen nach und erkennen darob die wahre in ihrer Grösse nicht. Wir sind immer zu klein für das, was Gott uns geben möchte. Wären wir in diesem Sinne treu — wie gewaltig offenbarte sich erst die Treue Gottes!

W i r m ü s s e n s e l b s t a u c h T r e u e h a l t e n. Das ist das Dritte. Wir müssen der Verheissung g l a u b e n — müssen sie festhalten auf dunklen Wegen, in Enttäuschung, in Niederlage, müssen sie immer mehr reinigen von allem Trugwerk, müssen sie reinigen lassen vor Gott, müssen immer treuer werden. Daran fehlt es so oft und so sehr. Das ist die tiefste Tragödie der Geschichte und des einzelnen Lebens. So vieles, was echte Verheissung ist,, wird nicht, weil wir nicht nur klein sind, träge, dumpf, sondern treulos. In den gottgeplanten Ablauf von Verheissung und Gewährung greift das Element der F r e i h e i t des Menschen ein. So kommt in Geschichte und Einzelleben auch ein Anderes heraus, als herauskommen sollte, nicht bloss nach dem Gesetz der Ueberraschung, sondern auch infolge unserer S c h u l d. Aus diesem Grunde bleibt so vieles Stückwerk, gerät so vieles auf falsche Wege. Was war der R e f o r m a t i o n verheissen und was kam heraus? Welch ein Unterschied — durch die Schuld der Reformatoren und Anderer! Was hätte aus dem C h r i s t e n t u m werden sollen und können und was ist daraus geworden? Welch ein Unterschied — durch die Schuld schon der Apostel und Anderer! Was hätte aus der Bewegung der G e g e n w a r t werden können und was ist daraus geworden? Welch ein Unterschied — durch die Schuld dieses Geschlechtes! Was hätte aus unserem Leben werden können und was ist daraus geworden? Welch ein Unterschied — durch unsere Schuld! Und doch ist auch das wieder nicht das l e t z t e Wort. Es gibt vielmehr nun ein im tiefsten Sinne letztes Wort, ein Wort des Wunders und der Gnade ohne gleichen: das paradoxe Wort von der „felix culpa", der glücklichen Schuld, die Tatsache, dass Gottes wunderbare, unbegreifliche Gnade aus den Verfehlungen der Menschen Schöpfungen des Guten, aus ihrer Untreue Offenbarungen seiner Treue machen kann. Das ist das Kreuz Christi, die Folge unserer Schuld und das Herrlichste auf Erden,

die Offenbarung des Erbarmens Gottes, das Kundwerden der Abgründe seiner Liebe. So ist schon das Kindlein in der Krippe das Zeichen der Paradoxie Gottes, das Zeichen, dass der Weg in die Tiefe zur Höhe führt; so das Kreuz die Vollendung dieses Weges, der aber in Ostern und Pfingsten ausläuft. So waltet ganz sicher auch über der Geschichte des Christentums, der Reformation, der Gegenwart diese Gnade Gottes, die aus Schuld „Glück" macht; so soll alles noch grösser werden, als es sonst geworden wäre; so soll alles in die überschwänglich grosse Offenbarung der Gnade auslaufen — auch bei dir!

Und so ist dieses Gesetz der Weissagung und Erfüllung mit all seinen Bedingungen und Einschränkungen, die doch zu wunderbaren Ueberbietungen werden, für uns ein grosser Trost, eine wunderbare Herzstärkung, eine leuchtend frohe Verheissung. Lasset uns an das glauben, was an echter Verheissung in uns gelegt ist — nicht an Traum und Schaum, aber an das, was wir im tiefsten Ernst und vielleicht in schweren Leiden und Enttäuschungen als Ruf und als Gabe Gottes erkannt. Lasset es uns unbedingt festhalten — Gott ist treu! Lasset es uns festhalten für die Welt und über die Welt hinaus, auch über das Grab hinaus — Gott ist unbegreiflich treu, seine Erfüllungen gehen überall wunderbar weit über alles Ahnen und Fassen hinaus. Lasset uns festhalten an all unseren Hoffnungen für die Menschheit, aller Verheissung von Gerechtigkeit, Freiheit, Reinheit und Güte unter den Menschen, aller Erwartung von Dingen des Reiches Gottes — auch durch Leiden und Enttäuschungen hindurch. Das *ist* Verheissung, das *ist* Weissagung! Das ist nicht umsonst in das Herz der Völker, in das Herz der Menschheit, in unser Herz gekommen. Das hat *Gott* hinein gelegt. Dafür übernimmt er die Bürgschaft. Er ist treu! Es wird alles *sein*, weit über unser Ahnen und Planen hinaus. Es wird sein in unserem kleinen Leben und im Leben der Welt — trotz unserer Sünden, trotz unserer Untreue. Denn noch einmal seis gesagt: Gott ist treu, weil er auch unsere Schuld und Treulosigkeit überwindet. Und das ist der Gipfel von Gottes Treue: er macht zuletzt auch uns treu.

L. Ragaz.

Zur Aussprache

Du sollst nicht töten.

Wenn ich meinen Kampf gegen den Militarismus auch von der Bibel her begründen möchte und mich auf das 7. Gebot „*Du sollst nicht töten,*" berufe, wird mir oft erwidert, dieses Gebot beziehe sich nur auf den Einzelnen, der nicht aus Rachsucht oder Habsucht morden dürfe. Das Töten im Kriege sei aber etwas ganz Unpersönliches, etwas, das der Soldat im Dienste des

Landes, auf Befehl von oben und ohne eigene Verantwortung tue; die alten Israeliten hätten darum auch ruhig ihre Kriege ausgefochten und hätten sich dabei nicht im Widerspruch zum siebenten Gebot empfunden. Dies letztere muss wohl zugegeben werden; aber erträgt unsere heutige Auffassung vom Verhältnis des Einzelnen zum Volksganzen noch eine solche Abwälzung der Verantwortung auf die Regierungen oder die Militärbehörden und können wir uns von einem Gott, der für uns doch der Vater aller Völker ist, vorstellen, dass er ein gegenseitiges Hinmorden dieser Völker gutheisse, wenn er dem Einzelnen in den Arm fällt mit seinem „Du sollst nicht töten" und „Die Rache ist mein"? L. A.

Nachwort der Redaktion: Die Redaktion hofft, dass sich über die Frage, wie das Gebot: „Du sollst nicht töten" und seine Bedeutung im Kampf gegen den Krieg zu verstehen sei, eine ebenso lebhafte Aussprache entspinne, wie über das „vielumstrittene Jesuswort" und das „vielmissbrauchte Pauluswort". Es ist ja ein innerer Zusammenhang zwischen den Problemen, die durch die in Betracht kommenden Bibelworte bezeichnet werden.

Vielleicht sollte bei diesem Anlass auch gerade jenes Fündlein beleuchtet werden, das ein berüchtigter Kriegstheologe aufgebracht und das nun unsere Propagandisten des Militarismus so eifrig nachsprechen: es heisse ja gar nicht „Du sollst nicht töten!" sondern: „Du sollst nicht morden". Würde wohl ein Fachmann unter den Lesern uns sagen, wie die Sache philosophisch betrachtet liegt? Prinzipiell betrachtet steckt natürlich nichts dahinter.

Wir gedenken übrigens im neuen Jahrgang die „Aussprache" überhaupt fortzusetzen und sie auch auf andersartige Fragen auszudehnen. Das ist auch ein Stück „geistiger Demokratie".



Das Kommen Christi und die Weltlage.

Zum Jahresschluss pflege ich unter der Rubrik „Zur Weltlage" ein abschliessendes Bild des vorhandenen Weltzustandes zu versuchen. Ein Bild sage ich, nicht eine Photographie; denn es handelt sich natürlich nicht um etwas Vollständiges und auch nicht um etwas Wissenschaftlich-Objektives, sondern um den Versuch einer Zusammenschau der Dinge von einem bestimmten Gesichtspunkt aus. Selbstverständlich trachtet auch dieser Versuch jeweilen nach Objektivität, das heisst nach Wahrheit. Wir müssen uns die äusserste Mühe geben, Realisten zu sein, die Dinge zu sehen wie sie sind, oder, um Lasalles bekanntes Wort zu brauchen, zu erkennen was ist; erst von dieser Grundlage aus können wir versuchen, ihren Sinn und Zusammenhang zu erfassen und zu erkennen, was sein soll, vielleicht auch was sein wird. Und zum hundertsten Male erinnere ich daran, dass es weniger darauf ankommt, ob ich oder ein Anderer im Einzelnen richtig sehen, als dass wir sehen lernen, das heisst, sehen von wichtigen und grossen Gesichtspunkten aus, nicht mit engen Horizonten und kleinlichen Gedanken.

Weil diesmal der Jahresschluss noch etwas weiter entfernt ist und wir erst im Advent stehen, wo wir nach alter Sitte an das Kommen Christi, das einstige, jetzige und zukünftige denken sollen, so möchte ich, ohne überall im Einzelnen darauf zurückzukommen, diese Betrachtung der Weltlage unter den Gesichtspunkt stellen, ob in dieser wohl etwas vom Kommen Christi zu erkennen sei, etwas von einer Bewegung auf das hin, was Weihnachten zugleich als Erfüllung und neue Verheissung uns zeigt, auf die Welt Gottes und des Menschen, auf die Ehre Gottes, den Frieden auf Erden und eine Menschheit guten Willens (bonae voluntatis, so lautet die alte Uebersetzung) hin.

1. Die Weltlage in der Politik.

Wir gehen wieder von der politischen Lage aus, nicht weil sie uns das Wichtigste zu enthalten schiene, sondern weil sie sich der Beurteilung leichter darbietet und wir eher von Aussen nach Innen, als von Innen nach Aussen zu dringen vermögen.

Ein ganz deutliches und von niemand bestrittenes Kennzeichen der Entwicklung der politischen Dinge im Verlaufe dieses Jahres ist ohne Zweifel der Fortschritt in der Befriedung Europas. Locarno hat sich wirklich bewährt, wenn auch nur langsam. Es ist zu ihm Thoiry getreten. Dieses steht seinerseits wieder im engsten Zusammenhang mit demjenigen Ereignis, das auf diesem Gebiete als das wichtigste des Jahres gelten darf, dem Eintritt Deutschlands in den Völkerbund. Er bedeutet, vergessen wir es nicht, das Inkrafttreten des Locarnopaktes, wonach die Grenze zwischen Deutschland und Frankreich überhaupt nicht, und die im Osten Deutschlands nicht durch Gewalt verändert werden soll. Wir sind damit einen mächtigen Schritt weiter, als wir vor einem Jahre, oder gar vor drei, vier Jahren waren. Die deutsch-französische Verständigung, die eine Tatsache ist, wenn auch eine werdende, schwankende, berührt uns schon ein wenig wie ein geschichtliches Wunder: Frieden am Rhein für immer! Dazu ist freilich noch ein Vorbehalt zu machen, wovon nachher. Fügen wir jetzt noch hinzu, dass Hand in Hand mit der Befriedung die Einigung Europas geht, und zwar nicht nur im moralischen, sondern auch im organisatorischen Sinne. Ohne Zweifel hat der Gedanke der Vereinigten Staaten von Europa grosse Fortschritte gemacht. Davon zeugt nicht nur der paneuropäische Kongress in Wien, der eines der typischen Ereignisse dieses Jahres bleibt, sondern vielerlei, eine ganze Strömung des politischen, wirtschaftlichen, geistigen Lebens. Ich lese eine katholische Zeitschrift, die den Titel trägt: „Das Abendland" und deren Tendenz ist, eben dieses Abendland als eine Einheit zu betrachten und betrachten zu lehren. Eine Reihe

von bedeutenden europäischen Menschen arbeiten mit. Eine andere Zeitschrift ähnlicher Art heisst: „Europäische Revue“, noch eine andere: „L’Europe Nouvelle — Das neue Europa“, während die „Menschheit“ längst an diesem Werke ist. Im Wirtschaftsleben geschieht der Zusammenschluss freilich bloss in der Form der Vertrustung der Industrien, doch bedeutet diese, bei all ihren sozialen Gefahren, doch auch eine politische Ueberbietung der Grenzen. Ein europäischer, internationaler Zusammenschluss der Arbeiterschaft ist auch längst vorhanden und er wird sicher auch bald noch enger, kraftvoller und zugleich umfassender werden. Kurz: wir haben zum erstenmal ein Europa, werden es immer mehr haben; wir kommen aus der langen nationalistischen Zersplitterung in eine neue Einheit hinein. Grosse Perspektiven aller Art öffnen sich. Dass diese Einheit nicht ohne Christus bestehen kann, das heisst nicht ohne die Geisteswelt, die er offenbart, von der er das letzte Wort ist, nicht ohne sein heiliges Recht, das über jedem Volk und jedem Einzelnen ist, nicht ohne jene tiefste gegenseitige Verantwortlichkeit, die von ihm ausgeht, nicht ohne die Kraft des Kreuzes, die eine Kraft des Selbstgerichtes, der Selbstverleugnung, der Ueberwindung der Natur ist, nicht ohne den Sturz der Götzenwelt des Nationalismus und Gewaltglaubens, das ist freilich meine Ueberzeugung. Umgekehrt aber darf man wohl auch sagen, dass schon in diesem Weg Europas zu Befriedung und Einigung etwas von einem Kommen Christi zu verspüren ist.

Nicht widerspricht es aber dieser Entwicklung, dass auch die nationale Bewegung stark ist. Denn wir wünschen nicht das tote Grau eines Internationalismus ohne Nationen, sondern einen lebensgrünen Föderalismus der Völker. Einigung und wirklichen Frieden gibt es nur zwischen solchen Menschen und Völkern, die etwas sind; verbünden können sich nur Selbständige. Alles Leben ist polar, darum muss der Selbstverleugnung die Selbstbehauptung, der Befriedung und Einigung ein Erstarken wahrhaft „völkischen“ Lebens und ein neuer Kampf um Ideale entsprechen. Der Nationalismus ist freilich die Gefahr dieses Pols, aber ohne starke Nationen gibt es auch kein starkes Band zwischen den Nationen. Gerade das Fallen der politischen, das heisst staatlichen Grenzpfähle soll der Entfaltung freien Volkstum Raum schaffen; der Föderalismus, der die Völker in einer Idee zusammenfasst, lässt sie in ihrem Eigenleben erst recht frei, während der Nationalismus mit dem imperialistischen Mechanismus und Zentralismus verbunden ist und alles eigenartige Leben zertritt. Zäsar knechtet, Christus macht frei. Die Zerbrechung des allmächtigen Staates zugunsten der Genossenschaft, um es kurz zu sagen, ist ein Sieg Christi.

Aber nun ist freilich die andere Seite des Bildes, die dunkle, nicht zu vergessen. Einmal gilt das über die Befriedung und Einigung Europas Gesagte vorwiegend bloss vom W e s t e n Europas. Im O s t e n siedet noch der Hexenkessel, tummeln sich die Dämonen des Nationalismus und des Hasses. Solange aber im Osten Gefahr droht, ist auch, schon infolge der Verbündungen zwischen Osten und Westen, der Friede im Westen nicht gesichert. Die ungarische Frankenfälschung, die ewige Unruhe der Minoritätenfrage und vielerlei dieser Art erinnerten uns gerade dieses Jahr an die Wirklichkeit jener Zustände. Und R u s s l a n d bleibt ein Element der Unsicherheit, ein Alpdruck für Europa. Die Frage, ob man es noch zu Europa rechnen solle, deutet die ganze Schwere des Problems an. Dazu gesellt sich die Drohung des S ü d e n s, der Faschismus, vor allem der italienische, der auch im Osten und in Mitteleuropa schürt, durch sein Verhalten im Südtirol Deutschland und durch seine Absichten in Nordafrika und Kleinasien besonders Frankreich reizt und beunruhigt. Darüber ist in diesem Zusammenhang kein Wort mehr zu sagen. Bevor der Faschismus erledigt ist, gibt es keinen ganzen Frieden in Europa.

Sodann tritt Europa die nichteuropäische Welt gegenüber, A m e r i k a als Gläubiger und übergewaltiger Konkurrent, A s i e n und A f r i k a als Feinde. Auch daran sei nur kurz erinnert; wir haben davon reichlich genug geredet. Es sei aber auf die Entwicklungen in C h i n a besonders aufmerksam gemacht. Diese ganze chinesische Welt scheint im Begriffe zu sein, sich auf sich selbst zu besinnen und Europas Joch völlig abzuwerfen, darin und zu diesem Zwecke im Bunde mit Russland. Das ist nach allen zuverlässigen Beurteilern der Sinn der Bewegung, die von Kanton ausgeht und zum Urheber vor allem den in diesem Jahre verstorbenen grossen S u n Y a t S e n hat.

Dass alle diese Entwicklungen schwere Gefahren in sich schliessen, wissen wir. Marocco, Syrien, Abessinien haben es uns in diesem Jahre ebenfalls gezeigt. Auch die Türkei bleibt vorläufig eine stetige Drohung. So liegt denn über dem pazifischen Ozean und über der islamitischen Welt besonders dicht die Wolke der Kriegsdämonen.

Doch scheint mir auch dieses neue Verhältnis zu Amerika, Asien und Afrika, das uns ein drohendes Gesicht zuwendet, eine günstige Kehrseite zu haben. Abgesehen davon, dass die Befreiung Asiens und Afrikas r e c h t ist, begrüsst werden muss, an sich einen Segen für Europa selbst bedeutet, das durch die Kolonialpolitik vergiftet wurde, und damit auch ein Kommen Christi ist, sind wir durch diese Entwicklungen einander viel näher gekommen als vorher. Die ganze Welt ist viel mehr eine Einheit als früher. Wir bekümmern uns ungleich mehr und vor allem in einem ganz andern

Sinne als vorher um Amerika, China, Indien, Aegypten, Abessinien, Marokko. Wir *reden* viel mehr miteinander, verstehen einander besser. Aus Gärung und Dunkel, über den Kampf der Dämonen, erhebt sich zum erstenmal eine Wirklichkeit *solcher* Art, *die Menschheit*. Das ist etwas ganz Grosses, heute noch Unausdenkbares und sicher auch ein Kommen Christi.

Ich muss aber dieses Bild nun noch durch weitere Striche etwas vollständiger und freilich auch komplizierter machen. Wenn diese heutige Welt aus der Vogelperspektive betrachtet wird, so heben sich etwa folgende Gruppierungen besonders deutlich ab. Wir haben auf der einen Seite den *Völkerbund*. Ihn trägt neben Frankreich und den europäischen Kleinvölkern vor allem die angelsächsische Welt. Auch Amerika; denn es lebt in seinen Gedanken, auch wenn es formell nicht in seiner Organisation ist. Es waltet hier — natürlich in aller Unvollkommenheit — die Idee einer Völkerdemokratie, eine Rechtsidee, die zu einer Friedensidee wird. Es ist die Denkweise von mehr gesättigten, in gewissem Sinne mehr konservativen (was nicht etwa heisst: reaktionären) Völkern. Wie bedeutsam die Entwicklung des englischen Weltreiches zu einem Bund freier Völker ist, habe ich anderwärts angedeutet. Es sei hier auch hinzugefügt, dass der Völkerbund selbst im vergangenen Jahr durch schwere Krisen hindurch eine entschiedene Kräftigung infolge des Beitrittes Deutschlands und anderer Umstände erfahren hat. Der Völkerbund ist, wie die Völker, die ihn tragen, *demokratisch*. Ihr Ideal ist die Freiheit und freie Bewegung; sie sind, in diesem Sinne, liberal. Dieser Völkerbundsströmung tritt entgegen der *Bolschewismus*. Er ist bekanntlich nicht nur auf Russland beschränkt, sondern verbreitet sich über die ganze Welt und hat besonders bei der Erhebung Asiens und Afrikas seine Hand im Spiele. Er ist im Gegensatz zu der mehr konservativen Völkerbundsströmung *revolutionärer* Art, er ist die Erhebung der Unterdrückten oder sich unterdrückt Glaubenden. Er wirft in diesem Sinne den *sozialen* Gedanken in die politische Bewegung hinein. Der Bolschewismus ist *diktatorisch*. Er hasst die Demokratie, er ist ein System der Autorität und Gewalt. Als dritte Macht, die mit den beiden andern in Wettbewerb tritt, ist der *Faschismus* zu nennen. Ihn verstehe ich hier besonders als Bewegung eines gewalttätigen Nationalismus, der sich ebenfalls unterdrückt und verkürzt glaubt und dafür — Andere knechten möchte. Ungarn, das kriegerische Alldeutschtum und allerlei Aehnliches würde ich auch hierher rechnen. Diese Strömung ist *revolutionär* und *reaktionär* zugleich. Auch sie will die bestehenden politischen Machtverhältnisse umwälzen, aber sie huldigt dabei den Göttern der Vergangenheit. Auch sie wirft in diesem Sinne ein *soziales* Element in den

weltpolitischen Kampf. Dass sie antidemokratisch ist, ein Gewalt- und Autoritätsystem, und die Demokratie glühend hasst, ist bekannt. Das Problem der Demokratie hebt sich aus diesem Stre te besonders hervor und verbindet sich mit dem Problem der Gewalt. Beide treten fortwährend mehr in den Mittelpunkt aller Erörterungen. Besonders redet man viel von einer Krise der Demokratie und zweifellos gibt es eine solche. Sie hat sich auch in diesem Jahre verschärft. Man könnte auch von einer Krise der Freiheit reden. Dabei behaupten aber sowohl Bolschwismus als Faschismus, dass sie eine neue Freiheit wollten. Bunt wogen die Gedanken durcheinander, ein Chaos, aus dem eine neue Schöpfung werden soll.

Es handelt sich also in letzter Linie um den Zusammenprall gewaltiger Geistesmächte, die zugleich politische und soziale Mächte sind. Also um Zusammenprall, nicht um Frieden? Ja gewiss, der Friede ist, auf das Weltganze gesehen, noch nicht da, er muss erst kommen. Diese Mächte, die ich geschildert, sind zum Teil furchtbar, ja dämonisch. Aber gerade in diesen Entfaltungen sehe ich auf das Kommen Christi. Denn es handelt sich bei diesen Zusammenballungen bestimmter Geistesmächte immer mehr um letzte grosse Dinge. Es handelt sich um Gewalt oder Freiheit, handelt sich um Egoismus oder Solidarität, handelt sich um Unterdrückung und Ausbeutung oder freies Zusammenarbeiten der Völker, handelt sich zuletzt um Christ oder Antichrist. Das wird nach meiner Meinung nur immer deutlicher werden und Christus auch deutlicher hervortreten. Dabei sind jetzt schon gewaltige, die neue Welt bauende positive Kräfte im Spiel. Die Gegnerschaft gegen den Krieg ist zu einer mächtigen Weltbewegung geworden. Das Prinzip der Dienstverweigerung dringt erobernd vorwärts. Die Bewegung Gandhis bleibt ein lebendiges Element für Osten und Westen. Neue Kräfte dieser Art werden sicher aufbrechen, eines Tages wohl gerade im Osten Europas und im Osten überhaupt. Es ist besonders meine Ueberzeugung, dass über die politische und soziale Auseinandersetzung von Abendland und Morgenland, um es ganz kurz zu sagen, die Auseinandersetzung der lebendig gewordenen Religionen sich erheben und aus ihnen die auch von uns neu geschaute und erlebte Wahrheit Christi hervortreten wird. Ein Europa, Eine Menschheit — Ein Gott! Das scheint mir die Linie zu sein, die in die Zukunft führt, die aufeinanderfolgenden Stadien der kommenden Entwicklung.

2. Die Weltlage im Wirtschaftsleben.

Dass wir den sozialen Gesichtspunkt schon streifen mussten, beweist die Einheit des Lebens, die wir bloss um gewisser Klä-

rungen willen zerteilen müssen. Wenn wir nun aber unsern Blick diesem Gebiete zuwenden, welche Züge treten dann hier hervor? Welche Entwicklungen hat uns hier das Jahr gebracht?

Eine gewisse Einigung ist auch hier eine Tendenz des Jahres gewesen. Wir haben sie schon angedeutet. Sie ist zum Teil bloss die Frucht kapitalistischer Ueberlegung: man schliesst sich international zusammen, um sich nicht durch Konkurrenz gegenseitig zu schädigen. Der Konsument hat dabei das Nachsehen. Von diesem Zusammenschluss in Form der Vertrustung droht eine erhöhte Sklaverei der Massen, eine furchtbarere Herrschaft des Mammonismus und der soziale Bürgerkrieg. Jedenfalls vollzieht sich auf dieser Linie zunächst eine Verstärkung des Kapitalismus. Aber diese Einigung kann auch tiefere und edlere Gründe haben. Es waltet darin oft auch eine Erkenntnis, dass es mit dem bisherigen Kampf Aller gegen Alle auch im Wirtschaftsleben nicht mehr geht, dass eine gewisse Solidarität nötig ist. Ja, eine gewisse Wendung gegen den Kapitalismus ist weit über das Lager des Sozialismus hinaus deutlich zu erkennen. Besonders in den Kreisen eines lebendigen Katholizismus bekennt man sich zu einem gewissen Solidarismus. Marc Sangnier ist nur ein Vertreter dieser Art. Der Völkerbundsgedanke wirkt sich ganz offensichtlich auch in diesem Sinne aus. Das Internationale Arbeitsbureau in Genf ist ein ebenso bedeutsames Symbol der Zeitenwende, wie der Internationale Weltgerichtshof im Haag. Etwas von Christus her setzt sich auch in dieser ganzen Wendung durch. Auch der Sozialismus hat sich im vergangenen Jahr nicht nur behauptet, sondern kräftig weiter entwickelt. Er hat auch wieder mehr Aussicht, in England ans Ruder zu kommen, was ein Ereignis von gewaltiger Bedeutung wäre. Freilich liegen gerade in England die Gegensätze nahe beieinander. Denn wenn wir von England reden, so denken wir in erster Linie an den englischen Generalstreik und den Streik der Bergleute, die grössten aller bisherigen Streikbewegungen. Beide sind zusammengebrochen, der erste als verhüllte, der zweite als offene Niederlage. Es handelt sich um einen Kampf von, prinzipiell betrachtet, entscheidender Bedeutung. Darum hat sich das englische kapitalistische Bürgertum instinktiv bis aufs äusserste gewehrt, darum aber scheint mir dieser Kampf, zwar nicht nach dem Ausgang, aber nach seinem Sinn und Charakter, eine Weissagung auf das zu sein, was allerwärts und zuletzt in noch grösserem Massstabe kommen wird, wenn auch nicht kommen muss! Englische Entwicklungen sind ja oft denen der übrigen Welt vorangegangen, gerade auch auf dem Gebiete des wirtschaftlich-sozialen Lebens. Es öffnet sich vor uns die Aussicht auf gewaltige und furchtbare wirtschaftlich-soziale Ausein-

andersetzungen. Ich sehe sie fast mit Sicherheit kommen. Der soziale Bürgerkrieg, unblutiger, aber vielleicht auch blutiger, ist das Gewisseste dessen, was uns aus der Zukunft entgegenkommt — wenn es so weitergeht! Und damit steht wieder der Faschismus vor uns. Dass sich das Bürgertum mehr oder weniger allgemein und entschieden für die kommende Auseinandersetzung bewaffnet ist ebenso sicher wie dass dieser Gedanke die Arbeiterschaft weithin bewegt und da und dort zur Tat wird. So furchtbar uns diese Doppeltatsache sein mag, es hilft uns nichts, davor die Augen zu verschliessen.

Kann man hier auch von einem Kommen Christi reden? Durchaus. Denn worum handelt es sich bei dieser Aussicht, bei dieser Zuspitzung der Gegensätze? Doch offenbar um den Kampf gegen den Mammonismus, welcher furchtbar seine Tatze auf die Welt legt. Da ist aber Christus doch gewiss nahe dabei. Das Problem ist das seiner Sache. Es geht wieder um grosse, letzte Dinge, um die Dinge des Reiches Christi. Auch dieser Kampf erregt nicht nur das Abendland. Die Bewegung Südchinas (oder Jungchinas) ist nicht nur gegen den Imperialismus, sondern auch gegen den Kapitalismus des Abendlandes gerichtet. Das aber kommt von Christus her. Sun Yat Sen ist ein Christ und ein Schüler des herrlichen amerikanischen Christen und Sozialreformers Henri George gewesen. Wenn hier der Bolschewismus mit hineinspielt, die unterdrückten und ausgebeuteten Völker aufreizt, so ist er, den ich ja sonst, als Theorie und Praxis, so scharf bekämpfe, in dieser Beziehung doch ein Werkzeug in der Hand Gottes, der auch das für seine Zwecke nützen kann, was an sich seinem Geiste und Willen nicht entspricht. Man kann hinter dem Schritt des Antichrist den Schatten Christi sehen.

Aber der wilde und blutige Kampf zwischen Kapitalismus und Sozialismus, vergröbert zu Faschismus und Kommunismus, ist nicht notwendig, nicht ein Fatum. Er kann verhindert werden, wenn er überboten wird, überboten durch ein Kommen Christi! Ich meine: Die Drohung dieses Kampfes, das ganze gewaltige Problem kann Kräfte hervorlocken, die diesen Ausgang verhindern. Der Antimammonismus braucht nicht mit Blut und Feuer zu kommen, der Kommunismus kann in einem besseren Sinn vertreten werden, die Revolution kann eine andere Form haben. Es gibt einen Antimammonismus des Evangeliums, einen Kommunismus Christi, eine Revolution Gottes. Diese werden unsere Rettung sein. Sie werden durch den furchtbaren kommenden Kampf und die Drohung der letzten Katastrophe ausgelöst werden. Kann man nicht etwas davon spüren? Die Welt feiert in diesen Tagen den heiligen Franz. Was man auch im übrigen von solchen Jubiläen halten mag, ist es nicht doch auch ein

Zeichen, dass mitten in einer vom Mammon in nie gekannter Weise beherrschten Welt plötzlich der Heilige der Armut allüberall verherrlicht wird? Es gibt auch viele andere Zeichen dieser Art. Noch ist es dafür Advent, Vorbereitungszeit, kann aber nicht das Ohr schon den leisen Tritt des Kommens Christi auch auf diesem Wege vernehmen?

3. Die Weltlage im Geistesleben.

Wie immer treibt uns auch diesmal die Dialektik der Dinge weiter zum Letzten: Wie stellt sich uns das Bild der geistigen Welt dar?

Die Frage ist zu weit, auch dann, wenn wir sie auf die besondere Signatur des letzten Jahres beschränken. Wir müssen und wollen sie auch bloss auf das Gebiet des sittlichen und religiösen Lebens beziehen. Gibt es hier charakteristische Zeichen und Entwicklungen?

Was mir hier immer wieder zu schaffen macht und für mich dieses Jahr auch charakterisiert hat, ist auf dem Gebiete des sittlichen Lebens (wenn man nun einmal trennen will) die wahrhaft erschreckende Zunahme der Entartung des Lebens. Ich denke besonders an die Verwilderung des geschlechtlichen Lebens, die Theorien, die das keimende Leben, die Entstehung des Lebens selbst einer Behandlung ausliefern, die der Tod aller Ehrfurcht vor dem Heiligen ist; dann an die Perversität der Sitten, die sich in Kleidermode, Genusstreiben, Sportbesessenheit und Brutalität der Technik und des Verkehrs (hunderte von Automorden jährlich in der Schweiz), in skrupelloser Verwüstung der Natur und tausend Dingen ähnlicher Art ausdrückt. Man redet etwa im Angesicht dieser Erscheinungen von einer Paganisierung, einer Rückkehr zum Heidentum; doch täte man dem Heidentum damit unrecht; dieses ist nie so tief gesunken, nie so ehrfurchtslos, so gottlos geworden. Wir haben es vielmehr mit etwas Schlimmerem zu tun, mit einer Gottesferne und einer Herrschaft der Dämonen, die nur möglich sind, wo etwas von Christus dabei ist — nämlich der Gegensatz zu ihm, der Abfall von ihm.

Damit sind wir schon auf die Frage gestossen, ob man auch diese Dinge mit Christus zusammenbringen, darin sogar ein Kommen Christi sehen kann?

Ich antworte: Ja, auch hier! Denn diese ungeheure Not schreit nach ihm. Sie ist ja zum Teil Folge von Zuständen, die aus dem Abfall von ihm erwachsen: des Krieges, der Wohnungsnot, der entarteten Arbeit, der sozialen Unsicherheit, der Entseelung und Versklavung des Lebens. Sie sind nur zu heilen durch völlige und allgemeine soziale wie geistige Umkehr.

Und das ists, was mich tröstet: ich sehe in dieser sittlichen Verderbnis Offenbarung, Offenbarung des Falschen in unserem ganzen Leben, in unserer ganzen Gesellschaft. Von dieser Offenbarung erwarte ich eine Reaktion gegen jene Dinge. Sie wird kommen, wenn sie reif ist. Wie der Krieg durch seine letzte Steigerung sich selbst verzehrt, so Laster und Entartung. Ich glaube an die kommende gewaltige Bussbewegung. Ich sehe sie kommen, sehe sie nahen — ich höre auch hier den Tritt Christi.

Leichter fällt dies allerdings, wenn wir auf die religiösen Entwicklungen schauen. Hier scheint mir ein doppelter Zug in diesem Jahre noch deutlicher geworden zu sein: Das Erwachen der Christenheit geht weiter. Es ist das Erwachen zu ihrer sozialen Aufgabe und es ist im Zusammenhang damit das Erwachen zum Bewusstsein ihrer letzten Wahrheit.[1]) Der Glaube an das Reich Gottes, das zu uns kommen, dem die Welt gehören soll, nicht nur die einzelne Seele, wird immer mehr das Zentrum des Christentums, Christus immer mehr lebendig, als die Verkörperung des lebendigen Gottes, der unser Vater ist. Von diesem Erwachen aus wird Leben und Hilfe in alle andern Gebiete strömen. Das ist mein Glaube, mein Trost, mein letztes Wort. Das letzte Jahr hat meinen Glauben an diese Entwicklung mächtig gestärkt. Tausend Zeichen sagen mir, dass dieses Erwachen immer mehr alle christlichen Kreise ergreift, von der Proklamation des Königreiches Christi durch die römische Kirche bis zu den Christlichen Vereinen junger Männer, von Oberammergau bis zu Helsingfors und weiter! Die katholische Kirche wird den Pazifismus, ja auch den Sozialismus (in bestimmten Formen) immer mehr ergreifen und vertreten, der Protestantismus aber auf seinem Wege das Gleiche tun. „Wir harren nach seiner Verheissung, auf einen neuen Himmel und eine neue Erde, worinnen Gerechtigkeit wohnt.“

Charakteristisch scheint mir auch hier der Zug, dass diese neue Orientierung einigend wirkt. Es treten dafür allerlei bunte Bewegungen des Chaos, Theosophie, Anthroposophie, Gnostik, neue Religionen („Religionsersatz“) aller Art offensichtlich zurück, aber es treten davor auch zurück die Gegensätze der kirchlichen Gemeinschaften, der Konfessionen, ja der Religionen. Man redet wieder miteinander, bekümmert sich umeinander, kommt zusammen, sucht sich zu verstehen wie schon lange nicht mehr. Eine Einheit taucht wieder aus dem Chaos auf. Christus ist da nicht fern. Er ists doch, der, neu verstanden, diese Einheit schafft, zu dieser Einheit lenkt.

[1]) Dieses Erwachen ist grosszügig und ergreifend dargestellt in der Schrift von Adolph Keller: „Die soziale Erneuerung der Menschheit durch das Christentum.“

Freilich fehlt auch hier der Gegensatz nicht. Es ringen miteinander im Schosse der Christenheit, besonders des Protestantismus, die beiden Denkweisen, von denen hier schon oft die Rede war: die beiden Auffassungen des Reiches Gottes, wonach dieses mehr ein jenseitiges oder ein diesseitiges, mehr ein Reich über der Welt oder eines in der Welt wäre. Die Stichwörter von Quietismus und Aktivismus, von Amerikanismus und Ostmystik, Calvinismus und Luthertum fliegen hin und her. Aber das Charakteristische ist, dass dieser Kampf überhaupt entbrannt ist, das Bedeutsame an diesem Kampf ist, dass es um das Reich Gottes geht. Dieses ist damit endgültig das Zentrum des neuen Denkens geworden. Das ist eine Umwälzung von unabsehbarer Tragweite. Das ist eine Reformation, auch wenn man es nicht so nennt; sie steht hinter der des sechszehnten (und siebzehnten) Jahrhunderts an Bedeutung nicht zurück. Aber sie hat doch erst begonnen. Grosses und Grösstes steht noch bevor. Neue Gedanken und Kräfte regen sich. Noch sind sie nicht stark genug. Noch ist es auch für sie bloss Advent. Aber man kann auch hier den Tritt Christi hören.

4. Schlusswort.

So sehe ich heute die Weltlage im Gedanken an das Kommen Christi. Ich sehe keineswegs „optimistisch"; vielmehr verbinde ich in mein Glauben und Sehen, wie ja aus diesen Ausführungen wieder hervorgeht, mit der Erwartung gewaltiger Kämpfe und Katastrophen. Dass unsere alte Welt mit ihrer Kultur Stück für Stück zusammenbricht und weiter zusammenbrechen wird, glaube auch ich, wünsche es sogar. Es ist Weltgericht. Auch die furchtbaren Offenbarungen des Bösen gehören dazu. Es kommt ans Licht und wird vom Licht gerichtet. Aber mit dem Gericht geht eine Schöpfung Hand in Hand. Ein Schöpfungswort tönt durch die Donner der Katastrophe: „Siehe, ich mache alles neu." Und das ist das Kommen Christi.

26. November 1926. L. Ragaz.

Berichte

Die religiös-soziale Konferenz in Romanshorn. (9.–11.Okt.)

Schon anderthalb Monate sind seit jenen Oktobertagen verflossen, wo wir in dem freundlichen Städtchen am Bodensee zusammenkamen, vor allem um im engeren Kreise von Freunden, wie wir dachten, die Grundlagen und Grundfragen unserer Sache neu zu prüfen und aus dem Ergebnis die notwendigen praktischen Schlüsse zu ziehen. Vieles hat sich seitdem wieder ereignet, Gutes und Schlimmes; allerlei Einzelheiten jener Tage haben sich verwischt; tiefe Eindrücke sind zwar nicht vergessen, aber mehr ins Unbewusste zurückgetreten; geblieben aber ist vor allem eins: die Dankbarkeit, vor allem die

Dankbarkeit für das fast unerwartet schöne Gelingen der Veranstaltung. Zunächst war der Besuch um ein Vielfaches grösser, als einige erwartet hatten. Handelte es sich doch bloss um eine mehr regionale Zusammenkunft, für die nur die allernotwendigste „Propaganda" gemacht worden war. Nun reichten die in Aussicht genommenen Lokale auch bei dichtester Besetzung nicht und mussten teilweise wiederholt gewechselt werden. Von überall her waren Menschen gekommen, natürlich besonders von der Bodenseegegend, viele altbekannte liebe Freunde, aber doch auch sehr viel neue Gesichter, vor allem aber zu unserer grossen Freude ganz ungewöhnlich zahlreich eine frische und begeisterte Jugend. Diese Erfahrung bildet eine schlagende Widerlegung von allerlei pessimistischen Urteilen über den Stand unserer Sache in der Schweiz, die in der letzten Zeit, meistens ohne genauere Kenntnis der Tatsachen, aus dem Munde von Freunden und Gegnern laut geworden waren. Auch steht sie ja nicht allein. Wo immer die von uns vertretene Sache in diesen Jahren ihre Fahne gezeigt hat, da hat sie überall das lebhafteste Interesse, und nicht nur Interesse, erregt. Sie ist lebendiger als je, wie das bei Totgesagten oft vorkommt. Und ebenso erfreulich und verheissungsvoll, wie dieser über Erwarten zahlreiche Besuch, war der ganze G e i s t der Zusammenkunft, dieser Geist der Freude, der Eintracht, der Offenheit, der Empfänglichkeit für das Höchste. Es war ein so schönes, brüderliches Zusammensein, das nur zu kurz dauerte, um noch vertrauter zu werden.

Aehnliches ist von den Verhandlungen zu berichten. Sie galten, wie gesagt, in erster Linie den Grundlagen und Grundfragen der „Bewegung". Als solche schienen vor allem in Betracht zu kommen unser Glauben und Hoffen, wie es sich im Warten auf das Reich Gottes konzentriert, sodann unsere persönliche Stellung und Haltung im Verhältnis zu dieser grossen Sache, weiter die Art der Verbindung des Religiösen und Sozialen und endlich die praktische Auswirkung dieser ganzen Wahrheit.

Wenn nun meine Aufgabe wäre, den Inhalt der Verhandlungen, besonders der Vorträge, ausführlicher wiederzugeben, so fürchte ich, mein Gedächtnis, das durch keine Notizen gestützt wird (ich erwartete, dass ich nicht selbst diesen Bericht schreiben werde), müsste versagen. Glücklicherweise aber ist jenes nicht nötig, da Aussicht besteht, dass die Vorträge und Reden entweder in den „Neuen Wegen" oder in einem besonderen Bändchen erscheinen, so dass die Leser in der Lage sein werden, sich gründlich damit zu beschäftigen.

Die Grundlage der Verhandlungen bildete der Vortrag von P a u l T r a u t v e t t e r über u n s e r e n G l a u b e n a n d a s k o m m e n d e R e i c h G o t t e s. Er wird wohl für viele neben dem Gesamteindruck der Konferenz das Erlebnis derselben gewesen sein. Mit der ihm eigenen Ehrlichkeit, Einfachheit, Tiefe und Selbständigkeit des Denkens wusste der Vortragende dieses unser grosses Thema (im tiefsten Sinne des Wortes) so zu behandeln, dass es uns wie neu erschien. Er nahm uns, soweit das nötig war — und es ist ja immer wieder nötig — jeden Anspruch, dass wir als Anhänger der religiös-sozialen Bewegung etwa den Glauben an das kommende Reich oder gar dieses selbst ohne weiteres schon hätten, nahm diesen Anspruch allerdings auch aller Theologie, auch der neuesten, zeigte mit seltener Eindringlichkeit, Klarheit und Schlichtheit einerseits die eigenartige realistische Kraft dessen, was Reich Gottes heissen darf und seinen Gegensatz zu unseren christlichen und kirchlichen Methoden, die Welt und ihre Uebel zu behandeln, und wusste mit alledem, ohne besonders darauf einzugehen, auch die Frage zu beantworten — und wie mächtig zu beantworten! — ob wir den Glauben an das kommende Reich festhalten dürften. Ich wiederhole viele von uns haben diesen Vortrag mit tiefster Dankbarkeit als Mahnung, Klärung, Stärkung aufgenommen.

Der Vortrag von L e o n h a r d R a g a z über U n s e r p e r s ö n l i c h e s L e b e n i m D i e n s t e d e s R e i c h e s G o t t e s hatte den Zweck, die von Trautvetter aufgeworfenen und beantworteten Fragen weiterzuführen und zwar,

wie das Thema des Vortrages sagt, ins persönliche Leben hinein. Doch wurde das Thema dadurch verwickelt und allzugross, dass gleichzeitig auch gewisse mehr ins persönliche Leben eingreifende Probleme der religiös-sozialen Bewegung behandelt werden sollten. So wurde denn die Notwendigkeit betont, dass das persönliche Leben sich der von uns vertretenen Sache gemäss gestalte. Zum Reich gehört die Nachfolge. Es kamen jene Fragen an die Reihe, die man mit den Stichworten „Bergpredigt", „Armut", „Gewalt", „Liebe", „Das Unbedingte", „Gnade oder Werk", „Warten oder Arbeiten" bezeichnen kann und den Schluss bildete eine Kritik der religiös-sozialen Bewegung von diesen Gesichtspunkten aus.

Ich reihe an diese beiden Vorträge zunächst noch die Verhandlungen vom Montag Vormittag, die eigentlich eine Fortführung des ganzen zweiten Themas sein sollten. Es trat aber in den Mittelpunkt und blieb darin die Notlage der ostschweizerischen Stickereiindustrie und der damit verbundenen Bevölkerungsschicht, die bekanntlich auch die Bauern umfasst. Diese Notlage wurde beleuchtet durch zwei Versuche, ihr zu steuern. Ich hoffe, dass von beiden in den „Neuen Wegen" besonders geredet werde und will es darum jetzt nicht tun, um so weniger, als ich nicht weiss, ob eine solche öffentliche Erörterung derselben in ihrem jetzigen Stadium schon erwünscht wäre. Die beiden Reden von Nationalrat Howard Eugster-Züst in Speicher und Pfarrer Karl Schenkel in Mogelsberg, die zum Teil allgemeiner Art waren, besonders die erste, zum Teil diese Hilfsaktionen beleuchteten, haben die Versammlung nochmals lebhaft bewegt.

Es seien zunächst einige Bemerkungen über die Diskussionen angeschlossen. Von diesen muss wohl durchgehends gesagt werden, dass sie den Themen nicht ganz gerecht wurden. Das gilt namentlich von der Aussprache über den Vortrag von Trautvetter. Sie blieb zu sehr an dem Problem der Stellung zum Leide, besonders der Krankheit, hängen und vernachlässigte die andern Partien des Vortrags, verkannte auch zum Teil dessen Sinn. Es gilt auch von dem zweiten. Dieser hatte überhaupt Unglück. Der Vortragende hatte, gegen seine Gewohnheit, das Referat aufgeschrieben; als dann der Vortrag in die halbdunkle Kirche verlegt wurde, war das Manuskript kaum mehr lesbar. Leibliche und seelische Schwäche verhinderten aber den Redner, sich vom Manuskript zu befreien. Dazu kam die räumliche Entfernung von den Zuhörern, das Oede jedes Vortrags in einer nicht ganz besetzten Kirche. So ging der Vortrag beinahe verloren. Die Aussprache füllte freilich dann den ganzen Sonntag Nachmittag aus, war sehr lebhaft und wurde von allerlei Menschen benutzt, aber sie ging nur wenig auf das eigentliche Thema des Vortrages ein. Was endlich den Montag Vormittag betrifft, so wäre wohl richtiger gewesen, wenn das ganze grosse Thema der ostschweizerischen Not von einem Berufenen beleuchtet und dann die beiden Hilfsaktionen in diesen Rahmen gestellt worden wären. Zu diesen Mängeln der Aussprache gesellte sich das Falsche in der Anlage der Konferenz. Diese wollte (abgesehen von der Volksversammlung) jene Ausprache über die Probleme der „Bewegung" im engeren Kreise von Gesinnungsgenossen sein und war nun tatsächlich eben etwas anderes. Dieser Verlauf der Dinge — der in Bern sich auch schon eingestellt hatte — sollte uns, scheint mir, ein für allemal zeigen, dass man für eine mehr vertrauliche Aussprache andere Formen suchen, aber für öffentliche Konferenzen öffentliche, d. h. jedermann angehende Themen wählen und entsprechend behandeln muss. Aber wenn ich ehrlicherweise diese Mängel der Aussprache hervorgehoben habe, so müssten wir doch auch ihre Vorzüge nennen oder besser, einen Vorzug: den ganzen Geist, die ganze herzliche, vertrauensvolle Art, welche alle Aussprachen beherrschte. Das war früher keineswegs immer so!

Ich nehme aber nun den Faden der reinen Berichterstattung wieder auf. Da der eine der Konferenztage ein Sonntag war, so hatte der Ortsgeistliche an

Pfarrer Robert Lejeune die Kanzel abgetreten, und so feierten wir denn in der dichtbesetzten Kirche mit der sonstigen Gemeinde zusammen eine zentrale Andacht. Die Predigt entfaltete an Hand der Geschichte vom Blindgeborenen (Joh. 9) mit grosser Tiefe und Klarheit die Verbindung des religiösen und sozialen Problems in der Beleuchtung der höchsten Wahrheit: unsere Zustände sind Strafe, Strafe der Gottesferne, des Abfalls von Gott, aber sie sind in letzter Instanz eine Verheissung grosser Hilfe durch Christus. Der Abend führte uns dann in der wohlbesetzten Turnhalle als Volksversammlung nochmals zusammen. Hier verkündigten in mehr weltlicher Form und Umrahmung und doch auch unter den höchsten Gesichtspunkten die Pfarrer Lukas Stückelberger von Winterthur und Herrmann Bachmann von Arbon „Die soziale Botschaft des Christentums". Sie taten es beide auf lebhafte, eindringliche und volkstümliche Art, der Zweite sich des Dialektes bedienend, jener, die verschiedenen Arten von Christentum beleuchtend, und in der Auseinandersetzung mit ihnen das „soziale" charakterisierend, dieser besonders an englischen und amerikanischen Beispielen illustrierend.

Während des Samstags und Sonntags hatten Regen und Nebel uns das herrliche Landschaftsbild, in dessen Mitte wir tagten, fast ganz verhüllt. Diese Hülle fiel am Montag. Man blickte von dem „Volksheim" aus, in dem wir berieten und nachher traulich beim Mahl sassen, auf den weiten blauen See. Am Nachmittag wanderten oder fuhren die Uebriggebliebenen nach Uttwil am See, der einen der beiden Pfarrgemeinden unseres Freundes Weidenmann, genossen dort noch einige Stunden traulichen Zusammenseins und kehrten dann nach allen Richtungen heim, voll Dankbarkeit für das Empfangene und Erlebte, gestärkt im Glauben an die Dinge, für die wir leben möchten.

Einige allgemeine Bemerkungen seien, für künftige Konferenzen und unsere Arbeit überhaupt, noch beigefügt. Vermisst haben einige von uns unter den Referenten die „Laien" und die Frauen. Gewiss war es bloss Zufall, dass sie fehlten. Vermisst haben wir das Lied, die Musik, überhaupt ein Mehr an frohem Zusammensein. Es war ein bischen zuviel bloss Arbeit und Problemschwere. Wir können solche kurzen Tagungen nicht genug vereinfachen, damit für jenes andere Element Zeit und Kraft bleibt. Vermisst haben wir, dass die Jugend, die so zahlreich vertreten, mit ihrer besonderen Art so wenig zur Geltung kam. Das alles kann ein andermal gewiss mit Leichtigkeit berücksichtigt werden.

Noch allgemeinere Ueberlegungen drängen sich auf. Wie schon gezeigt worden ist, hat unsere Sache bei diesem Anlass von Neuem ihre Lebensfrische gezeigt. Es ist in der Tat immer wieder überraschend, wie sehr unsere Fragestellungen und unsere Antworten darauf das eigentliche Volk bewegen. Es sollte sie nur noch mehr kennen lernen, und zwar auch in möglichst volkstümlicher Form. Es fehlt an volkstümlichen Darstellungen unserer Sache, es fehlt da und dort noch an solchen, die ihre Fahne aufpflanzen und die Menschen auf sie hinweisen. „Die Ernte ist gross, der Arbeiter sind wenige." Es fehlt an Einheit und fehlt an einem gewissen Mindestmass lebensvoller Organisation. Hier erstehen dringliche Aufgaben. Die ganze Lage, ihre Schwierigkeiten, wie ihre Verheissungen, fordert dringend dazu auf, dass wir an ihre Lösung gehen. Wir haben am Samstag Abend in Romanshorn auch davon geredet, aber viel zu wenig gründlich. Möge das in dieser Richtung für die Ostschweiz geplante zur lebensvollen Wirklichkeit werden — möge überall in der Schweiz dieses neue Leben sich entfalten und Gestalt gewinnen. L. R.

Die Frau in der internationalen Friedensarbeit.

5. Kongress der Internationalen Frauenliga für Frieden und Freiheit in Dublin. 8.—15. Juli 1926.

Dass die Frau ihre bestimmte Aufgabe im Kampf gegen den Krieg habe, wird allgemein zugegeben. Nur weist man ihr mit Vorliebe die Kinderstube

und die Erziehung der künftigen Generation zu einer pazifistischen Gesinnung als ihr besonderes Tätigkeitsfeld zu. Die Frauen, die sich vor elf Jahren im Haag zum Protest gegen den Krieg zusammen gefunden und 1919 in Zürich zur Internationalen Frauenliga zusammen geschlossen haben, unterschätzen die Wichtigkeit des erzieherischen Einflusses der Frau durchaus nicht. Sie befassen sich auch immer und immer wieder mit Erziehungsfragen. Aber sie lassen sich damit nicht genügen. Sie wissen, dass, um zum Frieden zu erziehen, man sich auch selbst klar sein muss, was alles mit dem Kriegs- und Friedensproblem zusammenhängt, und sie erachten es auch als ihre Pflicht, gerade als Mütter und Erzieherinnen der künftigen Generation an der Umgestaltung der Zustände ausserhalb der Kinderstube mitzuarbeiten, damit der Abstand zwischen dem, was in der Kinderstube als Ideal gilt und dem, was die Welt draussen als Ideal anerkennt, sich von Generation zu Generation verringere.

Eine neue Moral auch für das Zusammenleben der Völker, das ist, kurz zusammengefasst, die Forderung der Frauenliga, wie ja überhaupt die Forderung aller derjenigen, die den Kampf gegen den Krieg führen. Die Verhandlungen dieses Kongresses befassten sich unter dem Gesamttitel: „Der nächste Schritt zum Frieden“ mit den drei Fragen: Militarimus und Antimilitarismus (Kriegsvorbereitung und Abrüstung); Minoritätenproblem; ökonomischer Imperialismus und Kolonalimperialismus.

Ergänzt wurden diese mehr theoretischen Abhandlungen, die nebenbei gesagt von grosser Sachkenntnis der Referentinnen zeugten und mit grossem sachlichem Ernst dargelegt wurden, durch die Berichte der Vertreterinnen der verschiedenen Länder über die politische und ökonomische Lage in ihren Ländern. „Wo liegt die Gefahr innerer oder aussenpolitischer Konflikte?“ Diese nationalen Berichte boten ein ausserordentlich interessantes Bild, zum Teil als Illustration zu den Themen „Militarismus“, „Stellung der Minoritäten“, „Imperialismus“, zum Teil auch, weil aus der Art der Darstellung und aus der Einstellung der Berichterstatterin zu den Problemen und Schwierigkeiten ihres Landes sich wertvolle Schlüsse auf die politische Auffassung der Berichterstatterin und damit mehr oder weniger der Sektion ihres Landes ziehen liessen. Denn selbstverständlich sind auch in dieser Frauenliga verschiedene Strömungen vorhanden; das Ziel, die Beseitigung des Krieges, ist allen gemeinsam, aber den Weg, der zu diesem Ziel führt, suchen die einen im näheren Anschluss an das Bestehende, die andern in einem entschiedenen Bruch mit den heutigen Einrichtungen, und da war es wohl einer der Gewinne dieses Kongresses, dass man gerade in der persönlichen Berührung mit den etwas anders Denkenden doch auch wieder ihre Stellung begreifen und ihre persönliche Ueberzeugung schätzen lernte.

Ein ganz grosser Gewinn war auch der Einblick, den unser kurzer Aufenthalt in Dublin uns in die politische Lage Irlands und in ihre Einwirkungen auf die Friedensbestrebungen gab. Irland zeigt in seiner inneren Spaltung und Zerrissenheit eigentlich nur ein besonders deutliches Bild von den furchtbaren Spannungen, die im politischen Leben überhaupt herrschen; es ist ein Kriegsherd im Kleinen. Der Bürgerkrieg, der es jahrelang durchtobt hat, ist noch nicht erloschen; man sieht die Flamme immer wieder drohend aufzüngeln. Und doch liegt auch hier keine Rettung in der Anwendung der Gewalt. Gewalt ist angewendet worden und wird angewendet hüben und drüben. Davon sprechen die Ruinen niedergebrannter Gebäude, die mitten in den belebtesten Strassen aufragen, davon sprechen immer noch die mit politischen Gefangenen angefüllten Gefängnisse; aber diese Kämpfe haben nur eine furchtbare gegenseitige Verbitterung zurückgelassen, und es wird nun erst die mühsame Arbeit der kommenden Jahrzehnte sein, diese Verbitterung und dieses Misstrauen durch eine Politik der Versöhnung und Verständigung zu überwinden. Die Tagung der Frauenliga hat wenigstens das eine Verdienst in dieser Sache,

die Gegner aus den verschiedenen Lagern in gemeinsamer Arbeit zusammen zu bringen. Dass am Eröffnungsabend der Präsident des Freistaates, Cosgrave, und der Führer der Republikaner, de Valeira, zum ersten Mal an einer Veranstaltung sich gemeinsam einfanden, wurde als Merkwürdigkeit verzeichnet und als grosser Fortschritt gebucht, wie denn überhaupt das Miteinanderwirken der Republikanerinnen, der Anhängerinnen des Freistaates und der Arbeiterinnen in den Vorarbeiten für den Kongress schon ein Stück Versöhnungsarbeit an sich war.

Zum Abschluss sei es mir erlaubt, das Urteil einer japanischen Delegierten, Tano Jodai, der einzigen Vertreterin ihres Landes, über den Kongress anzuführen:

„Ein einsamer, orientalischer Neuling in der Friedensbewegung erhielt einen beinahe überwältigenden Eindruck von der wunderbaren technischen Kenntnis, die am Kongress in Dublin zu Tage trat. Aber noch tiefer war der Eindruck von der ehrlichen Ueberzeugtheit, die aus dem Interesse und der Begeisterung der Delegierten sprach. Es lag darin etwas, das zu tief ist, als dass man es analysieren könnte und zu lebendig, als dass man es sezieren dürfte. Der Internationalismus ist dieser Besucherin aus dem Orient dadurch zur Wirklichkeit geworden. Der Osten ist der Osten und wird der Osten bleiben; aber er teilt mit dem Westen ein gemeinsames Ziel: die Durchdringung der Seele der Nationen mit dem Ideal der Liebe und Menschlichkeit durch das al'ein wir alle uns vereinigen können in einem dauernden aufbauenden Werke für die Menschheit. Internationalismus ohne Religion ist nicht nur undenkbar, sondern auch undurchführbar. In einem Neuling in der Friedensbewegung ist durch diesen Kongress die Sehnsucht nach einem weiteren und tieferen Eindringen in Gottes Pläne für seine Welt neu erwacht.“ C. Ragaz.

Der Schweizerische Zweig der Internationalen Frauenliga umfasst gegenwärtig sechs Ortsgruppen: Aarau: Präsidentin Frau Dr. Lejeune-Jehle, Kölliken, Aargau; Arbon: Frau Lauber, Schiffländestr. 1; Bern: Fräulein Dr. Grütter, Schwarztorstr. 20; Knonaueramt: Fräulein Hedwig Walter, Obfelden; Tösstal: Frau M. Früh, Wila; Zürich: Fräulein K. Honegger, Tödistr. 45. Korrespondierendes Mitglied in Genf ist Mademoiselle C. Vidart, rue Condolle. Nähere Auskunft erteilt auch gerne die Präsidentin des Schweizerischen Zweiges: Frau C. Ragaz, Gartenhofstr. 7, Zürich.

Rundschau

Zum Getreidemonopol. Vorbemerkung. Die Abstimmung über das Getreidemonopol ist ohne Zweifel eine wichtige Sache. Es sind dabei ethische und soziale Prinzipien von grosser Tragweite im Spiel. Da aber der Redaktor sich durchaus nicht kompetent fühlt, darüber zu schreiben, so hat er einen Mann, der ohne Zweifel diese Kompetenz besitzt wie wenige, und dazu eine grosse Unabhängigkeit des Denkens, Herrn Dr. Andreas Gadient, gebeten, sich über die Frage in den „Neuen Wegen" kurz zu äussern und ist nun dankbar, den Lesern seine Meinung vorlegen zu dürfen. Diese werden sich herzlich freuen, den tapferen Verfasser des von der modernen Inquisition verfolgten, ausgezeichneten Buches über das „Prättigau" (das bei dieser Gelegenheit wieder warm empfohlen sei) in den „Neuen Wegen" zu begegnen.
D. Red.

Die Aussichten für das Monopol bessern sich seit dem Frühling von

Woche zu Woche, je näher die Abstimmung heranrückt. Das ist bezeichnend. Die rein gefühlsmässige Einstellung musste einer nüchternen Ueberlegung weichen. Gar mancher, der sich in seiner Antipathie gegenüber Staatssozialismus und Etatismus sträubt gegen jede Erweiterung der Staatsgewalt, sieht sich bei gründlicherm Studium des ganzen Problems durch unerbittliche Tatsachen Schritt für Schritt abgedrängt von diesem rein prinzipiellen Boden. Mit einseitigen Theorien lösen wir heute bei dem unendlich komplizierten Getriebe und Ineinandergreifen wirtschaftliche Schwierigkeiten nicht mehr. Auch die Sozialdemokraten konnten sich dieser Einsicht nicht verschliessen, sonst hätten sie die Vorlage ablehnen müssen, da sowohl wirtschaftliche Rüstung und Sicherung des Landes, wie einseitiger Schutz nationaler Produktion ihrem Programm direkt zuwiderlaufen.

Die Landwirtschaft leidet heute unter einer schweren Krise, und diese Krise kann sich zur Katastrophe auswachsen, wenn nicht Hilfe kommt. Der Bauer erhält heute für den Liter Milch noch 20—21 Rappen, also nicht ganz 20% mehr als vor dem Kriege, während wir für die andern Bedarfsartikel noch immer mit einem Index von 150 rechnen müssen. Darunter leidet aber nicht bloss der Milchbauer. Er kann dem Züchter der Bergtäler nicht mehr den Preis bezahlen, den dieser für sein Zuchtvieh haben sollte, um existieren zu können. Nun wirft man dem Bauer vor, er habe die Kriese selber verschuldet durch eine Ueberproduktion von Milch. Wie steht es damit? Die Gesamtmilchmenge betrug schon 1915 25,0 Mill. q, 1916 24,6 Mill. q. und im Jahr 1925 25,04 Mill. q. Diese geringe Zunahme vermag also die Krise nicht zu erklären. Wohl aber der immer schwieriger und kleiner werdende Export von Emmentalerkäse. Der dem Käser garantierte Preis beträgt heute bloss 2,12 Fr. pro kg., was einem Milchpreis von 20 Rappen gleichkommt. Trotz dieses niedrigen Preis überstieg die letztjährige Produktion den Export und den Inlandkonsum um 500 Wagenladungen. Fällt der Schutz des Getreidebaues, gehen weitere Gebiete zum Grasbau über, die produzierte Milchmenge wird noch grösser, das Missverhältnis zwischen Angebot und Nachfrage noch schlimmer und der Zusammenbruch vieler kleiner Existenzen unausweichlich. Denn wer will im Ernste dem Bauern zumuten, dass er zu einer extensivern Wirtschaft übergehe, dass er den Milchertrag pro Kuh herabdrücke, in einer Zeit, wo alles nach Rationalisierung und Intensivierung ruft! Um die Ueberproduktion einzuschränken, kann es sich einzig darum handeln, dass der Bauer die Zahl seiner Kühe herabsetzt, also seinen Betrieb verkleinert. Soll dadurch aber die Landflucht nicht in verstärktem Masse einsetzen, muss der Bauer anderweitige Betätigung suchen, und diesen Ersatz findet er im Getreidebau.

Gestatten die klimatischen und Bodenverhältnisse in der Schweiz aber einen Qualitätsbau von Brotgetreide? Sicher. In einigen Landstrichen, vor allem im ganzen Voralpengebiet, verunmöglichen zwar die hohen Niederschläge den Kornbau. Aber es bleiben noch eine Reihe von Gebieten, die sich für den Getreidebau gut eignen, so der nordwestliche Teil des Mittellandes längs des Jurafusses vom Boden- zum Genfersee und einige niederschlagsarme Alpentäler, wie das Wallis, das Unterengadin und das bündnerische Rheintal. Wir hatten sogar in Graubünden (Fläsch) schon Hektarerträge an Weizen bis zu 26 q. (An der Spitze aller Länder steht heute Holland mit einem mittleren Hektarertrag von 27 q.) Auch die Qualität des Kornes ist gut, und Müller und Bäcker ziehen ausländische Weizen nur darum vor, weil diese beim Mahlen und Backen einen grösseren Wasserzusatz ertragen.

Noch um 1850 deckte der einheimische Getreidebau für rund 300 Tage im Jahr den Bedarf. Dann wurde das schwerfällige Fuhrwerk verdrängt durch die Eisenbahn, und ein Getreideacker um den andern verschwand. Warum? Die Schweiz erhob auf ausländisches Getreide keinen Zoll. (Er betrug bis zum Jahre 1921 60 Rappen pro 100 kg.) Der schweizerische Getreidebau sah sich also hineingestellt in den internationalen Wettkampf. Das Getreide ist lange

lagerfähig, relativ teuer, leicht zu transportieren, eines der wichtigsten und unentbehrlichsten Nahrungsmittel, alles Eigenschaften, die es zum eigentlichen Produkt des internationalen Güteraustausches werden liessen. Als Exporteure traten immer wieder neue Länder auf, mit billigem, noch unverbrauchtem, jungfräulichem Boden und billigen Produktionsmethoden. Während die übrigen Preise bei uns von 1860 bis 1910 durchschnittlich um mehr als 100 % stiegen, sank der Getreidepreis sogar unter den Stand von 1860. Es kosteten 100 kg

	Weizen	Milch	Fleisch
1860	32.75	9.20	92.—
1890	23.50	12.40	152.—
1910	22.65	18.65	196.—
Differenz	—30,8%	+102,7%	+113,0%

Wer darf sich angesichts solcher Zahlen wundern über den stetigen Rückgang des Getreidebaues, der vor dem Kriege nur noch einen Achtel des Bedarfes deckte. Wir möchten alle, die glauben, der einheimische Getreidebau könne auf eigenen Beinen stehen und bedürfe keines Schutzes, auf die unerbittlichen Tatsachen hinweisen, die in diesen Zahlen enthalten sind. Ohne staatlichen Schutz wird der Getreidebau, der heute über ein Viertel des Bedarfes deckt, unfehlbar zurückgehen.

In den Kriegs- und Nachkriegsjahren hat es sich gezeigt, dass die einfachste und wirksamste Förderung des Kornbaues besteht in der Uebernahmepflicht des Bundes. Und nun wagte man den kühnen Griff, diese Uebernahmepflicht in die Vorlage vom 5. Dezember hereinzunehmen, sie also in der Verfassung zu verankern. Darin liegt das Neue, Einzigdastehende der Monopolvorlage. Interessanterweise dreht sich der Abstimmungskampf aber gar nicht um diesen wichtigsten und entscheidenden Punkt. Denn auch die Gegner der Monopolvorlage, die Initianten, postulieren in ihrer Initiative die Uebernahmepflicht des Bundes. Auch nach der Initiative müsste der Bund jährlich aus Lagerbeständen und übernommenem Inlandgetreide 12—15000 Wagenladungen, also mehr als ein Viertel des gesamten Konsums, absetzen. Aber die Initiative gibt ihm kein Recht, dieses Getreide auf die Importeure oder die Müller abzuwälzen. Auch schweigt sie darüber, wie die Kosten der Getreideversorgung gedeckt werden sollen. Es käme wohl nur ein Getreidezoll in Frage. Die Initiative müsste daher schon bei der Abstimmung, sicher aber bei ihrer Durchführung auf unüberwindliche Hindernisse stossen.

Die Vorlage der Bundesversammlung verbindet mit der Uebernahmepflicht des Bundes das Einfuhrmonopol. Die Monopolverwaltung geniesst als Grossabnehmer und sicherer Zahler beim Einkauf gegenüber dem Kleinkäufer Vorteile. Auch kennt sie genau ihren Bedarf, ist des Wiederabsatzes sicher, verfügt über genügend Mittel und Lagerräume, kann daher günstige Konjunkturen viel reichlicher ausnützen als der private Importeur. Aus den daraus resultierenden Gewinnen ist sie imstande, wenigstens einen Teil der Kosten für die Förderung des inländischen Getreidebaues und der Lagerhaltung zu tragen. Der einheimische Getreidebau lässt sich darum am billigsten, am einfachsten und am wirksamsten fördern in Verbindung mit dem Einfuhrmonopol.

Dies bestreiten zwar auch die Gegner nicht. Aber sie machen prinzipielle Bedenken geltend. Das geheiligte Dogma vom freien Spiel der Kräfte ist in Gefahr, und damit das wirtschaftliche und kulturelle Wohl der Menschheit. Denn ohne einen ungehemmten Profithandel, ohne das völlig freie Walten und Wüten jedes Einzelnen, erlahmt die Energie, gibt es keinen Fortschritt mehr, lehrt das Manchestertum, auf das man plötzlich wieder schwört. Welch ein Zeugnis, das man damit der Menschheit ausstellt! Und welch ein Ideal menschlichen Zusammenlebens, wenn jeder unbekümmert um den andern rücksichtslos seinem Ziele zustrebt! Kampf aller gegen alle. Vor allem aber muss man die Tempelhüter des wirtschaftlichen Liberalismus daran erinnern, dass gerade sie das freie Spiel der Kräfte ausschalten. Es vergeht fast keine Woche, die uns

nicht wieder einen neuen Trust, ein internationales Kartell bringt, wo sich mächtige Gesellschaften zusammenschliessen, um einem ganzen Lande und ganzen Völkern ihren Willen und ihre Preise aufzuzwingen. Staaten wie England und die U. S. A., ehemalige Hochburgen des Freihandels, gehen dazu über, ihre nationale Produktion zu schützen. Und in der Schweiz? Wo findet sich in Industrie oder Gewerbe noch ein Produktionszweig, der in den Nachkriegsjahren nicht erdrückt worden wäre durch die ausländische Konkurrenz ohne Zölle und Einfuhrverbote? Und was sind die Millionen, die der Staat Industrie und Gewerbe zuwendete und heute noch zuwendet bei der beschleunigten Elektrifikation, bei der Vergebung von Aufträgen für die Militärverwaltung, anders als nationaler Protektionismus? Und wie vertragen sich endlich die Submissionsverordnungen des Gewerbes mit dem freien Spiel der Kräfte?

Wir vermögen daher den Jammer über den angeblichen Verrat der Monopolvorlage gegenüber der Handels- und Gewerbefreiheit nicht ganz ernst zu nehmen. Wohl aber erwarten und erhoffen wir von der Vorlage nicht bloss einen wirtschaftlichen, sondern auch einen hohen ethischen Gewinn. Wer mit unserm Bauernleben näher vertraut ist, weiss, welchen Einfluss grosse Preisschwankungen haben, wie die Spekulationswut auch den Bauern erfasst, wie dadurch ein bedauerliches und ungesundes Moment in unser Bauernleben hineinkommt. Die Monopolvorlage sichert dem Bauern nun nicht bloss die Abnahme zu, sondern auch einen Preis, der den Anbau ermöglicht. Nun weiss der Bauer, der sein Feld bestellt: „Ich kann zwar nicht reich werden mit meinem Getreide, aber wenn nicht völlige Fehlernten eintreffen, wird mir wenigstens meine Arbeit bezahlt.“ Stellt man ihn aber hinein in das internationale Kräftespiel, so wird er zum Spielball eines blinden Zufalls, da wirtschaftliche, politische, klimatische und spekulative Einflüsse auch in Friedenszeiten die internationalen Getreidepreise scharfen Schwankungen unterwerfen; schwankten doch die Preise an der Börse von Chicago noch in den letzten zwei Jahren zwischen 91 und 208 cents per bushel.

Fällt die Getreidevorlage am 5. Dezember, wird nach unserer festen Ueberzeugung eine monopolfreie Lösung noch viel weniger durchzubringen sein. Nun gehört es zu den Tücken der Politik, dass das Schicksal zweier ganz verschiedener Probleme zufällig verknüpft wird. So auch hier. Wir stimmen am 5. Dezember nicht bloss über die Getreidevorlage, sondern auch über die Alkoholreform ab. Wer die wenig erbaulichen Verhandlungen über die harmlose Biersteuer verfolgte, kann sich ein Bild machen von den Widerständen, auf die eine Revision der Alkoholgesetzgebung stossen wird. Wer aber mit uns der Ueberzeugung ist, dass diese Revision kommen muss und vor allem recht bald kommen muss, der frage sich am 5. Dezember zweimal, ob er einem Scheinprinzip zuliebe dieses Werk gefährden darf. A. Gadient.

Etwas Chronik. Ich will versuchen, einige Hauptereignisse der letzten Wochen wieder so zu gruppieren, dass ich auf die eine Seite diejenigen stelle, die mir bedrohlich oder doch unerfreulich erscheinen und auf die andere solche, die man als tröstlich und verheissungsvoll betrachten darf, alles in grösster Kürze. Dabei sehe ich im allgemeinen von Ereignissen ab, die ich entweder in der „Rundschau“ oder in der Rubrik „Zur Weltlage“ ausführlicher behandle.

Das bedrohlichste aller Zeichen ist natürlich all das, was sich um das neueste sog. Attentat auf Mussolini gruppiert. Dieser zerstochene und zerstampfte 15jährige Knabe Zamboni, ob er nun wirklich auf den Diktator geschossen habe oder nicht (welch letzteres wahrscheinlich ist), ist das nicht entsetzlich? Man denke es sich doch aus, wenn man kann! Nach den „Naturgesetzen des Geistes“ muss es da zu furchtbaren Dingen kommen. Was ist dagegen zu tun? Beleuchtung durch die Wahrheit, Bekämpfung alles Gewalt- und Diktaturgeistes, wo immer er sich zeige, Koalition aller Kräfte der

Menschlichkeit und Freiheit gegen dieses Regiment, Aechtung des Faschismus durch das Weltgewissen, soweit es ein solches gibt, vollkommene Klarheit über die drohende Gefahr, stille Abwehrmassregeln, Bewusstsein aller Kämpfer für Gottes und des Menschen Sache, dass hier der europäische Gefahrpunkt ist. Erwähnt sei der italienische Mönch Bevilacqua, der seine Meinung über den Faschismus offen heraussagte, natürlich unter Lebensgefahr, und seiner Kirche anriet, den Faschismus etwas weniger nach Methoden des Tauschhandels zu beurteilen. Ehre sei ihm! Es gibt noch wahre Mönche, es gibt noch Helden Christi, in der katholischen Kirche und anderswo. — Ein Zeichen von ähnlicher Bedeutung, die östliche Gefahr kündend, ist die Tatsache, dass englische Kriegsschiffe die Stadt Wanhsien in China bombardierten, um Vergeltung für einen Ueberfall von chinesischen Seeräubern auf ein englisches Schiff zu nehmen und dabei nach chinesischer Darstellung 5000, nach englischer 3000 ganz und gar unschuldige Menschen, meistens Frauen und Kinder massakrierten. Man denke darüber nach! Es gelang, diese Tatsache der letzten Völkerbundsversammlung von der Tribüne aus mitzuteilen — auch ein Faktum! — und die englischen Deputierten standen übel da. Keiner fand den Mut, eine solche furchtbare Schandtat ehrlich vor aller Welt zu verurteilen. Aber England wird sie bezahlen müssen! Sein Schuldkonto ist ohnehin nicht klein. Dieses Ereignis beleuchtet, wie gesagt, die Lage von Osten her. Dass es eine Welttribüne gibt, wo solches mitgeteilt werden kann, ist doch gut. — Ebenso die Lage beleuchtend ist die Tatsache, dass Norwegen sein Schnapsverbot aufgehoben hat. Denn das gewaltige Anschwellen des Lasters gehört zum Bilde der heutigen Welt. In Amerika haben freilich nicht, wie vielfach berichtet wurde, die Wahlen den Prohibitionsgegnern lauter Erfolge gebracht, die Wagschalen schwankten; doch scheint die Prohibition einen schweren Kampf zu haben. — Schlechthin eine Schande ist es, dass in der Schweiz die Initiative auf Neueinführung der Spielhöllen von 130,000 Schweizerbürgern unterschrieben worden ist. Verworfen wird sie deswegen doch werden, wenn wir Gegner unsere Pflicht tun. — Eine, gelinde gesagt, unbegreifliche Sache ist es, wenn die preussische Sozialdemokratie durch stillschweigende Zustimmung den Hohenzollern neben Dutzenden von Schlössern und 300,000 Hektaren Land (eine riesige Fläche!) noch 15 Millionen Mark Entschädigung (für was?) verschaffen, während für die Arbeitslosen die Kassen leer sind. Da muss man sich über die Zunahme der kommunistischen Stimmen nicht wundern. — In Russland hat sich, wenn die zu uns gedrungenen Berichte richtig sind, die Opposition gegen den regierenden Bolschewismus in den Formen unterworfen, die sonst nur in der römischen Kirche üblich waren. Man sieht, wie alle Systeme einer Gewalt-Autorität sich gleichen. Aehnliches würde bei uns versucht, wenn einmal eine Diktatur Grimm, Reinhardt, Nobs und so fort fest im Sattel sässe. — Endlich der Zusammenbruch des englischen Bergarbeiterstreikes. Unendlich traurig! Ein Heldentum, das seinesgleichen sucht, aber tragischen Umständen und eigenen Fehlern erliegt, ein Auftakt zu Ereignissen einer nahen Zukunft, die freilich nicht immer mit einem Triumph der Unternehmer endigen müssen.

Unmittelbar an dieses Ereignis voll dunkler und schwerer Weissagung der Zukunft schliesst sich der grosse Sieg der englischen Arbeiterpartei bei den Gemeindewahlen, wo sie rund 150 Sitze gewinnt und grosse Städte erobert. Das ist schon eine Reaktion auf die schmähliche Haltung der Regierung im Bergarbeiterstreik. Mögen bald andere folgen, bis zum Sturze dieser Regierung, auf der eine sehr schwere Verantwortung für den heutigen Weltzustand liegt. — Eine Freude haben darf man wohl an dem Ergebnis der englischen Weltreichskonferenz, das in der Erklärung der vollen Autonomie der „Dominions (d. h. Kanadas, Südafrikas, Australiens, Neuseelands und Tasmaniens) besteht. Das englische Weltreich kann nur leben

als eine freie Republik freier Völker. Diese Tatsache muss ihre Folgen haben. Aber wer daraus auf die baldige Auflösung des Reiches schlösse, würde sich jedenfalls übel verrechnen. — Dass der scheinbar mächtigste Mann und zeitweilige Diktator Deutchlands, General von Seekt, der Wiederhersteller der alten deutschen Wehrmacht, wegen einer Unvorsichtigkeit (Zulassung eines Hohenzollernprinzen zu den Manövern) stürzen musste, beweist zwar noch nicht, dass sein Werk nicht fortgesetzt werde, aber doch, dass die Allmacht des Säbels in Deutschland gebrochen und der Einfluss der Zivilgewalt seit Zabern bedeutend gewachsen ist. — Das Wirtschaftsmanifest von Führern der Finanzmacnt und des Wirtschaftslebens überhaupt, das Niederlegung der heutigen Zollschranken und anderer Hindernisse von Handel und Verkehr fordert, beweist doch, dass die Bewegung auf eine Solidarität Europas und der Welt hin sogar bei denen zunimmt, die sich daran bisher am schwersten versündigt, und wenns auch nur aus Verstandeserwägungen geschieht. — Die Wirtschaftskonferenz des Völkerbundes scheint auch rascher, als man erwartet, zu Stande zu kommen und auf guten Wegen zu sein. Sogar mit der Abrüstungskonferenz stehe es nicht so schlimm. — Endlich noch drei kirchlich-religiöse Notizen. Pfarrer Schafft in Cassel ist von seiner Behörde „freigesprochen‘ worden. (Vgl. die letzte Chronik.) Dafür kommt Pfarrer Hartmann in Solingen-Foche an die Reihe, weil er es nicht ganz selbstverständlich fand, dass Christentum und Kriegervereine allzusehr identifiziert würden. (Vgl. den Rundschauartikel darüber.) — Die römisch-katholische Kirche hat den heidnischen Katholizismus eines Charles Maurras von der „Action Française", dieses interessante Gebilde, verurteilt, mit Recht. Das ist ein Zeichen, dass ihre Macht steigt. Sie hat aber — diplomatisch — zu lange gewartet.

Summa: Da die bösen Zeichen vorläufig sich fast von selbst verstehen, so wollen wir sie zwar wohl bedenken, uns aber an den andern desto mehr freuen. Schliesslich hangen beide Arten von Zeichen zusammen und wahr wird auch das Wort sein: „Es ist ein Keim des Guten in dem Bösen."

Zum sozialdemokratischen Parteitag. Der Parteitag der schweizerischen Sozialdemokratie, der am 6. und 7. November in Bern stattfand, stand im Zeichen des Kampfes zwischen Bolschewismus und Demokratie. Allgemeiner ausgedrückt könnte man sagen: im Zeichen des Kampfes um das Problem der Gewalt. Denn darauf lief im Grunde alles hinaus. Es lagen als weitaus wichtigste Traktanden die zwei Fragen vor, ob die Partei zusammen mit den Gewerkschaften und der Zentralstelle für Friedensarbeit ein Sekretariat für den Kampf gegen den Militarismus schaffen und ob sie mit jener von Grimm stammenden Motivierung, die so viel als möglich vom Erbe der Bolschewismuszeit rettet, in die zweite Internationale eintreten solle. Von Grimm und seinen Freunden ging auch die Opposition gegen den Plan einer Verbindung zwischen Partei, Gewerkschaft und Zentralstelle aus. Die Gehässigkeit gegen gewisse Personen, die in der Zentralstelle arbeiten (vor allem gegen den Schreibenden) spielte dabei eine grosse Rolle. Es handelte sich darum, ob die Partei sich prinzipiell zum Antimilitarismus bekennen oder ob sie für gewisse Fälle einen sozialistischen Militarismus vorbehalten solle. Das Erste wollen Gewerkschaften und Zentralstelle, das Zweite Grimm und Genossen. Wenn man den Kampf mehr von der persönlichen Seite her bezeichnen will, obschon er im Grund doch prinzipieller Natur war und ist, so kann man sagen: es ging um die Vorherrschaft des Systems Grimm in der Partei.

Begonnen hatte der Kampf mit dem tapferen Vorstoss Naines gegen Grimm, von dem im letzten Hefte gemeldet worden ist. Darauf folgten lebhafte, zum Teil heftige Auseinandersetzungen in der Presse. Der Parteitag nahm infolge davon eine dramatische Spannung an und gewann eine Bedeutung, wie beides schon lange keinem mehr geeignet hatte. Man sieht eben immer deutli-

cher, wie das Prinzip der Gewalt in den Mittelpunkt aller Diskussion rückt. In diesem Kampfe haben unsere Freunde die Sache einer wahrhaft sozialistischen Demokratie und Friedensgesinnung und zugleich die der Ehrlichkeit tapfer, eindrucksvoll, ja glänzend vertreten. Die Sache des Sozialismus ist in unserer Mitte schon lange nicht mehr auf einer solchen Höhe, mit einer solchen idealistischen Begründung verfochten und verkündigt worden. Der numerische Sieg ist ihnen freilich nicht zugefallen. Das war unter diesen Umständen fast unmöglich. Durch eine Nachlässigkeit der Genossen von Neuchâtel, die man schon Schlamperei schlimmster Art nennen muss, war es der unter Grimmschem Einfluss stehenden Parteileitung (das ist der Ausschuss des Parteivorstandes) möglich gemacht worden, den Parteitag nach Bern zu verlegen. So stellten sich an diesem etwa hundert Berner ein, die in der überwiegenden Mehrheit Grimms Parolen gehorchen. Das war also fast ein Drittel aller Delegierten. Aus der Ostschweiz, die ebenso überwiegend gegen das System Grimm steht, war ein kleines Grüpplein erschienen, ebenso aus Neuchâtel. Sehr zu beklagen ist, dass die übrige welsche Schweiz so wenig geschlossen hinter Naine stand. Gewiss haben da auch sehr kleinliche und unsachliche Motive mitgespielt. Es ist ferner zu bedenken, dass die Delegierten zum grossen Teil zu den Offiziösen der Partei gehörten, bei denen Opposition gegen das System von vornherein einen weniger günstigen Boden findet. Endlich war die Regie völlig in der Hand unserer Gegner. So gelang es diesen, für ihre Vorschläge eine schwache Zweidrittelmehrheit zu bekommen. Gewiss hat dabei auch die Demagogie mitgewirkt, die mit der Behauptung operierte, wir Andern wollten die Arbeiter von den Bürgerlichen wehrlos abschlachten lassen. Als ob nicht unsere Taktik gerade auch immer den Sinn gehabt hätte, eine solche Abschlachtung zu verhindern, die nach unserer Ueberzeugung die sichere Frucht einer sozialistischen Gewaltmethode wäre.

Von einem wirklichen Sieg des Systems Grimm kann unter diesen Umständen nicht geredet werden. Wenn seine Blätter und seine bürgerlichen Gesinnungsverwandten die Sache so darstellen, so ist das wieder Taktik. Es liegt unsern bürgerlichen Militaristen ganz herrlich, dass sie nun erst recht sagen können: „Seht, die Gewaltlehre besitzt doch in der Sozialdemokratie die grosse Mehrheit, also . . . .!“ Diese Leute haben in Bern gesiegt. Die schlimmste Folge dieses Sieges ist eine gewisse Lähmung unseres Kampfes gegen den Gewaltgeist. Es ist in der Tat nicht abzusehen, wie gewisse Vertreter der Partei noch den Mut aufbringen werden, gegen irgend welche Verletzungen der Demokratie aufzutreten, den Militarismus und Faschismus zu bekämpfen, da sie doch genau das gleiche Gewaltcredo haben, wie Mussolini und Scheurer. Sollten sie diesen Mut aufbringen, so wird es einer sein, der niemanden imponiert. Die Erklärung gegen den Faschismus, die in Bern zustande kam, hat darum schwerlich irgend einen Eindruck gemacht. Es hat sich in Bern gezeigt, was wir längst wussten: dass das schwerste Hindernis in unserem Kampfe gegen den Militarismus ein im Grunde selbst militaristisch gesinnter Sozialismus, ja noch mehr, dass der schlimmste Feind des Sozialismus — der Sozialismus selbst ist!

Zu diesen üblen Folgen der Berner Tagung gesellt sich eine gewisse vergiftende Wirkung auf die eigene Partei, wie sie in aller Zweideutigkeit und Halbheit liegt. Bedauerlich war, dass die Regie gleich am Beginn des Parteitages ein Zutrauensvotum für Grimm zustande brachte, das natürlich nur den Sinn hatte, man lasse sich für die Wahl des Präsidenten des Nationalrates die Kandidatur nicht von den andern Parteien vorschreiben, aber nicht, dass man zu Grimms Person und Taktik stehe. Dass diese das Vertrauen eines grossen Teils der Partei nicht geniessen, ist ganz klar. Aber wir „Reformisten“ gönnen dem Berner Stadtrat Grimm die weitere „revolutionäre“ Tätigkeit als Präsident des Nationalrates und später als wohlbestallter Bundesrat von Herzen.[1])

[1]) Das Kesseltreiben gegen die Wahl Grimms zum Präsidenten des Na-

Es ist also an diesem Verlauf des Parteitages Einiges selbstverständlich ungünstig. Aber von einem Sieg der „Richtung Grimm“ kann, wie gesagt, im Ernst keine Rede sein. Es ist ziemlich sicher, dass die Stimmung des Parteivolkes, besonders aber der Gewerkschaften, sehr anders ist. Sodann ist einiges festgestellt worden, was vorher nicht klar war und was keinen Sieg der Richtung Grimm bedeutet. Es ist klar gestellt, dass Grimm nicht „der“ Führer der schweizerischen Sozialdemokratie ist, sondern dass der lebendigste Teil der Partei, besonders die Jugend, gegen ihn steht, ja man darf wohl sagen: es ist klar geworden, dass die Macht dieses Systems nur von kurzer Dauer sein wird. Es ist die ganze Unwahrhaftigkeit dieses Halbbolschewismus sehr deutlich geworden. Ferner sind bei diesem Anlass gewisse Gewalttheoretiker mit ihren halb brutalen, halb kindischen Meinungen so offen hervorgetreten, dass ihre Sache schon dadurch gerichtet ist. Es muss doch auch unter unsern gegnerischen radikalen Genossen einen gewissen Eindruck gemacht haben, dass diese Sozialisten genau so redeten wie sonst enragierte bürgerliche Militaristen reden. Auch das ist zu bedenken, dass da schon der Eintritt in die zweite Internationale für jene Denkweise eine schwere Niederlage bedeutet, die zu verhüllen auch ein Zweck jener Motivierung war. Und endlich: D e r K a m p f g e h t w e i t e r. Selbstverständlich bedeutet der Parteitag nicht seine Entscheidung, sondern bloss eine Phase darin. Die Hauptsache war, dass die neue Denkweise einmal kräftig und deutlich ihr Banner erhob. Das ist nun geschehen, ist auf glänzende und moralisch sieghafte Weise geschehen und darauf kam es an. Weitere Klärungen, die notwendig sind (z. B. über das, was wir andern von der Partei fordern und nicht fordern) wird die Fortsetzung des Kampfes bringen.

P. S. Vielleicht darf ich bei diesem Anlass doch wieder an meine Schrift über „S o z i a l i s m u s u n d G e w a l t“ erinnern, zu der ich in allem Wesentlichen immer noch stehe. Sie ist bei W. T r ö s c h in Olten erschienen.

Nochmals Helsingfors. Die Bemerkungen und Dokumente über den Kongress der Christlichen Vereine junger Männer in Helsingfors im letzten Heft der „Neuen Wege“ (S. 429) haben uns Zustimmung und Widerspruch von ziemlicher Lebhaftigkeit eingetragen. Einige Aeusserungen des Widerspruchs lassen nach Stil und Gehalt jenen Geist vermissen, den die Schreiber in Stockholm gespürt zu haben behaupten, andere zeigen wirklich das Gepräge der Art Christi. Es soll in der Kürze, die uns leider die Rücksicht auf den Raum vorschreibt, klargestellt werden, was klarzustellen ist.

Zuerst eine allgemeine Bemerkung. Es lag meinem Korrespondenten, wie mir selbst, ganz ferne, das Gute und Grosse, was in Helsingfors sich zeigte, zu leugnen oder in seinem Werte herabzusetzen. Im Gegenteil: sowohl die Tatsache, dass wir von diesem Kongress redeten, als die kritischen Glossen zeugten von unserer hohen Einschätzung einer solchen Versammlung, an die wir freilich eben um dieser Einschätzung willen einen strengen Masstab legen. Ich werde darauf zurückkommen. Jedenfalls lag kein Uebelwollen irgend welcher Art vor.

Zugestehen möchte ich zum Zweiten einen Irrtum. Ich habe die in Helsingfors gestellten Fragen und Antworten „zahm“ genannt. Wie ich nun sehe, gilt dies aber bloss von den A n t w o r t e n. Für diese halte ich an meiner Charakteristik fest. Anders verhält es sich mit den F r a g e n. Das ursprüngliche Fragenschema, das den Vereinen auf den Kongress hin vorgelegt wurde, ist so, dass man es nicht besser wünschen könnte; es ist nicht „zahm“, sondern

---

tionalrates (das übrigens Grimm bloss den Schein eines Martyriums und unverdiente Popularität verschafft) gehört in meinen Augen zum Törichtesten und Erbärmlichsten, was wir seit langem in der Schweiz gehabt — und das will etwas heissen.

kühn und radikal, ja revolutionär. Wenn der Raum das erlaubte, so würde ich es gerne abdrucken. Ich habe mich seinerzeit selbst darüber herzlich gefreut und mich gewundert, dass so etwas möglich sei. Es ist ein Zeichen des neuen Geistes, der auch in diesen Kreisen sich kräftig regt. Durch ein Versagen des Gedächtnisses ist es geschehen, dass ich, als ich meine Bemerkungen schrieb, nur noch eine Zusammenfassung jenes Schemas vor Augen hatte, das den Charakter grosser „Zahmheit" zu haben schien. In diesem Punkte leiste ich also ohne weiteres amende honorable.

Nicht so verhält es sich — zum Dritten — in Bezug auf den besonders umstrittenen Punkt: die Haltung der deutschen Delegation in Helsingfors. Allerdings muss hier ein Missverständnis aufgeklärt werden. Weder meinte mein Korrespondent, es handle sich um einen Gegensatz von nationalem Charakter, etwa den zwischen Deutschen und Franzosen, noch war dies meine eigene Voraussetzung, wenn ich bemerkte: „Man sieht immer wieder, auf welcher Linie heute der grosse Kampf um die Wahrheit ausgefochten werden muss." Es wäre ja auch gehässig oder einfältig oder beides zugleich, wenn Einer glaubte, diese „Linie" bedeute den Gegensatz von Deutschen und Franzosen. Er bedeutet selbstverständlich den zweier Denkweisen, und zwar der zwei Auffassungen vom Reiche Gottes, der, welche man etwa die quietistische nennt und die das Reich Gottes vorwiegend als ein jenseitiges fasst, das nicht in diese Welt eingehen kann, und der, welche man etwa die aktivistische nennt und nach welcher das Reich Gottes die Welt umgestalten will. Das Nationale spielt dabei höchstens die Rolle, dass das deutsche Luthertum im Grossen und Ganzen immer noch eher geneigt ist, die erstere Denkweise zu vertreten. Und nun hält mein Korrespondent (und andere mit ihm) daran fest, dass in diesem Sinne freilich ein Gegensatz zwischen der deutschen Delegation (die allerdings auch von Andern, z. B. den meisten Deutschschweizern unterstützt wurde) und jener andern Denkweise auch in Helsingfors, wie einst in Stockholm, hervorgetreten sei. Ich selbst kann diese Auffassung meines Korrespondenten bloss feststellen.

Aber mein Korrespondent, wie ich selbst, sind natürlich von Herzen froh, wenn dieser Gegensatz sich — in einer höheren Einheit, wie ich meine — auflöst.

Festhalten muss ich, und zwar ohne Einschränkung, an meiner kritischen Randglosse. Meine Skepsis bezieht sich freilich nicht bloss auf Helsingfors, sondern so ziemlich auf alle Kongresse dieser Art. Zu oft habe ich erfahren — auch an mir selbst — wie wenig bestimmend die Begeisterungen solcher Kongresse fern vom Schuss für die Haltung sind, die man daheim einnimmt, also da, wo es ernst werden sollte. Das Kriegsproblem ist aber so furchtbar dringlich, die Möglichkeit, dass diese jungen Männer aus aller Welt einander ein paar Wochen nach Helsingfors mit Gasmasken und Bajonetten gegenüberstünden, sich mit Flammenwerfern verbrennten, auf die Städte der Eltern, Brüder und Schwestern der Kongressgenossen Tod und Verheerung ausspeiende Bomben würfen, war so gross, dass alle Schwüre zu Christus und alle Abendmahlsfeiern und Verbrüderungen wenigstens den Draussenstehenden als eine Heuchelei im Sinne Jesu vorkommen mussten, bevor diese jungen Männer einander gelobt hätten: „Das tun wir nicht!" Kann man das im Ernst bestreiten? Gerade das Grosse,. das von Helsingfors berichtet wurde und das zu leugnen mir, wie gesagt, nicht einfiel, musste bei Menschen, die Erfahrungen hinter sich haben und wissen, was über der heutigen Welt hängt, diese Frage auf die Lippen drängen: „War das Ernst oder Spiel, Kampf oder Parade?" Schlimm gemeint wars aber nicht und gerade Jünger Christi müssen das Recht einer solchen Frage begreifen. Summa: Helsingfors — alles gut und gross, aber mit einer Randglosse für die Zukunft, mit einem Häckchen für das Gewissen dran!

Sacco und Vanzetti. Wissen alle Leser, was Sacco und Vanzetti bedeutet? Sie müssen es wissen, denn es handelt sich um eine menschheitliche Angelegenheit, ähnlich dem Dreifusshandel. Vor etwa fünf Jahren wurden in Chicago zwei Italiener, eben Sacco und Vanzetti, zum Tode verurteilt, weil sie eine Mordtat begangen haben sollten. Die Beweise waren ganz ungenügend, ja für einen von beiden war sogar das Alibi (d. h. Abwesenheit vom Orte der Tat) nachgewiesen! Gewisse Entlastungszeugen wurden nicht zugelassen. Alles wies darauf hin, dass der entscheidende Richter, Webster Thayer, ohne Rücksicht auf Schuld oder Unschuld der beiden einfach ein Exempel statuieren wollte. Ihr Verbrechen war ja, Sozialisten zu sein! Einer der früheren Angestellten des Justizdepartementes von Massachusets sagte unter Eid aus: „Es war die Meinung des Departementes, dass eine Verurteilung von Sacco und Vanzetti wegen Mord ein Mittel wäre, sie los zu werden.“ Fünf Jahre sitzen nun die beiden Männer im Gefängnis. Schon sollte die Hinrichtung stattfinden, da geschah etwas Unerwartetes: ein wegen anderer Verbrechen Verurteilter gestand, dass er, nicht jene Beiden, der Mörder gewesen sei. Nun wäre in einem „Kulturland“ doch wohl eine Revision des Prozesses selbstverständlich. Statt dessen wurde schleunige Hinrichtung des Entlastungszeugen verfügt — denn es gilt nur das Zeugnis Lebender! Ob die Verfügung ausgeführt worden ist, weis ich nicht. Jedenfalls setzten und setzen sich nun starke Kräfte für die beiden Verurteilten ein, die amerikanische Arbeiterschaft, aber auch einflussreiche bürgerliche Kreise, sogar sehr konservative. Man darf aufatmend hoffen, dass der Welt ein Justizverbrechen schlimmster Art erspart bleiben werde.

Warum die offiziellen Instanzen eine Revision des Prozesses so sehr scheuen, wird allerdings schon aus der oben angeführten Tatsache klar genug. Man mag dazu die andere fügen, die ebenfalls durch Eid erhärtet ist, dass die Gerichtsbehörde, um die Schuld der beiden doch noch zu beweisen, sich eines ausgedehnten Spitzelsystems bediente. Spitzel wurden unter die radikalen Arbeiter geschickt, Spitzel als „Mitverbrecher“ in Saccos Zelle, Spitzel in ein Komitee zur Verteidigung von Sacco und Vanzetti; ja, es wurde versucht, einen solchen sogar in Saccos Heim unterzubringen. Und das nennt man nun „staatliche Gerechtigkeit“ in einem Lande, wo das Recht so viel gilt!

Wir wissen freilich, dass in den letzten zwölf Jahren die Justizverbrechen Legion gewesen und dass sie immer noch an der Tagesordnung sind, auch dass darunter zahllose noch viel schlimmer waren und sind als dieses; aber wenn eines so wie dieses im Lichte der Weltöffentlichkeit steht, dann wäre es unerträglich, wenn es nicht gelänge, es zu verhindern.

Dienstverweigerung. Vor kurzem ist in Chur der Sekundarlehrer Andreas Martig, Sohn des Stadtpfarrers Paul Martig von Chur, wegen Dienstverweigerung vor dem Kriegsgericht gestanden und zu drei Monaten Gefängnis verurteilt worden. Pfarrer Gerber hat ihn verteidigt. Abgesehen von dem Einfluss seines Elternhauses scheinen besonders die Eindrücke, die er in Woodbrook bei Birmingham, der Volkshochschule der Quäker, empfangen, für seinen Entschluss bestimmend gewesen zu sein. Fröhlich und entschieden stellte er seinen Mann und geht seinen Weg. Er büsst gegenwärtig in der Strafanstalt zu Basel das Verbrechen, dass er keine Menschen töten will. (Ob dort gleichzeitig auch Menschen büssen, die getötet haben? Es wäre ein merkwürdiges Widerspiel!) Martig ist ein Mensch, der sich durch seine ganze Art in Woodbrook ein ausserordentliches Mass von Sympathien erworben hat. Möge es der Sache, aber auch ihm selbst und seiner Familie zu hohem Segen gereichen! Matth. 5, 10. Gerade den Graubündnern, in deren politischem Leben seit längerer Zeit das Gewissen bei diesem und jenem Anlass keine gar grosse Rolle mehr gespielt hat, tut es gut, zu sehen, dass es so etwas noch gibt!

Es sitzen zur Zeit ebenfalls im Gefängnis die früher hier genannten Dienstverweigerer Ith, Otter und Liechti — der letzte zum zweiten Mal nach

kurzer Zeit. Ihnen allen sei Ehre! Wir grüssen sie besonders zu dieser Zeit, wo das „Friede auf Erden und den Menschen ein Wohlgefallen" wieder durch die Welt geht. Sie sind Werkzeuge dieser Erlösung.

Eppur si muove! Es ist erstaunlich, wie nun der Gedanke der Dienstverweigerung marschiert. Während diese bei uns vielen immer noch als etwas Schreckliches gilt, sprechen sich in Deutschland und Frankreich bürgerliche Männer in hohen Stellungen dafür aus. So auf dem 11. deutschen Friedenskongress zu Heidelberg Oberregierungsrat z. D. Dr. Hans Simons, Direktor der Hochschule für Politik und Präsidialmitglied der „Deutschen Liga für Völkerbund", Ministerialdirektor Dr. Freund in Dresden, der die Organisation der Kriegsdienstverweigerung für die einzige Rettung vor den uns drohenden Gefahren erklärt, Dr. Hans Wehberg, der Herausgeber der „Friedenswarte". Dieser erklärt: „Für die Durchführung der Dienstverweigerung sprach sich diesmal eine so überwältigende Mehrheit, wie auf keinem anderen der neuesten pazifistischen Kongresse aus. Nur sechs Stimmen waren gegen die Ponsonby-Resolution [der englische Abgeordnete Ponsonby betreibt bekanntlich eine Sammlung von Unterschriften solcher, die sich verpflichten, auf keine Weise an Krieg oder Kriegsvorbereitung teilzunehmen; man wird nächstens das vorläufige Ergebnis erfahren. Vor einiger Zeit waren es in England allein 50,000, aber das ist nur ein Anfang.] Ich selbst habe . . . nicht gegen die Resolution gestimmt, sondern Stimmenthaltung geübt, weil ich aus psychologischen und technischen Gründen den Augenblick für eine Ponsonby-Aktion in Deutschland nicht für gegeben erachte, so sehr ich an sich für das Prinzip der Dienstverweigerung bin." (Friedenswarte 1926, 1. Die Zeitschrift sei abermals allen denen warm empfohlen, die in Bezug auf die pazifistische Bewegung genau orientiert sein wollen). Die „Ponsonby-Resolution", die der Kongress annahm, lautet: „Der 12. deutsche Pazifistenkongress begrüsst den Eintritt Deutschlands in den Völkerbund als die Erfüllung eines der von ihm erstrebten Ziele. Er erhofft vom Völkerbund, dass er das wahre Instrument des Friedens werde und dass der Krieg als ultima ratio der Nationen endlich verschwinde. Zur Sicherstellung dieses Zieles ist es notwendig, alle Völker zur wahren Völkerbundsgesinnung zu erziehen. Diese Erziehungsarbeit muss gipfeln in der Entschlossenheit der Massen, im Falle eines Aufrufs zum Krieg die Gefolgschaft zu verweigern. Wirksam kann diese Kriegsdienstverweigerung nur sein, wenn die Massen der einzelnen Kriegsdienstgegner sich auch in Deutschland zur Kriegsdienstverweigerung verpflichten und und zusammenschliessen. [Von uns gesperrt. D. Red.] Deshalb ersucht der Kongress das deutsche Friedenskartell, die der Ponsonby-Aktion in England parallele, die deutschen Massen zur Kriegsdienstverweigerung aufrufende und sammelnde Aktion, die es Anfang des Jahres im Prinzip beschlossen hat, nunmehr in die Wege zu leiten."

Ganz Aehnliches ist von dem 11. französischen Friedenskongress zu Valence zu berichten. Mit überwältigender Mehrheit wurde dort beschlossen: „Der Kongress rügt die Langsamkeit und den Mangel an gutem Willen, den die Regierungen in der Entwaffnungsfrage zeigen. Er wendet sich an die öffentliche Meinung, damit sie die Regierungen zur völligen Entwaffnung zwinge, die die einzige wahre Friedenssicherung ist, weil — nach der Ueberzeugung des Kongresses — der Friede mit der Existenz von Heeren unvereinbar ist. Jeder militärischen Aktion abgeneigt, wünscht der Kongress auch, dass der Völkerbund nur zu politischen, wirtschaftlichen und moralischen Sanktionen greife und nicht zu einer bewaffneten internationalen Macht, um die Durchführung seiner Entscheidungen zu sichern. Der Kongress hofft darüber hinaus, dass die Menschen in immer grösserer Zahl sich weigern, am Kriege teilzunehmen. Er erklärt, dass in einem Widerstreit zwischen dem Gesetz, das den

Kriegsdienst vorschreibt und dem Gewissen, das verbietet, zu töten, das Gewissen in seiner unbedingten und gewaltlosen Weigerung, an dem teilzunehmen, was Religionen und Sittlichkeit verbieten, den Vorrang haben muss." [Von der Red. gesperrt.]

Es wurden an beiden Kongressen noch ähnliche radikale Dinge beschlossen, darunter selbstverständlich die Abschaffung der Heere.

Diese Beschlüsse sind noch nicht Wirklichkeiten der Einrichtungen, aber sie sind Wirklichkeiten der Gedanken in einer wachsenden geistigen Vorhut der Völker. Und die Schweiz? Will sie endgültig in den allerletzten Nachtrab geraten?

St. Franziskus in der Schweiz. Für die auswärtigen Leser (die schweizerischen kennen sie schon) muss doch auch die Geschichte des heiligen Franz in der Schweiz erzählt werden. Ein Bauer aus dem Kanton Thurgau verteilt sein Vermögen im Wert von 50,000 Franken an die Armen. Es bleibt ihm nur noch ein Stück Wald übrig. Er lebt als Junggeselle von seiner Hände Arbeit. Die Tat hat er unter dem Einfluss einer religiösen Bekehrung getan. Sie ist um so auffälliger, als gerade die Bevölkerung des Thurgau nicht gerade wegen Abneigung gegen die materiellen Güter berühmt ist. Wieder einmal zeigt sich also: „Der Geist wehet, wo er will."

Aber freilich wurde nun der Antrag auf die Bevormundung des Gegenbildes zum reichen Jüngling eingebracht und zwar wegen Verschwendung und Geisteskrankheit. (!!) Die Behörde nahm letztere nicht an, „weil ein Ueberwiegen altruistischer Motive gegenüber den egoistischen nicht zur Annahme einer Geisteskrankheit genüge." (!!) Dagegen beschloss er doch die Bevormundung, weil die Handlungsweise des Beklagten diesen der Gefahr des Notstandes und der Verarmung aussetze. (Vgl. Matth. 6, 19 ff; Matth. 19, 21 ff; Luk. 14, 33.) Der Bevormundete wendete sich an den Regierungsrat des Kantons Thurgau um Aufhebung jenes Beschlusses und erklärte dabei, er tue ja nur, was gegenwärtig alle Welt am heiligen Franz lobe. — Umsonst! Aber siehe da, das schweizerische Bundesgericht hob die Bevormundung auf und bezeichnete es als starkes Stück, dass man eine Handlungsweise, die eigentlich nur den christlichen Lehren entspreche, als Grund zur Bevormundung betrachte. Eine kostbare Geschichte, nicht wahr? Einen Kommentar wird man dazu nicht schreiben müssen!

Bern. Zusammenkünfte der „Freunde der Neuen Wege" Sonntag, den 5. Dezember, abends 8 Uhr, im grünen Saal des Volkshauses. Vortrag von Pfarrer Lejeune aus Zürich über J. Ch. Blumhardt. Donnerstag, den 16. Dezember, abends 8 Uhr, im Daheim, grosser Saal, Vorlesung eines Pestalozzi-Schauspiels durch den Verfasser Alfred Wirz.

Zum Schluss des Jahrganges.

Ich will diesmal zum Schluss des Jahrganges nicht viel sagen. Das vorliegende Heft mag ja zeigen, in welchem Sinne ich meine, dass die Arbeit weitergeführt werden solle. Es zeigt eine Reihe von wertvollen Mitarbeitern und geht vor allem auf diejenigen Probleme, die für uns jetzt die dringlichsten geworden sind. Gern hätte ich zum Beginn des Jahrganges ein Programm mitgeteilt,

habe das aber aus allerlei Gründen nicht gekonnt und dafür die Hoffnung ausgesprochen, dass wir von selbst auf die Bahn kämen, die uns schon lange vorschwebt. Das ist nun, glaube ich, geschehen und wird weiter geschehen. Eine Fülle von Stoff liegt vor, der dafür sorgen wird. Dazu kommen die Bewegung der Welt und die Bewegung der höchsten Wahrheit, die uns helfen werden, immer mehr unsere letzten und wahrsten, wie auch lebendigsten Aufgaben zu ergreifen.

Ich danke denjenigen Lesern, die mit Geduld, Nachsicht und Verständnis unserer Arbeit gefolgt sind. Deren Unvollkommenheit ist uns gewiss klar genug. Möge es auch vielen klar sein, wie schwer sie ist. Wir üben Wahrheitsdienst, rücksichtslosen, denn wir meinen, das sei das Notwendigste; aber das war von jeher kein leichter Dienst. Er ist es besonders nicht in einem Lande, wo die Luft so dick ist wie gegenwärtig in unserer Schweiz, wo Dinge, die anderwärts für vorwärtsschauende Menschen selbstverständlich sind, als ungeheuerlich erscheinen und so vielfach Kämpfe zu führen sind, die man so wenig mehr mit Ernst und Geduld führen kann, wie die Menschen der Reformationsepoche die gegen die viri obscuri ihrer Zeit; in einem Lande, wo es an den schlimmsten Kampfmethoden nicht fehlt, wo man sich aber entsetzt, wenn das Wort eines älteren Schweizers zur Wahrheit wird.

„Hei, noch gilt ja unter Freien
Ein leidenschaftlich freies Wort.“

Aber die Freunde haben uns bisher nicht im Stiche gelassen und werden es auch künftig nicht tun. Sie werden für die „Neuen Wege“ werben, wo und wann sie können. Wir stehen ihnen dabei stets mit Probeexemplaren zu Diensten. Im übrigen vertrauen wir unsere Sache Ihm, dem wir damit dienen möchten. Dass wir es immer besser täten! Wir wünschen allen Freunden für Weihnachten und Jahreswende allen Segen, besonders neue Hoffnung, neue Kraft und neue Freude! Die Redaktion.

Redaktionelle Bemerkungen.

Zu unserem grossen Bedauern mussten wir aus Mangel an Raum nicht nur die Rubrik „Von Büchern” auslassen, sondern auch Anderes, das wir gern gebracht hätten, besonders eine Erklärung des Vereins antimilitaristischer Pfarrer zum Fall Kobe, im letzten Augenblick auf das nächste Heft verschieben. Wir bitten um Nachsicht!

Dass das Heft einen Advents- und Weihnachtscharakter hat, werden die Leser gewiss leicht bemerken.